

# Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXIII. Band.

# Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

---

In drei Abteilungen.



Leipzig:  
G. Freytag.

1887.

Prag:  
F. Tempsky.



# Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.



## III. Abteilung:

Feste und festliche Spiele. — Das Theaterwesen. — Kriegs- und Seewesen.  
— Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. — Die Sklaven. —

Mit 15 Vollbildern und 43 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig:  
G. Freytag.

1887.

Prag:  
J. Tempisky.

# Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Einleitung . . . . .	1
I. Die Tracht . . . . .	11
II. Geburt und erste Kindheit . . . . .	90
III. Erziehung und Unterricht . . . . .	113
IV. Eheschließung und Frauenleben . . . . .	148

# Verzeichnis der Abbildungen.

Figur	Seite
1. Altertümliche Männer- und Frauentrachten. Vasenbild nach Elite céramographique II, 27 . . . . .	15
2. Altertümlicher Männerchiton mit Himation. Vasenb., nach Gerhard, Etrusk. u. campan. Vasenbilder. Taf. 21 . . . . .	16
3. Altertümliche Trachten (Reigentanz). Von der François-Vase, nach Wiener archäol. Vorlegeblätter. Serie II. Taf. 3 u. 4 . . . . .	18
4. Trachten aus dem 5. Jahrh. v. Chr. (Entführung der Helena). Vasengemälde des Hieron, nach Gerhard, Trinkschalen u. Gefäße. Taf. 11 u. 12 . . . . .	21
5. Kurzer Männerchiton mit Bausch. Vasenbild, nach Gerhard, Etrusk. u. campan. Vasenbilder. Taf. 6 u. 7 . . . . .	23
6. Krieger in der Erymis. Grabrelief, nach Bullet. de corresp. hellénique IV. pl. 7 . . . . .	25
7. Statue des Sophokles im Lateran. Nach einer Photographie . . . . .	26
8. Bürger in Chiton und Himation. Terrakotta, nach Bull. de corresp. hell. VII. pl. 12 . . . . .	27
9. Ephebentracht (Berehrung einer Herme). Vasenbild nach Schreiber, Kulturhistorisch. Atlas, Altertum, Taf. 14, 3 . . . . .	28
10. Attische Ephebentracht (Abschied eines jugendlichen Kriegers). Vasenbild nach Baumeister, Denkmäler d. klass. Altertums. Fig. 421 . . . . .	29
11. Altertümliche Frauentrachten. Von der Françoisvase, nach Wiener arch. Vorlegebl. a. a. D. . . . .	32
12. Altertümliche Frauentracht. Von einem Vasenbilde des Erefias, nach Mon. d. Inst. archeol. II, 22 . . . . .	33
13. Altertümliche Frauentracht. Vasenbild nach Stephani, Kampf des Theseus u. Minotaurus. Taf. 1 . . . . .	34
14. Altertümliche Frauentracht. Von der Françoisvase a. a. D. Taf. 5 . . . . .	35
15. Altertümliche Frauentrachten. Vasenbild, nach El. céramogr. III, 36 B. . . . .	37
16. Ältere Frauentracht mit Bausch. Vasenbild, nach Gerhard, Aus-erles Vasenbilder, III, 227 . . . . .	39
17. Tracht des fünften Jahrh. v. Chr. Von einer Vase des Euphronios, nach Wiener arch. Vorlegebl. Ser. V. Taf. 7 . . . . .	41
18. Frauentracht des fünften Jahrh. v. Chr. (Mänaden). Von einer Vase des Hieron, ebd. Serie. A. Taf. 4. . . . .	43
19. Frauentracht des fünften Jahrh. v. Chr. Von einer Vase des Brygos, nach Mon. d. Inst. V., 14 . . . . .	44
20. Verschiedenartige Anordnung des Chitons. Vasenbild, nach Tisch-bein, Vases Hamilton I, 7 . . . . .	45
21. Anlegen des Chitons und Herstellen des Überhanges. Bronzestatue aus Herculanum, nach einer Photographie . . . . .	47

22. Karvattide vom Erechtheion. Nach Baumeister. a. a. D. Fig. 535 .	47
23. Hochgegürteter Chiton mit Himation. Statue einer Niobide im Museo Chiaramonti im Vatikan, nach einer Photographie .	49
24. Ungegürteter Chiton mit Himation. Vasenb., nach Gerhard, <i>Etrusk. u. camp. Vasenbilder</i> . Taf. 6 u. 7 .	50
25. Offener Chiton mit Überhang. Vasenb., nach Wiener arch. Vor- legebl. Ser. II. Taf. 6, 2 .	51
26. Offener Chiton mit Überhang. Vasenb., nach <i>El. céram. III</i> , 56 .	53
27. Dame im Straßenanzug. Terrakottafigur, nach Stadelberg, <i>Gräber der Hellenen</i> , Taf. 67 .	54
28. Dame im Straßenanzug. Terrakottafigur, nach Stadelberg, <i>ebd.</i> .	55
29. Sandalen. Nach Denkmälern (vornehmlich Vasenbildern) zusammen- gestellt .	61
30. Sandalen mit hoch hinaufgehendem Riemenwerke. Dgl. . . . .	62
31. Altertümliche Männerschuhe. Dgl. . . . .	63
32. Männer- und Frauenschuhe. Dgl. . . . .	64
33. Hohe Stiefeln (Endromides). Dgl. . . . .	65
34. Hohe Stiefeln mit überhängenden Lappen. Dgl. . . . .	66
35. Verschiedene Formen des Petasos. Dgl. . . . .	68
36. Die gewöhnliche Form des Petasos. Dgl. . . . .	69
37. Ungewöhnliche Petasosformen. Dgl. . . . .	70
38. Jüngling im Reiseanzug. Vasenb., nach Overbeck, <i>Gal. heroischer Bildwerke</i> . Taf. 2, 1 .	71
39. Exomis und Pilos. Statuette des Odysseus, nach Windelmann, <i>Monum. inediti</i> . Nr. 154 .	72
40. Schifftracht. Vasenb., nach Welcker, <i>Alte Denkmäler III</i> . Taf. 39, 1 .	73
41. Dame mit Petasos. Thonfigur, nach Kefulé, <i>Terrakotten von Sicilien</i> . Taf. 33 .	74
42. Dame mit Sonnenschirm. Vasenb., nach Gerhard, <i>Vases Grecs</i> . pl. 8 .	75
43. u. 44. Altertümliche Haartrachten. Vasenb. und Marmorkopf, nach Schreiber a. a. D. Taf. 85, 3 u. 14 .	78
45. u. 46. Altertümliche Haartrachten. Marmorköpfe, nach Mitteil. d. deutsch. archäol. Institut. in Athen. VIII (1883.) Taf. XI, 2a u. XI, 1 .	79
47. Altertümliche Haartracht. Marmorkopf, <i>ebd.</i> , Taf. XII, 4a u. 4b .	80
48. Altertümliche Haartracht. Von einem Vasenbilde des Euphronios, <i>ebd.</i> Taf. XI, 5 .	81
49. Altertümliche Haartracht. Bronzekopf aus Pompeji, nach einer Photographie .	83
50. Altertümliche Barttracht. Relief, nach <i>Nuove Memorie dell'Inst. archeol.</i> tav. 13 .	85
51. u. 52. Weibliche Haartrachten. Terrakottaköpfe, nach Kefulé, a. a. D. Taf. 16, 1 u. 22, 6 .	88
53. u. 54. Weibliche Haartrachten. Dgl., <i>ebd.</i> Taf. 16, 5 u. 16, 2 .	89
55—57. Weibliche Haartrachten. Dgl. <i>ebd.</i> Taf. 17, 1; 18, 5 u. 19, 5 .	90
58. Grabrelief mit Wickelkind, nach <i>Ann. d. Inst.</i> 1830. tav. d'agg. G. .	93
59. Hermes in der Wiege. Vasenb., nach <i>Arch. Zeitg.</i> f. 1844. Taf. 20 .	94
60. Kinderbett, auf Rollen gehend. Vasenb., nach <i>Nuove Mem. d. Institut. archeol.</i> tav. 15, 2 .	95
61. Mutter, dem Kinde die Brust reichend. Terrakottafigur, nach Ger- hard, <i>Gesammelte Abhandlg.</i> , Taf. 80, 2 .	96

62. Mutter und Kind. Grabrelief in Athen, nach einer Photographie.	100
63. Knabe mit Wägelchen und Hund. Vasenb., nach Stadelberg, a. a. D. Taf. 17.	101
64. Kinderwägelchen. Vasenb., nach Comptes-rendu de la commiss. archéol. de St. Petersb. 1871 pl. 5, 4	102
65. Kind mit Hundegespann. Vasenb., u. Baumeister a. a. D. Fig. 766	103
66. Gliederpuppe. Thonfigur, nach Antiqu. du Bosph. Cimmer. pl. 74, 8	104
67. Knabe mit Keifen. Vasenb., nach El. céram. I, 18	105
68. Kücher als Kinderspielzeug. Nach Comptes-rendu de Petersb. p. 1873. pl. 3, 8	106
69. Mädchen, einen Drachen steigen lassend. Vasenb., n. Arch. Ztg. f. 1875. S. 125	107
70. Knabe mit Drehrädchen. Vasenb., nach Benndorf, Griech. u. sicilische Vasenbilder. S. 62	108
71. Frau mit Drehrädchen. Vasenb., nach Gerhard, Vases Grecs, pl. 10	109
72. Kinderschaukel. Vasenb., nach Ann. d. Inst. 1857. tav. d'agg. A, 1	110
73. Brettschaukel. Vasenb., nach Schreiber, a. a. D. Taf. 79, 6	110
74. Wippen auf dem Fuße. Vasenb., nach Baumeister, a. a. D. Fig. 834	111
75. Altischer Schulunterricht. Vasengemälde des Duris, nach Arch. Ztg. f. 1869. Taf. 1	120
76. Wettreitende Epheben. Vasenb. nach Schreiber, a. a. D. Taf. 24, 9	140
77. Elische Wettläuferin. Statue des Vatican, nach einer Photographie	147
78. Empfang der Braut am Hause des Bräutigams. Vasenbild, nach Stadelberg, a. a. D. Taf. 32	159
79. Frauen am Brunnen. Vasenb., nach Gerhard, Mus. kerl. Vasenb. IV, 308, 2	168
80. Spinnende Frau. Vasenb., ebd. IV, 302 u. 3, Nr. 3	170
81. Frau am Webstuhl (Penelope). Vasenb., nach Mon. d. Inst. IX, 42, 1	171
82. Frauen bei der Arbeit und Toilette. Vasenb., nach Stadelberg, a. a. D. Taf. 33	172
83. Frauen bei der Wäsche. Vasenb., nach Gerhard, a. a. D. III, 218	173
84. Zusammensalten der Kleider. Vasenb., ebd. IV, 301	175
85. Frauentoilette und Bad. Vasenb., nach Baumeister, a. a. D. Abb. 220	176
86. Waschung am Brunnen und Vollendung der Toilette (Athene und Hera vor dem Urtheilspruch des Paris). Vasenb., nach Mon. d. 18. Inst. IV,	277
87. Öffentliches Frauenbad. Vasenb., nach Elite céramogr. IV, 18	179
88. Ankleidesezene. Vasenb., nach Gazette archéol. p. 1879. pl. 23	181
89. Dame, ihr Haar ordnend. Terrakotta aus Tanagra, ebd. 1878. pl. 10	182
90. Dame (Braut?) bei der Toilette. Vasenb., nach Benndorf, Griech. u. sicilische Vasenbilder, Taf. 45, 1	183
91. Szene aus dem Frauenleben. Vasenb., nach Gerhard, Trinkschalen u. Gefäße, Taf. 14, 1	184
92. Toilettenszenen. Vasenb., nach Comptes-rendu de St. Petersb. 1860. pl. 1, 3	186

## Einleitung.

---

Wenn die Darstellung des Lebens und der Sitten der Griechen, welche wir im folgenden zu geben versuchen, kein nach allen Seiten hin abgerundetes, alle Teile des Lebens in gleicher Weise in betracht ziehendes Gemälde bieten kann, so liegt die Schuld hieran wesentlich an der Unzulänglichkeit der Quellen, auf denen eine solche Schilderung zu beruhen hat. Dieselben sind von dreifacher Art: litterarische, monumentale und epigraphische. Die litterarischen Quellen bieten uns für die vorliegende Aufgabe zwar eine große Menge von Details, aber nur in den seltensten Fällen umfangreichere Bilder oder Beschreibungen von Kulturverhältnissen. Die Schriftsteller, welche wir aus der Zeit des freien Griechenlands noch ganz oder in größeren Bruchstücken besitzen, kommen nicht alle in gleicher Weise in die Lage, Gegenstände des privaten oder häuslichen Lebens zu berühren. Was die Dichter anlangt, so gewährt uns zunächst das homerische Epos einen oft sehr anschaulichen Einblick in das Leben jener frühen Zeiten; aber mit Homer verschwindet die epische Dichtung aus der Reihe der für uns brauchbaren Zeugnisse, und die Reste der alexandrinischen Ependichtung, die ja wesentlich eine gelehrte Poesie war, bieten uns, schon weil sie mit ihrem Stoff immer in die mythische Zeit zurückgreift und dieselbe wesentlich auf homerischer Grundlage schildert, kein nutzbares Material. Wenig Stoff erhalten wir auch von den lyrischen Dichtern; hier und da findet sich wohl etwas, was als ein

Zug in dem Sittengemälde verwertet werden kann, in den meisten Fällen aber ist die Ausbeute gering. Erst die alexandrinische Zeit, namentlich die bukolische und epigrammatische Dichtung, bringt auf diesem Gebiete ergiebigere Quellen: so sind z. B. die Gedichte Theokrits in dieser Hinsicht für uns von besonderem Werte. Leider ist sehr vieles aus jener Zeit, was uns die interessantesten Aufschlüsse über verschiedene Seiten des griechischen Lebens gegeben hätte, entweder ganz oder bis auf geringe Fragmente verloren gegangen. — Was das Drama anlangt, so kann hier die Tragödie mit ihren fast ausnahmslos mythologischen Stoffen gar nicht in Betracht kommen; die alte Poesie kennt ja kein „bürgerliches Trauerspiel“, wie das moderne, welches sicherlich dereinst für den Kulturhistoriker der neuern Zeit ein schätzbares Material abgeben wird. Um so mehr Nutzen ziehen wir für unsern Zweck aus dem alten Lustspiel, welches ohne Zweifel als die ergiebigste Quelle zur Kenntniss des privaten Lebens bezeichnet werden darf. Die direkt auf dem Boden der Gegenwart spielenden, mit allen ihren tollen Einfällen und phantastischen Erfindungen doch durchweg reale Verhältnisse behandelnden Lustspiele des Aristophanes sind für die Erforschung attischen Lebens eine wahre Fundgrube; wie schätzbar nach dieser Seite hin auch die andern, uns leider nicht mehr erhaltenen Dichter der sogenannten „alten Komödie“ des fünften Jahrhunderts v. Chr. waren, können wir heute noch aus zahlreichen Fragmenten ihrer Lustspiele entnehmen. Ist auch bei Benutzung dieser Quellen eine gewisse Vorsicht geboten, indem es gilt, lustige Erfindungen und Übertreibungen der Dichter von Thatfachen des wirklichen Lebens zu unterscheiden, so wird eine bestimmte Entscheidung in solchen Fragen doch in den weitaus meisten Fällen nicht auf besondere Schwierigkeiten stoßen. Nicht minder wertvoll, ja vielleicht noch beträchtlich nutzbringender wären für uns die Lustspiele der sog. „neuern Komödie“, des Menander u. a. m., wenn wir von denselben nicht bloß vereinzelte Fragmente besäßen. Einen Ersatz bieten uns für

die verlorenen Originale allerdings die Nachahmungen des Plautus und Terenz; nur bedarf es da auch bisweilen der Behutsamkeit in der Benutzung, insofern die römischen Dichter bei ihrer Übertragung nicht selten Züge römischen Lebens mit einmischen, obgleich sie im allgemeinen die griechischen oder speziell attischen Verhältnisse beibehalten, die den originalen Komödien zu grunde liegen. —

Unter den Profaschriftstellern sind es zunächst die Historiker und die Redner, welche für uns in Betracht kommen. Erstere verhältnismäßig noch am wenigsten. Ihre Hauptaufgabe bildet die Darstellung der großen politischen und kriegerischen Ereignisse; das um sie herum sich abspielende tägliche Leben bot ihnen keinen Anlaß zur Schilderung, ganz abgesehen davon, daß sie überhaupt wohl schwerlich auf den Gedanken kamen, daß in späteren Zeiten einmal jemand Interesse daran nehmen könnte, auch über die sozialen Verhältnisse jener Zeit näheres zu erfahren. Ein Schriftsteller wie Herodot, welcher nicht bloß politische Geschichte, sondern auch geographische, ethnologische und Kulturverhältnisse in sein Bereich zieht, richtet daher sein Hauptaugenmerk auf die fremden Völker, von denen er seinen Landsleuten allerlei zu erzählen weiß, vom Leben und Sitten der Ägypter, Assyrer, Perser: von den Griechen selbst schweigt er, was das anbetrifft, völlig. So ist es denn sehr erklärlich, daß die Historiker nur mehr gelegentlich Dinge erwähnen, welche wir als Material bei der Schilderung des griechischen Lebens mit Vorteil benutzen können. — Reichlicheren Stoff bieten uns dafür die Redner; weniger in den politischen Reden, als in den in nicht unbeträchtlicher Zahl uns vorliegenden Privatreden, welche bürgerliche Prozesse zum Gegenstand haben. Hier fallen auf allerlei Vorkommnisse des täglichen Lebens und private Verhältnisse mannichfacher Art interessante Streiflichter, wie wir sie nicht so leicht sonst irgendwo noch finden. Einiges, aber verhältnismäßig nur wenig Material bieten die philosophischen Schriften; am meisten darunter diejenigen, die mehr auf



dem Boden des realen Lebens stehen und bei denen die philosophischen Probleme im Anschluß an positiv Bestehendes behandelt werden. Hierher gehören zum Teil auch Schriften wie die Charaktere des Theophrast, bei denen man nur außerordentlich bedauern muß, daß wir diese auf feinsten Beobachtung beruhenden und mit direkt aus dem Leben gegriffenen Zügen reich ausgestatteten Charakterschilderungen nur in so verstümmeltem Auszuge besitzen.

Die griechische Litteratur der römischen Zeit kann für die Schilderung des Zeitalters, um welches es uns hier zu thun ist, nur mit Auswahl und Prüfung herangezogen werden. Seitdem Griechenland unter römische Herrschaft gekommen war, hatten sich manche neue Sitten und Gebräuche dort eingebürgert, welche den Zeiten des freien Griechenlands und der hellenistischen Epoche unbekannt gewesen waren. Das macht den Wert der Schriften des Plutarch und ganz besonders des Lucian, jenes trefflichen Sittenschilderers des zweiten Jahrh. n. Chr., für unsern Zweck geringer. Doch giebt es auch in dieser späteren Litteratur manches, was wir mit vollem Recht in dieser Darstellung benutzen dürfen, indem teils manche Einrichtungen und Bräuche sich das ganze Altertum hindurch erhalten haben, teils die späteren Schriftsteller nicht selten mit ihren Schilderungen in die vergangenen Jahrhunderte zurückgehen und nach älteren Quellen schildern oder aus alten Historikern und sonstigen Autoren schöpfen, deren Glaubwürdigkeit allerdings unter Umständen auch erst Gegenstand der Prüfung werden muß. Ganz ebenso verhält es sich mit dem brauchbaren Material, welches wir der römischen Litteratur verdanken.

Aus dem Gesagten geht schon zur Genüge hervor, daß die Darstellung, welche wir hier zu geben beabsichtigen, vornehmlich die eigentlich „klassische“ Zeit des griechischen Altertums, etwa vom sechsten bis dritten Jahrhundert v. Chr., im Auge hat. Eine zusammenhängende Geschichte der Kulturentwicklung des griechischen Volkes von den Anfängen an zu geben, ist uns

eben schon durch die Beschaffenheit unserer Quellen, durch die Lückenhaftigkeit der Überlieferung verwehrt. Zwischen der homerischen Kultur und derjenigen, welche wir dann in den Dichtern und Prosaiskern der Blütezeit kennen lernen, liegt ein Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, von welchen wir nur sehr wenig, und das wenige meist in sagenhaftem Zustande wissen. Wie die Zustände, welche wir im sechsten und fünften Jahrhundert vorfinden, sich allmählich entwickelt haben, können wir nur in einzelnen Fällen, in Verfassungsfragen z. B. u. dergl., noch einigermaßen beurteilen, während sich die kulturhistorischen Verhältnisse in ihrer genetischen Gestaltung mehr oder weniger unserer Kenntnis entziehen. Darum verzichten wir auch darauf, hier der homerischen Kultur eine eigene Darstellung zu widmen, und begnügen uns damit, einzelne Züge daraus an geeigneter Stelle einzuflechten. Ebenso wenig gehen wir über die Periode des Hellenismus hinaus, da bereits in dieser der fremdländische Einfluß, zunächst der orientalische, manche Veränderung hervorgerufen hat, während später, wie bereits angedeutet, der römische manche Verhältnisse wesentlich umgestaltet hat.

Diesem Plane unseres Büchleins entspricht denn auch die Auswahl der monumentalen Quellen, welche wir zu Hilfe herbeiziehen. Bilder griechischen Lebens geben uns vornehmlich in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit die in so großer Zahl auf uns gekommenen Vasengemälde, welche das tägliche Leben in seinen wechselreichen Erscheinungen sich oft genug zum Gegenstande wählen. Von dieser unschätzbaren Quelle zur Kenntnis der griechischen Sitten werden wir denn reichlichen Gebrauch machen; ihr sind die Mehrzahl der von uns zur Illustration ausgewählten Abbildungen entnommen. Es ist verhältnismäßig nur wenig, was daneben noch in Betracht kommt. Unser statuarischer Denkmälervorrat enthält weitaus zum größten Teile Götter- oder Heroendarstellungen, ferner Porträts: von beiden können wir hier höchstens zur Darstellung der Tracht Nutzen ziehen. Genrehafte Darstellungen haben sich in Statuen aus

guter griechischer Zeit wenig erhalten: einige derartige werden wir zu besprechen Gelegenheit finden. Reichhaltiger sind nach dieser Richtung die kleinen Thonfiguren (Terrakotten), welche sehr oft Stoffe des wirklichen Lebens zum Gegenstande haben und dieselben nicht selten uns mit drastischer Naturwahrheit vorführen. Auch hier aber ist, wie bei den Statuen, immer auf die Trennung hellenischer und römischer Arbeiten zu achten; und eben diese Rücksicht beschränkt auch die Auswahl der benutzbaren Reliefs in starkem Maße, da die überwiegende Mehrzahl derjenigen, deren Inhalt für unsern Zweck geeignet wäre, erst aus römischer Zeit stammt und in den meisten Fällen auch römisches Leben zum Gegenstande hat. — Fast gänzlich außer Betracht fallen eben deshalb auch die Mosaiken und Wandgemälde, da uns solche aus griechischer Zeit gar nicht überkommen sind; zwar gehen manche derselben zweifellos auf griechische Vorbilder, zum mindesten aus alexandrinischer Epoche, zurück, aber die Entscheidung hierüber ist im einzelnen nicht immer leicht zu treffen, und außerdem sind das weitaus zum größten Teile Bilder mythologischen Inhalts. — Daß endlich die Werke der etruskischen Kunst, Sarkophage, Spiegelzeichnungen u. dergl. außer acht gelassen werden müssen, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Man sieht, daß der Kreis der Denkmäler, welche zur Ergänzung unserer litterarischen Quellen dienen können, beschränkt ist; wenn die Vasenbilder darin die überwiegende Mehrzahl ausmachen, so stimmt das vollkommen mit den zeitlichen Schranken überein, welche wir uns für unsere Darstellung gesetzt haben; denn dieselben gehören fast durchweg den oben genannten Jahrhunderten an, und nur wenige für unsern Zweck brauchbare gehen in höheres Altertum zurück.

Aus der Beschaffenheit unserer Quellen ergibt sich aber nicht bloß eine zeitliche Beschränkung, welche wir uns bei unserm Stoffe aufzuerlegen haben, sondern auch eine räumliche. Wenn man vom griechischen Leben schlechtweg spricht, so müßte man streng genommen nicht bloß das Leben im eigentlichen

Griechenland oder Hellas, sondern auch das in den zahlreichen Kolonien am ägäischen und schwarzen Meere, in Unteritalien, Nordafrika u. s. w. darunter verstehen. Aber nicht nur von diesen außerhalb Hellas gelegenen griechischen Niederlassungen wissen wir in bezug auf ihre Kulturverhältnisse äußerst wenig, sondern auch in Griechenland selbst, wo diese Verhältnisse infolge der politischen und Stammesverschiedenheiten keineswegs überall gleich liegen, ist unsere Kenntnis derselben vielfach beschränkt. Wenn auch die Verschiedenheiten in Sitten und Lebensweise in früheren Jahrhunderten, wo die Handelsverbindungen noch weniger entwickelt, Reisen und Verkehr spärlicher waren, jedenfalls stärker waren, als später, wo gegenseitige Ausgleichung in höherem Maße eingetreten war, so blieben doch gewisse Unterschiede der Kultur und der Gebräuche, namentlich infolge nationaler Eigentümlichkeiten, immer bestehen. Das Leben in Sparta war in sehr vielen Hinsichten ganz und gar abweichend von dem in Athen; auch die andern, größeren Städte des hellenischen Festlandes, Korinth, Siphon, Theben, um von den Kolonien, von Milet, Syrakus, Kyrene u. s. w. ganz zu schweigen, wiesen ohne Zweifel in vielen Hinsichten lokale Besonderheiten auf, welche sich in den allermeisten Fällen durchaus unserer Kenntnis entziehen. Unsere litterarischen Quellen sind zum größten Teil athenische; auch die Mehrzahl der Denkmäler geht auf attischen Ursprung oder mindestens Einfluß zurück, obgleich bei den Vasen allerdings auch Unteritalien eine Rolle spielt und daher in vielen Fällen auch die Sitten Großgriechenlands in diesen Gemälden zur Darstellung gekommen sein mögen. Demnach geht das meiste, was wir vom griechischen Leben wissen, auf Athen, und streng genommen hätten wir unsere Darstellung „Leben und Sitten der Athener“ betiteln müssen, wenn wir nicht in der Lage wären, hier und da durch vereinzelte Nachrichten auch aus anderen Gegenden Griechenlands das Bild etwas zu erweitern. Immerhin müssen wir den Leser bitten, daran fest zu halten, daß die meisten Züge, welche wir vorführen werden, das Athen des

sechsten bis vierten Jahrh. v. Chr. betreffen. Wie man zur gleichen Zeit in irgend welcher griechischen Kleinstadt oder auf dem Lande lebte, davon haben wir kaum eine dürftige Vorstellung. Hier tritt vielfach ergänzend die dritte Klasse unserer Quellen ein, die Inschriften. Die Inschriften liefern uns allerdings das meiste Material zur Kenntnis der Staatseinrichtungen, der Rechts- und Kultusaltertümer u. s. w., aber sie bringen doch auch nicht selten interessante Aufschlüsse über diesen oder jenen Teil des Privatlebens, und da ihre Fundstätten sich nicht auf Attika beschränken, sondern sich über ganz Griechenland, die Inseln und die Kolonien verbreiten, so erhalten wir dadurch manche sehr schätzbare Notizen über Dinge, von welchen unsere litterarischen Quellen gänzlich schweigen. Da in den meisten Fällen auch das Zeitalter der Inschrift sich durch die Schriftzüge oder durch sonstige Kennzeichen noch beurteilen läßt, so liegt hier auch die Gefahr nicht so nahe, chronologische Irrtümer zu begehen und Einrichtungen einer spätern Epoche auf frühere Zeiten zu übertragen. Die Inschriften sind zugleich den litterarischen Quellen gegenüber ein weitaus sichereres und zuverlässigeres Material, da bei jenen, namentlich wenn man aus abgeleiteten Quellen schöpfen muß, es oft begegnen kann, daß die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers, welchem man eine Nachricht entnimmt, gerechten Bedenken unterliegt.

Schließlich halten wir es für angebracht, den Leser, welcher den im folgenden geschilderten Dingen näher nachgehen will, auf diejenige Litteratur zu verweisen, in welcher er speziellere Aufschlüsse findet, als wir sie hier in unserer kurzen Darstellung zu geben imstande sind. Es sind das (da wir von den populären Darstellungen hier absehen) vornehmlich folgende: J. A. St. John, *The Hellenes*. London 1844. J. P. Mahaffy, *Social life in Greece from Homer to Menander*. London 1875. W. H. Becker, *Charikles*. Neu bearb. von H. Goell. Berlin 1877. C. F. Hermann, *Griechische Privataltertümer*, 3. Aufl., herausg. von H. Blümner. Freiburg u. Tübingen 1882. An-

dere, spezielle Gebiete behandelnde Schriften werden wir ihres Orts namhaft machen, jedoch mit Beschränkung auf die neueste Litteratur, und auch da mit Auswahl. Bei dieser Gelegenheit muß ich auch noch bemerken, daß das Manuskript dieses ersten Bändchens bereits im Juni 1885, das des zweiten im Oktober desselben Jahres druckfertig war; allein die unvorhergesehenen Hindernisse, auf welche die Anfertigung der Abbildungen stieß, haben die Drucklegung bis jetzt hinausgeschoben, und so sah ich mich genötigt, um etlichen inzwischen erschienenen neueren Abhandlungen gerecht zu werden, mehrere Abschnitte teilweise neu zu überarbeiten. Hoffentlich macht sich dieser Umstand dem Leser nicht zu bemerkbar, wenn auch freilich der Vorteil, aus einem Guß heraus ein Bild geben zu können, darüber verloren ging. — Abbildungen nach Antiken geben für das von uns behandelte Gebiet: Panofka, *Bilder antiken Lebens*, Berlin 1843; derselbe, *Griechinnen und Griechen*, Berlin 1844. Reichhaltiger, aber in ungenügenden Reproduktionen: Weißer, *Lebensbilder aus dem klassischen Altertum* (auch in dessen *Bilderatlas zur Weltgeschichte*), Stuttgart 1862 und wiederholt; neuerdings die von N. Baumeister herausgegebenen „*Denkmäler des klassischen Altertums*“, München 1884 fg., mit zuverlässigen Abbildungen, und der „*Kulturhistorische Atlas des Altertums*“ von Th. Schreiber (Leipzig, Seemann, 1885), der ein treffliches Hilfsmittel für die Anschauung genannt werden muß. Was die von uns gegebenen Illustrationen anlangt, so sind die meisten derselben, wie oben erwähnt, Vasenbildern entnommen; ich bemerke das hier nochmals ausdrücklich, weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Laie oft die Mangelhaftigkeit der Zeichnung, die Flüchtigkeit der Umriffe u. s. w., die den meist handwerksmäßig gefertigten Originalen anhaftet, den Reproduktionen schuld giebt. Ich muß freilich auch bemerken, daß ich in der Auswahl der Abbildungen nicht ganz freie Hand hatte. Der archäologische Bücherchatz der Prager Bibliothek zeichnet sich nicht gerade durch Reichhaltigkeit aus; viele von mir gewählte Abbildungen mußten aus diesem

Grunde entweder ganz wegbleiben oder abgeleiteten Quellen (vornehmlich den genannten Werken von Baumeister und Schreiber) entnommen werden. Zugleich hängt es mit der Beschaffenheit unserer monumentalen Quellen zusammen, daß manche Abschnitte sehr reich mit Abbildungen ausgestattet werden konnten, andere minder, und einige sogar beinah oder ganz leer ausgehen. Diese Bemerkungen schienen mir, nach den Erfahrungen, die ich bezüglich meiner Darstellung des antiken Kunstgewerbes (in Bd. 30 u. 32 des „Wissens der Gegenwart“) gemacht, nicht überflüssig. Ich würde gern mit Beziehung auf das Odium, welches populäre Darstellungen sonst dem zünftigen Gelehrten seitens seiner Fachgenossen einzutragen pflegten, eine kleine oratio pro domo beifügen; allein seit der archäologische Professoren-Roman so allgemein geworden ist, dürfte das am Ende nicht mehr nötig sein. Oder doch? —

## Die Tracht.\*)

Wer sich in das Leben vergangener Zeiten zurückversetzen will, für den ist zunächst die Kenntniss der historischen und geographischen, der politischen und religiösen Verhältnisse des Volkes, um dessen Leben es sich handelt, sowie seiner geistigen Entwicklung in Künsten und Wissenschaften erforderlich. Von der Schilderung dieser Dinge müssen wir hier selbstverständlich absehen; die politische Geschichte Griechenlands wird ebenso wie seine Kunst und Litteratur in andern Theilen der Sammlung, zu welcher unser Büchlein gehört, zur Darstellung gelangen. Weiterhin bedarf derjenige, für welchen die zu schildernden Verhältnisse recht lebendig werden sollen, auch einer möglichst deutlichen Vorstellung der Umgebung, in welcher die damaligen Menschen lebten: ihrer Behausung, Einrichtung, Gerätschaften u. s. w. Dieser Forderung haben wir im zweiten Bande der von uns gegebenen Schilderung des antiken Kunstgewerbes\*\*) zu genügen versucht. Endlich aber bleibt noch ein Punkt, dessen Kenntniss nicht minder unerlässlich ist, wenn man ein klares Bild der Vergangenheit gewinnen will: das ist die Tracht. Was wir von Sitten und Gewohnheiten des täglichen Lebens erfahren, das

\*) Zu vergleichen W. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Leipzig 1884, S. 115—180. J. Boehlau, Quaestiones de re vestitaria Graecorum, Weimar 1884. Fr. Studniczka, Beiträge zur Gesch. der altgriech. Tracht. Wien 1886.

\*\*) Bd. XXXII des „Wissens der Gegenwart.“



erscheint viel greifbarer, in viel schärferer Beleuchtung, wenn man sich zugleich eine Vorstellung davon machen kann, wie die Leute damals aussahen; wer könnte z. B. behaupten, daß er von mittelalterlichem Leben ein klares Bild sich zu machen imstande sei, wenn er nicht wenigstens im allgemeinen das Kostüm jener Zeit kennt? — Das gilt von einer jeden Epoche der Kulturgeschichte in gleichem Maße; ja selbst für Perioden, die uns zeitlich noch gar nicht so fern liegen, wie z. B. das 18. Jahrhundert, ist die Kenntnis der Tracht als Grundlage unerläßlich.

Wir schicken daher unserer Schilderung des griechischen Lebens eine Darstellung der griechischen Tracht in ihren Einzelheiten und ihrer historischen Entwicklung voraus; und wenn wir hier etwas mehr in's Detail eingehen, als auf anderen Gebieten, so geschieht es, weil gerade hierüber noch vielfach, wenn auch nicht gerade unrichtige, so doch sehr ungenügende Vorstellungen verbreitet sind. Denn wenn heute von griechischer Tracht die Rede ist, so kann man fast immer mit Sicherheit annehmen, daß der Laie dabei, wenn es sich um weibliche Kleidung handelt, an diejenige Tracht denkt, in welcher uns die herrlichen Frauengestalten der Parthenonskulpturen entgegentreten; und was die männliche Kleidung anlangt, so wird ihm dabei am ersten die klassische Gestalt des Sophokles im Lateran oder der Äschines in Neapel einfallen, und nach diesen wird er sich seine Vorstellung von der griechischen Männertracht bilden. In dessen ist es durchaus unrichtig, wenn man diese Tracht schlechtweg als Typus der griechischen betrachtet; sie sind weder die Tracht des ganzen Hellas, noch auch die des gesamten griechischen Zeitalters.jene „edle Einfachheit und stille Größe“, welche die Kleidung des perikleischen Zeitalters ebenso atmet, wie seine Kunst, ist gleich der letzteren das Produkt einer langsamen, verschiedene Phasen durchlaufenden Entwicklung, über welche, abgesehen von einigen wenigen, noch dazu nicht sehr deutlichen Schriftquellen, vornehmlich die Denkmäler uns Aufschluß geben.

Man pflegt im allgemeinen in der griechischen Tracht der Männer wie der Frauen zwei Arten von Gewändern zu unterscheiden: solche zum Anziehen, d. h. nach bestimmter Form zugeschnittene und teilweise genähte, und solche zum Umlegen, d. h. Tücher von verschiedenem Schnitt, welche erst durch die Art, wie sie an- oder umgelegt werden, bestimmte Gestalt gewinnen. Diese Unterscheidung trifft allerdings mit wenigen Ausnahmen für die gesamte Geschichte der griechischen Tracht zu; und zwar in der Weise, daß es wesentlich die auf dem bloßen Leibe getragenen Unterkleider sind, welche angezogen werden, während die Oberkleider zum Umlegen bestimmt, also Manteltücher sind. Doch muß beachtet werden, daß zwar die männliche Kleidung in den meisten Fällen sich mit zwei Gewändern begnügt, daß dagegen in der Frauentracht sehr häufig daneben noch ein drittes oder selbst ein viertes Kleidungsstück hinzukommt, welches bald der ersten, bald der zweiten der oben bezeichneten Klassen zuzuweisen ist.

Die fast das ganze griechische Altertum hindurch gebräuchlichen Namen für die beiden Hauptstücke der Gewandung sind für das Unterkleid Chiton, für das Oberkleid oder den Mantel Himation. Beide Benennungen sind für die männliche wie für die weibliche Tracht in gleicher Weise üblich; doch kommen daneben noch verschiedene andere vor, und andererseits kennt die homerische Zeit die Bezeichnung Himation nicht, statt dessen führt der über den Chiton angelegte Mantel den Namen Chlaina. Wir handeln zunächst von der männlichen Tracht.

Was den Chiton der ältesten Zeit anlangt, so entnehmen wir aus Andeutungen des Epos, womit die ältesten Denkmäler übereinstimmen (von der vorhomerischen Tracht können wir aus den mykenischen Funden keine feste Vorstellung gewinnen), daß man sowohl eine kurze als eine lange Art desselben kannte. Der kurze Chiton scheint die gewöhnliche Tracht des täglichen Lebens gewesen zu sein, welche namentlich immer, wenn ungehindert freie Bewegung erforderlich war, getragen wurde, also

im Kriege, auf der Jagd, bei körperlichen Übungen oder bei Handwerksverrichtungen. Der lange Chiton, welcher später als der speziell ionische galt und in der That sich in Jonien und Attika länger erhalten hat als im übrigen Griechenland, war jedoch auch den dorischen Stämmen nicht fremd; er war das übliche Gewand für Männer von vorgerücktem Alter und von vornehmerm Stande, wurde aber auch von jüngeren Leuten als Pracht- und Festgewand getragen. Daher erscheinen auf den Denkmälern des ältesten Stiles nicht bloß die Götter im reifen Mannesalter im langen Leibrock, sondern auch jüngere Männer bei festlicher Veranlassung oder wenn sie in irgend welcher Beziehung zum Kultus stehen: Priester, Kitharoden, Flötenspieler, Wagenlenker u. s. w. In dieser Anwendung hat sich der lange Chiton bis in die klassische Zeit hinein erhalten; so sehen wir z. B. den Archon Basileus in der Mittelgruppe des Ostfrieses vom Parthenon in dieser Gewandung, und für die tragischen Schauspieler, soweit es sich dabei um Männer vornehmen Standes und um friedliche Verhältnisse handelte, ist der lange Chiton ebenfalls dauernd im Gebrauch geblieben.

Über den Schnitt und die sonstige Beschaffenheit des Chitons in der homerischen Zeit erhalten wir aus dem Epos selbst keine direkte Auskunft. Helbig will aus einigen beiläufigen Andeutungen, namentlich aber aus den ältesten Denkmälern schließen, daß derselbe, ganz im Gegensatz zur Tracht der klassischen Zeit, enganliegend und faltenlos getragen wurde. Die alten Vasengemälde zeigen uns in der That den kurzen Chiton fast trikotartig dem Körper sich anschmiegend, auch um die Beine herum ganz straff gespannt; er ist um die Hüften fest gegürtet und hört in der Regel schon oberhalb des Knies auf. Indessen ist ein derartiger Schluß aus altertümlichen Bildwerken keineswegs ganz sicher; denn vieles, was bei denselben leicht als Charakteristik älterer Tracht angesehen werden könnte, mag nur auf Unvollkommenheit der Kunst beruhen, welche weite, faltenreiche Gewänder noch nicht darzustellen im Stande war. So erscheint



Lith. de Benoit

Altürkliche Männer- und Frauentrachten.

A. Rey, sc.

auf den Denkmälern auch der lange Chiton in seinem obern Teile ganz eben so eng, fällt dann aber von der Taille, bald gegürtet, häufiger noch ohne Gürtel, senkrecht und ohne Faltenwurf bis zu den Füßen herab; vgl. die Figur des Apollo in Fig. 1 und des Priamos in Fig. 2. Langer wie kurzer Chiton

Fig. 2.



Altertümlicher Männerchiton mit Himation.

sind meist ärmellos, bloß mit einem Armloch versehen; doch kommen bisweilen auch kurze, den Oberarm nicht ganz bedeckende Ärmel dabei vor. In welcher Weise er angelegt wurde, läßt sich leider aus den Abbildungen nicht ganz deutlich entnehmen; indessen war der kurze Chiton aller Wahrscheinlichkeit nach ringsum geschlossen und wurde über den Kopf geworfen, wobei die Halsöffnung noch mit einem durch eine Nadel zu befestigenden Schliß versehen sein mochte, obgleich sich davon auf den Denkmälern nichts erkennen läßt und auch in den homerischen Schilderungen Fibeln oder Spangen bei

dem Männerchiton nicht vorkommen. Vermutlich war auch der lange Chiton hemdartig zugeschnitten; Helbig's Hypothese, daß er einen vorn in der Mitte angebrachten senkrechten Schliß hatte, ist eben so streitig, wie seine gleiche Annahme hinsichtlich des homerischen Frauengewandes.

Außer dem Chiton kannte die ältere Männertracht auch einen Lenden- oder Hüftenschurz; es ist sogar nicht unmöglich, daß es eine Zeit gab, wo der Grieche nur den Schurz und den Mantel, noch keinen Chiton trug. Als der letztere (nach neuerer Vermutung durch semitischen Einfluß) allgemein Mode wurde, verschwand der Schurz oder blieb nur noch als Bestandteil kriegerischer Tracht.

Straff und faltenlos wie der Chiton, erscheint auf den älteren Bildwerken auch das Himation oder die Chlaina. Dies mantelartige Kleidungsstück tritt uns in den hocharchaischen Vasenbildern vornehmlich in zweifacher Form entgegen: entweder als ein weites, die Gestalt zum größten Teile einhüllendes Tuch oder als ein schmaler, nur leicht umgelegter Überwurf. Erstere Form, dem späteren Männer-Himation entsprechend, ist am häufigsten mit dem langen Chiton verbunden. Der Schnitt dieses Mantels ist viereckig, vermutlich oblong, und er wird so getragen, daß er dem Hauptteile nach hinten den Rücken und einen Teil der Beine bedeckt, nach vorn über Schultern und Arme geworfen wird und am Vorderleib herabfällt, wobei zwei Zipfel innerhalb, die beiden anderen außerhalb der Arme liegen. Die andere Form, die sich im allgemeinen mit der späteren Chlamys vergleichen läßt, findet sich sowohl beim langen als beim kurzen Chiton, kommt auch bisweilen als alleinige Tracht ohne Unter- gewand vor (was indessen als ideale, nicht dem wirklichen Leben entsprechende Kleidung betrachtet werden muß, ebenso wie wenn später auf Bildwerken die bloße Chlamys ohne Chiton vorkommt); sie wird so umgelegt, daß bei freibleibenden Unter- armen die beiden Zipfel über Schultern und Oberarme vorn herabfallen, während hinten entweder bloß der oberste Teil des Rückens bedeckt oder der Mantel so weit heruntergelassen wird, daß sein Rand hinten beinahe eben so tief herabfällt, wie die Zipfel vorn. Vgl. Fig. 3, einen Reigentanz von der François- vase vorstellend. Was den Schnitt dieses Mantels anlangt, so kann man darüber zwar nicht mit Sicherheit urteilen, indessen

hat es den Anschein, als sei derselbe oval oder elliptisch, in zwei Zipfel endigend gewesen und beim Umlegen zusammengefaltet worden, so daß die zusammengelegte Seite nach innen, die offen aufeinander liegenden, mit breiter Borte versehenen Ränder nach außen zu liegen kamen. Auch in Fig. 2, wo die Form des Mantels die einer in der langen Achse durchschnittenen Ellipse zu sein scheint, ist ein Zusammenfalten deutlich. Ich möchte daher (abweichend von Helbig) eben diese schmalere Chlaina für dasjenige Kleidungsstück halten, welchem das Epos den Namen „Diplax“ beilegte. Befestigt wird weder die eine noch die andere Art des Mantels; auch ist bei beiden charakteristisch, daß

Fig. 3.



Altgriechische Trachten (Reigentanz).

im Gegensatz zur späteren Tracht Brust und Vorderleib unbedeckt bleiben. In den homerischen Gedichten kommt aber noch eine andere Art die Chlaina zu tragen vor, welche mehr der späteren entspricht; es wird nämlich erwähnt, daß die doppelt gelegte Chlaina auf der Schulter mit einer Spange festgehalten wird. Hierfür hat sich aber ein Beleg in älteren Denkmälern bisher noch nicht nachweisen lassen.

Als Rest der primitivsten Bekleidung hatten sich auch in der homerischen Zeit noch die Kleider aus Thierfellen erhalten, wie sie später nur noch Landleute, Jäger und dgl. tragen. Bei Homer werden Felle mehrfach als Kriegertracht erwähnt; auf

alten Bildwerken sehen wir sie über einen kurzen Chiton gezogen, nicht selten sogar gegürtet.

Wie lange sich diese altertümliche Tracht erhalten haben mag, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben, indessen zeigt schon die Mehrzahl der schwarzfigurigen Vasenbilder abweichende Gewandung. Zwar bleibt, wie schon erwähnt, der Gebrauch des langen Chitons neben dem kurzen noch bestehen; aber Schnitt und Art des Tragens werden anders.

Die Denkmäler zeigen nunmehr fast durchweg Faltenwurf, und diesen sogar in einer sehr künstlich übertriebenen, zopfigen Weise. Es muß damals — d. h. vom sechsten Jahrhundert bis gegen die Mitte des fünften hin — Mode gewesen sein, nicht nicht bloß bei der Frauen-, sondern auch bei der Männertracht die Falten ganz symmetrisch parallel zu legen; dabei zeigen auf den Abbildungen die unteren Ränder der Kleider und der Überschläge verschiedentlich regelmäßig ausgeschnittene Ecken, längs deren Innenseiten lauter kleine, fast peinlich einander entsprechende Zickzackfalten angebracht sind. Vgl. Fig. 4, die Entführung der Helena nach einem Vasengemälde des Vasenmalers Hieron darstellend. Es mag ja auch hier manches auf Rechnung des Kunststils, der überhaupt damals die Zierlichkeit liebte, zu setzen sein; allein es ist doch auch nicht zu bezweifeln, daß wir hierin nicht lediglich eine Ausdrucksweise der archaischen bildenden Kunst, sondern wirklich die Nachbildung einer sehr mühselig und künstlich gefalteten, gesteiften und geplätteten Garderobe zu erkennen haben, bei welcher die Fältelung durch allerlei Hilfsmittel, als Brenneisen, Stärken, Pressen, ja sogar durch Festnähen des in Falten gelegten Stoffes oder durch Aufnähen solcher Falten hervorgebracht wurde. Wann dieser Brauch in Griechenland aufgekomen, können wir nicht bestimmen. Auf den Bildwerken läßt er sich erst verhältnismäßig spät, im sechsten Jahrh. v. Chr., nachweisen; doch ist damit, wie Helbig aufmerksam macht, keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Mode in beträchtlich ältere Zeit hinaufreicht, da in Ägypten die Sitte, die Leinwand durch steifende



Mittel oder durch Bügeln in künstliche Falten zu legen, bereits im vierten Jahrtausend v. Chr. geläufig war und es demnach sehr möglich erscheint, daß die Phönizier dies Verfahren in sehr alter Zeit annahmen und den Griechen mitteilten. Daß man auf solche Fältelung zunächst nur bei linnenen Stoffen verfallen konnte, daß also dieselbe bei den Griechen durch den linnenen Chiton eingebürgert wurde, welcher an die Stelle des später üblichen wollenen getreten war, ist eine sehr naheliegende Annahme; andererseits ist es aber wahrscheinlich, daß man, da ja auch später noch wollene Kleider neben den linnenen getragen wurden, sich bestrebte, auch diese in ähnlicher Weise durch künstliche Falten aufzupuzen, obgleich uns die Denkmäler zeigen, daß man jedenfalls bei den wollenen Gewändern diese Fältelung in viel geringerem Maße und in milderer Schärfe anbrachte, als bei der von Natur aus viel mehr dafür geeigneten Leinwand.

Abgesehen von der Fältelung werden aber die Kleider nunmehr auch weiter und bequemer, die Gürtung um die Hüften weniger eng. Der Chiton bleibt auch jetzt noch ein durch Nähen hergestelltes Gewand; und der lange unterscheidet sich vom kurzen eben nur durch die Länge, nicht durch den Schnitt. Beide sind meist in der Weise zugeschnitten, daß sie unterhalb des Gürtels regelmäßig ringsum zugenäht sind; oberhalb des Gürtels sind sie dann mitunter mit einem seitwärts angebrachten Schließ behufs des Anziehens versehen. Ärmel, bald kürzere, bald längere, fehlen selten; sie sind entweder ringsum geschlossen oder, wie wir es auch bei der Frauentracht finden, oberhalb offen und durch Nadeln oder Knöpfchen zu schließen. In diesem Falle ist der Chiton so genäht, daß er auch oberhalb des Gürtels bis zu den Ärmeln ringsum geschlossen und oben offen ist, indem die Ärmelschlitze und die Halsöffnung zusammenhängen; der sich ankleidende wirft den Chiton über den Kopf und nestelt die Ärmel am Oberarm zusammen, wodurch zugleich der Halsausschnitt hergestellt wird. Dazu tritt noch häufig ein ähnliches zierliches Arrangement, wie wir es in der gleichzeitigen weib-

Fig. 4.



Trachten aus dem 5. Jahrh. v. Chr. (Entführung der Selene).

lichen Tracht finden, nämlich ein regelmäßig gefältester Bausch, welcher durch Herausziehen des Gewandes über den Gürtel gebildet wird, indem man das ringsum herausgezogene Gewandstück dann wieder über den Gürtel herabfallen läßt; und zweitens ein über die Brust fallender, in Zickzackfalten ausgeschnittener Überschlag, welcher allem Anscheine nach in der Regel aus einem besonders zugeschnittenen und am Halsausschnitt angenähten Stück hergestellt ist. In Fig. 4 bemerken wir Bausch und Überschlag am kurzen Chiton des Hermes in der Mitte, den Überschlag auch bei dem langen Chiton des Paris (links) und des Tyndareos (rechts).

Diese Tracht enthält bereits die Grundlage derjenigen, welche im fünften Jahrhundert nach Aufgabe der altertümlichen Zierlichkeit und unter möglichster Beschränkung der Näharbeit als ebenmäßige, in freiem Faltenwurfe den Körperformen sich anschließende Mannestracht des klassischen Griechenlands erscheint. Nach einem Bericht des Thukydides wäre es zuerst in Lakedämon Sitte geworden, eine gleichmäßige Tracht für die gesamte männliche Bevölkerung anzunehmen und dadurch den Unterschied, welcher bis dahin in der Tracht von Arm und Reich geherrscht hatte, aufzuheben. Dieser Unterschied bestand jedenfalls darin, daß die Reicheren, wie Thukydides das von Athen ausschließlich bezeugt, den langen linnenen Chiton, die Ärmeren den kurzen wollenen trugen. In Athen und Jonien erhielt sich auch der lange, linnene Chiton als Tracht älterer Leute noch bis kurz vor der Zeit des Thukydides; dann aber war dieselbe allgemein aufgegeben, resp. nur für die oben bezeichneten Stände und feierlichen Anlässe reserviert worden, während der kurze wollene Chiton von da ab zur ganz allgemeinen Tracht wird. Derselbe erscheint nun gewöhnlich in der Form eines mäßig weiten, unterhalb des Gürtels genähten, oberhalb desselben aber in zwei Teile, ein Vorder- und ein Hinterblatt, zerfallenden Gewandes, welches in der Weise angelegt wird, daß man durch Nadeln oder Fibeln Vorder- und Hinterblatt auf den Schultern zu-

ammensteckt. Wenn man den Chiton ganz frei fallen läßt, so reicht er in der Regel bis ungefähr zu den Knien; doch pflegt

Fig. 5.



Kurzer Männerchiton mit Bausch.

man, namentlich wenn man sich bequemer und freier bewegen will, einen Teil über den Gürtel heraufzuziehen und als kleinen

Bausch über den Gürtel herabfallen zu lassen. Vgl. Fig. 5. Handwerker, Landleute, Schiffer und wer sonst für sein Gewerbe eine möglichst ungehinderte Bewegung des rechten Armes brauchte, pflegten die beiden Blätter des Chitons nur auf der linken Schulter zusammenzunesteln; dann hängen die Zipfel der andern Seite vorn und hinten herunter und die rechte Brust, Schulter und Arm bleiben frei. Diese Tracht, von der das Relief Fig. 6 eine Vorstellung gibt, nennt man *Exomis*; es ist das streng genommen kein eigenes Kleidungsstück, sondern nur eine besondere Art, den Chiton zu tragen, doch wurden auch speziell Arbeiterkittel nach diesem Schnitt hergestellt. Daneben gab es aber auch später noch Chitone, welche auch in ihrer oberen Hälfte zusammengenäht und mit Armlöchern oder mit kurzen Ärmeln, die jedoch nie mehr als einen Teil des Oberarmes bedecken (lange bis zum Handgelenk reichende Ärmel sind durchweg barbarische Tracht), versehen waren; doch blieb die noch in der ersten Hälfte des fünften Jahrh. auch beim Männerchiton vorkommende Beigabe des Brustüberschlages der späteren Tracht durchaus fremd.

Der zum Chiton hinzutretende Mantel, für welchen nunmehr der Name *Himation* der stehende bleibt, während die *Chlaina* nur für eine besondere, mehr durch ihr Material als durch ihren Schnitt sich unterscheidende Gattung beibehalten worden zu sein scheint, wird in der älteren Periode vielfach noch in der Weise getragen, die wir oben beschrieben haben, d. h. daß zwei Zipfel vorn zu beiden Seiten herabfallen; man vgl. den *Hermes* in Fig. 4. Aber immer mehr wird es üblich und von der klassischen Periode ab ganz allgemein, daß man den Mantel nicht bloß umhängt, sondern ganz umlegt; und zwar geschieht dies in folgender Weise. Man nimmt den einen Zipfel vom Rücken her über die linke Schulter und hält ihn hier zwischen Brust und Arm fest; dann zieht man den Mantel in weitem, bis an die Waden reichendem Fall über den Rücken herum und führt ihn von da wieder auf der rechten Seite nach vorn, und



Krieger in der Exomis (Grabrelief).

Fig. 7.



Statue des Sophokles im Lateran.

zwar auf doppelte Art: entweder, wenn man sich den rechten Arm frei halten will, führt man das Himation unterhalb der rechten Achsel hindurch, zieht es vorn quer über Unterleib und Brust und wirft das letzte Stück über die linke Schulter nach hinten (so der Paris in Fig. 4 links) resp. über den linken Arm (wie der Mann rechts in Fig. 4); oder im andern Falle, und es ist dies vornehmlich die schickliche Tracht des ehrbaren Bürgers, führt man den Mantel über den rechten Arm und Schulter hinweg, so daß höchstens die rechte Hand noch daraus hervorsieht und schlägt ihn dann ebenfalls wieder über die linke Schulter zurück. Kleine, in den Zipfeln eingenähte Gewichte von Thon oder Blei erleichtern diese Anordnung und halten den Mantel in seiner Lage fest; immerhin war es eine besondere Kunst, welche Übung und vermutlich auch fremden Beistand erforderte, bei dieser Art des Umlegens einen schönen und harmonischen Faltenwurf hervorzu- bringen, und in der Art, wie jemand sein Himation trug, daß dasselbe weder zu kurz hinaufgezogen noch zu tief herabgelassen war u. dgl., er- kannte man den Bildungsgrad seines Trägers; ebenso galt es für nicht fein, den Mantel von der rechten nach der linken Seite zu tragen. Nir- gends tritt uns diese Tracht des Chiton in Verbindung mit dem Himation so edel und vollendet schön entgegen, wie in der Fig. 7

Fig. 8.



Bürger in Chiton und Himation.

den Mantel von der rechten nach der linken Seite zu tragen. Nir- gends tritt uns diese Tracht des Chiton in Verbindung mit dem Himation so edel und vollendet schön entgegen, wie in der Fig. 7



abgebildeten Portraitstatue des Sophokles im Lateran, wo der weite faltige Mantel die Gestalt umhüllt, ohne die Formen des Körpers zu verbergen, und wo die verschiedenen, durch die Armhaltung und die Art des Umwurfs bedingten Faltenzüge sich in der harmonischsten Weise untereinander verschmelzen. Ein humoristisches Gegenstück zu dieser Idealfigur ist Fig. 8, eine Terrakotta, die einen biedern Spießbürger im Chiton und Himation vorstellt.

Eine besondere Art Mantel ist die ursprünglich aus Thessalien stammende, aber seit dem fünften Jahrhundert in Griechen-

Fig. 9.

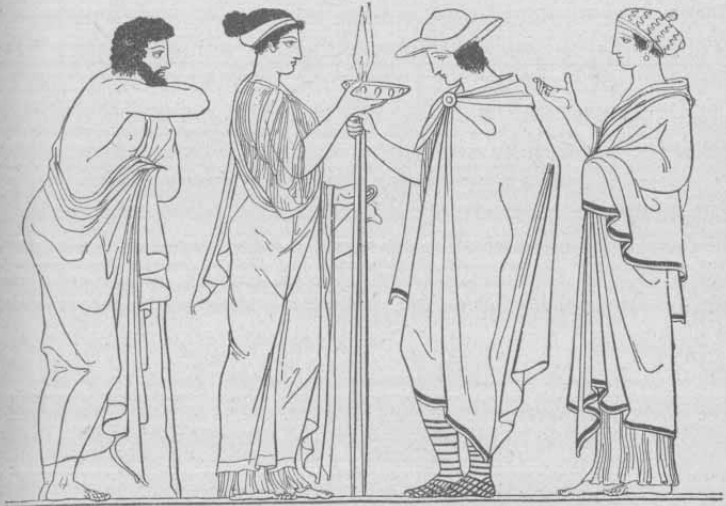


Ephebe-tracht (Verehrung einer Herme).

land allgemein eingebürgerte Chlamys, ursprünglich eine kriegerische und Reitertracht und daher auf Bildwerken häufig noch über der Rüstung getragen. Es ist dies ein kurzer Mantel von leichtem Stoff und ovaler Form, welcher vermittelt einer Spange entweder vorn am Halse oder, was das häufigere ist, auf der rechten Schulter befestigt wird, wobei dann der linke Arm bedeckt, der rechte frei ist; vgl. Fig. 9 u. 10, von denen Fig. 9 die erstere Art, den Mantel zu tragen zeigt, während in Fig. 10 der speerhaltende Jüngling die linke Seite ganz von der Chlamys

bedeckt hat. Die Chlamys war nämlich die gewöhnliche Tracht der Jünglinge, sobald sie in das Ephebenalter gekommen waren und zur Reiterei verwandt wurden; bis dahin trugen sie über dem Chiton in der älteren Zeit gar kein Oberkleid, später ein weites Himation, und zwar meist so, daß sie sich ganz und gar darein einwickelten; es galt als passend für ehrbare Knaben, die Arme nicht frei zu tragen. Auch der göttliche Repräsentant des

Fig. 10.



Attische Ephebentracht (Abschied eines jugendlichen Kriegers).

Ephebentums, Hermes, erscheint gewöhnlich in der Chlamys, doch häufig nur so, daß er dieselbe leicht zusammengelegt über den linken Arm geworfen hat; auch bei Apollo, sobald derselbe nicht als Kitharoede den langen Chiton trägt, ist die Chlamys auf Kunstdarstellungen häufig. Dagegen ist dieselbe in der männlichen Kleidung, wenn man von der kriegerischen Tracht absieht, ungebräuchlich und namentlich niemals in Verbindung mit dem langen Chiton zu finden.

Daheim ging man in der Regel im bloßen Chiton; dagegen galt es nicht für schicklich, so auf der Straße sich blicken zu lassen: nur Handwerker oder Sonderlinge gingen ohne Mantel aus. Ebenso unschicklich aber war es, ohne Chiton im bloßen Himation oder Chlamys zu erscheinen. Das ist zwar in den Kunstdarstellungen sehr gewöhnlich; nicht bloß die Götter, wie Zeus, Poseidon u. a., werden ohne Chiton im bloßen Himation, Hermes, Apollo in der bloßen Chlamys abgebildet, sondern auch bei Darstellungen aus dem täglichen Leben sehen wir in Statuen, Reliefs, Basenbildern u. s. w. die Menschen sehr häufig ohne Untergewand mit dem bloßen Mantel bekleidet (vgl. den Epheben in Fig. 9) und ebenso bei Portraitfiguren. Das ist jedoch eine Freiheit, welche sich die Kunst, um nicht den Körper gänzlich durch das Gewand verdecken zu müssen, erlaubt hat, die aber der Wirklichkeit keineswegs entsprach. Nur Leute, welche ihren Körper besonders abhärten wollten, ferner Dürstige und auch gewisse Philosophen, welche ihre cynischen Grundsätze auch durch übertrieben ärmliche Tracht bekunden wollten, gingen, und selbst im Winter, im Mantel ohne Unterkleid. — Gänzlich fehlen der griechischen Männertracht Hemd und Beinkleider. Letztere sind orientalisches und erscheinen auf Denkmälern daher nur, wo barbarische Persönlichkeiten vorgestellt werden.

Was dann die weibliche Kleidung anlangt, so ist von vorn herein zu bemerken, daß jener starke Kontrast, welchen die moderne Zeit zwischen Frauen- und Männertracht aufweist, dem griechischen Altertum fremd ist, daß vielmehr beide wesentlich die gleichen Bestandteile, ja zum Teil sogar den gleichen Schnitt zeigen; und zwar wird diese Ähnlichkeit oder Gleichheit immer größer, je höher hinauf man in das Altertum geht. Allerdings geht das nicht so weit, daß jemals etwa eine Frau ohne weiteres ein männliches Untergewand hätte anlegen können; vielmehr unterscheidet schon das homerische Epos den Peplos der Frauen vom Chiton der Männer. Nun ist aber leider Schnitt und Tragart des homerischen Peplos eine streitige Sache, die sich

aus den Worten des Epos nicht mit Sicherheit ermitteln läßt. Nach der Ansicht von Helbig hätte er sich nicht wesentlich von dem langen Männerchiton unterschieden; wie dieser hätte er bis zu den Füßen herab gereicht, dem Körper eng und faltenlos angelegen und wäre mit Öffnung für Hals und Arme versehen gewesen. Die Gürtung lag ziemlich tief, nicht unmittelbar unter der Brust oder um die Taille, sondern auf den oberen Rändern der Hüftknochen und nach vorn zu etwas abwärts gerichtet. Angelegt hätte man den Peplos vermittelt eines zwischen den Brüsten angebrachten und vielfach auch bis zu den Füßen herab reichenden Schlißes, welcher durch eine größere Anzahl von Fibeln oder Agraffen verschlossen worden sei. Helbig meint, daß dieser Mode orientalischer Einfluß zu Grunde liege, da gerade auf Denkmälern mit Darstellungen orientalischer Völker derartige Brustschlitze sehr häufig sich nachweisen lassen.

Für diese Hypothese Helbigs spricht manches, namentlich auch der Umstand, daß sich eine in mancher Hinsicht ähnliche Tracht noch mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten zu haben scheint. Die Vasenbilder sowie anderweitige Denkmäler erweisen, wie Boehlau dargelegt hat, daß fast in allen Staaten Griechenlands (speziell handelt es sich um Korinth, Chalkis, Athen, Megara, Sparta, sowie ionische und sicilische Städte) sich bis ins siebente, ja vielleicht bis ins sechste Jahrhundert hinein in der Frauentracht ein eng anliegender Chiton erhalten hat, der nicht über den Kopf gezogen, sondern ebenso wie unsere heutigen Kleider angelegt wurde, indem er vorn offen war. Noch zahlreiche Denkmäler des ältesten Stils weisen jenen Brustschlitze auf; namentlich auch an Nachbildungen hochaltertümlicher Götteridole pflegt er selten zu fehlen. Dieser Chiton ist mit engen, bis an die Ellenbogen reichenden Ärmeln versehen, meist an sämtlichen Rändern, also um Hals- und Armlöcher sowie unten am Saum, mit breiten, bunt gemusterten Streifen verziert; und dazu kommt noch die Eigentümlichkeit, daß zu jeder Seite an den Hüften ein kleiner, über den Gürtel herabfallender Bausch sich findet.

Indessen ist die Helbig'sche Hypothese über den homerischen Peplos, namentlich die Existenz eines langen, bis zu den Füßen

Fig. 11.

Μα ρ Α



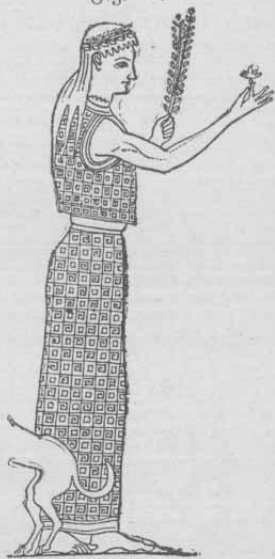
Altterümliche Frauentrachten.

reichenden Schlißes auf der Vorderseite, sehr energisch von Studniczka bekämpft worden; dieser sucht sämtliche, für jene

Auffassung angeführten Stellen des Epos anders zu erklären und betrachtet die Längsstreifen, welche sich auf Denkmälern finden, nicht als Reminiscenz jenes Schlißes, sondern lediglich als Ornament. Studniczka seinerseits hält die homerische Frauentracht für identisch mit der sog. dorischen, welche uns bei den Schriftstellern als die älteste griechische Frauentracht, an deren Stelle später die ionische trat, bezeichnet wird; er nimmt also vor allem an, daß das Gewand nicht genäht und zum Hineinschlüpfen eingerichtet war, sondern daß es ein mehr mantelartiges Tuch war, welches man auf den Schultern durch Heftnadeln befestigte. — Auf diese Kontroverse einzugehen, ist hier nicht der geeignete Ort: wir mußten uns begnügen, auf sie hinzuweisen, und enthalten uns absichtlich einer Entscheidung für diese oder jene Ansicht, deren Begründung Zweck und Anlage unseres Schriftchens uns nicht gestatten würde.

Über die Frauentracht der historischen Zeit berichtet uns Herodot, die athenischen Frauen hätten in alter Zeit die dorische Tracht, einen wollenen, mit Fibeln zu befestigenden Chiton getragen, statt derselben aber später ionische Kleidung, einen leinenen, genähten Chiton, angenommen. So einfach diese Notiz lautet, so ist es doch keineswegs so leicht, diesen Wechsel der Tracht aus den Denkmälern nachzuweisen; dieselben zeigen vielmehr in alter Zeit vielfach Frauentrachten, die eher genäht, als geheftet zu sein scheinen, während derjenige Chiton, dem wir in der klassischen Periode der griechischen Kunst begegnen, im Grunde auf den dorischen Typus zurückgeht. Es ist daher begreiflich,

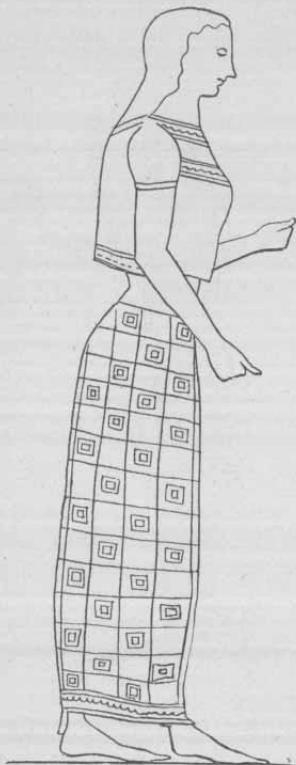
Fig. 12.



Alttertiäre Frauentracht.

daß in neuester Zeit unternommene Versuche (vornehmlich von Boehlau und Studniczka), den Übergang von der alten dorischen zur späteren ionischen Tracht auch auf den Denkmälern nachzuweisen, zu sehr verschiedenartigen Resultaten geführt haben.

Fig. 13.



Altattische Frauentracht.

Sehen wir uns die Frauenkleider auf den ältesten Vasenge-mälden an (vgl. Fig. 1, 3, 11—15), so finden wir fast durchgängig einen straff und faltenlos zu den Füßen herabfallenden Chiton (denn der homerische Name Peplos kommt all-mählich außer Gebrauch), der in-dessen auf keinen Fall so eng sein konnte, als er gezeichnet ist, da sonst kaum ein Schreiten damit möglich wäre; die Füße sind in der Regel unbedeckt, doch ist das Kleid bis-weisen hinten schleppenartig ver-längert und stößt dort auf den Boden auf (vgl. Fig. 15.) Dieser Chiton ist regelmäßig gegürtet, und zwar ziemlich hoch und so, daß der Gürtel sichtbar ist; dazu kommt nun noch ein besonderes, die Brust und Schultern bedeckendes Gewand-stück, welches bis in die Gegend der Gürtung herabhängt. In welcher Weise dieser Chiton angelegt worden ist und wie der obere Gewandteil

mit ihm zusammenhängt, ist nicht deutlich. Wenn man bei einigen Figuren lange Borten vom Gürtel zu den Füßen gehen sieht, die auch oberhalb des Gürtels ihre Fortsetzung finden (wie bei zwei Frauen in Fig. 11), so könnte man vermuten, daß hier ein

Schliß zum Anlegen des Gewandes sich befand; allein schon oben haben wir darauf hingewiesen, daß diese Streifen oft lediglich ornamentaler Natur und ohne struktive Bedeutung sind, und an vielen Chitonon fehlen sie überhaupt gänzlich. So wird denn in der Regel angenommen, daß das hier dargestellte Gewand in seinem untern Teile zusammengenäht, also ringsum geschlossen war, hingegen oberhalb des Gürtels an den Seiten offen, und daß jener Brustüberschlag dadurch hervor-

gebracht wurde, daß dieser obere Gewandteil doppelt lag und die zusammengelegten Enden auf den Schultern mit Nadeln befestigt wurden: also entsprechend derjenigen Kleiderform, die man als dorische zu bezeichnen pflegt. In der That ist mehrfach auf der Schulter der von hinten nach vorn herübergenommene Gewandzipfel sichtbar (vgl. Fig. 1, 3 und 11); ja mehrfach ist auch die



Altcrümliche Frauentracht.

längliche Nadel, welche beide Zipfel zusammenhält, deutlich erkennbar (Fig. 11); aber dessen ungeachtet bleibt manches auch bei dieser Hypothese unaufgeklärt. Zwar daß bisweilen besondere Borten am Hals des Brusttuches dargestellt sind, läßt sich damit wohl vereinigen: dieselben können aufgenäht sein, wobei dann von vornherein das Arrangement dieses Überschlags für die Trägerin hergerichtet war, während bei der entsprechenden Tracht der späteren Zeit es im Belieben der Trägerin stand, den oberen



Teil ihres Chitons kürzer oder länger umzuschlagen. Aber wie soll man sich jenen Oberteil des Chitons in einem Fall wie Fig. 12 erklären? Hier ist derselbe an der Seite völlig geschlossen, der Maler scheint deutlich ein Ärmelloch wiedergeben gewollt zu haben: beides steht zu jener Annahme in Widerspruch, man müßte denn vermuten, daß auch der Oberteil an der einen Seite zugenäht war und die offene Seite derselben mit der Nadelung auf der hier nicht sichtbaren linken Seite der Frau zu suchen ist. Noch auffallender ist es, wenn, wie in Fig. 13, der Maler den untern Teil des Chitons gemustert, den obern aber einfarbig behandelt, oder, wie in Fig. 14, beiden Theilen verschiedene Muster gegeben hat. Will man hier nicht eine reine Willkür des Zeichners annehmen oder etwa vermuten, daß die zum Brustteil dienende Rückseite des Chiton-Oberteiles mit einem andern Stoff besetzt war, so kommt man zu der, mit Rücksicht auf ähnliches in der späteren Tracht nicht unwahrscheinliche Ansicht, daß bisweilen jener Oberteil von Chiton ganz abgetrennt war und als besonderes Gewandstück umgelegt werden konnte.

Zu dieser Tracht tritt dann bisweilen noch ein Überkleid, welches jedoch nicht mit dem Himation verwechselt werden darf, hinzu, nämlich ein über den Chiton gelegtes, aber vom Gürtel mit umfaßtes Kleidungsstück, welches auf der einen Seite offen zu sein pflegt, vgl. Fig. 15. Dieser Überwurf, welcher meist bloß unterhalb des Gürtels zum Vorschein kommt, ist bald aus demselben Stoff gefertigt, wie das Brusttuch, bald auch aus anderem, aber meist in Farbe und Muster verschieden von dem darunter getragenen Unterkleid. In welcher Weise er angelegt wurde, ist aus den Vasenbildern nicht recht ersichtlich; doch scheint es ein nicht genähtes, tuchartiges Gewand zu sein, welches man bei reicherer Tracht noch über den Chiton anlegte und mit diesem zusammen durch den Gürtel festhielt.

Als Mantel wird bei dieser altertümlichen Tracht ein Himation getragen, welches sowohl in der Form wie in der Art des



Altgriechische Frauentrachten.

Tragens durchaus dem bei den Männern üblichen großen Himation entspricht: wie dieses bedeckt es vornehmlich den Rücken und fällt mit zwei Zipfeln über die Arme herunter. Nur darin unterscheidet sich die weibliche Tracht in etwas von der männlichen, daß die Frauen häufig diesen Mantel so hoch heraufzogen, daß er den Hinterkopf mit bedeckt (vgl. oben Fig. 1), eine Sitte, welche auch in der ganzen späteren Tracht beibehalten worden ist.

Die Veränderung, welche wir in den Denkmälern allmählich mit dieser Tracht sich vollziehen sehen, ist vielfach als wirkliche Veränderung der Kleidung aufgefaßt worden, wahrscheinlich aber — wenigstens zum größten Teile — mehr eine Folge der fortschreitenden Kunstentwicklung, infolge deren man manches nunc mehr wiederzugeben mußte, worauf man auf einer früheren Stufe der Kunst verzichtete. Wie bei den Männern werden auf den Vasenbildern die Kleider allmählich weiter und faltenreicher; anfangs zwar immer noch so eng, daß bei weitem Ausschreiten die Körperformen ziemlich deutlich hervortreten; aber jener faltenlose Cylinder, den der älteste Vasenstil dem Frauenrock unterhalb des Gürtels giebt, verschwindet doch gänzlich. Dazu kommt nun für den Oberkörper an Stelle jenes Überwurfes ein Bausch (Kolpos), welcher fortan der weiblichen Tracht als charakteristisch verbleibt, wenn auch in sehr mannichfacher Weise angebracht und vielfach später auch wieder weggelassen. Dieser Bausch wird auf verschiedene Art gebildet: einerseits gehört er zum Gewande selbst; die Länge des Kleides geht nämlich über die des Körpers so weit hinaus, daß man, damit der untere Saum nicht auf dem Boden schleift, ein Stück über den Gürtel heraufziehen muß, welches dann, indem es über den Gürtel herabfällt, den Bausch bildet; und zwar reicht dieser Bausch in der Mode jener Zeit, um welche es sich hier für uns zunächst handelt, ziemlich tief unter den Gürtel herab, jedoch nicht rings um die Taille herum, sondern bloß vorn und wahrscheinlich ebenso hinten. Da aber vielfach die Vasenbilder für diesen obern Teil

der Kleidung einen ganz andern Stoff als den des untern Rockes zeigen, so ist es möglich, daß bisweilen dieser Teil nicht mit dem Chiton zusammenhing, sondern daß es sich um einen besonderen, über das Untergewand angezogenen Überwurf handelt, welcher ebenso wie der Chiton selbst vom Gürtel mit festgehalten wurde; vgl. Fig. 16. Zieht man in Betracht, daß auch in der altertümlichen Kleidung der vorhergehenden Epoche der Brustüberschlag mitunter besonders gearbeitet war, so möchte man vermuten, daß aus jenem losen Überwurf in weiterer Entwicklung der Tracht dieser um die Taille sich anschließende mit Bausch wurde, und daß die Mode, den Bausch durch den Chiton selbst, nicht durch ein besonderes Kleidungsstück, entstehen zu lassen, erst eine folgende Stufe in dieser Entwicklung ist. Zu dieser Tracht gehören meist auch ziemlich lange, noch bis über den Ellenbogen reichende Ärmel,

welche in der Regel weit und bauschig, dagegen um das Armloch herum sehr eng sind. Offenbar war ein derartiger Chiton und ebenso der Überwurf, wenn er gesondert gearbeitet war, ganz und gar genäht und wurde angelegt, indem man ihn über den Kopf warf und mit den Armen in die Ärmel hineinfuhr; denn nirgend sieht man bei dieser Kleidung oberhalb des Gürtels einen Schliß

Fig. 16.



Ältere Frauentracht mit Bausch.

angebracht. Wohl aber kommt es vor, daß bei besonders hergestelltem Überwurf der Chiton darunter einen seitlichen Schlitze unterhalb des Gürtel aufweist. Erinnern wir uns nun an die oben angeführte Bemerkung des Herodot über Einführung des genähten, ionischen Vinnenchitons, so liegt es nahe, diesen meist ganz und gar genähten, ohne Nadeln getragenen Chiton für ionisch zu halten, wozu es sehr gut stimmt, daß gerade jene eigentümliche Form der weiten und am Armloch engen Ärmel sich ganz ebenso auf athenischen wie auf kleinasiatischen Reliefs findet.

Gleichzeitig mit der eben besprochenen Änderung in der Frauentracht macht sich auch jene oben erwähnte Zierlichkeit der Fältelung, der eingeschnittenen Ecken mit regelmäßigen Zickzackfalten, welche durch Steifung und Bügelung erzielt sind, in immer stärkerem Maße geltend, vornehmlich um die Säume der unteren Gewänder. Allerdings darf man auch in diesem Punkte sich nicht zu sehr auf die Denkmäler verlassen; man kann nämlich häufig an denselben beobachten, daß nur der vordere Saum der Gewandung in dieser Zickzackfaltung behandelt, der hintere dagegen einfach glatt resp. nur mit Andeutung der selbstverständlichen Steilfalten behandelt ist (vgl. z. B. Fig. 17 und 19). Offenbar ist also, namentlich bei den Vasenmalern, bei Angabe dieser Fältelung vielfach weniger Nachahmung der wirklichen Tracht, als stilistische Eigentümlichkeit vorauszusetzen.

Darf man aus dem bisher Gesagten bereits einen Schluß auf die Unterschiede dorischer und ionischer Tracht ziehen, so scheint es, als seien dieselben keine fundamentalen, Schnitt und Aussehen der ganzen Gewandung betreffenden gewesen, sondern hätten, abgesehen vom Stoff, insofern der dorische Chiton wollen, der ionische linnen war, wesentlich in der Art des Anziehens resp. der Herstellung bestanden, indem der dorische Chiton seine Form erst durch die Nadelung erhielt, der ionische als genähter sie schon von vornherein hatte. Und offenbar ist auch die Nachricht Herodots nicht so zu fassen, als ob nach Einführung der

ionischen Tracht die dorische verschwunden sei: vielmehr erweisen die Denkmäler auf das deutlichste, daß beide Trachten nebeneinander bestanden, ja daß gerade zur Zeit Herodots der wenigstens in seiner obern Hälfte nicht genähte, sondern durch Nadeln

Fig. 17.



Tracht des fünften Jahrh. v. Chr.

oder durch Knöpfe verbundene Chiton die häufigere Tracht war. Allerdings macht die Mode, die im Altertum ebenso gut eine Rolle spielte, wie in der Neuzeit, sich durch gewisse Veränderungen geltend; und diese treten namentlich hervor in den Vasenbildern der Vasenmaler des fünften Jahrhunderts, eines

Hieron, Duris, Brygos u. a. m. In der Frauentracht dieser Denkmäler wird zunächst (vgl. Fig. 4, 18 u. 19) der Rock beträchtlich weiter und faltiger gemacht als bisher; der Bausch geht rings um den ganzen Körper herum und fällt tief über die Hüften bis in die Gegend der Kniee herunter; dazu tritt meistens noch ein Brusttuch oder Überhang, welcher nur bis kurz unter den Busen hinabreicht; Ärmel sind fast immer da, wie auch bei der vorigen Mode, aber sie sind in der Regel weniger bauschig und haben kein enges Armlloch, sondern weite Armöffnung; und endlich ist die Art, wie der Chiton angelegt wird, abweichend: nämlich entsprechend der dorischen Mode, wobei die Ärmel nicht rings zusammengenäht, sondern oben geschlitzt sind, so daß beim Anziehen der Chiton resp. der obere Überwurf oben ganz offen ist; das Zusammennesteln der Ärmelschlitzte vermitteltst kleiner Fibeln oder Knöpfchen bewirkt dann zugleich auch den Halschluß und gibt damit dem ganzen Gewande Halt. Fig. 17, wo wir eine Kitharspielerin sehen, welche im Begriff steht, den Gürtel, der ihr Untergewand festhält, zusammen zu knüpfen (oder vielleicht aufzulösen?), läßt diese Art, wie der obere Überwurf angezogen und befestigt ist, sehr deutlich erkennen; dagegen fehlt hier das Brusttuch, welches sonst meist vorhanden ist.

Sehen wir uns aber diese Tracht etwas näher an, so finden wir in ihr gewissermaßen eine Vereinigung jener erstbetrachteten dorischen und der nächstfolgenden ionischen. Wie bei jener finden wir da einen Brustüberhang, wie bei dieser einen Bausch; wie bei jener ist Nestelung vermitteltst Fibeln, wie bei dieser auch Näharbeit da. Denn wir müssen uns doch einen Chiton, wie den der linken Mänade in Fig. 18, als ein zusammenhängendes Stück denken: einen weiten Rock, dessen Länge die Körperlänge um mehr als das Doppelte übertraf, der an den Seiten ringsum zugenäht, oben und unten offen war, und aus dem nun die Trägerin durch Hinaufziehen und Herabfallenlassen über den Gürtel den Bausch, durch Hestelung oder Knöpfung

auf Arm und Schultern Brustüberhang und Ärmel bildete. Nun hat es allerdings den Anschein, als seien bisweilen einzelne Teile dieses Anzuges besonders und aus andern Stoffen als die übrigen hergestellt worden. Auf den Vasengemälden jener Zeit wird

Fig. 18.



Frauentracht des fünften Jahrh. v. Chr. (Maenaden).

nämlich oft bald dieser, bald jener Teil des Gewandes durch ganz andere Falten charakterisiert, als das übrige Gewand. Während in der Regel die Gewandfalten durch ungebrochene, mit schwarzer Farbe gezeichnete Linien wiedergegeben werden, sind sie häufig daneben mit rötlichbrauner Farbe in viel-



fach gezackten oder gleichsam zittrigen Linien gezeichnet: so in Fig. 17 der obere Teil der Gewandung der Frau, in Fig. 18 der Bausch bei der Maenade rechts, in Fig. 19 Bausch und Armel. Sieht man daneben, wie z. B. in Fig. 18, ganz die entsprechenden Gewandteile bei andern Figuren mit gewöhnlicher Faltenbehandlung bezeichnet, so könnte man (zumal diese Unter-

Fig. 19.



Frauentracht des 5. Jahrh. v. Chr.

scheidung von ungebrochenen und von Zickzackfalten auch in der Skulptur sich nachweisen läßt), wirklich zu der Annahme sich gedrängt sehen, daß die Künstler damit besondere, aus anderem Stoff gefertigte und eigens angelegte Gewandstücke wiedergeben wollten. Das könnte man sich nun wie bei einer Tracht wie Fig. 17 noch recht gut vorstellen; denn wenn in Fig. 16 der obere Gewandteil über dem Gürtel ein eigens gearbeiteter ist, so könnte es in Fig. 17 ebenso der Fall sein. Allein viel schwieriger, ja kaum denkbar, erscheint eine solche Annahme für Fig. 18; nimmt man hier für den Bausch besonderen Stoff an, so würde die Frau drei Kleidungsstücke tragen: den langen Chiton, der einfach den ganzen Körper bedeckt; den Brust und Unterleib bedeckenden Bausch; und darüber den wieder besonders gearbeiteten Überhang mit Ärmeln. Nicht minder kompliziert wäre die Tracht in Fig. 19. Es scheint daher fast als dürfe man auf jene Faltenbehandlung keinen zu hohen Wert legen; die Künstler haben sie anscheinend gewählt, um bisweilen dadurch die bei bauschiger Gewandung, bei Ärmeln u. dgl. entstehenden krausen Falten von den Steilfalten des senkrecht herunterhängenden Gewandes zu unterscheiden. Denn es ist zu

beachten, daß an solchen senkrecht hängenden Gewandstücken, also beim Unterteil des Chitons und beim Brustüberhang, die krausen Falten niemals vorkommen.

Wenn die Vasenmaler im übrigen, namentlich hinsichtlich des Arrangements des Bausches, treu und verläßlich sind, so war die Mode in Athen um die Mitte des fünften Jahrh. v.

Fig. 20.



Verschiedenartige Arrangements des Chitons.

Chr. noch etwas plump und schwerfällig. Erst durch Beschränkung des übermäßig sich verbreiternden Bausches gestaltet sie sich zu jener ebenmäßigen, wahrhaft edeln Tracht, die wir an den Frauengestalten der klassischen Kunst und der folgenden Zeit bewundern. Dabei ist die Kleidung keineswegs einsörmig, vielmehr gestattet derselbe Chiton verschiedene Arten des Tragens, je nachdem Bausch und Überhang arrangiert werden. Beispiele

dafür giebt das Vasenbild in Fig. 20. Entweder nimmt man, wie bei der Frau links, zur Bedeckung des Körpers von den Füßen bis zu den Schultern ein genau der Körperlänge entsprechendes Stück und befestigt dies auf den Schultern, indem man die Zipfel des hinteren, doppelt liegenden Blattes über die Schultern zieht, und durch Agraffen auf den Zipfeln des ebenfalls doppelt liegenden Vorderblattes befestigt; dann fällt vorn und hinten das überschüssige Stück des Chitons herunter und der Gürtel wird darüber gelegt. Indem man dann dieses Stück noch etwas über den Gürtel herauszieht, entsteht oberhalb des Gürtels ein kleiner Bausch, während das Ende des Gewandes unterhalb bis über die Hüften herabfällt. Hier liegt also streng genommen der Bausch über dem Überhang. Oder man nimmt, wie bei der Frau rechts, zunächst ein längeres Stück des Chitons bis zum Gürtel, als an sich erforderlich, so daß der Rest auf dem Boden schleppt; das obere Stück nimmt man zu den Schultern hinauf und befestigt es dort durch Fibeln, entweder so, daß dieselben sichtbar zu Tage liegen (dann werden die Doppellagen der beiden Blätter, also das vierfache Tuch zusammengesteckt), oder so, daß die Nadeln durch den vordern Überhang verdeckt sind (dann wird die Doppellage des Hinterblattes mit der untersten des Vorderblattes, also eine dreifache Tuchlage, zusammengesteckt, wie hier in Fig. 20). Der Überhang flattert dann frei über Brust und Rücken bis etwas oberhalb der Taille; vom untern Teile des Chitons aber zieht man das überschüssige Stück als Bausch über den Gürtel herauf. In welcher Weise diese letztere Tracht, welche die häufigere ist, angeordnet wird, lehrt sehr anschaulich die unter Fig. 21 abgebildete Bronzestatue von Herculaneum. Das im Ankleiden begriffene junge Mädchen hat den Chiton bereits gegürtet und ist nun im Begriff, den Überschlag herzustellen; auf der linken Schulter ist die Nadelung bereits erfolgt, nun nimmt sie mit der rechten Hand das zusammengefaltete Rückenblatt über die rechte Schulter herüber, um dasselbe mit dem von der linken

Fig. 21.



Anlegen des Chitons und Herstellen  
des Überhanges.

Fig. 22.



Frauentracht der klassischen Zeit  
(Karyatide vom Erechtheion).

Hand genäherten Brustblatt so zusammenzunadeln, daß das Rückenblatt über das Brustblatt zu liegen kommt. Die Zipfel beider Blätter fallen dann rechts und links über die Hüften herunter und kommen etwas tiefer zu liegen, als die Mitte des Blattes; zur Vollendung ihrer Tracht wird das Mädchen dann noch von dem zu langen Gewand, welches sie beim Gehen behindern würde, ein Stück unter dem Gürtel heraufziehen, das dann unterhalb des Überhangs als Bausch zum Vorschein kommt. Die Tracht der besten Zeit verlegt diesen Bausch nicht mehr so tief, wie die frühere (und wie Fig. 20), sondern verringert den Abstand zwischen Bausch und Überhang so viel als möglich; dabei sucht man den Bausch so zu arrangieren, daß die Falten an den Seiten tiefer liegen, als in der Mitte, damit er sich in seiner Linie der Kontur des Überhangs, bei dem ja auch die Zipfel an den Seiten tiefer herabfallen, möglichst anschliese. So entsteht jene wundervolle, von echt künstlerischem Geiste eingegebene Tracht, welche wir an den besten attischen Werken aus der Zeit der Phidias bewundern und als deren Beispiel wir hier unter Fig. 22 eine der Karyatiden vom Erechtheion in Athen abbilden.

Ärmel sind bei dieser Tracht bald vorhanden, bald fehlen sie; wo sie sich finden, haben sie meistens, wie die früher besprochenen, die Form der offenen, durch Knöpfe oder kleine Fibeln verbundenen Halbärmel und sind meist nicht eigens angenähte Ärmelstücke, sondern gehören zum Chiton selbst. Da nämlich dieser wie in der Länge so auch im Umfang beträchtlich mehr Stoff enthielt, als an und für sich zur Umhüllung des Körpers nötig war, so bot er Material genug, um oben auf jeder Seite noch ein hinlängliches Stück über die Oberarme zu ziehen und durch Zusammenstellen zu scheinbaren Ärmeln zu gestalten.

Die zuletzt beschriebene Form des Chitons, welcher durch Gürtung und Nadelung Bausch und Überhang bildet, bleibt auch in der Folgezeit bestehen und scheint sich nicht nur über ganz Griechenland verbreitet, sondern auch das spätere griechische Altertum hindurch bis zur Römerzeit erhalten zu haben. Selbst-



Hochgeklrter Chiton mit Himation. Statue einer Melpomene im Museo Chiaramonti im Vatikan.

Fig. 24.



Ungürteter Chiton mit Himation.

verständlich ist sie aber niemals die alleinige gewesen, und es gab daneben noch verschiedene andere Arten der Tracht, welche sich theils durch den Schnitt, theils durch die Art des Tragens unterschieden. So behielt man z. B. die allgemeine Form des Chitons zwar bei, machte sich aber die Kleidung selbst etwas bequemer, indem man den Überhang wiederum, wie wir es schon vorher als wahrscheinlich bezeichnet haben, als ein besonderes, für sich anzulegendes Stück, das unter Umständen auch fortbleiben konnte, arbeitete; oder man trug einen leichten Chiton ganz ohne Bausch und Überhang, entweder gegürtet, und zwar bisweilen höher als um die Taille, wie die unter Fig. 23 abgebildete Tochter der Niobe, oder auch ganz ungegürtet lose herabhängend, wie Fig. 24. Auch kommt es noch später nicht selten vor, daß der Überhang so tief herunterhängt, daß er unterhalb des Gürtels liegt, und daß der Bausch entweder ganz fehlt, wie in Fig. 25, oder, wenn er angebracht wird, oberhalb des Überhangs zu liegen kommt, wie in Fig. 20. Die anmutige Frauengestalt in Fig. 26 zeigt auch darin eine Besonderheit ihrer Kleidung, daß bei ihr, wie in Fig. 25, der Chiton an der einen Seite auch unterhalb der Hüften offen ist, was bei der gewöhnlichen Tracht, namentlich der außer dem Hause getragenen, nicht der Fall war. Es ist wahrscheinlich, daß dies sogar die ursprüngliche Form des sog.

Fig. 25.



Offener Chiton mit Überhang.



dorischen Chitons gewesen ist; denn so gingen die dorischen Jungfrauen (die deswegen sogar spottweise als „Hüften zeigend“ bezeichnet wurden), und in den Idealfiguren hat der, allerdings kürzere Chiton der Artemis und der Amazonen denselben Schnitt. Nur war die unten rings geschlossene Form des Chitons so frühzeitig aufgekommen, daß wir dieser seitlich offenen auf den ältesten Denkmälern bloß ganz vereinzelt begegnen. Dieser seitlich geschlitze Chiton entspricht in seinem Schnitt am meisten dem kurzen Chiton der Männer; er reicht oft wie dieser nur bis an die Kniee und wird auf den Schultern durch Nadeln, ohne daß ein Überhang gebildet wurde, zusammengeheftet. — Auch das mit genähten Ärmeln versehene Gewand kommt in der spätern Tracht vor; entweder so, daß es mit dem Untergewande zusammenhängt, oder so, daß es besonders als ein nur Oberkörper und Leib bedeckendes Überkleid gearbeitet ist, welches rings geschlossen und an den durch Knöpfe gebildeten Ärmeln behufs des Anziehens zu öffnen war.

Als Oberkleid bleibt das Himation die stehende Tracht. In der ältern Kleidung des sechsten und fünften Jahrhunderts wird dasselbe noch vielfach in der oben beschriebenen Art als Umschlagetuch behandelt, sodaß zwei Zipfel vorn über die Schultern fallen, wie wir das in Fig. 4 und 24 sehen. Später dagegen wird die bei den Männern übliche Art, das Himation zu tragen, auch in der Frauentracht gewöhnlich, wobei dasselbe entweder beide Arme ganz und gar einhüllt oder der rechte Arm allein frei bleibt; vgl. Fig. 23. Eine dritte Art, das Himation umzulegen, die sich aber mehr in der ältern Tracht als später findet, ist die, daß es von der rechten Schulter quer über die Brust zur linken Hüfte herabgeht, wobei die linke Brust freibleibt und die Zipfel auf der rechten Seite des Körpers herabhängen. Auf den Abbildungen sieht es öfters so aus, als sei das Himation hierbei auf der Schulter durch Nadeln festgehalten oder auch zusammengenäht gewesen. Daneben kommen auch leichtere, shawlartige Tücher vor, etwa von der Form der

Fig. 26.



Difener Chiton mit Überhang.

Fig. 27a.



Dame im Straßenanzug.

Fig. 27b.



Seitenansicht von Fig. 27a.

vor einigen Decennien von unsern Damen getragenen Scharpe. Überhaupt scheint auch die alexandrinische Zeit noch mannichfachen Wechsel in der Frauentracht gekannt zu haben; indessen entziehen sich die Details davon meist unserer näheren Kenntniss, da unsere Hauptquellen, die Vasengemälde, in jener Epoche nicht mehr so streng, wie in der älteren Stilperiode, sich an die jeweiligen herrschende Mode zu halten pflegen. In einem Idyll des Theokrit legt eine Frau erst den Chiton, dann ein aus kostbarem Gewebe hergestelltes Spangengewand (Peronatrix) und darüber ein Mäntelchen (Ampelichonion) an; wie wir uns hier das Spangengewand denken sollen, ist nicht auszumachen. Dagegen führen uns die Terrakotten aus jener Epoche nicht selten anmutige Frauengestalten im Straßenanzug, d. h. in Chiton und Himation vor; so sehen wir in Fig. 27a und b eine Frau im langen Schleppkleide, darüber der Mantel, welcher so über den Kopf gezogen ist, daß nur

Fig. 28.



Dame im Straßenanzug

das Gesicht aus der Umhüllung hervorschaut; ebenso sind beide Arme, mit denen sie den Mantel, um nicht beim Gehen gehindert zu sein, etwas aufhebt, eng eingewickelt. Ähnlich matronenhaft verhüllt erscheint die Dame, welche die Fig. 28 abgebildete Terrakotta darstellt; sie hebt zierlich mit beiden Händen das sehr lang herabfallende Himation in die Höhe, um im Gehen mehr Freiheit zu haben.

Der Gebrauch des Hemdes läßt sich für die Frauenwelt jener Zeit nicht mit Sicherheit nachweisen, da diejenigen Ausdrücke, welche man in der Regel dafür erklärt, nur besondere Arten des Chitons zu bedeuten scheinen. Doch finden sich auf Vasenbildern einige Male bei Darstellung von Badeszenen kurze, mit kleinen Ärmeln versehene Kleider, welche nicht gut anders erklärt werden können, wie als Hemden, die unter dem eigentlichen Chiton getragen wurden. Für allgemein darf man deren Gebrauch freilich deshalb noch nicht halten; verbreiteter scheint dagegen das die Stelle des modernen Corsets vertretenden Busenbands gewesen zu sein (Strophion), durch welches man teils die zu üppige Entwicklung der Brüste einzuschränken suchte, teils die Brust, wenn sie nicht mehr die jugendliche Straffheit besaß, in die Höhe band.

Was Farbe und Muster der Kleidung anlangt,\*) so sind wir darüber nur unvollständig unterrichtet. Die Männerkleider waren jedenfalls für die untern Stände, d. h. für Leute, welche in der Werkstatt oder auf dem Felde arbeiten mußten, dunkel, entweder von der Naturfarbe der Wolle oder grau, braun u. a. gefärbt. Sonst allerdings war die gewöhnlichste Farbe für Chiton und Himation die weiße; und da solche Gewänder begreiflicherweise sehr schnell schmutzig wurden, so mußten sie häufig zum Walker wandern, der sie wusch und mit Thonerde und ähnlichen Mitteln ihnen frischen Glanz verlieh. Zur Festes-

\*) Man vergl. hierüber auch meine Gesch. d. Kunstgewerbes im Altertum I, 12 ff.

tracht aber gehörten meist bunte Gewänder; gerade da erlaubten sich auch einfachere Leute den Luxus der bunten Kleidung, welche sonst, wenn man im gewöhnlichen Tagesverkehr damit prunkte, in den bessern Zeiten des griechischen Altertums als Zeichen von Eitelkeit oder stutzerhaftem Wesen betrachtet wurde. Mehr verbreitet waren bunte Stoffe selbstverständlich bei der Frauenwelt, die namentlich die saffrangelben Gewänder liebte, auch sonst von buntgeränderten und reichgemusterten Stoffen häufig Anwendung machte. Im allgemeinen freilich kann man aus den Denkmälern den Schluß ziehen, daß Buntheit und reiche Ornamentierung der Kleiderstoffe am beliebtesten in der ältern Periode und dann wieder in der Epoche des sinkenden Geschmacks war, während die klassische Zeit von beiden einen verhältnismäßig spärlichen Gebrauch machte. Die älteren Vasenbilder zeigen fast durchgehends buntgemusterte Stoffe, entweder mit rein ornamentalen Mustern (vgl. oben Fig. 10, 11, 13), oder auch mit figürlichen Darstellungen. Selbst ganze figurenreiche Szenen, in Buntwirkerei oder Stickerei hergestellt, werden zur Kleidung benutzt, wobei ebenso, wie bei der Dekoration an Gefäßen und andern Geräten der ältern Kunst, die Anordnung in Reihen nicht ungewöhnlich ist; vgl. Fig. 12. Es begreift sich dies übrigens, wenn man erwägt und auch an den Darstellungen selbst beobachtet, daß eben jene alte Kleidertracht den Faltenwurf wenig oder gar nicht kennt; da sowohl der Chiton als der Mantel ziemlich straff um den Körper herumgelegt sind, so können auch die figürlichen Szenen dabei vollständig zur Entfaltung kommen und ohne Entstellung durch Falten oder Brüche gesehen werden. Auch die rein ornamentalen Muster sind sehr häufig und zeigen große Mannichfaltigkeit und Abwechslung, dagegen nur selten wirklich schöne Motive; besonders beliebt sind Schachbrett- und Rautenmuster.

Mit der Veränderung der Tracht wird auch der Gebrauch der gemusterten Stoffe ein anderer; für religiöse Gewänder, für Kultus-, Fest- und Schauspieltracht behält man zwar die bunt-

gestickten Stoffe bei; dagegen nimmt ihr Gebrauch im gewöhnlichen Leben nicht bloß bei der männlichen, sondern auch bei der Frauentracht mehr und mehr ab oder wird, gegenüber der reichen, die eigentliche Grundfarbe des Kleides fast ganz verdeckenden Fülle der Ornamente in der älteren Mode, auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Es gilt das namentlich von dem in freien Falten brechenden Chiton, während die wenig oder gar keine Falten werfenden, der älteren Bekleidungsweise sich nähernden Chitons, denen wir mitunter auch später noch auf Vasen begegnen, ein energischeres Muster aufweisen. Das gleiche gilt von den Himatien, welche auch später noch, als man sie nicht mehr brettartig steif wirkte und faltenlos über den Rücken hängen ließ, sondern in reichem Wurf sich umlegte, auch in klassischer Zeit häufig mit reicher Wirkerei verziert waren, was Helbig gewiß mit Recht darauf zurückführt, daß mantelartige Kleidungsstücke in loserer Beziehung zu dem Körper stehen, und demnach die Beifügung eines den Eindruck der Formen abschwächenden Musters hier minder störend wirkt, als beim Chiton. Immerhin sind auch solche buntgemusterte Mäntel jedenfalls Ausnahmen und Luxuskleider gewesen; die Mode der besten Zeit zeigt auch darin ihren klassischen Schönheitsinn, daß sie Chiton und Mantel wesentlich aus einfarbigen Stoffen herstellt und dafür an den Säumen und Borten Ornamente, welche meist von außerordentlicher Schönheit und dabei edler Einfachheit sind, anbringt; diese wirken hier nicht nur nicht störend, sondern tragen sogar in ausgezeichneter Weise dazu bei, die Tracht als etwas selbständiges hervortreten zu lassen, ohne daß die Deutlichkeit der Körperformen darunter litte. — Im vierten Jahrhundert v. Chr. fängt jedoch allmählich auch auf diesem Gebiete bereits wieder ein gewisser Verfall an, sich zu bemerklich zu machen, und seit der Zeit Alexanders d. Gr. wird auch bei rein hellenischer Tracht reiche Musterung, namentlich auch wieder mit figürlichen Darstellungen, immer allgemeiner. Es fehlt nicht an Beispielen unter den Denkmälern, welche uns das Un-

ästhetische, ja Ungereimte dieser Mode erkennen lassen; die reichen Muster verleihen der ganzen Figur etwas unruhiges, die Körperformen treten unter dem Gewande vollständig zurück, und wenn sich bei figurenreichen Ranten oder Kleiderstoffen durch den Faltenwurf die Darstellungen verschieben oder übereinanderlegen, so entstehen nicht selten ganz monströse Bildungen.

Was endlich den Stoff der Kleider anlangt, so haben wir schon oben angeführt, daß in der Frauentracht bei dem von Herodot bezeugten Wechsel der Kleidung der leinene Chiton eingeführt wurde, ohne daß doch deshalb der Gebrauch wollener Stoffe abgekommen wäre, während bei den Männern mit Abnahme des langen Chitons der wollene mehr allgemein wurde. Die ältere Skulptur zeigt, nachdem einmal die enganliegende Kleidertracht der ältesten Zeit abgekommen war, in der Regel zwei Bekleidungsstoffe: einen feine und flache Falten werfenden, und einen, welcher mehr in großen und tiefen Falten bricht. Man kann nicht überall mit Bestimmtheit behaupten, daß das zwei verschiedene Stoffe, jener Wolle, dieser Leinwand sei; oft hat es sogar den Anschein, als seien nur zweierlei Qualitäten desselben Materials, eine feinere dünnere und eine gröbere dickere, damit gemeint. Doch erweisen die häufige Anwendung der Leinwand die gerade in der älteren Kunst so gewöhnlichen, regelmäßigen Parallel- und Zickzackfalten, die wir oben besprochen haben und die wesentlich nur im Linnenstoff durch künstliche Mittel so hervorgebracht werden konnten.

Im allgemeinen wählte man, wie bei uns, leichtere Stoffe für den Sommer, schwerere für den Winter. Wenn wir aber in den archaischen Denkmälern sehr oft auf durchsichtige Gewänder stoßen, welche die Formen des Körpers vollständig durchschimmern lassen (vgl. Fig. 18, 24), so sind wir deshalb doch schwerlich berechtigt, einen sehr verbreiteten Gebrauch wirklich durchsichtiger Gewänder für jene Zeit vorauszusetzen. Wenn auch schon damals solche dünne Stoffe im Gebrauch sein mochten, zumal für Hetären, so beruht ihre so ausge-

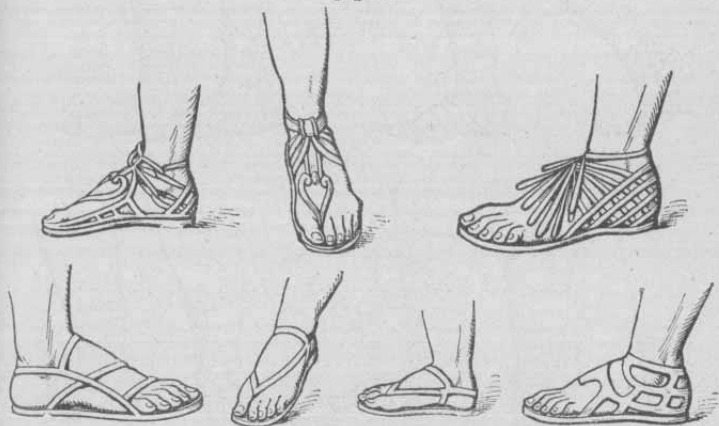


dehnte Verwendung in der Vasenmalerei doch wohl mehr darauf, daß die Maler in ihrem Unvermögen, Formen des Körpers und Bewegungen der Glieder auch unter der Gewandung hervortreten zu lassen, andrerseits aber doch in dem Bestreben, dieselben nicht ganz und gar durch die Gewandung zu verdecken, eben dies als Auskunftsmittel wählten, daß sie die Körperformen durch den Kleiderstoff durchschimmern ließen. In der Tracht der Hetären waren freilich diese dünnen Gewebe immer beliebt; eine anständige Frau machte davon höchstens für Unterkleider Gebrauch. Daß freilich auch da die Mode mitsprechen mochte, können wir daraus schließen, daß die durch ihre Feinheit und Durchsichtigkeit besonders ausgezeichneten Stoffe aus den Webereien der Insel Amorgos offenbar nur vorübergehend, im Zeitalter der ältern attischen Komödie, besonders beliebt waren; spätere Erwähnungen dieser Stoffe scheinen fast durchweg mehr gelehrte Anspielungen, als der thatsächlichen Wirklichkeit entnommen zu sein. Im übrigen ist es ja selbstverständlich, daß bei der Anwendung gröberer oder feinerer Zeuge auch die Vermögensverhältnisse der betreffenden Person eine Rolle spielten; die von fremdher eingeführten feinen Baumwollstoffe, Musseline u. dgl. konnten nur von Reichen getragen werden, ebenso wie die noch im alexandrinischen Zeitalter sehr seltene und teure Seide, während recht im Gegensatz dazu der gemeine Mann grobe, filzartige Stoffe trug und der Landmann sich seinen Kittel aus Fellen oder Leder zurechtschnitt.

Die Fußbekleidung gehört im griechischen Altertum, wenigstens was die männliche Tracht anlangt, nicht in dem Maße zu den notwendigen Bestandteilen der Kleidung wie heutzutage. Zu Hause gingen die Männer wenigstens im Sommer in der Regel barfuß; Arbeiter, Handwerker und sonst Angehörige der niederen Stände sowie Sklaven pflegten das auch auf der Straße zu thun, und Leute, welche auf Abhärtung des Körpers bedacht waren, wie Sokrates, oder die vielleicht auch nur eine strenge Lebensweise affektierten, wie manche kynische Philosophen,

folgten darin ihrem Beispiele. In Sparta, wo sich der Staat bekanntlich auch um Kleidung und Nahrung der Unterthanen kümmerte, war es sogar für junge Männer Vorschrift, keine Schuhe zu tragen, und manche behielten diesen Brauch bis in ihr Alter bei, wie z. B. Agesilaos, der noch als Greis ohne Schuhe und ohne Chiton im bloßen Mantel zu gehen pflegte. Aber jedenfalls war es ungewöhnlich, wenn Männer auch im Winter außerhalb des Hauses barfuß gingen, wie es Sokrates im Feldzug in Makedonien gethan haben soll.

Fig. 29.

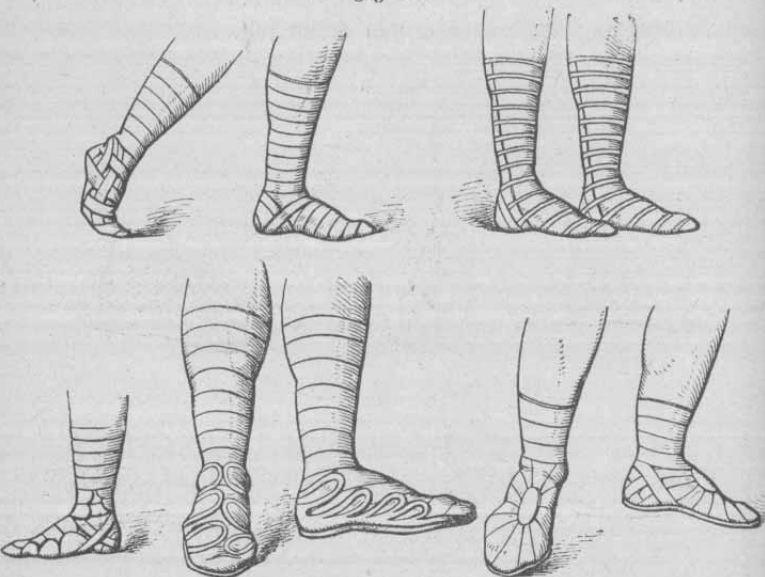


Sandalen, nach Denkmälern zusammengestellt.

Im allgemeinen zerfällt die Fußbekleidung der Griechen in zwei Arten: Sandalen, d. h. bloße Sohlen, welche unter den Fuß gebunden wurden, und wirkliche, zum Anziehen eingerichtete Schuhe; zwischen beiden aber giebt es eine solche große Zahl von Zwischen- und Übergangsstufen, daß man bei manchen Gattungen nicht bestimmt sagen kann, welcher der beiden Hauptarten man sie zuweisen soll. Die Sandalen, welche vermutlich die älteste Art des Schuhwerkes und bei Homer allem Anschein nach die einzigen sind, kommen in gleicher Weise bei Männern und

Frauen vor, obgleich bei letzteren jedenfalls noch in viel häufigerem Gebrauch. Sie bestehen aus einer durch eine oder mehrere Lagen starken Leders, wozu bisweilen noch Kork als Zwischenlage tritt, gebildeten Sohle, an welcher Riemen befestigt sind, die über den Fuß hinweggehen und sie festhalten; hierzu genügen (man vgl. die in Fig. 29 nach Denkmälern gegebene Auswahl) oft ein

Fig. 30.

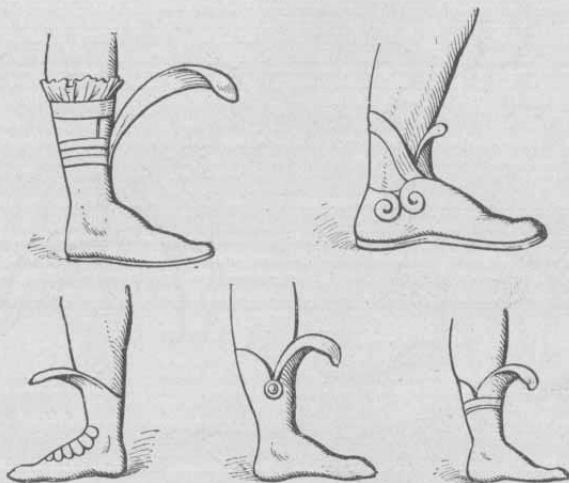


Sanbalen mit hoch hinaufgehendem Riemenwerke.

paar über Spann und Ferse gehende Riemen, welche entweder gebunden oder so befestigt werden, daß ein zwischen großer und zweiter Zehe hindurch gehender Riemen mit den am Rande der Sohle befestigten und über den Fuß hinweggehenden oben auf dem Spann zusammengeschnürt wird, meist vermittelt einer herz- oder blattförmigen Schnalle. Dieses Riemenwerk wird aber nicht selten so vermehrt und verschlungen, daß es fast den ganzen Fuß

bedeckt und einem durchbrochenen Schuhe gleicht; auch geht es häufig noch bis zum Knöchel oder über denselben bis zur Wade hinauf, wie in den Fig. 30 zusammengestellten Beispielen, was aber nur in der Männertracht vorkommt. Kostbares Leder von bunter Färbung, selbst Vergoldung und anderweitiger Putz machten diese an sich einfache Fußbekleidung oft zu einer sehr prunkvollen und kostspieligen.

Fig. 31.



Alttertümliche Männerschuhe.

Die Schuhe gleichen zum Teil den unsrigen, d. h. sie bedecken den ganzen Fuß und werden vorn auf dem Spann oder an der Seite zusammengeschnürt oder geknöpft. In der älteren Zeit gehen sie bei den Männern meist über den Knöchel hinauf und haben oberhalb am vordern Rand einen mehr oder weniger spizen, nach vorn gekrümmten Schnabel, wie die Beispiele in Fig. 31 zeigen, bei denen man zugleich ersieht, wie diese Spitze allmählich kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Später sind niedrige, meist noch unterhalb des Knöchels endigende Schuhe

das gewöhnliche, namentlich die Frauen tragen, wenn sie nicht Sandalen haben, fast nie andere. Verschiedene Proben davon giebt Fig. 32; meist sind sie vorn an den Zehen ziemlich spitz, und altspartanische Reliefs zeigen sogar vorn mit Schnabeln versehene Schuhe als Frauentracht. Jäger, Landleute u. dgl. trugen hohe, bis an die Waden reichende Stiefeln (Endromides), die vorn geschnürt oder geknöpft sind, gleichwie in Fig. 33; diese gehen

Fig. 32.



Männer- und Frauenschuhe.

an den Zehen meist breit aus, haben vielfach dicke Sohlen, jedoch ebensowenig, wie die gewöhnlichen Schuhe, Absätze. Ein häufiger Schmuck derartiger Stiefel sind breite, ausgezackte Lederlappen, welche vom oberen Rand herabfallen, wie in den Beispielen Fig. 34.

Eine Mittelstellung zwischen Sandalen und Schuhen nahmen die in verschiedenen Formen sich findenden Halbschuhe ein,

d. h. solche, bei denen die Bedeckung des Fußes zum Teil aus ganzem Leder, zum Teil aus Riemen besteht; so finden wir z. B.

Fig. 33.

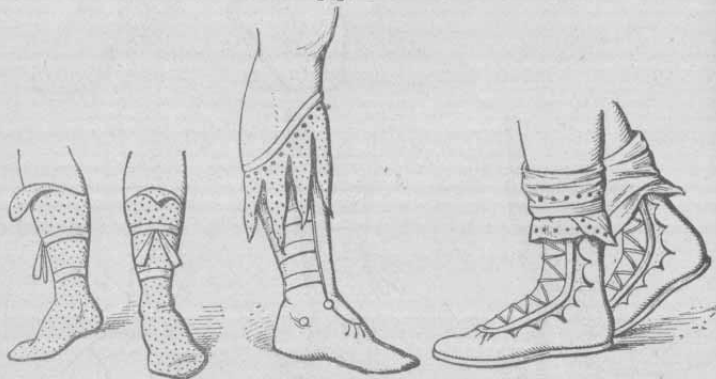


Hohe Stiefeln (Embromides).

Fußbekleidungen, welche pantoffelartig den vorderen Teil des Fußes oberhalb bedecken, während der hintere von Riemen umspannt

wird, und andere wiederum, bei denen die Zehen frei sind, das übrige aber bedeckt ist. Zu dieser Gattung der Halbschuhe gehörte vermutlich auch die erst seit der alexandrinischen Zeit aufkommende, dann aber sehr schnell verbreitete Tracht der Krepis: wahrscheinlich ein Schuh mit niedrigem, rings um die Sohle herum gehendem Seitenleder, von welchem aus Riemenwerk über den Fuß hinwegging. Andere Arten von Schuhwerk kennen wir lediglich aus den antiken Benennungen. So gab es eine elegante Sorte, die man vornehmlich anlegte, wenn man bei jemandem

Fig. 34.



Hohe Stiefel mit überhängenden Lappen.

zum Mahle geladen war, die sog. Blautae; und als gröbere, namentlich von Bauern getragene Schuhe werden uns die Karbatinae genannt, aus rohem Leder gefertigt und vermutlich nicht über den Leisten gemacht, sondern das kunstlos zusammengenähte Fabrikat der Landleute selbst. Überhaupt ist die Zahl der bei den alten Schriftstellern erhaltenen Benennungen für das Schuhwerk sehr groß und daraus wohl auch auf häufigen Wechsel der Mode zu schließen. So hatte man auch in Griechenland Schuhe nach persischem Schnitt, trug in Athen lakonische Schuhe; amykläische, sikhonische, rhodische Schuhe u. a., die gleichfalls er-

wähnt werden, bezeichnen wahrscheinlich ebenfalls mehr den Schnitt, als die Herkunft dieser Fußbekleidungen. Auch gab es Schuhe, die nach berühmten Männern, die wahrscheinlich mit Vorliebe davon Gebrauch gemacht hatten, benannt waren: Alkibiades=Schuhe, Iphikrates=Schuhe u. s. w. Aber all dies läßt sich aus den Denkmälern trotz der reichen Abwechslung, welche dieselben bieten, nicht illustrieren. Man unterschied auch zwischen Schuhen, welche wie unsere Pantoffeln auf jeden Fuß paßten, und solchen, welche nach besonderen Leisten je für rechten und für linken Fuß gemacht waren. Letztere galten für eleganter, denn man gab überhaupt viel darauf, gut sitzendes, nicht zu weites Schuhwerk zu tragen; wer eine gar zu bequeme Fußbekleidung trug, von dem sagte man spöttisch, „er schwimme in seinen Schuhen“. Auch galt es für ärmlich oder als ein Zeichen von Geiz, wenn man in geflickten Schuhen ging; und derb genagelte Schuhe waren nur bei Soldaten oder Landleuten üblich, wurden aber sonst für bäurisch gehalten.

Das Material der Fußbekleidung war in der Regel Leder, seltener Filz; die Farbe war meist schwarz, doch finden wir auch buntes Schuhwerk, zumal für Frauen, erwähnt, und sehen dergleichen auch auf polychromen Vasen häufig abgebildet.

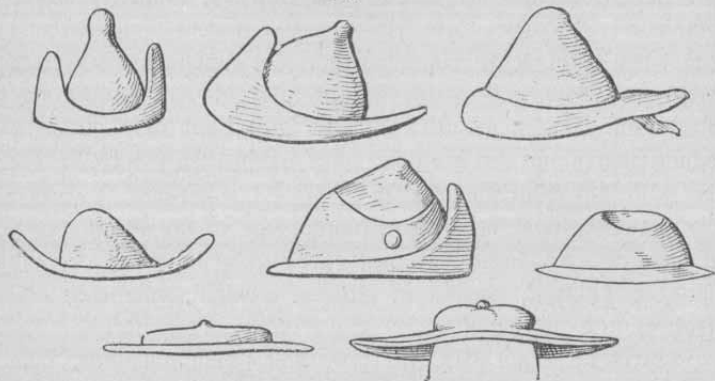
Strümpfe kennt das Altertum nicht; doch umwickelte man sich bisweilen bei strenger Kälte die Beine mit Pelz oder Filz, und so trägt auch der alte Laertes bei Homer, als er im Garten mit rauher Arbeit beschäftigt ist, rindslederne Gamaschen und dazu der Dornen wegen Handschuhe. Letztere sind sonst ebenfalls unbekannt; nur die Schauspieler trugen etwas Ähnliches, doch hatte das hier nur den Zweck, die durch andere künstliche Mittel vergrößerte Gestalt der Schauspieler auch durch scheinbare Verlängerung der Arme in Harmonie zu bringen.

Eine Kopfbedeckung trugen die Männer für gewöhnlich nicht, nur bei schlechtem Wetter setzte man etwa eine Kappe auf. Im allgemeinen kann man, wie bei uns, unterscheiden zwischen Hüten und Kappen oder Mützen, nur daß bei letzteren der in der



modernen Tracht gewöhnliche Stirnschirm nicht vorkommt. Der Hut, als dessen Kennzeichen man die Krümpe betrachten kann, führt den Namen Petasos; es war das angeblich eine thessalische Kopfbedeckung, die sich aber weiterhin verbreitet hatte und in Athen zusammen mit der Chlamys zur Tracht der Epheben gehörte, als der charakteristische Reiterhut; unter den Jünglingen des Parthenonfrieses sehen wir viele damit ausgestattet. Sonst gehört der Petasos wesentlich zur Reisetracht, daher er auch ein gewöhnliches Attribut des Götterboten Hermes ist; wenn wir

Fig. 35.

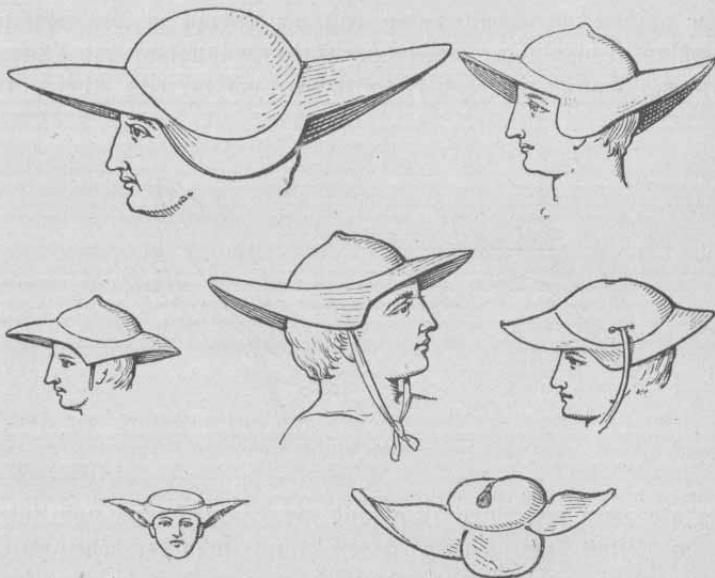


Verschiedene Formen des Petasos.

ältere Männer mit dem Petasos sehen, so ist es in der Regel eine derartige Veranlassung, durch welche das Tragen des Hutes bei ihnen motiviert ist. Vgl. Fig. 9 und 10. Die Formen des Petasos variieren nun freilich auf den Denkmälern so bedeutend, daß man bei manchen Formen Bedenken tragen muß, ob man denselben wirklich den gleichen Namen beilegen darf; ja es giebt Hüte, die sich so sehr der Form der Kappe nähern, daß man in Verlegenheit kommt, ob man dieselben überhaupt noch zu den Petasoi rechnen soll. In der ältesten Zeit hat der Petasos fast immer einen spizen, ziemlich hohen Kopf und eine

breite, vorn und hinten aufgebogene Krämpe (vgl. die in Fig. 35 zusammengestellten Beispiele); später beginnen dann die Abweichungen, indem der Kopf bald halbrund, bald abgeplattet, hier hoch, dort niedrig, auch wohl mit einer kleinen Spitze, die wie ein Knopf hervortritt, erscheint; ebenso ist die Krämpe bald breit und das ganze Gesicht beschattend, bald schmaler oder

Fig. 36.

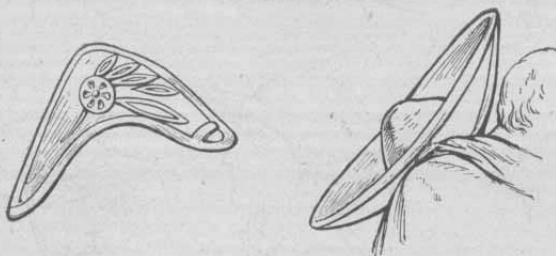


Die gewöhnliche Form des Petasos.

auf einen ganz kleinen Rand reduziert; hier ist sie herabgebogen, dort ganz horizontal, wieder anderswo in die Höhe gerichtet oder geradezu bis zum Kopf herumgebogen. So finden wir z. B. in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts die ganz eigentümliche Form, daß die Krämpe nach vorn schmal wie ein Stirnschild vortritt, dagegen im Nacken bis zu dem hohen, konischen Kopfe umgeschlagen ist (vgl. Fig. 35). Die gewöhnlichste Form ist

die, von der wir in Fig. 36 Beispiele geben: der Kopf ist dabei ziemlich flach, meist nicht höher als der Schädel; die Krämpe, die ziemlich breit und in der Regel herabgebogen ist, ist nicht ringsherum kreisrund, sondern an mehreren Stellen bogenförmig ausgeschnitten; entweder gehen zwei solcher Ausschnitte von den Ohren nach der Stirn zu, so daß über letzterer eine Spitze liegt, während die Krämpe über dem Hinterkopf sich im Halbrund hinzieht; oder es ist auch diese Hälfte in der gleichen Weise wie die vordere ausgeschnitten, so daß die Krämpe in vier Spitzen ausläuft, die in der Regel über Stirn, Hinterkopf und Ohren liegen, obgleich wir auch Fälle finden, wo der eine Ausschnitt

Fig. 37.

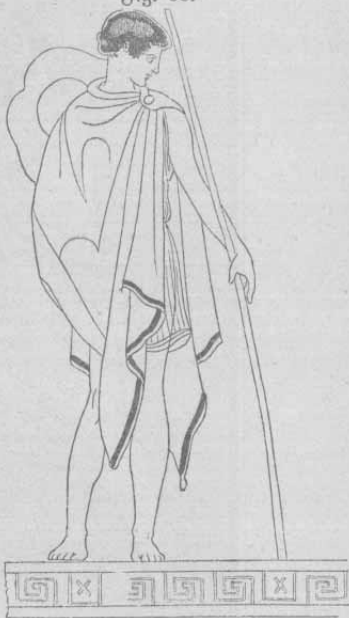


Ungewöhnliche Petasosformen.

gerade über der Stirn liegt und die Spitzen rechts und links vom Gesicht sich befinden. Diese Form ist in der besten Zeit, im fünften und vierten Jahrhundert, ganz gewöhnlich; immerhin kommen auch später noch wunderliche Formen vor, wie die auf Vasenbildern des schönsten Stiles vorkommende Form Fig. 37 links, die an die im Anfang unseres Jahrhunderts üblichen Hüte mit einer Spitze je vorn und hinten erinnert. Man trug den Petasos an einer Schnur um das Kinn; bedurfte man desselben nicht, so schob man ihn in den Nacken zurück, wo er von der um den Hals liegenden Schnur festgehalten wurde, und so finden wir ihn namentlich häufig auf Denkmälern, vgl. Fig. 38.

Wenn, was auch vorkommt, der Petasos einen hohen Kopf und eine schmale heraufgebogene Krümpe hat, so ist er oft ganz gleich dem sogenannten Pilos, der Leder- oder Filzmütze, welche die gewöhnliche Tracht der Handwerker, namentlich der Feuerarbeiter, der Landleute, Fischer, Schiffer u. dgl. ist; mit ihr erscheint auf den Kunstwerken fast regelmäßig Odysseus als Seefahrer, ferner Charon, der unterirdische Fährmann, Hephästos als Schmied u. a. Außerdem trugen auch Kranke solche Kappen oder wer sonst wegen zarter Gesundheit sich genötigt sah, sein Haupt gegen den Einfluß der Witterung zu schützen. Auch bei dieser Mütze finden wir mannigfaltige Formen: neben der halbrunden, dem Kopfe sich anpassenden die halbeiförmige, etwas über den Kopf hinausragende, weiterhin eine noch spitzere, konische Form. Vgl. die Figur des Odysseus Fig. 39 und die Schiffer in Fig. 40, bei denen, wie oft, der Pilos mit einem schmalen untern Rand versehen ist. Die Zeichnung deutet zugleich an, daß wir uns als Material dieser Mützen Fell zu denken haben, was neben Filz wohl das gewöhnliche war. Oft werden auch diese Kappen an Bändern um das Kinn befestigt; und an der Spitze befindet sich häufig eine Schleife, an der man die Mütze aufhängen konnte.

Fig. 38.



Jüngling im Reiseanzug.

Die Frauen, welche sich viel weniger als die Männer auf der Straße sehen ließen, machten von Kopfbedeckungen noch viel

feltener Gebrauch. Namentlich in der ältern Zeit, wo die den größten Teil des Haares umhüllenden Kopftücher in der Mode waren, begnügte man sich beim Ausgang wohl damit, das

Fig. 39.

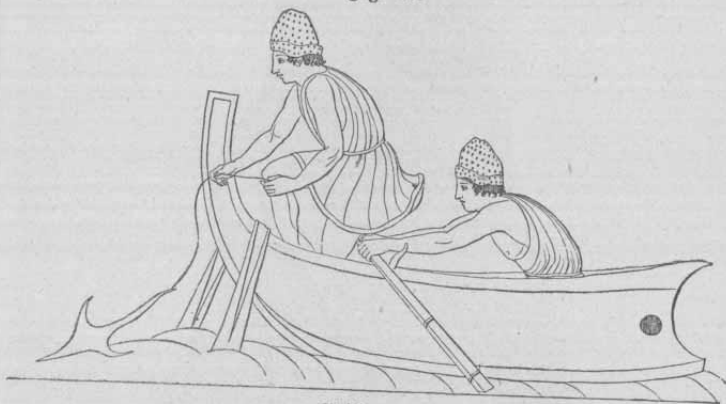


Cromis und Pilos. Statuette des Odysseus.

Himation über den Kopf zu ziehen (vgl. Fig. 4), wie das auch später noch geschah, und wie es uns so häufig Terrakottafiguren zeigen (vgl. Fig. 27 u. 28); doch kam es auch

damals schon vor, daß Frauen auf dem Lande oder auf Reisen einen dem Männer-Petastos ähnlichen, wenn auch weniger breitkrämpigen Hut aufsetzten. Eine anmutige sizilische Thonfigur, die wir Fig. 41 abbilden, zeigt uns eine Dame in dieser, dem Gesicht recht hübsch stehenden Tracht. Dagegen finden wir seit der alexandrinischen Zeit ziemlich verbreitet die Mode der sogenannten Tholia, eines aus Flechtwerk hergestellten, leichten Hutes mit spitzem Kopf und breiter Krämpe, welcher, durch ein Band gehalten, auf dem Kopfe balancierte und zwar sicherlich

Fig. 40.



Schiffertracht.

recht praktisch war, insofern die breite Krämpe die Sonnenstrahlen abhielt, aber keineswegs zur Verschönerung beitrug. Tanagraische Terrakotten zeigen mehrfach diese offenbar damals sehr gewöhnliche Tracht, deren auch die Schriftsteller gedenken.

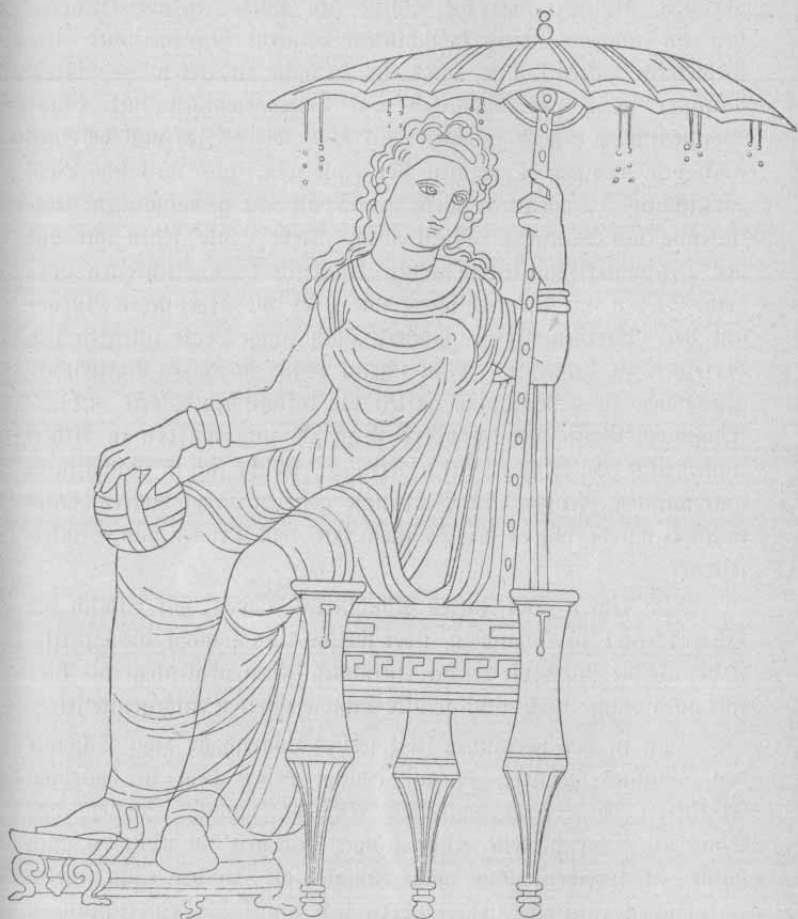
Außerdem aber schützten sich die Frauen gegen die Sonne durch Schirme, welche gleich den unsrigen zum Zusammenlegen eingerichtet waren. Solche Sonnenschirme kommen auf alten Denkmälern öfters vor; doch tragen in der Regel die Damen den Schirm nicht selbst, sondern lassen ihn von einer begleitenden Sklavin über sich halten. Meist hat der Sonnenschirm runde

Fig. 41.



Dame mit Petasos.

Fig. 42.



Dame mit Sonnenschirm.



Form, vgl. Fig. 42, es kommen aber auch Exemplare vor, welche mehr fächerartig gestaltet sind und ganz besonders dafür eingerichtet scheinen, daß die hinter der Dame gehende Dienerin den an langem Griffe befindlichen Schirm bequem über ihre Gebieterin halten konnte, ohne ihr zu nahe zu treten. — Selbst Männer sehen wir bisweilen auf Vasengemälden mit einem Sonnenschirm gehen; indessen galt das, wie es ja auch bei uns noch vor wenigen Dezennien der Fall war, als weibische Verzärtlichung. Dagegen gehörte der Stock zur gewöhnlichen Ausstattung des Mannes. Nicht bloß ältere Leute sehen wir auf den Denkmälern mit ihrem derben Knotenstock einherschreiten oder beim Stehen sich darauf stützen, wie z. B. die athenischen Bürger auf dem Parthenonfries, sondern auch junge Leute pflegten sich derselben zu bedienen. Man scheint dafür durchweg Naturstöcke genommen zu haben; doch galten die lakonischen Stöcke mit gekrümmtem Griff als besonders praktisch und wurden in Athen namentlich von solchen Leuten getragen, welche sich in Nachäffung spartanischer Moden und Gebräuche gefielen. Im vierten Jahrhundert wurde, wie es den Anschein hat, das Tragen von Stöcken seltener.

Als letzten Teil dieses Abschnittes haben wir endlich die Haartracht zu behandeln, über welche uns sowohl die Schriftsteller als die Bildwerke reichen Aufschluß geben, obgleich gerade hier sich auch einige noch nicht gelöste Schwierigkeiten entgegenstellen.\*)

Daß in der heroischen Zeit volles Lockenhaar zum Schmuck des Mannes gehörte, darauf deuten neben dem so beliebten Epitheton der „hauptumlockten Achäer“ manche Stellen des Epos hin; verschiedene Andeutungen scheinen im weiteren auch dafür zu sprechen, daß man damals die Locken nicht ihrem natürlichen Fall überließ, sondern sich künstlicher Vorrichtungen

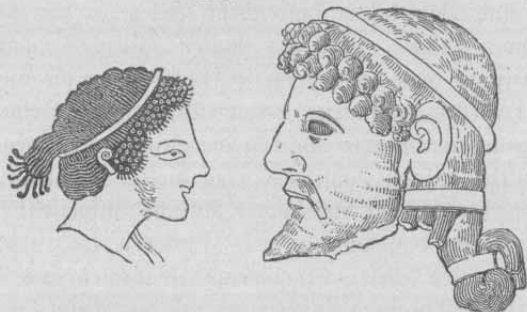
\*) Vornehmlich zu vergleichen Helbig, a. a. O., S. 162 ff. und Th. Schreiber in den Mitteil. d. deutsch. archaeol. Instit. in Athen, Bd. VIII (1883), S. 246 ff.; IX (1884), S. 232 ff.

bediente, welche den regelmäßigen Fall der Locken erleichtern und konservieren sollten. Zwar wenn der „weibische Paris“ mit seinem „Horn“ prunkend genannt wird, und alte Erklärer schon dieses „Horn“ als einen hornähnlich gedrehten Zopf oder Flechte bezeichnen, so könnte man am Ende eine derartige Frisur lediglich durch Anwendung von steifenden Pomaden oder anderen kosmetischen Mitteln, die ja der homerischen Welt vom Orient her bekannt waren, sich hergestellt denken; deutlich aber weist auf künstliche Haareinlagen hin, was in der Ilias von den goldenen und silbernen Lockenhaltern des Troers Euphorbos gesagt ist. Daß diese Tracht des langen, regelmäßig gelockten Haares längere Zeit im Gebrauch blieb, dafür sind die ältesten Skulpturdenkmäler und Vasenbilder hinreichend Beleg, da wir bei diesen fast durchweg langes, über den Nacken fallendes Haar sehen, welches meist in ganz regelmäßig steifen Flechten, die auch wohl horizontale Wellung aufweisen, herabwallt, während kleine, ebenso peinlich genau arrangierte Böckchen die Stirn umrahmen. Was die Hilfsmittel anlangt, mittels deren dieser Lockenbau hervorgerufen wurde, so hat Helbig die Ansicht aufgestellt und zu erweisen gesucht, daß die in alten Gräbern an verschiedenen Punkten der alten Welt vorkommenden Spiralen aus Bronze-, Silber- oder Golddraht als Unterlage für die darum zu flechtenden Locken gedient hätten. In der That hat man in etruskischen Gräbern diese Spiralen oft neben der Stelle, wo der Kopf der Leiche ruhte, gefunden, und zwar gewöhnlich je eine auf jeder Seite; indessen würde das auch für die andere Deutung sprechen, die man jenen Spiralen gegeben hat, daß sie nämlich als Ohrschmuck primitiver Art dienten. Möglicherweise war das „Gold und Silber“, womit nach Homer Euphorbos seine Locken „zusammenschnürte“, keine Zierat von bestimmter Form, sondern biegsamer Gold- und Silberdraht.

Daß langes Haar auch in der nächstfolgenden Zeit, bis ins fünfte Jahrhundert hinein, von den Männern getragen wurde, das lehren neben den Schriftstellern wiederum ganz be-

sonders die Denkmäler; ja wir finden in letzteren nicht selten Haar von solcher Länge und Fülle dargestellt, daß es uns geradezu wunderbar erscheinen muß, wie der Haarwuchs des männlichen Geschlechts selbst durch die sorgfältigste Pflege in solchem Maße gefördert werden konnte. Indessen wird es nunmehr seltener ganz frei herabwallend getragen; zum mindesten wird es, ungefähr in der Nackengegend, durch ein Band eingeschnürt (und zwar im Gegensatz zur homerischen Tracht, in der jede Flechte einzeln eingeschnürt wird, vielmehr der ganze Haarschopf) und breitet sich dann erst unterhalb desselben wieder in breiterem

Fig. 43 u. 44.



Alttertümliche Haartrachten.

Fall über den Rücken aus; oder es wird der Schopf, nachdem er an der einen Stelle eng zusammengeschnürt worden ist, unterhalb mit Schnüren oder Bändern umwunden, beziehentlich durchflochten, so daß er zwar breiter als an der Einschnürungsstelle ist, von einem freien Fall aber keine Rede mehr sein kann. Anderer Art wiederum ist dann diejenige Haartracht, bei welcher der Haarschopf in der Weise zusammengebunden wird, daß er einem breiten und ziemlich dicken Bande gleicht, etwa ähnlich dem Haarbeutel des vorigen Jahrhunderts; diese Haarlänge wird ein kleines Stück des Nackens hinabgeführt, dann wieder nach oben aufgenommen und dort mit dem übrigen Stück aufs

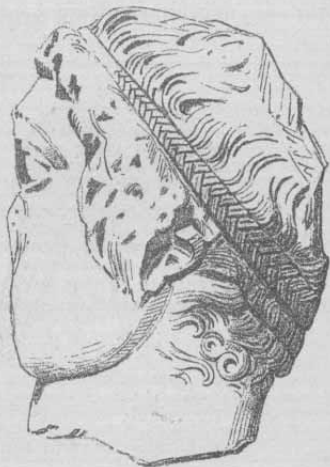
neue durch ein Band zusammengebunden, dergestalt, daß der letzte Rest des Schopfes über dieses Band hinwegfällt. Abwechslung herrscht auch hier, indem der angebundene Haarschopf bald ziemlich tief im Nacken liegt, bald von diesem wieder in die Höhe bis zum Hinterkopf hinaufgeht; ein Beispiel für erstere Art ist der Fig. 44 abgebildete Bronzekopf aus Olympia, für letztere Fig. 43, von einem Vasengemälde des 5. Jahrh.

Fig. 45.



Altterümliche Haartracht (Apollostatue).

Fig. 46.

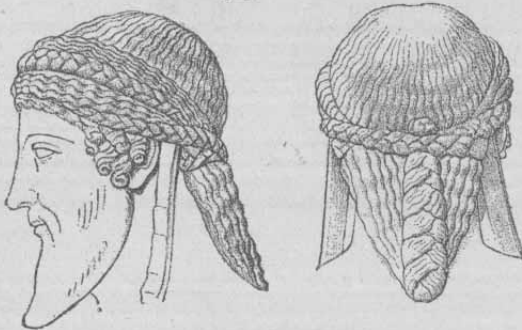


Altterümliche Haartracht.

Das häufigste aber ist, daß sich in der Zeit des sechsten bis fünften Jahrhunderts die Männer ihr langes Haar in Zöpfe flechten, die um den Kopf herumgelegt werden. Hier kommen vornehmlich zwei Verfahrensweisen zur Anwendung. Bei der einen gehen zwei Flechten von der Mitte des Nackens nach entgegengesetzten Punkten auseinander und legen sich wie Binden um den Kopf; bei der andern geht hinter jedem Ohr ein Zopf aus, welcher rückwärts um den Nacken geschlungen wird, dort sich mit dem andern kreuzt und dann wiederum nach vorn ge-

führt über der Mitte der Stirn mit dem andern zusammengeknotet ist. So erscheint der Fig. 45 abgebildete sog. Apollo auf dem Omphalos frisiert und der Jünglingskopf Fig. 46. Im einzelnen ergeben sich dann noch manche weitere Unterschiede; bald legt sich der Doppelzopf über das Haar vom Scheitel nach der Stirn wie eine Binde oder Taenie und hält dasselbe fest, wie in dem Marmorkopf Fig. 47; bald ist das Scheitelhaar über die vorn zusammengebundenen Zopfenden darüber gelegt, wie in dem Fig. 48 abgebildeten Kopfe von einem Vasenbilde. Der Fig. 47 abgebildete Kopf zeigt außerdem eine eigentümliche Be-

Fig. 47.



Alttertümliche Haartracht.

handlung der hintern Haare; dieselben sind in ihrem untersten Teile geflochten und die Flechte wieder aufwärts gezogen zur Befestigung unter dem sich kreuzenden Doppelzopfe. — Dazu treten dann nicht selten noch andere Zöpfe, welche hinter den Ohren vorkommend in regelmäßiger Anordnung vorn über die Schultern fallen und oft noch bis zur Brust reichen. Das Stirnhaar ist meist nicht minder sorgfältig behandelt; auch bei dieser Haartracht sind die ganz regelmäßig gelegten Stirnlöckchen, in einer oder in mehreren Reihen angeordnet, sehr gewöhnlich; bald in Spiralforn, bald in der Form der sog. Korkzieherlocken,

wie in Fig. 48 und dem Fig. 49 abgebildeten archaischen Bronze-  
kopfe aus Pompeji.

Das sind die wesentlichsten archaischen Haartrachten, soweit wir sie auf den Denkmälern finden; doch ist damit die Menge der Varietäten, welche sich beobachten lassen, noch keineswegs erschöpft. Gegenüber dieser reichen Mannigfaltigkeit berichten uns die Schriftsteller vornehmlich nur von einer altertümlichen Haartracht. In jener schon oben angeführten Stelle des Thukydides, welche uns von den langen Chitonen berichtet, die früher die Athener trugen, wird auch erzählt, man habe damals gleichzeitig mit jener altväterischen Kleidung auch die altertümliche Haaranordnung verlassen, bei welcher man das Haar in den sogenannten „Krobylos“ aufband und goldene „Eikaden“ hineinsteckte. Indessen ist es, trotz vielfältiger Untersuchungen, noch immer nicht gelungen, mit Bestimmtheit nachzuweisen, welche der uns in den Denkmälern entgegnetretenden Frisuren eigentlich dieser auch von anderen

Fig. 48.



Altertümliche Haartracht.

Schriftstellern erwähnte „Krobylos“, der mit der anderwärts sich findenden Bezeichnung „Korymbos“ identisch zu sein scheint, sei; und ebensowenig hat man die „Eikaden“ im Haar nachweisen können. So ist denn fast eine jede der oben beschriebenen archaischen Haartrachten für den Krobylos in Anspruch genommen worden (zuletzt von Schreiber der von den Ohren ausgehende Doppelzopf); und die Eikaden sind bald als die oben erwähnten Spiralen, bald als Haarnadeln, Fibeln oder dgl. gedeutet worden. Klarheit wird wohl erst einmal durch irgend einen glücklichen Fund in diese schwierige Frage gebracht werden.

Alle jene mannigfaltigen archaischen Haartrachten, bei denen sich eine chronologische Reihenfolge schwerlich wird herstellen lassen, verschwinden nun aber — und so finden wir auch hier wieder den Beweis für den auf sämtlichen Gebieten des Lebens hervortretenden Schönheits Sinn der klassischen Epoche — in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Anspielungen bei Aristophanes zeigen uns, daß damals nur noch altfränkische Leute, die wohl auch noch im langen Chiton einhergingen, von der „Tettigophoria“, der Sikadentracht, Gebrauch machten; auf den Denkmälern der Skulptur fehlen die künstlichen Frisuren von der Zeit des Phidias ab so gut wie ganz und gar, und wenn die Vasenmaler sie länger beibehalten, so hängt das damit zusammen, daß die Malerei überhaupt länger an den alten Formen und Moden festhält, als die Plastik, wie sie ja auch stilistisch sich erst später frei entwickelt. Von jener Zeit ab verschwindet das lange, wallende Haar der Männer ebenso wie der Zopf; ganz kurzgeschchnittene Haare tragen zwar nur Epheben und Athleten, aber auch das Haar der Männer ist mit der Schere gekürzt und erhält seinen schönsten Schmuck durch die Natur selbst, welche ja gerade dem Haar der südlichen wie der orientalischen Völker die Gabe, sich anmutig zu kräuseln, verliehen hat. Die Porträtköpfe aus jener und der folgenden Zeit zeigen uns in der schönsten Form einen einfach gelockten, weichen und doch nicht zu üppigen, geschmeidigen Haarwuchs. So scheint es in den nächsten Jahrhunderten im wesentlichen geblieben zu sein; wenigstens finden wir in den Denkmälern nirgends eine Spur, daß künstliche Frisuren, wie sie die alte Zeit liebte, je wieder bei den Männern Mode geworden seien. Wie die Zeit der Allongeperücken, des Puders, des Zopfes für uns wohl auf alle Zeiten vorbei ist, so kehrte auch die alte Welt, nachdem sie einmal die Schönheit des natürlichen Haarwuchses erkannt hatte, nie mehr zu der steifen und jedenfalls sehr mühsam herzustellenden Haartracht der Vergangenheit zurück. Damit soll nicht gesagt sein, daß man nicht auch noch Abwechslung in der Art, sein

Fig. 49.



Altzeitliche Haartracht.



Haar zu tragen und vom Friseur sich stutzen zu lassen, gekannt hätte; es werden uns eine ganze Anzahl Namen solcher Haarschnitte genannt: „der Garten“ hieß der eine, „der Nachen“ ein anderer; aber wir wissen nicht, wie sie beschaffen waren, weil die Denkmäler uns keinen Aufschluß darüber geben. Höchst wahrscheinlich waren es auch wesentlich nur Stutzer, welche auf dergleichen Dinge Wert legten. Im übrigen bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß ebenso wie in der Kleidung so auch in der Haartracht ohne Zweifel auch vielfach lokale Verschiedenheiten obwalteten, die namentlich in der älteren Zeit von wesentlicher Bedeutung gewesen sein mögen; nur wissen wir davon zu wenig, und höchstens von Sparta erfahren wir, daß dort zur Zeit des peloponnesischen Krieges es üblich war, sich das Haar ganz kurz vom Kopfe weg zu scheren. Da aber zur Zeit der Perserkriege die Spartaner langes, wohl gesträhtes Lockenhaar trugen, so muß sich auch in Lakedämon im Lauf des fünften Jahrhunderts ein Wechsel in der Haartracht vollzogen haben.

Besonderer Kopfschmuck war, nach Ablegung der altertümlichen Lockenhalter und der rätselhaften Cifaden, bei den Männern nicht gebräuchlich. Die um die Stirn gelegte Binde oder Tanie, welche in der Kunst beim Dionysos gewöhnlich ist, kam im Leben nur als Siegespreis in gymnastischen oder anderen Wettkämpfen vor; das Diadem ist nur Zeichen königlicher Würde und daher im freien Griechenland unbekannt.

Auch die Barttracht hat im griechischen Altertum einen Wechsel der Mode durchgemacht. Die homerischen Gedichte geben allerdings über die Barttracht in der heroischen Zeit keinen direkten Aufschluß, wohl aber, wie Helbig nachgewiesen hat, einen indirekten Fingerzeig. Bei Homer wird in einem allbekanntem Gleichnis das Schermesser erwähnt. Da nun die Achäer lange Haare trugen und jedenfalls nicht glatt rasiert zu denken sind, so fragt es sich, wozu sie denn eigentlich sich des Schermessers bedienten. Hier hat denn Helbig durch den Hinweis auf Analogieen ägyptischer und phönikischer Sitte, die ja auf die ältere

hellenische Kultur von bedeutendem Einflusse gewesen ist, sowie durch Heranziehung altgriechischer Denkmäler es durchaus wahrscheinlich zu machen gewußt, daß die Sionier der homerischen Epoche, wie es in alter Zeit auch die Dorier thaten, sich die Oberlippe rasierten. Freilich müßte dieser Periode noch eine ältere vorausgegangen sein, welche diesen Brauch nicht kannte; denn die in mykenischen Gräbern gefundenen Goldmasken zeigen einen Schnurrbart, und zwar ist derselbe an dem besterhaltenen

Fig. 50.



Alttertümliche Barttracht.

Exemplare so behandelt, daß der Gebrauch einer haarsteifenden Pomade, sowie ein künstliches Beschneiden des Schnurrbartes angenommen werden muß.

Die Denkmäler lehren uns weiter, daß die Sitte, sich die Oberlippe zu rasieren, auch noch ziemlich weit in die folgenden Jahrhunderte hinein sich erhalten hat; doch ist sie nicht die ausschließlich herrschende, es kommt daneben auch voller Backen-, Kinn- und Schnurrbart vor. Daß man in jener Zeit, wo man für das Kopfhaar die künstlichen Frisuren ersann, auch der

Pflege des Bartes große Sorgfalt widmete, ist selbstverständlich; nicht nur, daß man ihn regelmäßig, und zwar meist in spitzer Keilform, verschnitt (vgl. Fig. 50), man schnitt auch an einzelnen Partien, namentlich zwischen Unterlippe und Kinn, das Barthaar kurz, so daß die so behandelte Stelle sich wesentlich von dem Gelock des übrigen Bartes abhob; man kräuselte den Schnurrbart und drehte ihn im Bogen nach oben; ja wenn man den archaischen Denkmälern auch darin Glauben beimessen darf, so möchte man vermuten, daß sogar das Brenneisen nicht selten zur künstlichen Lockenordnung des Bartes hat dienen müssen. Eine ganz freie, allen Zwanges ledige und dabei doch maßvolle Barttracht tritt erst gleichzeitig mit der entsprechenden Behandlung des Kopshaares in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf. Von da ab überließ man den Bart zwar nicht ganz seinem natürlichen Wachstum, verschnitt ihn vielmehr in einer dem Oval des Gesichts entsprechenden Form, anstatt der früher allgemeinen Keilform; wohl aber verzichtete man auf alle künstlichen Hilfsmittel, wie Pomaden, zierlichen Lockenfall u. dgl. Der Porträttypus des Perikles oder des Sophokles (oben Fig. 7) zeigt uns das schönste Beispiel einfacher und dabei edel großartiger Barttracht, während der Idealkopf des Zeus von Otricoli mit seinem künstlich geteilten Kinnbart trotz aller Großartigkeit der Behandlung sich doch bereits wieder von der klassischen Einfachheit der Epoche des Phidias entfernt.

Seit Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern kommt das Rasieren des ganzen Gesichtes auf. Die Porträtbildungen lehren uns, daß namentlich bei älteren Männern, welche früher allgemein den Bart stehen zu lassen pflegten, es jetzt fast ausnahmslose Regel ist, sich den ganzen Bart abzunehmen; Aristoteles, Menander, Posidipp, die Fürsten der Diadochenperiode u. a. zeigen glattrasierte Gesichter. Jünglinge und Männer im besten Alter lassen freilich auch in jener Zeit noch oft den Bart stehen; ältere Männer und Greise aber nur, wenn sie durch einen möglichst langen und struppigen Bart sich als Anhänger

der kynischen Sekte bezeichnen wollten, denn der lange Bart blieb noch bis weit in die Kaiserzeit hinein das Kennzeichen des Philosophen.

Auch die Haartracht der Frauen ist mannigfachem Wechsel der Mode unterworfen gewesen. In welcher Weise in der homerischen Zeit das mit wohlriechenden Ölen und Pomaden, wovon die heroische Zeit überhaupt reichlich Gebrauch machte, behandelte Frauenhaar aufgebunden und angeordnet wurde, wissen wir nicht. Als Kopftracht wird namentlich eine Haube hervorgehoben und eine damit in Verbindung stehende geflochtene Binde; Helbig glaubt die gleiche Tracht in der Kopfbedeckung von Frauen in altetruskischen Gemälden wiederzufinden, bei der man eine hohe, trichterartige Haube und eine darüber gelegte Zeugbinde unterscheiden kann. Mag er nun damit Recht haben oder nicht, auf jeden Fall trägt die ganze Haaranordnung, wie sie uns Homer bei der Andromache beschreibt, durchaus orientalischen Charakter. Für die Folgezeit sind in Ermangelung einschlägiger Schriftquellen wiederum die Denkmäler unsere besten Führer. Sie zeigen uns, daß, wenn man absieht von Kopfsputz und Schmuck, die Haartracht der Männer wie die der Frauen in der ältern Zeit wesentlich die gleiche war. Wir finden das lange, entweder frei aufgelöste oder in einzelnen Flechten auf den Rücken herabfallende Haar (vgl. Fig. 11 u. ff.) mit auf die Schultern fallenden Locken und den die Stirn umrahmenden kleinen Vöckchen; wir finden den im Nacken aufgebundenen Schopf, ferner die oben besprochene Tracht des mehrfach zusammengebundenen, bandartig gelegten Haares (man vgl. auch den eigentümlichen Haarknoten in Fig. 11); wir treffen auch jenes Arrangement der mehrfach um den Kopf gelegten Doppelzöpfe, in welchen Schreiber den Krobylos erkennen will, obgleich dieser nur als männliche Haartracht uns genannt wird. Letztere Tracht findet sich sogar noch an den lieblichen Karyatiden des Erechtheions, doch da vielleicht nur als Reminiscenz alten Brauches, da ein Festhalten am Altertümlichen gerade bei diesen, hier gleichsam im Dienste

der Göttin stehenden Frauengestalten begreiflich ist; sonst aber gehen alle diese Haartrachten bei der Frauenwelt offenbar ebenso wenig wie bei den Männern über das letzte Viertel des fünften Jahrhunderts hinaus.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts muß eine Zeit lang die Mode der bunten, den größten Teil des Haares bedeckenden Kopftücher sehr stark herrschend gewesen sein; so malte

Fig. 52.



Weibliche Haartracht.

Fig. 51.

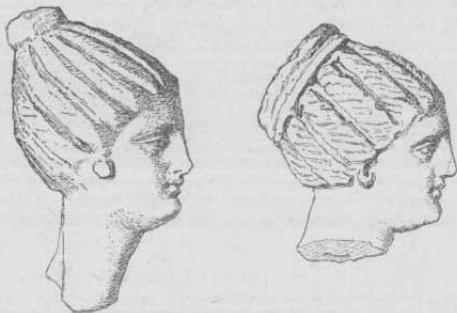


Weibliche Haartracht.

Polygnot seine Frauen, und die gleiche Tracht finden wir in den Giebelfeldern von Olympia wieder, an einigen der Frauengestalten am Ostfries des Parthenons und in zahlreichen Vasengemälden jener Zeit, vgl. z. B. Fig. 17, wo das Kopftuch sogar zu einer in eine schleifenartige Spitze ausgehenden Haube geworden zu sein scheint. Zu der gleichen Zeit aber, da die Männer sich von jenen steifen Frisuren zu emanzipieren und ihr Haar kunstlos zu tragen beginnen, wird auch bei den Frauen eine einfach edle Haartracht immer allgemeiner: das Haar ist

meist in der Mitte gescheitelt, fällt sanft gewellt rechts und links herab und wällt hinten entweder frei über den Rücken oder wird am Hinterkopf aufgebunden resp. zum Knoten geschnürt (vgl. Fig. 20 u. 24). Letztere Tracht, die man meist heute noch als „griechischen Knoten“ zu bezeichnen pflegt, bleibt auch für die Folgezeit die häufigste und schönste, mag nun der Knoten tief unten im Nacken angebracht sein, wie in Fig. 51 u. 52, was entschieden das anmutigste ist, oder etwas höher am Hinterkopf sitzen, wie in Fig. 53, wo das Haar aus dem Gesicht nach oben gekämmt ist, oder wie in Fig. 54, wo der Knoten

Fig. 53 u. 54.

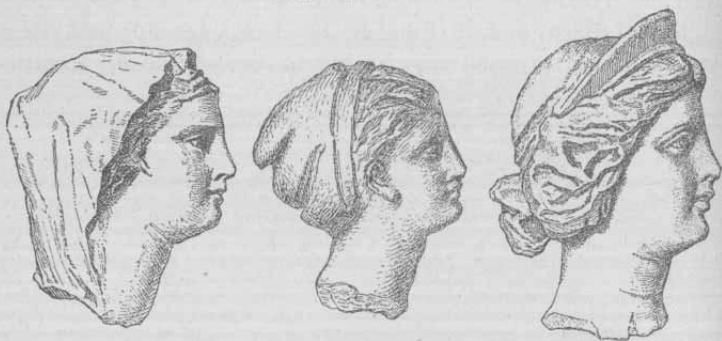


Weibliche Haartrachten.

zu einem mehr flachen Nest oder Haarfranz geworden ist. Als Schmuck von einfacher Art tritt häufig ein schmales Band oder Tanie hinzu, das ins Haar hinein geflochten oder um Haar und Stirn gelegt wird; vgl. Fig. 16, 20, 24 u. 52. Auch Kopftücher bleiben noch späterhin beliebt; teils so umgelegt, daß sie das ganze Haar bis auf einige Partien des Scheitels bedecken, wie in Fig. 55 u. 56, teils nur um einen Teil des Haares gebunden, so daß der Schopf am Hinterkopf darunter zum Vorschein kommt, wie in Fig. 25. Dazu kam dann noch mannigfaltiger Metallschmuck, welcher, sei es zur Befestigung, sei es bloß zur Zierde, ins Haar gesteckt wurde: Goldreifen oder

Diademe, wie z. B. in Fig. 57, Nadeln u. a. m.; ich kann hierfür auf die in der Geschichte des Kunstgewerbes gegebene Darstellung verweisen (II, 187 ff.). Aus dem gleichen Grunde dürfen wir an dieser Stelle auf eine eingehende Darstellung der von Männern und Frauen getragenen Schmucksachen verzichten. Auch bei diesen ergibt eine nähere Betrachtung, daß das Zeit-

Fig. 55, 56 u. 57.



Weibliche Haartrachten.

alter des Perikles und die darauf folgende Epoche es ist, wo Stil und Technik sich zur höchsten Vollendung und künstlerischen Schönheit aufschwingen. Kleidung, Haartracht und Schmuck, alles wirkt harmonisch zusammen, um uns die Menschen jenes Zeitalters in einem Außern erscheinen zu lassen, welches den Vorstellungen, die die Leistungen jener Epoche in Poesie und Kunst in uns hervorrufen, im vollen Maße entspricht.

## II.

## Geburt und erste Kindheit.\*)

Bersehen wir uns im Geiste in das Haus eines athenischen Bürgers der besseren Stände. Er ist ein vermögender Mann, welcher nicht nur sein bequemes, obschon einfach und bescheiden ausgestattetes Haus in der Stadt und draußen vor dem Thore von Sklaven bewirtschaftete Ländereien besitzt, sondern auch von Kapitalien, die er auf Handelsschiffe ausgeliehen, und durch zahlreiche Sklaven, welche in Fabriken gegen Taglohn arbeiten, erfleckliche Zinsen bezieht. So behaglich aber der Mann sich sein Leben zu gestalten in der Lage ist, so verkümmerte ihm doch bisher eine Sorge die rechte Lebensfreude: schon seit mehreren Jahren vermählt hat er doch bisher noch keinen Erben für seine Besitztümer von seiner Gattin geschenkt erhalten. Ein Töchterchen zwar wächst im Hause zur Freude der Eltern heran; aber das vermochte doch nicht den Vater über die schmerzliche Aussicht zu trösten, dereinst den von den Vätern ererbten und durch eigenen Fleiß und Sparsamkeit vermehrten Besitz in die Hände eines fremden Geschlechts übergehen zu sehen.

Heut aber ist Freude und Jubel in das Haus des Mannes eingekehrt: seine Gemahlin hat ihm den lange ersehnten Sohn und Erben geboren. Die Nachbarn, welche kurz vorher die in der Stadt wohlbekannte Hebamme hatten in das Haus gehen sehen, waren neugierig, in welcher Weise nun wohl die Hausthür geschmückt werden würde: ob wiederum, wie schon einmal, Wollenbinden die Geburt einer Tochter, oder vielmehr der fröhliche Kranz aus Ölweigen das Erscheinen eines Knaben und Erben verkündigen würde. Während nun draußen Sklaven die Thür festlich

\*) Vgl. G. v. Swiecicki, Die Pflege der Kinder bei den Griechen. Breslau 1877.



befränzen, beginnt drinnen im Hause die erste Sorge um den Neugeborenen. Glückselig lächelnd schaut die junge Mutter von ihrem Lager aus zu, wie Hebamme und Dienerinnen eifrig beschäftigt sind, dem Kleinen das reinigende Bad zu bereiten, für welches nur laues Wasser und feines Öl genommen wird; denn der lakonische Brauch, Wein dem ersten Bade des Kindes zuzusetzen, ist in Athen unbekannt. Dafür wird der Kleine nach dem Bade wärmer gebettet, als ihm, wenn er in der Stadt der Abhärtung zur Welt gekommen wäre, zu Theil geworden wäre. Zwar beabsichtigt der Vater, so bald als möglich auch für seinen Sprößling eine jener berühmten Kinderwärterinnen aus Lakedaemon, welche wegen ihrer glücklichen Hand in der Kindererziehung bekannt und geschätzt sind, sich kommen zu lassen; aber er trägt doch Bedenken, schon in diesem zarten Alter mit dem Abhärtungs-System zu beginnen und nach spartanischer Erziehungsmethode das Kindchen ohne die warmhaltenden Bindeln aufzuziehen. So wird denn der Kleine sorgsam in umfangreiche Binden gehüllt, und zwar so, daß auch die Arme fest darein eingewickelt werden und nur das kleine Köpfchen noch daraus hervorschaut, wie es uns Fig. 58 zeigt. Die alten Ärzte schreiben für das neugeborene Kind weiche Wollenbinden von drei Finger Breite vor, und für das Wickeln selbst, daß man mit den Händen beginne, dann die Brust, zuletzt die unteren Extremitäten, jeden Theil einzeln einwickele, aber nur am Knie und den Fußwurzeln fest, sonst locker; auch der Kopf soll umhüllt werden, und schließlich bekommt der ganze Körper noch eine andere Bedeckung. Wenn die modernen Ärzte behaupten, daß solche Einwickelung dem Kinde schaden, die Entwicklung der Organe hemmen mußte, so vergessen sie, daß die Griechen Jahrhunderte lang ihre Kinder so behandelt haben und dabei doch eine kräftige Nation gewesen sind. Daß aber die Kinder sogar die beiden ersten Lebensjahre so gewickelt wurden, wie man aus einer Stelle des Plato entnehmen will, ist ganz undenkbar, da es nicht nur seltsam, sondern sogar gesundheitschädlich gewesen wäre; jedenfalls handelt es sich dabei nur um das für diese ersten Jahre

Fig. 58.

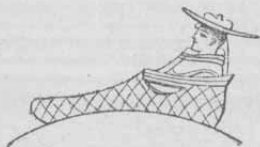


Grabrelief mit Widellind.

empfohlene Beibehalten einer diesem Alter angemessenen Umhüllung anstatt der von da ab eintretenden Kinderkleidung. Wenn ein Arzt aus der Kaiserzeit die Zeit nach Vollendung des vierten Monats für die allmählich vorzunehmende Entfernung der Windeln empfiehlt, so wird das wohl auch griechischer Brauch gewesen sein. Von den weichen Kissen unserer Kinder-Tragbettchen scheint freilich das Atertum nichts zu wissen; doch erhält auch der kleine Athener seine Wiege, nur daß dieselbe nicht, gleich der unsrigen, auf Bogenhölzern am Boden steht (solche Wiegen werden erst in römischer Zeit erwähnt und scheinen im klassischen Zeitalter unbekannt gewesen zu sein), sondern dieselbe war eine Art aus Ruthen geflochtener Mulde oder Schwinge, welche wie eine Hängematte in Stricken hing und so in schaukelnde Bewegung versetzt werden

konnte. In eigentümlicher Gestaltungsart scheint die Wiege, in welcher sich auf dem Fig. 59 abgebildeten Vasenbilde der freilich schon etwas knabenhaft gebildete Hermes befindet: sie hat ganz die Form eines Schuhs. Daß auch diese zum Schaukeln bestimmt war, darauf deuten die an den Seiten angebrachten Handhaben

Fig. 59.



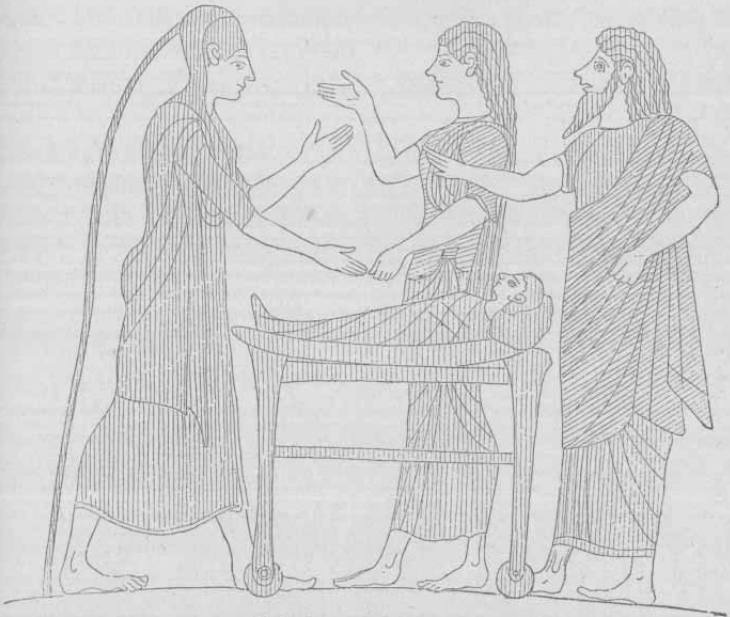
Hermes in der Wiege.

hin, an welchen vermutlich Stricke befestigt wurden. Eine andere Art eines Kinderbettchens zeigt Fig. 60: es ist das ein auf Rollen gehendes Bett, welches also ähnlich benutzt werden konnte, wie die bei uns gebräuchlichen Kinder-Stubenwagen.

Während nun die junge Mutter ihrem Neugeborenen zum ersten male die Brust reicht (wie es uns eine griechische Terracotta Fig. 61 zeigt) und glücklich darüber ist, daß sie nicht, gleich zahlreichen anderen Frauen, genötigt ist, eine Amme zur Ernährung des Kindes zu nehmen (— bereits hatte sich für den Fall, daß die Mutter selbst hierzu nicht imstande wäre oder sich zufällig unter den zahlreichen Sklavinnen des reichen Hauses keine finden sollte, welche in der Lage wäre, dem Kinde der Hausherrin neben dem ihrigen die Brust zu reichen, eine arme Bürgerfrau aus der

Nachbarschaft gegen den üblichen Lohn dazu erboten —), läßt sich der Gemahl an ihrem Lager nieder und beide Gatten besprechen gemeinschaftlich die Schritte, welche demnächst zu geschehen haben. Ein Punkt, welcher unter Umständen nicht immer ganz glatt erledigt wird, macht hier weiter keine Schwierigkeiten: die Anerkennung des Kindes als eines legitimen Sprossen. Da

Fig. 60.



Kinderbett, auf Rollen gehend.

der Knabe gesund und kräftig ist, kann auch nicht die Rede davon sein, denselben etwa nach jener barbarischen Sitte, welche in Athen nur noch selten zur Anwendung kommt, in Sparta freilich noch häufig genug ausgeübt wird, zur Aussetzung zu bestimmen. Selbst wenn es abermals eine Tochter gewesen wäre, hätte sich der mild gesinnte Herr des Hauses nicht zu diesem

harten Schritte entschlossen, obgleich ihm derselbe in diesem Falle nur von wenigen seiner Mitbürger verdacht worden wäre. Wohl aber berät nun das Elternpaar, auf welchen Tag man das Familienfest zur Begrüßung und

Fig. 61.



Mutter, dem Kinde die Brust reichend.

gleichsam religiösen Weihe des Neugeborenen, die sogenannten Amphidromien, festsetzen und welchen Namen man dem Kinde geben wolle. Als Termin für ersteres bestimmt man den zehnten Tag nach der Entbindung. Zwar wählen viele Ältern schon den fünften Tag nach der Geburt hierfür und begehen dann am zehnten Tage noch einmal mit reichlichem Mahl und Opfern das freudige Ereignis, und nur weniger Bemittelte pflegen es bei einer einzigen Feier bewenden zu lassen; aber wenn auch die Mittel in diesem Falle recht gut das Doppelgestatten würden, so beschließt man doch, da die junge Mutter sich gern selbst beim Amphidromienfest betheiligen möchte, sich mit einer einzigen Feier zu begnügen und diese nach zehn

Tagen, wenn die Wöchnerin wieder ihr Lager verlassen, vorzunehmen. Für den Knaben aber bestimmt man nach altem, in der Familie geheiligten Brauche den Namen seines Großvaters von väterlicher Seite.

Wenn der festgesetzte Tag erschienen und das Haus festlich mit Kränzen geschmückt ist, kommen schon früh die Boten von Verwandten und Freunden und bringen für Wöchnerin und Kind allerlei Geschenke. Ersterer kommen namentlich bei dem am gleichen Tage zu veranstaltenden Gastmahle die mancherlei ihr überschickten Epwaren, zumal frische Fische, Polypen und Sepien, trefflich zu statten; der Kleine aber erhält allerlei Andenken, besonders Amulette als Schutzmittel gegen die Bezauberung durch den bösen Blick. Denn so ein unschuldiges kleines Wesen ist nach weitverbreitetem Aberglauben dem Einfluß bösen Zaubers ganz besonders ausgesetzt; darum nimmt auch die alte Sklavin, welcher die Ältern die Pflege des Kindes anvertraut haben, aus den verschiedentlichen Geschenken eine ihr als Gegenzauber besonders wirksam erscheinende Halskette, an der allerlei zierlich gearbeitete Säckelchen in Gold und Silber hängen, wie ein Halbmond, ein Paar Hände, ein kleines Schwert, ein Ferkelchen und was sonst noch der Volksglaube zum Amulett stempeln mochte, und hängt dasselbe dem Kinde um den Hals.

Die Feier selbst wird durch ein Opfer eingeleitet; dann erfolgt jene feierliche Handlung, durch welche Mutter und Kind, die nach antikem Glauben durch den Akt der Geburt eben so als unrein zu betrachten sind, wie alle, welche mit der Wöchnerin in Berührung gekommen, gereinigt oder entschützt werden. Dieser Teil der Feier sind die eigentlichen „Amphidromien“ (wörtlich „das Herumlaufen“): die Hebamme nimmt nämlich das Kind auf die Arme und trägt es, während die Mutter und wer mit dieser während des Wochenbettes in Berührung gekommen, hinter ihr drein gehen, mehrmals um den freistehenden Herd des Hauses, der nach altem Herkommen den geheiligten Mittelpunkt der Wohnung repräsentiert, herum. Vielleicht kommt auch noch Besprengung mit dem reinigenden Weihwasser hinzu. Zur Stunde der Mahlzeit finden sich dann die Verwandten und Freunde des Hauses zahlreich ein; in ihrer Gegenwart verkündigt der Vater, welchen Namen er dem Kinde zu geben beschlossen habe. Hier-

auf läßt man sich nieder und nimmt gemeinschaftlich mit den sonst den Mahlzeiten der Männer fernbleibenden Frauen ein reichliches Mahl ein, bei welchem namentlich als stehende Gerichte die gebratenen Käseschnitten und Kettig mit Öl angemacht eine Rolle spielen, daneben aber auch treffliche Fleischspeisen, wie fette Lammbrust, Drosseln, Tauben und sonstige Leckerbissen, abgesehen von den besonders beliebten Tintenfischen, nicht fehlen. Auch dem Wein wird tüchtig zugesprochen und bei dieser Gelegenheit der Bacchusgabe weniger Wasser beigemischt, als man sonst zu thun pflegt. Spiel und Tanz schließen sich dem Gelage an, und erst spät in der Nacht tritt man den Heimweg an.

Die ersten Lebensjahre verbringt nun das Knäblein in der Kinderstube, in welcher es nicht viel anders herging, als bei uns heutzutage. Für diese Zeit stehen Knaben und Mädchen in gleicher Weise ganz unter der Obhut der Mutter und der Kinderwärterin oder, wenn eine solche da ist, der Amme. Wenn dann unruhige Nächte kommen, wo der Kleine nicht einschlafen will, so nimmt ihn die athenische Mutter ebenso wie die moderne in die Arme, trägt ihn schaukelnd in der Stube auf und ab und singt ihm dazu ein Schlummerliedchen, etwa wie es bei Theokrit Alkmene ihren Kindern vorsingt:

„Schlafs, meine Kleinen, in süßem und wiedererwachendem Schlummer,  
schlafs, meine Seelchen, ihr Brüderchen beid', meine munteren Kinder;  
ruhet in seligem Frieden und selig erblicket das Fröhrot“.

Zur Nachtzeit brannte in der Kinderstube ein Lämpchen; auch kam es wohl vor, daß, während sonst gewöhnlich in kleineren Häusern im Unterstock die Männerwohnung war, im obern aber die Frauen mit den Kindern wohnten, für die erste Zeit nach dem Wochenbett die Frauen nach den unteren Gemächern übersiedelten, schon um dem sowohl für die Wöchnerin als für das Kind so notwendigen Badezimmer nahe zu sein. Die Kinder wurden in den ersten Lebensjahren täglich, später alle drei bis vier Tage, lau gebadet, was viele Mütter allerdings bis zu

dreimaligem Baden am Tage übertrieben. Sollte das Kind von der Muttermilch entwöhnt werden, so begann man zunächst mit einem, an Stelle des den Alten unbekanntem Zuckers mit Honig versüßten Brei, um dann allmählich zu fester Nahrung überzugehen; und bevor das Kind hinlänglich Zähne hatte, um letztere selbst zermalmen zu können, bestand die freilich sehr häßliche Sitte, daß die Wärterin ihm die Nahrung vorkaute. Noch andere Interna der griechischen Kinderstube erfahren wir aus Aristophanes, der uns sogar die Naturlaute überliefert hat, mit welchen das athenische Kind, bevor es zu sprechen gelernt hatte, seine verschiedenen, auf Befriedigung leiblicher Bedürfnisse gerichteten Wünsche zu erkennen zu geben pflegte.

Vorrichtungen zum Laufenlernen scheinen nicht bestanden zu haben; aus der Kaiserzeit werden allerdings mit Rädern versehene Körbe (sog. Laufkörbe) erwähnt. Man hatte es damit offenbar nicht sehr eilig; in den ersten Jahren trugen die Wärterinnen die Kinder fleißig hinaus in das Feld oder brachten es zu Verwandten auf Besuch oder in irgend einen Tempel; dann ließ man es lustig auf der Erde herumkriechen, wie wir auf zahlreichen Vasenbildern kleiner Thongefäße die Kinder zu irgend welchem Tisch mit Gewaaren oder zu ihrem Spielzeug auf allen Vieren kriechen sehen; man vgl. auch die in Fig. 62 abgebildete Grabstele, auf der ein Kind zur Mutter herangekrochen ist und sich aufzurichten strebt. Wenn das Kind seine ersten Laufversuche machte, achteten umsichtige Wärterinnen wohl darauf, daß anfangs die noch schwachen Beinchen nicht zu stark angestrengt würden und infolge dessen etwa verkrümmten, obgleich Plato wohl etwas zu weit geht, wenn er diese Fürsorge bis zum vollendeten dritten Jahre ausdehnen will und bis dahin das Tragen der Kinder auf dem Arm der Wärterinnen empfiehlt. — Wenig Umstände machte in diesen ersten Lebensjahren die Kleidung der Kinder. Wenigstens die Knaben liefen im Hause jedenfalls in der warmen Jahreszeit meist ganz nackt herum oder bloß mit einem kurzen, die Brust offen lassenden Säckchen



Fig. 62.



Mutter und Kind. Grabrelief in Athen.

bekleidet, wie der sein Wägelchen nach sich ziehende Knabe in Fig. 63; die Mädchen dagegen erhielten lange Kleidchen, die bis zu den Füßen reichten und durch zwei auf der Brust und Rücken sich kreuzende Bänder gehalten wurden.

Ungezogene Kinder wurden ähnlich, wie heutzutage noch vielfach geschieht, durch drohen mit Schreckgestalten zum Gehorsam oder zur Ruhe gebracht; nur sind es eigentümlicher Weise bei den Griechen nicht, wie bei uns, männliche Ungetüme, deren man sich hierfür bedient, wie etwa unser „schwarzer Mann“ oder

Fig. 63.

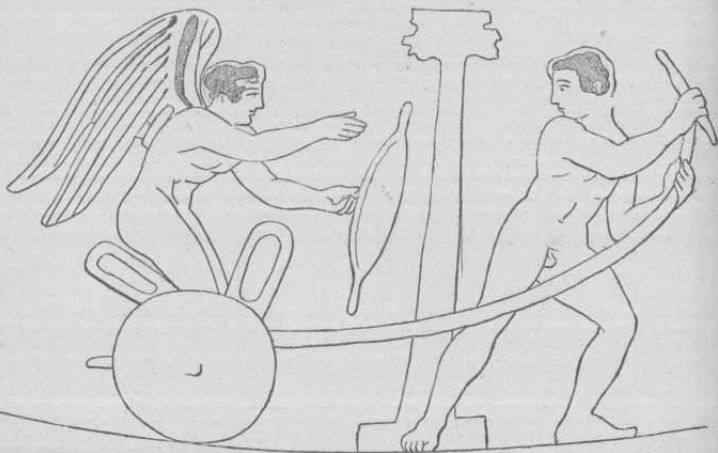


Knabe mit Wägelchen und Hund.

dgl., sondern weibliche, medusenhaft oder hegenartig gedachte Wesen: die *Atfo*, die *Mormo*, die *Lamia*, die *Empusa* u. s. w. Es heißt wohl auch, wie bei uns mit dem „Wauwau“ gedroht wird: „Das Pferd beißt dich!“ wenn das Kind durchaus nicht in der Stube bleiben will. — Mütter und Ammen pfl egten sodann den Kindern allerlei Märlein und Geschichtchen zu erzählen; namentlich waren die äsopischen Fabeln hierfür beliebt, kleine Erzählungen aus der Mythologie oder sonst abenteuerliche Geschichten, welche oft, wie auch unsere Märchen, mit der bekann-

ten Wendung „es war einmal“ anfangen. Unter den vielen hochpoetischen Sagen, welche die Götterlehre und Heroensage der Alten aufzuweisen haben, lief da freilich auch manches sittlich und ästhetisch Bedenkliche mit unter; und nicht umsonst machen die Philosophen auf die Gefahr aufmerksam, welche in dieser der empfänglichen Kinderseele schon so frühzeitig zugeführten geistigen Nahrung häufig genug liegen mochte, obschon dieselbe sicherlich geringer war, als die in unsern modernen Kinderbüchern nach Art von „Max und Moritz“ liegende.

Fig. 64.



Kindervägelchen.

Auch Spielzeug\*) von mancherlei Art fehlte den griechischen Kindern nicht, wenn auch freilich der oft raffinierte Luxus, zu welchem es die Gegenwart hierin gebracht hat, dem Altertum fremd war. Uralt ist die Klapper oder Kassel, meist

\*) Über Spielzeug und Kinderspiele handelt eingehend, aber ungenügend das Buch von Becq de Fouquières, *Les jeux des anciens*. Paris 1869; über Knabenspiele gründlich Grassberger, *Erziehung und Unterricht im klassisch Altert.* Teil I Abteil. 1. Würzburg 1864.

ein mit Steinchen gefülltes Metall- oder Thongefäß, bisweilen in menschlicher Form, sowie sonstige wesentlich Lärm machende Instrumente, mit denen nicht bloß die Kinder selbst spielten, sondern deren sich auch die Ammen bedienten, um den Kleinen damit etwas vorzumachen, obgleich darüber Klage geführt wird, daß unvernünftige Wärterinnen die Kinder gerade dadurch nicht selten am Einschlafen verhinderten. Demnächst ist besonders beliebt und auf Darstellungen sehr häufig in Kinderhänden zu erblicken ein kleines zweirädriges Wägelchen (vgl. oben Fig. 63) oder auch ein bloßes, der Solidität wegen speichenloses, als

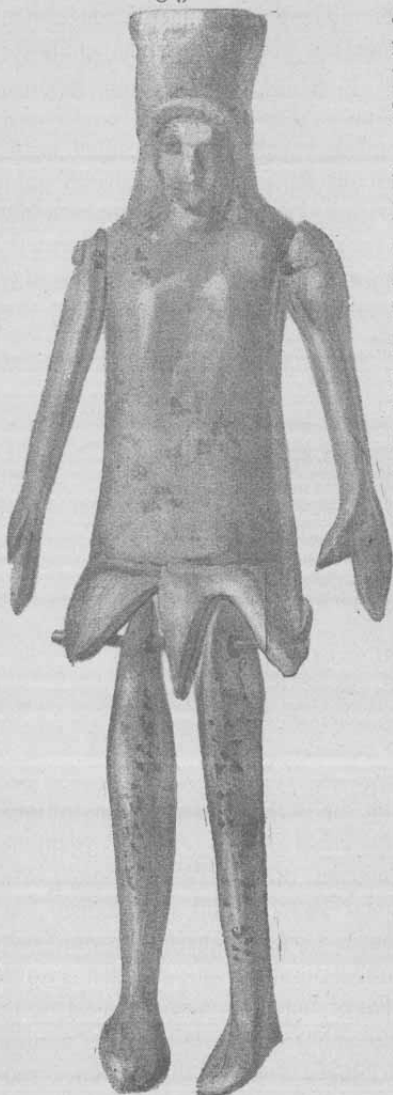
Fig. 65.



Kind mit Hundegepann.

massive Scheibe gebildetes Rad an langer Deichsel, ein billiges Spielzeug, welches man schon um einen Obolen (etwa 13 Pfennig) erstehen konnte. Daneben kommen auch größere Wagen als Spielzeug vor, an welche sich die Kinder selbst vorspannen, um Geschwister oder Kameraden darin herumzufahren, wie wir das in Fig. 64 sehen, oder die allenfalls auch mit zahmen Haushunden oder Ziegenböcken bespannt wurden, daß es in lustigem Trab und Peitschenknall dahin ging; vgl. Fig. 65. Dagegen scheint der Brauch, Kinder im Wagen von den Wärterinnen auf der Straße fahren zu lassen, unbekannt gewesen zu sein; doch werden

Fig. 66.



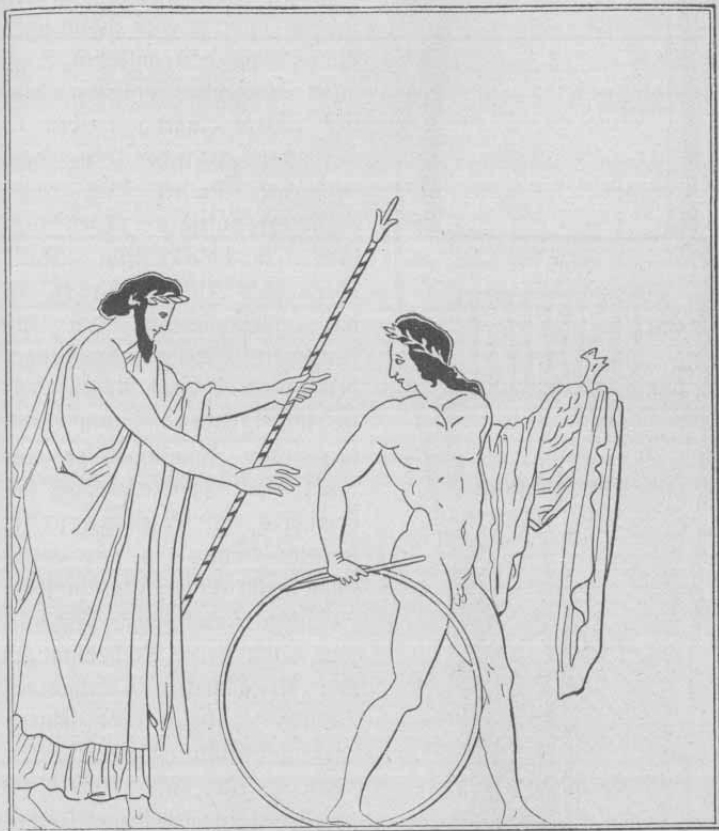
Glieberpuppe.

Kinderwagen, in denen die Ammen die Kinder in der Stube herumfahren, bei den alten Ärzten erwähnt (s. oben Fig. 60).

Die kleinen Mädchen beschäftigten sich gern mit allerlei kleinen Thongefäßen, Töpfchen und Schüsseln, mit denen sie ebenso wie unsere weibliche Jugend ihre ersten Kochversuche anstellen mochten und deren nicht wenige in Gräbern gefunden werden. Noch beliebter aber sind auch im Altertum schon die Puppen, theils aus Wachs, theils aus Thon gefertigt und bunt bemalt, nicht selten mit beweglichen Gliedern, wie die Fig. 66 abgebildete, mit Kleidern zum An- und Ausziehen versehen und alle möglichen Götter, Heroen oder sterbliche Persönlichkeiten vorstellend; auch Puppenbetten fehlten nicht. Wenn auch wohl Knaben bisweilen mit solchen Thonfigurchen spielen mochten oder sich auch selbst aus Lehm oder Wachs dergleichen kneteten, so begegnen wir denselben doch vorzugsweise in den Händen der Mädchen, welche daran noch weit über

das erste Kindesalter hinaus ihre Freude zu haben pflegten; ja es war, da die griechischen Jungfrauen meist schon sehr früh

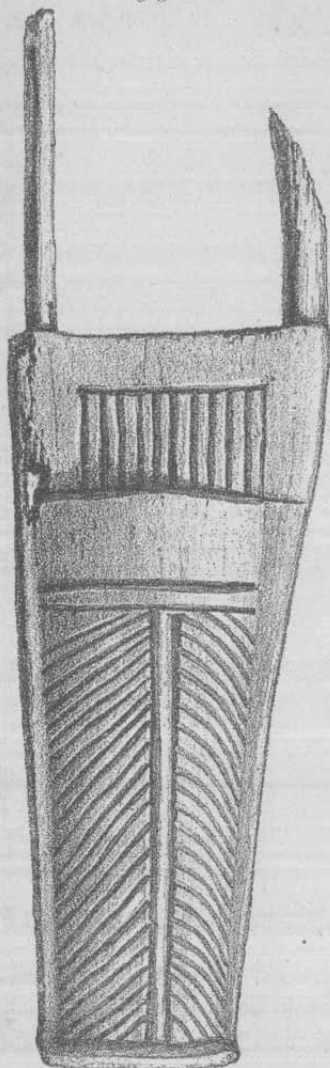
Fig. 67.



Knabe mit Reifen.

heirateten, nichts ungewöhnliches, daß sie bis unmittelbar vor ihrer Hochzeit mit Puppen spielten und kurz vorher die nicht mehr gebrauchten Lieblinge nebst deren ganzer Garderobe in

Fig. 68.



Köcher als Kinderspielzeug.

irgend einen Tempel der jungfräulichen Artemis als fromme Stiftung weihten.

Die Knaben aber ergötzten sich an anderen, der männlichen Natur und dem wilderen Sinn mehr zusagenden Dingen. Ganz wie unsere Jugend trieben sie mit der Peitsche den buxbaumenen Kreisel und riefen dazu ihr lustiges „Dreh dich, Dreh dich, bleib nicht stehn!“ oder noch lieber schlugen sie mit einem Stabe den mit klingenden Schellen oder Ringen versehenen eisernen Reifen: dieser blieb sogar bis zum Epheben- oder Jünglingsalter eins der liebsten Spielzeuge, das wir besonders auf Vasenbildern un-  
gemein häufig in der Hand schon recht hoch aufgeschossener Burschen finden, vgl. Fig. 67. Daß auch kleine Nachahmungen von Kriegswaffen, Schwerter, Schilde u. dgl. nicht fehlten, darf als selbstverständlich gelten, wenn es auch nicht gerade direkt überliefert ist; ein kleiner Köcher, welcher kaum eine andere Bestimmung gehabt haben kann, hat sich noch erhalten, s. Fig 68. Geschickte Knaben machten sich auch ihr Spielzeug allein, schnitz-

ten sich aus Holz oder Leder kleine Wagen und Schiffe, Frösche und andere Tiere aus Granatenschalen u. dgl. m. Daß unser Steckenpferd den Alten nicht unbekannt war, zeigt uns die hübsche Anekdote vom Agesilaos, welcher einst von einem Besucher dabei überrascht wurde, wie er fröhlich mit seinen Kindern spielend auf dem Steckenpferd herumritt; wie es heißt, bat er den Freund, nicht eher anderweitig von der Situation, in der er den rauhen

Fig. 69.



Mädchen, einen Drachen steigen lassend.

Feldherrn angetroffen, zu erzählen, als bis er selbst einmal Kinder haben würde. — Daß sogar das Vergnügen des Drachensteigenlassens bekannt war, zeigt uns das Fig. 69 abgebildete, zwar flüchtig gezeichnete, aber immerhin den Vorgang deutlich erkennen lassende Vasenbild.

Auch kannte man bereits die heute noch als Kinderspiel beliebten, an einer Schnur, die sich auf- und abrollt, sich drehenden



Mädchen (früher bei uns „Soujou“ genannt und vor hundert Jahren sogar fashionables Spielzeug der sog. „Incroyables“); was wir in der Hand des Knaben in Fig. 70 erblicken, kann schwerlich etwas anderes sein. Es war das ein Spiel, woran auch Erwachsene bisweilen noch Vergnügen fanden. Auf unteritalischen Vasen findet man häufig in der Hand das Gros oder

Fig. 70.



Knabe mit Drehrädchen.

von Frauen ein mit zierlich ausgezacktem Rand und mit Speichen versehenes Rädchen, welches an einem langen Bande in der Weise befestigt ist, daß man, wenn letzteres mit beiden Händen bald straff gezogen, bald gelockert wird, das Rädchen in wirbelnde Bewegung versetzen kann; vgl. Fig. 71. Es ist freilich wahrscheinlich, daß es sich bei Erwachsenen da nicht immer um

ein bloßes Spielzeug handelt, sondern daß damit das oft erwähnte Zauberrädchen gemeint ist, welches beim Liebeszauber eine Rolle spielte, die wir aber nicht genau kennen.

Als eines bei Jung und Alt gleich beliebten Vergnügens haben wir auch der Schaukel zu gedenken; dieselbe war ganz wie bei uns eingerichtet, daß man entweder auf dem bloßen Strick, indem man sich mit beiden Händen oben an demselben festhielt, schaukelte oder zum Sitz einen bequemen, in Stricken hängenden Stuhl hatte, vgl. Fig. 72. Das war ein lustiges Spiel, dessen sich namentlich auch die erwachsenen Frauen noch gern erfreuten; ebenso wie die Brett- oder Wippschaukel, bei der zwei Personen sich gegenseitig auf und niederschwingen, auch von älteren Mädchen noch benutzt wurde, vgl. Fig. 73. Mitunter nahm wohl die Mutter oder die ältere Schwester das



Frau mit Drehrädchen.

Bühchen am Arm und ließ es munter auf ihrem Fuße balancieren, wie es hier in Fig. 74 das Mädchen mit dem Gros thut; und wie in einer bekannten schönen Statue des kleinen

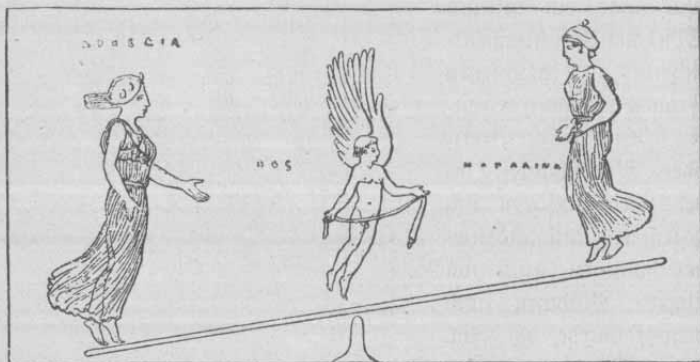
Dionysos lustig auf den Schultern eines kräftigen Satyrn einhergetragen wird, so ließ wohl auch mancher griechische Familienvater sein Söhnchen auf seinen Schultern galoppieren.

Fig. 72.



Kinderschaukel.

Fig. 73.



Brettschaukel.

Raum bedarf es der Erwähnung, daß der damaligen Jugend auch alle jene Spiele bekannt waren, welche ohne jede Hilfsmittel beim geselligen Beisammensein von Kindern sich leicht von selbst ergeben. All die mannigfaltigen Lauf-, Fang- und Versteck-

spiele, Plumpsack, Blindesuh u. s. w., womit sich unsere heutige Jugend noch heute ergötzt, wurden zum Teil ganz eben so schon im alten Griechenland gespielt, nicht minder als die in reicher Abwechslung sich ergebenden Spiele mit Bällen, Bohnen, Steinen, Münzen u. dgl. Das Ballspiel gehörte noch zur Unter-

Fig. 74.



Wippen auf dem Fuße.

haltung der Jünglinge und Männer; ebenso sind manche der zu den letztgenannten Arten gehörigen Spiele, die zum Teil schon mehr den Charakter von Glücks-, als von Geschicklichkeitsspielen tragen, in noch höherem Grade bei den Erwachsenen als Erholung beliebt gewesen, wie das ganz besonders von den Astragal- und Würfelspielen gilt, deren wir deshalb erst in einem

späteren Abschnitt gelegentlich der geselligen Unterhaltungen eingehender gedenken wollen.

So verbringt denn unser junger Athener bei lustigem Spiel mit Kameraden und unter der sorgsamten Pflege der Mutter seine erste Lebenszeit. Während der ersten sechs Jahre ist die Kinderstube, wo Knaben und Mädchen gemeinschaftlich sich aufhalten, seine Welt, wenn er auch bisweilen draußen auf der Gasse sich mit Altersgenossen herumtreiben darf; noch wird er nicht mit Lernen geplagt, und wenn auch bei Widerspenstigkeit oder sonst ungezogenem Betragen die Mutter gelegentlich wohl einmal zur Sandale greift, um damit den Sprößling kurzer Hand abzustrafen, so ist doch in einer Familie, in der der richtige Sinn herrscht, eine wohlthätige Mischung von strengem Ernst und nachsichtiger Milde der Grundcharakter der Erziehung in diesem ersten zarten Alter. Freilich kommt es auch bisweilen vor, daß der Vater sich gar nicht um die Erziehung der Kinder kümmert und dieselbe ganz der Frau, welcher nicht selten die geistige Befähigung dafür gänzlich abgeht, oder gar den Sklavinnen überläßt; da kommt denn freilich ebenso wenig etwas Ersprießliches heraus, wie wenn die Mama, gleich der Mutter des Pheidippides in Aristophanes' Wolken, schon von früh an mit ihrem Söhnchen zu hoch hinaus will und dasselbe in steter Opposition mit dem das Beste wollenden, aber zu schwachem Vater, arg verzieht. Nehmen wir an, daß der Knabe, dessen Eintritt ins Leben wir oben geschildert haben, von solchen nachtheiligen Einflüssen frei bleibt und gesund an Leib und Seele mit dem siebenten Lebensjahre aus den Händen der Mutter in die übergeht, durch welche ihm nunmehr seine geistige und körperliche Ausbildung zu teil werden soll.

## III.

## Erziehung und Unterricht.\*)

Wie auf so vielen anderen Gebieten des Lebens, so macht sich auch namentlich auf dem, welches wir im folgenden zu behandeln haben, ein starker Unterschied geltend zwischen dorischen und ionischen Staaten. Während in letzteren die Erziehung und der Unterricht der heranwachsenden männlichen Jugend durchaus Privatsache der Eltern war und der Staat über die bestehenden Schulen sich höchstens ein allgemeines Aufsichtsrecht, das aber mehr kontrollierend als gesetzgebend war, wahrte, gehört in den dorischen Staaten und vornehmlich in Lakädämon, dessen Institutionen nach dieser Seite wir am genauesten kennen, der Knabe nicht mehr der Familie, sondern dem Staate an, welcher fortan die Sorge für sein leibliches und geistiges Wohl übernimmt.

Vom siebenten Jahre ab kam in Sparta der Knabe aus dem elterlichen Hause und lebte nunmehr zusammen mit seinen Altersgenossen, deren Beschäftigung und Lebensweise nach bestimmten Vorschriften geregelt war. Die gesamte männliche Jugend war in Kotten, welche sich nach den Altersstufen zusammensetzten, eingeteilt, mehrere Kotten wiederum zu einer Schar vereinigt. An der Spitze jeder Kotte, wie jeder Schar stand ein Vorsteher, welcher aus den dem Knabenalter entwachsenen Sünglingen gewählt wurde; er hatte die Aufgabe, die Beschäftigungen und Übungen der unter seiner Aufsicht stehenden Knaben zu leiten, auch als Vorturner ihnen mit Hilfe und Beispiel bei den gymnastischen Übungen beizustehen. Die Sorge für das gesamte Erziehungswesen lag in der Hand des Pädonomen,

\*) Neuestes Hauptwerk: L. Grassberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum. Würzburg 1864—1881. Kürzer J. L. Uffing, Erziehung und Jugendunterricht bei den Griechen und Römern. Berlin 1885

welcher zwar eine Aufsichtsbehörde über sich hatte, die Bithyer, sonst aber wohl ziemlich unumschränkte Gewalt in seinem Amte ausübte und namentlich auch berechtigt war, durch die ihm untergebenen „Mastigophoren“ (Geißelträger) Disziplinarstrafen für Ungehorsam oder sonstige Vergehen ausführen zu lassen. In seiner für die Kraft eines einzigen Mannes uns fast zu groß erscheinenden Aufgabe fand er aber außerdem reichlich Unterstützung, da jeder Spartaner nicht bloß dazu berechtigt war, sondern es sogar gewissermaßen für seine Pflicht ansah, bei den Übungen der Knaben selbst belehrend, ermunternd und nach Umständen auch strafend mit einzugreifen. Denn jeder spartanische Bürger durfte gewissermaßen väterliche Rechte gegen jeden Knaben ausüben und wurde auch von jedem Knaben hinwiederum einem wirklichen Vater gleichgeachtet. Gehorsam gegen Ältere, ein bescheidenes und ehrbares Benehmen lernten die spartanischen Knaben schon von früh auf und unterschieden sich dadurch vorteilhaft von der etwas vorlauten und ungezogenen attischen Jugend. Die ganze Erziehung ging freilich vornehmlich auf Abhärtung des Körpers und Erreichung möglicher körperlicher Gewandtheit hinaus. Wie die Knaben in ihrer Tracht nur das allernotwendigste erhielten, vom zwölften Jahre ab sogar im Winter nur im bloßen Oberkleid gehen mußten, so war auch sonst ihre Lebensweise auf das strengste eingerichtet, und nicht umsonst sprechen wir noch heute von spartanischer Erziehungsmethode. Nahrung gab es nur gerade zur Notdurft, wenn die Knaben auch oft zu den Mahlzeiten der Männer mitgenommen wurden: waren doch auch diese nichts weniger als üppig. Als Lager diente Heu oder Stroh, vom fünfzehnten Jahre ab Schilf oder Rohr, welches sie sich selbst vom Eurotas holen mußten; Abhärtung gegen körperlichen Schmerz wurde sogar noch in späterer Zeit, als man in manchen Dingen bereits von der alten Strenge der sogen. Lykurgischen Gesetze abgegangen war, auf eine uns geradezu barbarisch erscheinende Art hervorzubringen gesucht.

Diesen Grundsätzen entsprach denn auch das spartanische Unterrichtswesen. Von Ausbildung des Geistes war wenig die Rede; dieselbe fiel auch nicht der öffentlichen Sorge anheim, sondern war reine Privatsache. Wer lesen und schreiben lernen wollte, der fand dazu natürlich Gelegenheit, aber nicht in den vom Staate geschaffenen Anstalten: wenigstens wird davon nie etwas erwähnt. Lernen mochten es wohl die meisten Spartaner: aber auch nicht viel darüber hinaus. Nur etwas Rechnen pflegte noch hinzuzukommen, da man auf dasselbe, namentlich auf das Kopfrechnen, wegen des praktischen Nutzens, der mit dieser Kenntniß verbunden war, einen gewissen Wert legte. Damit war jedoch die ganze humanistische Bildung des jungen Spartaners zu Ende; und nur die Musik, für welche der dorische Stamm von jeher Anlage und Vorliebe hatte, wurde noch gepflegt, und der Unterricht darin gehörte zu den vorschriftsmäßigen Unterweisungen. Die Knaben lernten Kithar und Flöte spielen und Lieder oder Chöre von ernstem, sittlichem Inhalte singen; die Aufsichtsbehörden sahen streng darauf, daß nicht nur nichts Unpassendes nach dieser Hinsicht in den Lehrstoff aufgenommen, sondern daß auch in Harmonie und Rhythmik an der althergebrachten Weise festgehalten wurde, weshalb man gegen jede Neuerung auf musikalischem Gebiete außerordentlich mißtrauisch war und Abweichungen vom Herkommen unter Umständen sogar mit Strafen belagte. — Den Haupttheil des Unterrichts aber machten die gymnastischen Übungen aus; hier ging man durchaus methodisch und nach sehr vernünftigen Grundsätzen zu Werke, indem man die Übungen genau nach den Altersstufen regelte und alle solche Übungen, welche nicht sowohl Kraft und Gewandtheit zu erzeugen geeignet, als für die Athletenlaufbahn berechnet waren, ausschloß. Man wollte die Jugend vor allen Dingen kriegstüchtig machen; und das wurde durch dies Erziehungssystem auch durchaus erreicht. Nur darf nicht geleugnet werden, daß das übermäßige Betonen des physischen Elements und das Zurückdrängen jeder höheren Ausbildung des Geistes notwendig



zur Folge haben mußten, daß Sparta weder in Litteratur noch in Kunst es jemals zu wirklicher Blüte brachte, und daß andererseits, so sympathisch uns der sittliche Ernst, welcher in der spartanischen Erziehung liegt, in mancher Hinsicht auch berühren mag, das Erstöten des Familiensinnes und das starre Aufgehen im Staatsbewußtsein, jene Herzenshärte und Unbarmherzigkeit hervorgerufen hat, welche uns in der lakedämonischen Geschichte so häufig in peinlicher Weise entgegentritt.

Ganz andern Charakter trägt das Erziehungswesen in Athen. Erziehung und Unterricht blieben hier durchaus jedem einzelnen überlassen; der Staat trug hierfür nicht durch Einrichtung öffentlicher Schulen Sorge, sondern sorgte nur durch bestimmte Behörden dafür, daß in den von Privatleuten errichteten Anstalten oder sonst im Unterrichtswesen nichts vorkam, was gegen Verkommen und gute Sitte verstieß. Diejenigen Beamten, welche diese Aufsicht zu führen hatten, waren vornehmlich die Epimeleten und Sophronisten; die Thätigkeit derselben war freilich wesentlich dem Ephebenalter gewidmet und bezog sich daher ganz besonders auf den Unterricht in den Gymnasien. Inwieweit auch der Areopag sich an dieser Aufsicht beteiligte, sind wir nicht mehr genau zu bestimmen im Stande.

Für gewöhnlich übergab man den athenischen Knaben, wenn er sein sechstes Lebensjahr hinter sich hatte, einem älteren Sklaven, dem sogen. Pädagogen, welcher indessen keineswegs eine wirklich erzieherische oder unterrichtende Thätigkeit auszuüben, sondern lediglich den Knaben auf seinen Schul- und Spaziergängen zu begleiten und darauf zu achten hatte, daß er sich anständig und gesittet betrug. Da der athenische Bürgersohn sich für zu gut hielt oder auch vielleicht es nicht für schicklich galt, daß er sich seine Schulutensilien selbst trug, so gehörte es zu dem Amte des ihm begleitenden Pädagogen, ihm die Bücher oder die Kithara, die Strigilis oder selbst — den Ball nachzutragen. Vielfach blieb der Pädagog auch während des Unterrichts in der Schulküche (oder wenigstens in einem Vorzimmer des Schullokals) und auf dem Turnplatz anwesend und begleitete nach Schluß

des Unterrichts seinen Schutzbefohlenen wieder nach Hause. Obgleich nur Sklave und meist wohl von geringer Bildung hatte er doch in der Regel Autorität über den ihm anvertrauten Knaben und selbst ein gewisses Züchtigungsrecht war ihm von den Eltern zugestanden. Mit dem Eintritt in das Ephebenalter hörte diese Aufsicht der Pädagogen entweder ganz auf oder nahm einen andern Charakter an.

Diese ganze Einrichtung hatte, wie nicht zu verkennen ist, eine sehr bedenkliche Seite. Wie es heute bisweilen noch vorkommt, daß in vornehmen Häusern die Wahl des Kochs mit viel größerer Sorgfalt getroffen wird, als die des Hauslehrers, so nahm man auch in Athen sehr oft nicht die tüchtigsten und zuverlässigsten; sondern alte, zu anderen Arbeiten unbrauchbare Sklaven zu Pädagogen; Leute, welche nicht nur in bezug auf geistige Bildung gänzlich unwissend waren, sondern denen auch jede Umgangsform fehlte, die als Ausländer oft ein barbarisches Griechisch sprachen, durch Trunksucht ihren Zöglingen ein schlechtes Beispiel gaben, nicht selten absichtlich zu den Fehlern und schlechten Streichen derselben ein Auge zudrückten, kurz nach keiner Hinsicht geeignet erscheinen konnten, daß ihnen die Sorge für das leibliche Wohl der heranwachsenden Knaben anvertraut wurde. Es wird denn auch öfters darüber Klage geführt, das scheint aber nichts in dem Verfahren geändert zu haben; im Gegentheil, es muß nach mancher Richtung hin sogar in der hellenistischen Zeit noch schlimmer geworden sein. — Die Pädagogen pflegen auf den Denkmälern, wo wir sie öfters als Begleiter der Knaben auch in mythologischen Vorstellungen (z. B. Niobiden, Archemoros, Medea u. a.) sehen, in bestimmter Tracht zu erscheinen, welche ihrer meist nichthellenischen Abstammung entsprechend ist: im Armechiton, zottigem Mantel, hohen Stiefeln. Das entsprach indessen jedenfalls nur dem Usus der griechischen Tragödie, welche für bestimmte Charakterrollen auch stehende Kostüme hatte; in Wirklichkeit aber gingen die Pädagogen sicherlich nicht anders gekleidet, als gewöhnliche Bürger.

Die Gegenstände des attischen Knabenunterrichts sind vornehmlich zweierlei: musische und gymnastische. Wir sprechen zunächst von ersteren. Was die Lehranstalten anlangt, so war es offenbar durchaus ungewöhnlich, daß Knaben zu Hause von irgend welchem Privatlehrer unterrichtet wurden; man schickte sie vielmehr in irgend eine von einem Elementarlehrer gehaltene Schule. Über die Einrichtung dieser Schulen und über Lehrplan u. s. w. wissen wir freilich sehr wenig. Meist besuchten, wie es scheint, Knaben aus der Nachbarschaft gemeinschaftlich die ihnen zunächst belegene Schulanstalt und wurden dort wohl auch nur in einem Zimmer von einem und demselben Lehrer unterrichtet, der dabei abwechselnd Anfänger und Vorgeschrittenere berücksichtigen mochte. Freilich beziehen sich die uns zufällig bekannten Fälle von stark überfüllten Schulklassen nicht gerade auf Athen; es wäre daher immerhin auch möglich, daß die Altersstufen wie im Unterricht, so auch in den Schulzimmern gesondert waren und daß außer demjenigen Lehrer, welcher Leiter und Besitzer der Schule war, an dem Unterricht auch anderweitige, von jenem besoldete Hilfskräfte sich beteiligten. Aber über all diese Verhältnisse wissen wir so gut wie gar nichts; dagegen ist sicher bezeugt, daß es auch Lehrer gab, welche gar kein Schullokal hatten, sondern, was eben nur im sonnigen Süden möglich ist, auf offener Straße mit ihren Schülern saßen: doch das mochte wohl eine Art Armenschule sein, und an solchem Unterrichte nahmen die Söhne bemittelter Eltern sicherlich nicht teil.

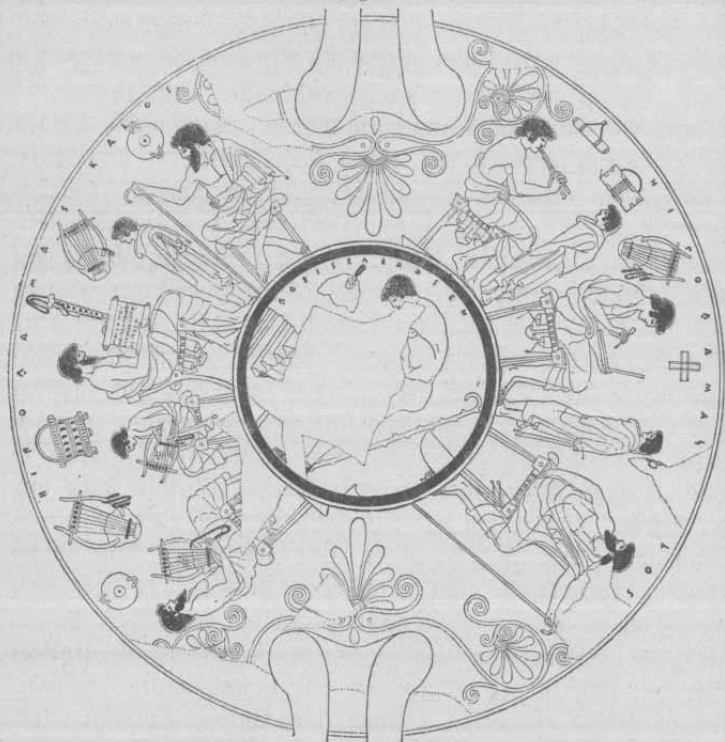
Die Ausstattung der Schulräume war vermutlich einfach; wenn ein Musiklehrer in seiner Schule die Bildsäulen des Apollo und der Muses aufgestellt hatte, so darf man aus diesem Luxus des sonst gut bezahlten Virtuosen keinen Schluß ziehen auf die Ausstattung der gewöhnlichen Elementarschulen, in welchen vermutlich nicht viel mehr als die Bänke für die Knaben, der Stuhl für den Lehrer und einige Lehrmittel zu sehen waren, wie wir denn auch in den wenigen antiken Denkmälern, welche uns in

griechische Schulstuben führen, allerlei für den Unterricht erforderliche Geräte an den Wänden hängen sehen, vgl. unten Fig. 75. Zu diesen Schulrequisiten gehörte auch eine weiße Schreibtafel; dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die in der römischen Zeit gebräuchlichen Lehrtafeln, welche Daten aus Mythologie und Geschichte den Schülern durch plastische Vorstellungen einprägen sollten, bereits dem griechischen Altertum bekannt gewesen seien. Die zu den Schreibübungen gebrauchte Tinte lieferte der Lehrer, wie wir daraus entnehmen können, daß Aeschines, der als junger Bursch seinem Vater, einem Schullehrer, im Amte half, Tinte reiben und die Schulstube ausfegen mußte. Welches Honorar der Lehrer für seinen Unterricht von den Schülern bezog, mag von seinen Fähigkeiten und Leistungen abgehängt haben; beliebte Lehrer durften wohl höhere Honorarforderungen stellen. Aber ein einträglicher Erwerb war es keinesfalls; denn abgesehen davon, daß das mitunter monatlich zu zahlende Schulgeld vermutlich nicht hoch war, kam es auch vor, daß säumige Väter es längere Zeit mit der Entrichtung desselben anstehen ließen, oder daß geizige Eltern, wenn gerade viele Feiertage in einen Monat fielen, ihre Kinder während desselben ganz aus der Schule nahmen, um das Schulgeld für diese Zeit zu sparen. Man wird daher auch bei diesen Elementarlehrern keine höhere Bildung irgendwelcher Art voraussetzen dürfen; und wenn wir lesen, daß die Schüler meist mehr Furcht vor dem Lehrer hatten, als Liebe, so läßt sich das um so eher begreifen, als letzterer von den ihm zu gebote stehenden Züchtigungsmitteln, namentlich von Rute und Stock, vielfach einen unseren heutigen pädagogischen Grundsätzen nicht gerade entsprechenden Gebrauch gemacht haben mag, obgleich wir dem schlägeföchtigen Drbilus des Horaz kein Pendant aus dem griechischen Altertum zur Seite zu setzen wissen.

Meist begann der Unterricht schon am frühen Morgen; wie lange er dauerte, wissen wir nicht, doch fand jedenfalls auch am Nachmittage Unterricht statt, nur über Sonnenuntergang hinaus

sollte er nach einer solonischen Verordnung nicht dauern. In welcher Weise der Elementarunterricht mit dem gymnastischen abwechselte, ist auch nicht überliefert. Schulferien gab es in Folge der zahlreichen Feiertage und Feste zur Genüge; dazu kamen

Fig. 75.



Attischer Schulunterricht.

auch noch besondere Schulfeste, vornehmlich die Museien für die Schulen der Grammatiker, die Hermaeen für die Turnschulen.

Den attischen Schulunterricht des fünften Jahrhunderts v. Chr. führt uns ein sehr interessantes Gemälde des Vasenmalers Duris, welches wir Fig. 75 abbilden, in charakteristischer Weise,

wenn auch mit einigen künstlerischen Freiheiten, vor Augen. Die dargestellten Szenen sind auf die Außenseite einer Schale verteilt; auf jeder Hälfte sind fünf Personen dargestellt, und zwar jedesmal zwei Lehrer mit zwei Schülern und einem dabeisitzenden älteren Mann. Wir werden also nicht in eine jener gewöhnlichen Schulstuben geführt, wo ein einziger Lehrer eine größere Schar von Knaben gemeinschaftlich unterrichtet, sondern jeder Knabe wird durch einen besondern Lehrer unterwiesen. Ob wir darin eine Freiheit des Malers erblicken sollen, welcher vier einzelne Unterrichtsszenen in solcher Weise zusammengestellt hat, oder ob wirklich auch in öffentlichen Schulen solcher Einzelunterricht stattfand, vermögen wir nicht zu sagen. — Lehrer wie Schüler erscheinen in der gleichen Tracht, im bloßen Himation; wir müssen dabei an das oben (S. 30) Gesagte erinnern, daß diese Tracht der Denkmäler jedenfalls nicht der gewöhnlichen Sitte entsprach, daß vielmehr in den meisten Fällen der Chiton unter dem Himation nicht gefehlt haben wird. Die Lehrer, welche theils jugendlich bartlos, theils schon ältere Männer sind, sitzen auf einfachen Stühlen; die Schüler stehen bis auf einen, der die Lyra lernt, aufrecht vor ihnen, beide Arme in den Mantel gewickelt, wie es sich für gesittete Knaben schickte. Der Knabe mit der Lyra dagegen hat natürlich den Oberkörper frei und sein Himation um Unterleib und Beine gelegt. Wer die beiden bärtigen Männer, welche, auf den Krückstock gestützt, bei jeder Szene anwesend sind und aufmerksam acht geben, sein mögen, darüber gehen die Meinungen auseinander; sie werden bald als Pädagogen gedeutet, welche die Knaben zur Schule geleitet und hier während des Unterrichts sie beaufsichtigen, bald wegen ihrer ungenierten Art zu sitzen für Väter oder Schulaufseher (etwa Epimeleten) gehalten.

Die Gegenstände, welche hier gelehrt werden, gehören sämtlich dem musischen Unterricht an, und zwar theils dem grammatischen, theils dem musikalischen. Auf der einen Seite sehen wir zunächst einen jugendlichen Lehrer, welcher die Doppelflöte bläst,

während der vor ihm stehende Knabe eifrig zuhört. Man nimmt in der Regel an, daß der Knabe im Flötenspiet unterrichtet werden sollte; allein es ist auffallend, daß er nicht auch selbst ein Instrument in den Händen hat, wie das beim Unterricht in der Lyra der Fall ist, daß er also, wenn er das vom Lehrer ihm Gezeigte nachmachen wollte, das Instrument des Lehrers sich nehmen müßte. Daher hat die Vermutung Brunn's viel für sich, daß der Knabe im Gesang unterrichtet wird und der Lehrer ihm auf der Flöte den Ton oder die Melodie vorbläst, welche jener nachzusingen hat. Rechts hiervon haben wir eine Szene des Schreibunterrichts. Der Knabe steht in gleicher Haltung wie der vorige vor dem ebenfalls jugendlichen Lehrer; dieser hat die Schreibtafel, welche aus drei zusammenlegbaren Täfelchen besteht, also ein sog. Triptychon ist, vor sich aufgeschlagen und hält in der Rechten den Griffel, indem er aufmerksam in die Schreibtafel hineinsieht, sei es nun, daß er eine vom Schüler gefertigte Niederschrift durchkorrigiert, sei es daß er im Begriffe steht, selbst eine vom Schüler zu kopierende Vorschrift niederzuschreiben. — Auf der andern Hälfte des Gemäldes haben wir links musikalischen Unterricht. Lehrer wie Schüler haben eine siebensaitige Lyra in Händen; im dargestellten Augenblick scheint der Lehrer dem Knaben nur das Greifen der Akkorde mit den Fingern der linken Hand zu zeigen, während er von dem in seiner Rechten gehaltenen Schlagholz (Plektrum) keinen Gebrauch macht. Der Knabe bemüht sich, gebückt dastehend, die ihm gezeigten Griffe nachzumachen. Die letzte Gruppe zeigt einen Schüler, welcher anscheinend dem Lehrer ein auswendig gelerntes Gedicht aussagt, dessen Anfang in den Schriftzügen enthalten ist, welche auf der vom Lehrer gehaltenen Schriftrolle erkennbar sind. —

Allerlei Gegenstände hängen an den Wänden des Schulzimmers: auf der einen Seite eine mit Handhabe versehene Schriftrolle, daneben eine zusammengelegte, mehrfach umschnürte und ebenfalls mit einem Hentel versehene Schreibtafel; es folgt eine

Lyra und ein eigentümliches, nicht mit Sicherheit zu deutendes Kreuz (manche wollen darin ein Winkelmaß für den geometrischen Unterricht erkennen). Auf der andern Seite hängen zwei Trinkschalen, von denen vermutlich die Schüler während der Pausen Gebrauch machen durften, zwei siebensaitige Lyren, ein mit Henkel und Füßen versehener Korb, der wohl als Behälter für Schriftrollen dient, und endlich ein Flötenfutteral mit der daran gehängten Kapsel für die Mundstücke.

Treten wir nun den einzelnen Gegenständen des musischen Unterrichtes und der Art, wie dieselben gelehrt wurden, etwas näher. Die elementaren Kenntnisse des Lesens und Schreibens waren in Attika wenigstens sehr allgemein verbreitet, und Leute, welche sich auf keines von beiden verstanden, waren im alten Griechenland vermutlich seltner, als im heutigen. Der Knabe begann demnach in der Schule des Lehrers, welchem die elementare grammatische Bildung der Knaben oblag und der den Namen Grammatistes führte, zunächst mit dem Kennenlernen der Buchstaben, ihrer Namen und Formen, wobei vielleicht auch noch gewisse Hilfsmittel zur Anwendung kamen, was wenigstens in späterer Zeit vielfach der Fall war. Hierauf ging man zum Syllabieren über, d. h. zur Zusammensetzung von mehreren Buchstaben zu Sylben, und schritt so allmählich zum Lesen ganzer Worte fort. Gleichzeitig damit mochte der Schreibunterricht beginnen, bei welchem der Lehrer den Schülern die Buchstaben und Wörter einzeln vorzeichnete und der Schüler dieselben in dem unter den Zeilen des Lehrers freigelassenen Raume nachschrieb, wobei ihm wohl auch der Lehrer bisweilen durch Handführung behilflich war. Die Stelle der bei uns üblichen Schiefertafel vertrat dabei das Wachstäfelchen, eine mit dünner Wachsschicht überzogene Holztafel, in welche die Buchstaben mit spitzem Griffel aus Knochen, Elfenbein oder Metall eingeritzt wurden; vermittelst des breit gestalteten, andern Endes des Griffels strich man, wenn die Tafel voll geschrieben war, das Wachs wieder glatt und konnte dann aufs neue darauf schreiben. Solcher



Täfelchen waren meist mehrere, zwei, drei und darüber, mit einander durch Scharniere verbunden und hießen dann Diptycha, Triptycha u. s. f. Erst fortgeschrittenere Schüler bekamen dann das teure Material des Papyrus und das Schreibrohr in die Hände; und auch da nahm man der Kostbarkeit des Materials wegen in der Regel kein ungebrauchtes Papier, sondern schrieb auf die Rückseite von bereits benutztem. Sehr interessante Proben des griechischen Schreibunterrichts hat uns der Zufall in einem Funde aus der Ptolemäer-Zeit erhalten: mehrere Wachs-täfelchen nämlich von sechs Zoll Länge und vier Zoll Breite, welche sämtlich dieselben griechische Trimeter, vermutlich von Menander, enthalten; während die Schrift auf der einen dieser Tafeln, welche man also als die Vorschrift des Schreiblehrers zu betrachten hat, schön und genau ist, ist die auf den andern, den Abschriften der Schüler, schlechter; unter der einen steht von der Hand des Lehrers die Notiz „Fleißig“ darunter geschrieben. Übrigens hat man sich jedenfalls beim Schreibunterricht mit geringen Anforderungen begnügt und mehr auf deutliche als auf schöne Handschrift oder auf schnelles Schreiben Wert gelegt, da man für dergleichen ja immer geübte Sklaven zur Hand zu haben pflegte.\*)

Bei den Leseübungen, für welche die Schriftrollen dienten, deren Form in auf- wie in zusammengerolltem Zustande wir in Fig. 75 sehen, benutzte man vornehmlich die Dichter. Nicht bloß Homer, welcher von frühester Zeit an bis zum Untergang des byzantinischen Kaiserreichs das Schulbuch der Griechen geblieben ist, wurde gelesen und erklärt, sondern auch lyrische Gedichte in mancherlei Metren u. a. m. Der Lehrer gab dabei den Schülern entweder Abschriften, die er wohl selbst angefertigt hatte, in die Hand, oder er diktierte ihnen, wenn sie bereits ordentlich schreiben konnten, längere Stücke; vieles mußte auch von den Schülern auswendig gelernt werden. Manche Lehrer legten sich

\*) Über Schreibgeräte vgl. Kunstgewerbe im Altertum II, 169.

auch für den Unterricht Anthologien aus verschiedenen Dichtern an; man berücksichtigte dabei namentlich solche, welche sich durch gnomischen Inhalt zur Lektüre der Jugend eigneten, wie Hesiod, Theognis, Pothylides u. a. So erhielten die Knaben durch Lesen und durch Auswendiglernen ebensowohl mythologische Kenntnisse, als ihnen die wichtigsten Grundsätze der Ethik eingeprägt wurden. Wir müssen uns hüten, die Resultate dieses Unterrichts, so gering wir auch von der lediglich formalen Bildung der Athener in den mechanischen Fertigkeiten des Lesens und Schreibens denken mögen, zu niedrig anzuschlagen. Ein Volk, welches die Dramen eines Aeschylos zu würdigen wußte, welches die Lustspiele eines Aristophanes mit ihrer Fülle mythologischer, litterarischer, politischer Anspielungen verstand, muß eine Bildungsstufe besessen haben, welche sich nach gewissen Seiten hin hoch über die moderne Durchschnittsbildung erhob. Freilich machte den damaligen Schülern die geringe Zahl der Unterrichtsgegenstände, das Fehlen alles naturwissenschaftlichen, geographischen, historischen und fremdsprachlichen Unterrichts, die Vervollkommnung in mythologischen und litterarischen Kenntnissen leichter. Zugleich wurden durch die Lektüre die Elemente der Metrik erlernt, welche dann in größerem Umfange beim musikalischen Unterricht zur Behandlung kommen mußten.

Wie es mit dem Rechnen, dessen praktischen Nutzen die Alten selbstverständlich nicht verkennen konnten, in dem Schulunterricht gehalten wurde, sind wir nicht mehr in der Lage zu bestimmen; doch hat die Vermutung sehr viel für sich, daß in Athen wenigstens der Rechenunterricht wesentlich dem Hause, nicht der Schule zufiel, indem das Kind gleichsam spielend, durch Versinnlichung an nahe liegenden Gegenständen als Beispielen, die hauptsächlichsten Begriffe und Verhältnisse erlernen sollte. Was die Methode des Rechnens anlangt, so war bei den Griechen das Fingerrechnen sehr verbreitet. Man wußte mit der linken Hand alle ein- und zweiziffrigen Zahlen, mit Hinzunahme der rechten alle drei- und vierziffrigen darzustellen, wobei

das Einschlagen der Finger nach der Handfläche zu, je nach Zahl der Finger und Art des Einschlagens (d. h. ob man dieselben gebogen oder gestreckt an die Handfläche anlegte) ausschlaggebend für die Bedeutung des Gestus war. Für kompliziertere Rechnungen aber bediente man sich eines Rechenbrettes mit Steinchen, einer uralten, schon den Aegyptern frühzeitig bekannten Erfindung, bei welcher die Stellung der Steine in den Parallellinien des Zählbrettes denselben den Wert von Einern, Zehnern, Hundertern u. s. w. verlieh, obgleich wir nicht näher wissen, in welcher Weise beim griechischen Rechenbrett verfahren wurde.

Die Unterweisung in den genannten Elementarfächern nahm die ersten Jahre des Schulunterrichtes in Anspruch. Mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre begann dann der Unterricht in der Musik, welcher in den Händen eines besonderen Lehrers, des Kitharistes, lag. Die Musik galt den Hellenen nicht bloß, wie es der moderne Standpunkt beim musikalischen Dilettantismus zu sein pflegt, als eine angenehme Unterhaltung für Erholungsstunden, sondern auch als ein wesentliches ethisches Bildungsmittel. Hauptzweck des Unterrichts war daher nicht die Erreichung einer virtuosen Fertigkeit auf irgend welchem Instrument, sondern man lernte die Instrumente vornehmlich in der Absicht spielen, daß man die dichterischen Erzeugnisse, zumal die lyrischen Poesieen, gut vorzutragen und sich selbst dabei angemessen auf einem Saiteninstrument zu begleiten im stande wäre. Demgemäß wurde denn auch das Hauptgewicht auf den Unterricht in der Lyra gelegt (die wir in der oben abgebildeten Schale des Duris in der Hand von Lehrer und Schüler sehen), während die mit weit stärkerem Resonanzboden ausgestattete Kithar so wie die ihr verwandte, wo nicht mit ihr identische Psalmodikon, mehr dem Virtuosenvortrag vorbehalten blieb, eine Art Konzertinstrument war, wenn wir so sagen sollen, und daher wesentlich von solchen erlernt wurde, welche sich in der Musik über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinaus ausbilden wollten; doch

boten wahrscheinlich die gewöhnlichen Schulen die Gelegenheit, sich in beiden Arten der Saiteninstrumente auszubilden. Die Flöte, welche selbstverständlich als begleitendes Instrument beim Gesange vom Sänger selbst nicht gespielt werden konnte, fand zum Theil deswegen in Athen wenig Anhänger; in Theben soll sie allerdings ein allgemein beliebtes Instrument gewesen sein, und man führte die Vernachlässigung des Flötenspiels seitens der Athener vielfach auf den alten Antagonismus zwischen Attika und Böotien zurück. Dazu kam, daß die ursprünglich den orgiastischen Kulte Vorderasiens angehörige Flöte mit ihrem scharfen, gelenden Tone als aufregendes Instrument galt, welches eine ruhige Seelenstimmung ausschliesse, und daß daher auch die Philosophen sich übereinstimmend ungünstig über das Flötenspiel in pädagogischer Hinsicht aussprechen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die griechische Flöte (über welche im Zusammenhang mit den anderen Musikinstrumenten in einem späteren Abschnitt eingehender gehandelt werden wird) ein ganz anderes Instrument war als das, welches wir heutzutage so benennen und das ganz im Gegensatz zur antiken Doppelflöte für ein etwas sentimentales, weichliches Instrument gilt. Nichtsdestoweniger gab es eine Zeit, wo auch in Athen das Flötenspiel seitens der Dilettanten, wenn auch vorübergehend, beliebt war; nach Aristoteles fand die Flöte nach der Zeit der Perserkriege in den attischen Schulen Eingang und wurde bald so beliebt, daß fast die ganze Jugend der besseren Stände damals Flöteblasen lernte. Dann aber — und allem Anschein nach um die Zeit des peloponnesischen Krieges, — erkannte man, wie wenig geeignet für geistige und musische Bildung gerade dies Instrument sei und entfernte es wieder aus dem Unterricht der Gebildeten, angeblich insolge des von dem tonangebenden Alkibiades gegebenen Beispiels. In der Folgezeit wurde zwar auch immer noch das Flötenspiel gelehrt, und auf Vasenbildern begegnen uns neben den berufsmäßig dasselbe ausübenden Auleten und Hetären sehr häufig auch flötenblasende Jünglinge; aber ein Unterrichtsgegenstand in

den gewöhnlichen Schulen war es damals, wenigstens in Athen, nicht mehr. Sparta aber wollte selbstverständlich von einem Instrument, dessen ethische Wirkungen geradezu für gefährlich galten, noch weniger etwas wissen.

Aller musischer Unterricht, welcher über die bezeichneten Elementarfächer und das Erlernen der Saiteninstrumente nebst Gesang hinausging, war in der Blütezeit Athens nicht mehr Sache der Schule. Der Besuch der letzteren dauerte bis zur beginnenden Mannbarkeit, etwa bis zum sechzehnten Jahre also, obschon darin schwerlich eine bestimmte Altersgrenze gesetzlich gezogen war; wer sich noch weiter ausbilden wollte, hatte dazu auch im fünften Jahrhundert schon Gelegenheit durch die von Sophisten gehaltenen Vorlesungen, welche freilich im Gegensatz zu dem billigen Schulgeld der Elementarschulen sehr hohe Honorare von ihren Schülern forderten. Dabei war aber von Schulorganisation keine Rede.

Zu diesen Zweigen des Unterrichtswezens kamen noch einige neue hinzu im Laufe des vierten und dritten Jahrh. v. Chr. Von Bedeutung war es vornehmlich, daß seit der Zeit Alexanders d. Gr., und zwar angeblich auf Veranlassung des Hauptes der Malerschule von Siphon, Pamphilos, das Zeichnen in den Unterricht der Knaben aufgenommen wurde. Dieselben lernten auf hierfür hergerichteten Tafeln von Buchsbaumholz mit dem Griffel oder mit dem Pinsel zeichnen. Da die siphonische Schule ganz besonderen Wert auf richtige Zeichnung legte, dagegen im Kolorit hinter andern Malerschulen jener Zeit zurückgestanden zu haben scheint, so darf man auch wohl betreffs des Zeichenunterrichts annehmen, daß derselbe sich wesentlich auf Umrisszeichnungen beschränkt haben wird, obgleich nähere Details darüber fehlen.

Ferner trat damals zur Rechenkunst auch die Ausbildung in den Grundzügen der Geometrie hinzu, worin aber nur die reiferen Knaben unterrichtet wurden. Schon im fünften Jahrhundert hatte man damit, wie es scheint, den Anfang gemacht;

doch wollte Sokrates den Unterricht darin nur auf das aller-  
 notwendigste beschränkt wissen. Die Philosophen des vierten  
 Jahrhunderts aber empfehlen die Geometrie als ein ganz vor-  
 zügliches Mittel zur Entwicklung und Schärfung des Verstandes  
 und des logischen Denkens; Plato rät sogar neben Arithmetik  
 und Geometrie auch mit Grundzügen der Astronomie (wor-  
 unter freilich nichts anderes verstanden werden darf, als was  
 wir heute mathematische Geographie nennen) schon im Knaben-  
 alter spielend zu beginnen und dieselbe dann ernsthafter bis un-  
 gefähr zum achtzehnten Jahre betreiben zu lassen. Indessen  
 herrschte gerade gegen Geometrie und derlei abstrakte Wissen-  
 schaften ein Vorurteil bei den weniger Gebildeten; ganz wie  
 heute es noch von manchen Seiten geschieht, hielt man sie für  
 vollständig überflüssig, weil sie im späteren Leben keinen Nutzen  
 brächte, weder im Privatleben noch für den Staat; und man  
 hob, wiederum ganz analog manchen modernen Anschauungen,  
 tadelnd hervor, daß diese Dinge, weil sie im Leben nie mehr  
 praktisch ausgeübt würden, nur dazu dazusein schienen, um  
 schleunigst wieder vergessen zu werden.

Während in dieser Weise der grammatisch-musikalische Un-  
 terricht die geistige Seite der Knabenbildung ausmachte, wurde  
 die Kräftigung und Übung des Körpers durch die gymnastischen  
 Übungen angestrebt. Traten diese in Athen auch nicht so  
 stark in den Vordergrund der ganzen Erziehung, wie in den do-  
 rischen Staaten, so wurde ihnen doch auch da Zeit und Auf-  
 merksamkeit in reichem Maße zugewandt, da man gerade in  
 gleichmäßig-harmonischer Durchbildung des Körpers und der  
 Seele das eigentliche Ziel aller pädagogischen Bestrebungen er-  
 kannte. Mit welcher Altersstufe der gymnastische Unterricht der  
 Knaben begann, darüber sind wir freilich nicht bestimmt unter-  
 richtet; denn was Plato und Aristoteles darüber sagen, drückt  
 lediglich die pädagogische Ansicht dieser Philosophen aus, ohne  
 Beziehung darauf zu nehmen, wie es wirklich damit gehalten zu  
 werden pflegte. Von den neueren Gelehrten nehmen denn auch

die einen an, daß vom siebenten Lebensjahr ab musischer und gymnastischer Unterricht gleichzeitig begann und daß von da ab die Knaben Tag für Tag zwei verschiedene Schullokale besucht haben; dagegen wird von anderer Seite vermutet, daß mit dem gymnastischen Unterricht der Anfang gemacht worden sei, nur nicht gleich mit anstrengenden Leibesübungen, sondern mit leichteren, welche sich am meisten an die bisherige Lebensweise des Kindes und an die ebenfalls auf körperliche Kräftigung ausgehenden Knabenspiele anschlossen; später habe man dann erst mit dem Elementarunterricht begonnen. Wir enthalten uns in Ermangelung bestimmter Zeugnisse jeder Entscheidung in dieser Hinsicht.

Was nun die Räumlichkeiten anlangt, in welchen die Knaben ihre gymnastische Ausbildung erhielten, so lagen dieselben nicht, wie man früher vielfach behauptet hat, im Gymnasium, sondern in der Palästra oder Ringschule, welchen Namen die Anstalt daher führte, weil das Ringen nebst dem Laufen als die wichtigsten Übungen unter den Elementen der Gymnastik betrachtet wurden, ohne daß deswegen es ausgeschlossen war, daß nicht auch andere Turnübungen in der Palästra vorgenommen wurden. Allerdings haben sich im Laufe der Jahrhunderte, bis zur römischen Kaiserzeit und diese mitgerechnet, die Verhältnisse vielfach geändert, und daher kommt es, daß infolge einander widersprechender Schriftstellernachrichten über die Begriffe der Palästra und des Gymnasiums sehr auseinandergehende Meinungen vorliegen. Ohne daß wir uns näher hierauf einlassen können, dürfen wir mit Grasberger es als das wahrscheinlichste hinstellen, daß wenigstens in Athen in der Blütezeit die Palästra die eigentliche Unterrichtsanstalt im Turnen, das Gymnasion aber für Fortübung und Bervollkommnung der als Knaben schon in der Palästra vorbereiteten Jünglinge bestimmt war. — Die Palästran waren so wenig wie die Elementarschulen Staatsanstalten, sondern Privatunternehmungen von Turnlehrern, welche für die Benutzung der Räume und für den von ihnen selbst erteilten

Unterricht von den Schülern ein Lehrgeld nahmen. Diese Leiter und Vorsteher der Turnschulen führen den Namen Pädodriben; nach ihnen pflegten die Anstalten auch benannt zu werden, bisweilen vielleicht auch nach dem Erbauer. Der Pädodrib hatte, wie auch die anderen Lehrer, das volle Züchtigungsrecht über seine Schüler; doch war auch er selbstverständlich der Oberaufsicht jener Behörden unterstellt, welche wir oben als diejenigen bezeichnet haben, die dafür Sorge zu tragen hatten, daß sowohl in sittlicher Beziehung nichts anstößiges in den Turnschulen vorkam, als wohl auch darüber, daß der Unterricht ein methodischer und den Altersstufen angepaßter war, obgleich darüber nichts Sicheres überliefert ist. Außer diesen Aufsehern durften nur noch die ihre Schützlinge begleitenden Pädagogen dem Unterricht in der Palästra beiwohnen; sonst war Erwachsenen wenigstens in der älteren Zeit durch ein solonisches Gesetz der Zutritt untersagt, doch scheint man es später damit nicht mehr so genau genommen zu haben.

Die Aufgabe des gymnastischen Unterrichts der Knaben war im Wesentlichen eine doppelte: die Knaben sollten einmal ein anständiges und würdiges Benehmen lernen (eine Aufgabe, welche man heute dem Tanzunterricht zu überlassen pflegt), und sie sollten ferner, und letzteres war natürlich Hauptaufgabe, in den wichtigsten Turnübungen ausgebildet werden. Als solche sind zu nennen: der Sprung, welcher sowohl als Hoch- wie als Weitsprung geübt wurde und zu dessen Unterstützung meist Hanteln in die Hände genommen wurden; der Wettlauf; das Werfen mit der Wurfscheibe, dem s. g. Diskos; das Speerwerfen; der Ringkampf. Dagegen gehörte der Faustkampf und das sog. Pankraton, d. h. die Verbindung von Ring- und Faustkampf, ebenso wenig in den Knabenunterricht, wie der Fünfkampf (Pentathlon), die Verbindung von fünf Übungen, welche ganz speziell für Wettkämpfe bestimmt war und daher in der Palästra für gewöhnlich nicht geübt wurde, es hätte sich denn darum gehandelt, daß bei irgend welchem öffentlichen Agon auch



Knaben in dieser zusammengesetzten Kampfsart auftreten sollten, wo dann eine Vorbereitung der dafür bestimmten Knaben nicht ausgeschlossen war. Wir werden sowohl auf die einzelnen Übungen und die Art ihrer Ausführung als auf die zusammengesetzten Kampfsarten in einem späteren Abschnitt ausführlicher zu sprechen kommen und begnügen uns daher hier einstweilen mit ihrer bloßen Aufzählung, da die Übungen der Knaben sich von denen der Jünglinge und Männer nur hinsichtlich des Grades der Schwierigkeit, nicht aber ihrem Wesen nach unterscheiden.

Diese bisher in der Kürze geschilderte Erziehung erhielten die Knaben in der Regel bis zur beginnenden Mannbarkeit, also bis zum sechszehnten Jahre. Damit war aber ihre Ausbildung, soweit es sich um Söhne der bessern Stände, die keinen festen Beruf zu ergreifen hatten, handelt, noch keineswegs zu Ende, vielmehr ging namentlich der gymnastische Unterricht noch mehrere Jahre hindurch weiter. Man nennt die Jahre, welche zwischen der beginnenden Mannbarkeit und etwa dem zwanzigsten Lebensjahre liegen, im allgemeinen das Ephebenalter; doch finden wir neben der Bezeichnung Epheben, namentlich auf Inschriften, noch eine große Menge von Ausdrücken, welche bezeugen, daß man vornehmlich für gemischte Übungen und Wettkämpfe aus praktischen Gründen noch verschiedene Unterabteilungen nach den Altersstufen vornahm, dergestalt, daß man meist eine erste, zweite und dritte Ephebenklasse unterschied, wofür dann aber noch besondere Benennungen vorkommen. Die ältere Zeit trennt zwar in den gymnastischen Agonen nur schlechtweg Knaben und Männer und rechnet daher auch die Epheben zu den ersteren; später aber unterscheidet man strenger zwischen Knaben, Jünglingen und Männern, nur daß ebensowohl die Bezeichnungen für diese drei Altersklassen, als auch die Abstufungen derselben nach bestimmten Jahren nicht überall dieselben, sondern je nach Ort oder Zeit sehr verschieden waren. Auf alle Fälle müssen wir die natürliche Ephebie, welche den Maßstab für den Eintritt in eine bestimmte gymnastische Klasse abgab, von der bürgerlichen

unterscheiden; letztere trat mit dem achtzehnten (oder neunzehnten) Jahre ein und bestand darin, daß der Jüngling den Bürgereid ablegte, in das Gemeindebuch eingetragen und mit Schild und Speer wehrhaft gemacht wurde. Der Bürgereid der Epheben, welchen Solon vorgeschrieben, ist uns überliefert; der Jüngling mußte darin schwören: „Seine heiligen Waffen niemals zu schänden, noch seinen Nebenmann in der Reihe zu verlassen, sondern für die Heiligtümer und das Gemeingut sowohl allein als mit andern kämpfen zu wollen; das Vaterland nicht vermindert, sondern größer und stärker zu hinterlassen, als er es überkommen habe; auf die, welche zu befehlen haben, zu hören, den Gesetzen zu gehorchen und sie gegen Angriffe zu verteidigen; endlich die vaterländische Religion in Ehren zu halten“. Als Zeugen werden dabei außer Zeus vornehmlich eine Anzahl speziell attischer Lokalgottheiten von kriegerischer oder agrarischer Bedeutung angerufen.

Zugleich mit der Aufnahme in den Ephebenstand erfolgte die Anlegung der Chlamys als charakteristischer Tracht an Stelle des bisher getragenen Himations; das von den Knaben noch lang getragene Haar wurde verkürzt, und dieser Akt des Haarabschneidens war gewissermaßen eine religiöse Ceremonie, da das abgeschnittene Haupthaar häufig irgend einem Gotte geweiht wurde. Mit diesem ganzen Akt, dessen Bedeutung wir uns am besten dadurch versinnlichen, wenn wir uns die moderne Konfirmation mit der Mündigkeitserklärung vereinigt vorstellen, war dann meist auch ein Fest im Kreise der Stammesgenossen verbunden. Die neuen Epheben wurden dann nach ihrer Eidesablegung und Wehrhaftmachung öffentlich im Theater dem Volke vorgestellt, und zwar geschah dies gewöhnlich am Dionysosfeste unmittelbar vor Aufführung einer Tragödie; allerdings ist es nicht ganz sicher, ob diese Vorstellung nicht bloß auf die Söhne der im Kriege gefallenen, welchen der Staat eine vollständige Ausrüstung schenkte, beschränkt war. Auch dies gilt aber, wie die meisten Details, welche wir über das Ephebentum im alten

Griechenland wissen, nur von Athen; sowohl in Sparta als anderswo waren mehr oder minder abweichende Einrichtungen, über die wir freilich teils gar nicht, teils oberflächlich unterrichtet sind. Außerdem hat in Athen sowohl wie im übrigen Griechenland und Kleinasien das Ephebenwesen in den Jahrhunderten der hellenistischen Periode und der römischen Kaiserzeit vielfache und durchgreifende Wandlungen durchgemacht; von diesem spätern Ephebentum sind wir durch zahlreiche Inschriften viel genauer unterrichtet, als von dem der Blütezeit, treten aber nicht näher auf eine Darlegung desselben ein, zumal das ursprünglich einen wesentlich kriegerischen Charakter tragende Institut mit der Zeit zu einer mehr auf Außerlichkeiten haltenden, mit alten Formen spielenden Verbindung wohlhabender Bürger söhne, ohne jede tiefere ethische oder politische Bedeutung, geworden war.

Auch das meiste von dem, was wir wiederum vornehmlich aus den Inschriften über die Beamten und Lehrer der Epheben erfahren, gehört erst der späten Zeit an; eine Menge Behörden für die immer verwickelter werdenden Einrichtungen des Ephebentums sind entweder ganz neu geschaffen oder aus älteren, die aber früher eine größtenteils ganz abweichende Bedeutung und Kompetenz hatten, umgestaltet worden. Auch hier beschränken wir uns, unserer schon in der Einleitung ausgesprochenen Absicht gemäß, auf die klassische und die hellenistische Zeit.

Wir haben schon oben bemerkt, daß derjenige Ort, wo die Epheben ihren Turnunterricht erhielten oder ihren freien gymnastischen Übungen oblagen, das Gymnasion war. Die Gymnasien, deren jede Stadt eines oder mehrere zu haben pflegte, waren nicht wie die Palästren Privatunternehmungen von Turnlehrern, sondern staatliche resp. städtische Anstalten. In Athen waren die beiden ältesten derartigen Anlagen das Gymnasium der Akademie und der Kynosarges (am Fuße des Lykabettos), wozu dann als drittes in der Zeit des Perikles noch das Lykeion hinzukam; aus hellenistischer Zeit erst rührte das Ptolemaios-Gymnasion her. Die ursprünglich einfache Bauart

und Einrichtung dieser Anstalten wurde im Laufe der Jahrhunderte immer verwickelter und ausgedehnter, und während die ersten Gymnasien vermutlich nicht viel mehr als einfache Säulenhallen mit einer für den Wettlauf bestimmten Rennbahn waren, kamen mit der Zeit noch allerhand anderweitige Räumlichkeiten hinzu, namentlich auch Badeanlagen, da die gymnastischen Übungen eine unmittelbar darauf folgende Reinigung des Körpers unerlässlich machten. Schon zur Zeit des Plato werden eine Menge zu den Gymnasien gehörender Räume genannt, welche erweisen, daß dieselben bereits damals sehr umfangreich angelegt waren. Wie diese Räume angelegt und untereinander verbunden waren, läßt sich freilich aus den Nachrichten der griechischen Schriftsteller nicht deutlich erkennen, und die uns erhaltene Beschreibung eines Gymnasiums bei Vitruv kann deswegen nur einen unvollkommenen Ersatz bieten, weil Vitruv in vielen Punkten undeutlich in seinen Ausdrücken ist; auch scheint ihm nicht ein allgemeines Bauprogramm, sondern eine ganz bestimmte Anlage vorgeschwebt zu haben, vielleicht jedoch nicht, wie man vielfach geglaubt hat, aus seiner Zeit, da die römischen Gymnasien viel verwickeltere Grundrisse als den vitruvischen aufweisen, sondern aus früherer, wenn auch freilich nicht aus der Blütezeit.

Eine Ergänzung und Kontrolle der vitruvischen Angaben bieten uns die Ruinen verschiedener Gymnasionbauten in Kleinasien und Griechenland, vornehmlich der Gymnasien von Pergamon und Olympia. Die Beschreibung Vitruvs verbindet das Gymnasion mit der Palästra; nur muß man diese Palästra, welche als Ringplatz einen notwendigen Bestandteil der ganzen Anlage des Gymnasions ausmacht, wohl unterscheiden von jener oben besprochenen, welche allein für sich zur Turnschule der Knaben bestimmt ist. In dem von Vitruv beschriebenen Plane bildet ein viereckiger Hof, mit bedeckten Säulenumgängen, den Mittelpunkt; daran schließen sich ein Raum für die Epheben, Zimmer für die Übungen mit dem Korykos (Faustkampfübungen am Phantom), zum Salben, zum Bestreuen mit Staub oder

Sand für den Ringkampf, Badezimmer für warme und kalte Bäder u. a. m.; weiterhin schließen sich dieser Hauptanlage bedeckte Laufbahnen mit geglättetem Boden, Spazier- und Gartenanlagen, Ruheplätze, Exedren u. dgl. an. Die Gymnasionanlagen zu Olympia, welche etwa aus dem Ende des vierten oder dem Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. herrühren, scheinen einfacher gewesen zu sein. Man unterscheidet da zwei getrennte Baulichkeiten: eine kleinere, die eigentliche Palästra, welche fast ganz aufgedeckt worden ist, und eine größere, das große Gymnasion, von welcher nur einzelnes ausgegraben ist. Beide liegen beisammen im Westen des heiligen Hains der Altis, dicht am Ufer des Kladeos; man pflegte überhaupt die Gymnasien in die Nähe fließenden Wassers zu verlegen, um das für die Badeanlagen so notwendige Wasser leicht bei der Hand zu haben. Freilich ist in Olympia von jenen komplizierten Badeeinrichtungen, welche Vitruv beschreibt, nicht die Rede, und dergleichen mochten wohl überhaupt erst in römischer Zeit allgemeiner werden; mehr als ein einfaches Bassin hat man in der Palästra von Olympia nicht nachweisen können, doch wäre immerhin möglich, daß größere Badeeinrichtungen sich beim großen Gymnasion befanden. Die Palästra selbst ist ein Quadrat von ungefähr 64 Meter Seitenlänge, innen von dorischen Säulenhallen umgeben; im Süden legt sich eine lange ionische Halle vor, an den drei andern Seiten stehen Säle und kleinere Zimmer, deren einstige Bestimmung nicht mehr nachweisbar ist, durch Thüren oder Säulenstellungen mit dem Binnenhofe in Verbindung; in der Nordwand befindet sich die Verbindungsthür zur Südhalle des großen Gymnasions. Letzteres war räumlich von der Palästra getrennt, während anderwärts letztere einen integrierenden Teil, ja sogar das Zentrum der ganzen Anlage bildet; es hat die Form eines langen Platzes, den von zwei oder drei Seiten Säulenhallen umgaben. Die östliche Halle hat die bedeutende Länge von 210 $\frac{1}{2}$  Meter; es erklärt sich dies daher, daß hier die Übungen für Sprung, Lauf, Diskus- und Speerwurf stattfanden. — Am besten erhalten sind die Ruinen

der Gymnasien von Ephesos und Alexandria Troas; doch geht es auch da in den Rekonstruktionsversuchen nicht ohne Willkürlichkeiten bei den Benennungen ab.

Begnügen wir uns denn damit, daß die Gymnasien der klassischen Zeit reichlich Gelegenheit ebenso zu den verschiedenen Arten der turnerischen Übungen, sowohl für den Ringkampf als für die eben genannten Kampfsarten boten, wie Plätze zur Erholung und zu behaglichem Ausruhen von den Mühen der körperlichen Anstrengung. Die Beaufsichtigung der hier sich tummelnden erwachsenen Jugend und die Aufrechterhaltung der Ordnung lag den Gymnasiarchen ob; ihnen war die Strafgewalt anvertraut, welche sie gegen jeden Besucher des Gymnasiums anwenden konnten und als deren Zeichen sie einen Stock führten, wie wir denn häufig auf Vasenbildern mitten unter den Turnenden Männer mit langen Stöcken sehen, die vermutlich als Gymnasiarchen gedeutet werden müssen. Freilich kennt die ältere Zeit in Athen nur einen einzigen Gymnasiarchen, während die Würde später an mehrere erteilt wurde. Inwieweit der Gymnasiarch auch über die Palästren Aufsichtsrecht hatte, können wir nicht mehr ausmachen. Neben ihm oder vielleicht unter ihm stand mancherorts eine Behörde, welche vornehmlich für Instandhaltung der Baulichkeiten und der Geräte der Gymnasien zu sorgen hatte; dagegen führten die Obergewalt über das gesamte Turnwesen überhaupt und also auch über die Gymnasien die schon oben (S. 116) erwähnten Epimeleten und Sophronisten, Ämter, für welche man daher meist Männer in höherem Lebensalter zu bestimmen pflegte.

Andere Behörden hatten es weniger mit den äußern Dingen und der Ordnung in den Gymnasien, als vielmehr mit dem Unterrichtswesen zu thun. Das Amt des Kosmeten, als des Vorstandes der Gymnasialangelegenheiten und Hauptes der Lehrerschaft, ist freilich erst in späthellenistischer und römischer Zeit nachweisbar; unter ihm standen damals nicht bloß die eigentlichen Turnlehrer, sondern auch diejenigen, welche den

grammatischen, rhetorischen und philosophischen Unterricht an die Epheben erteilten, und von einem solchen Unterricht der Epheben war in der klassischen Zeit noch nicht die Rede. Dagegen finden wir bereits in dieser den Gymnasten thätig als den Turnlehrer der erwachsenen Jugend, dessen Aufgabe es vornehmlich ist, auf die agonistische Laufbahn vorzubereiten, also diejenigen auszubilden, welche Athleten von Fach werden oder in öffentlichen Kampfspiele aufzutreten wollten; und da auch Knaben bisweilen für Wettkämpfe vorbereitet wurden, so kam es vor, daß der Gymnast wohl auch an die Stelle des Pädotriben trat, wie es umgekehrt auch geschah, daß tüchtige Pädotriben sich der Ausbildung von Athleten annahmen. Im allgemeinen freilich scheint für die ältere Zeit der Unterschied festgehalten werden zu müssen, daß der Pädotrib mehr auf die allgemeine, für jedermann dienliche und auf rationellen, diätetischen Grundlagen beruhende Körperausbildung zu sehen hat, während der Gymnast wesentlich Fachlehrer ist und seine Bestrebungen mehr auf Spezialitäten als auf die allgemeine harmonische Durchbildung des Körpers richtet. Noch untergeordneter war ursprünglich der sog. Meiptes, der Einsalber, dessen Aufgabe anfänglich eine rein mechanische war, mit der Zeit aber, namentlich als man auch das Salben und Einreiben nach bestimmten hygienischen Gesichtspunkten betrieb und vielleicht noch mit einer Art von Massage verband, an Bedeutung zunahm, so daß der Meipt später ein beträchtlich wichtigeres Amt repräsentierte, als ihm an sich zukam.

Manches bleibt freilich trotz der zahlreichen uns erhaltenen Notizen über den Ephebenunterricht zweifelhaft oder unaufgeklärt; so z. B., in wie weit die Gymnasten auch an diejenigen Epheben, welche nicht agonistische Zwecke verfolgten, Unterricht erteilten und ob sie für ihre Leistungen vom Staate besoldet oder von jedem Schüler einzeln honoriert wurden, wenn auch wenigstens später in der Regel die Epheben nur für den musischen Unterricht ein Lehrgeld an die Lehrer zahlten, die gymnischen Lehrer aber vom Staat besoldet worden zu sein scheinen.



Was die Gegenstände des gymnastischen Unterrichts anlangt, so waren das theils dieselben wie die, welche schon in der Turnschule der Knaben geübt worden waren, nur fortschreitend schwerer theils auch die oben bereits genannten, welche die Palästra prinzipiell ausschloß und nur in gewissen Ausnahmefällen zuließ, nämlich Faustkampf, Panration und Pentathlon. Außerdem gehörte dazu die Hoplomachie, das Fechten mit schweren Waffen im Nahkampf. Zwar stand das Fechten nicht im Zusammenhang mit den im gymnischen Agon vorkommenden Übungen, aber es bildete einen wichtigen Teil der militärischen Erziehung der Epheben und war für dieselben um so wichtiger, als sie nach Erlangung der bürgerlichen Ephebie mehrere Jahre als sogenannte Peripoloi eine Art Grenzhut und Sicherheitsdienst zu verrichten hatten. Es war letzteres eine Vorbereitung auf den Kriegsdienst, zu welchem die Epheben vom zwanzigsten Jahre ab, nachdem sie in der Regel zwei Jahre lang dem Staate in der bezeichneten Weise gedient hatten, ebenso wie jeder waffenfähige Bürger verpflichtet waren. Der methodische Fechtunterricht war allerdings anfangs etwas abschätzig beurteilt worden, fand aber doch seine berechtigte Aufnahme in den Erziehungsplan der Epheben, so daß in den attischen Ephebeninschriften der Hoplomachos oder Fechtlehrer regelmäßig neben den andern Lehrern seinen Platz hat. Auch Plato empfiehlt das Fechten als ebenso den Körper kräftigende wie für den Kriegsfall sehr nützliche Übung, nur warnt er vor allem Scheinwesen und Virtuositentum.

Zu dieser Waffenübung kamen denn mit der Zeit auch noch andere hinzu. Das Speerwerfen gehörte ja so wie so schon zur regelmäßigen, bereits für die Knaben bestimmten gymnastischen Ausbildung, und wir finden auch auf zahlreichen Inschriften aus den letzten drei Jahrhunderten v. Chr. eigene Lehrer dafür, Akontisten genannt, aufgeführt. Auch das Bogenschießen wurde geübt, und es findet sich in den bezeichneten Inschriften ebenso der Lehrer hierfür genannt, wie ein anderer, der im



Schleudern und in der Bedienung der Wurfmaschinen Unterricht erteilte; doch darf man wohl annehmen, daß diese rein militärischen Übungen nicht in den Kreis des gymnastischen Kursus aufgenommen waren. Dasselbe gilt vom Reiten. Reiten mußte jeder Ephebe können; hatte er doch als Peripolos zu Pferde seinen Grenzdienst zu versehen, und bei den großen Festen, namentlich den Panathenäen, gehörten ja die Scharen der berittenen Epheben zu dem glanzvollsten Teile des Festzuges, wie sie auch am Parthenonfries bei weitem den größten Teil der Reliefs in Anspruch nehmen. Wettreitende Epheben führt uns das Fig. 76 abgebildete Vasengemälde vor, auf dem wir links eine, die Bahnschranken bezeichnende Säule sehen. Überhaupt

Fig. 76.



Wettreitende Epheben.

sind Darstellungen reitender Epheben auf Vasenbildern nicht selten. Aber ein eigentlicher methodischer Reitunterricht ist deswegen für die ältere Zeit doch nicht voranzusetzen, wenigstens nicht als Teil des Ephebenunterrichtes, obgleich es schon zu Platons Zeit Reitlehrer gab, welche mit fremden Pferden gut umzugehen wußten. In späterer Zeit scheinen sich die Kosmeten gelegentlich um den Reitunterricht gekümmert zu haben, doch fehlen speziellere Angaben. Wir wollen bei dieser Gelegenheit gleich bemerken, daß den Griechen weder Hufeisen noch Steigbügel bekannt waren; man mußte also, wenn nicht irgend ein Trittsstein in der Nähe war, auf das Roß springen und that dies meist mit Hilfe der Lanze als Springstab. Sättel waren gleichfalls unbekannt, dafür legte man in der Regel Decken auf;

und wenn wir am Parthenon und auf den Vasenbildern die Epheben ohne solche reiten sehen, so ist das jedenfalls ebenso als künstlerische Freiheit zu betrachten, wie wenn die dort reitenden Epheben vielfach ohne Chiton erscheinen. So in der bloßen Chlamys ohne Untergewand auf ungesatteltem Pferde im Festzuge zu reiten, würde wohl auch dem abgehärtetsten athenischen Jüngling als ein sehr zweifelhaftes Vergnügen erschienen sein.

Was noch anderweitige, nicht direkt zur Gymnastik gehörige körperliche Fertigkeiten anlangt, so erwähnen wir bei dieser Gelegenheit, daß Schwimmen zu den schon von frühester Jugend auf geübten, allgemein verbreiteten Fertigkeiten gehörte und als so unerlässlich für einen jeden betrachtet wurde, daß man es sprichwörtlich als Kennzeichen eines ganz ungebildeten Menschen bezeichnete, wenn man sagte, er verstehe sich weder auf Schwimmen, noch auf das Alphabet. Die berühmtesten Schwimmer waren die Bewohner der Insel Delos, doch zeichneten sich auch die Athener darin aus. Besondere Schwimmlehrer gab es jedenfalls nicht, die Kinder lernten dies, wie es ja heut meist noch geschieht, von selbst oder unter Anleitung ihrer Väter.

Aus Inschriften wissen wir ferner, daß die attischen Epheben alljährlich Wasserfahrten vom Piräeus bis zum Hafen Munchion, in späterer Zeit auch nach Salamis veranstalteten, welche den Charakter eines Ruderwettstreites (Regatta) getragen zu haben scheinen. Damit waren sogar in hellenistischer Zeit auch Seegefechts-Übungen verbunden, so daß damals die Epheben in den Elementen der Nautik einigermaßen bewandert gewesen sein müssen, wenn nicht vielleicht jene Seegefechte bloß den Charakter von Schifferspielen trugen und mehr für Unterhaltungen, wie sie auch in unseren modernen Ruderclubs vorkommen, als für ernste kriegerische Zwecke berechnet waren, zumal ja in jenen Zeiten, wo Athen seine politische Bedeutung längst verloren hatte, eine wirkliche Vorbereitung auf den Seekrieg für die jungen Athener keinen bestimmten Zweck mehr hatte.

Endlich fanden, und zwar schon in früheren Jahrhunderten, auch Übungsmärsche der Epheben in den Landgemarkungen statt, welche theils mit ihrer militärischen Stellung als Grenzhut verbunden waren, theils die Erweiterung der Lokal- und Terrainkenntnis sowie die Übung im Marschieren und Reiten zum Zweck hatten. Da sie hierbei gelegentlich wohl in schwerer Rüstung ausrücken und in der Regel in schnell hergerichteten Zelten und bisweilen wohl auch unter freiem Himmel bivouacieren mußten, so boten diese Märsche zugleich eine treffliche Gelegenheit, sich an die Strapazen des Kriegslebens zu gewöhnen.

Trotzdem nun aus dem bisher Dargelegten begreiflich ist, daß die Ephebenerziehung im wesentlichen einen halb gymnastischen, halb militärischen Charakter trug, also vornehmlich der körperlichen Ausbildung gewidmet war, so war doch andererseits vielfach den jungen Männern auch Gelegenheit zu weiterer geistiger Fortbildung gegeben. Ob freilich die Epheben der Mehrzahl nach auch alle davon Gebrauch zu machen pflegten, das können wir nicht mehr sagen; denn jedenfalls handelte es sich hierbei nur um freiwillige, nicht unumgänglich mit der übrigen Ephebenbildung zusammenhängende Gegenstände, obgleich allerdings im zweiten Jahrhundert v. Chr. bereits die Einrichtung bestand, daß die Kosmeten auch über den fleißigen Besuch der verschiedenen Gymnasien Athens seitens der Epheben Aufsicht zu führen hatten.

Was die Gegenstände der höheren Ephebenbildung anlangt, so war den Jünglingen zunächst die Möglichkeit gegeben, sich in den schon im Knabenalter begonnenen Fächern der Arithmetik und Geometrie mit Astronomie, sowie in der Musik und der Zeichenkunst zu vervollkommen; ganz besonders aber erlangen seit dem vierten Jahrhundert die verschiedenen damals entstehenden Philosophenschulen Bedeutung für die geistige Ausbildung der Epheben. Während zwar im fünften Jahrhundert die Sophisten auch schon Unterricht an jünger und ältere Männer erteilt hatten, aber gegen Bezahlung, wurde nun seit Plato der höhere Unterricht nicht bloß regelmäßig or-

ganisiert, sondern auch unentgeltlich und erhielt dadurch auch noch seine besondere Bedeutung für die Epheben, daß er von da an auch äußerlich in enge Verbindung mit der Ephebenerziehung trat, indem die für den gymnastischen Unterricht bestimmten öffentlichen Gymnasien zugleich als Lokalitäten für den Unterricht in der Philosophie dienten. Plato und seine Schule lehrten, wie bekannt, in der Akademie, Aristoteles und die Peripatetiker im Lykeion, Antisthenes und die kynische Schule im Rhynofarges; auch die Stoiker lehrten anfangs im Lykeion, später aber in der sogenannten Stoa poikile, der „gemalten Halle“, an der alten Agora in Athen; und nur die epikuräische Sekte hing mit keinem der bestehenden Gymnasien zusammen. Der Zusammenhang der genannten Schulen mit den Gymnasien war freilich ein mehr äußerlicher und bestand wohl wesentlich darin, daß die denselben gehörigen Grundstücke und Gärten in den Bezirken der betreffenden Gymnasien gelegen waren; indessen trug gerade dieser Umstand, daß die Schulen einen festen, von dem jeweiligen Schulhaupt verwalteten Grundbesitz hatten, sehr wesentlich zur Stabilität der Schulverhältnisse bei. Allerdings haben wir uns diese Philosophenschulen nicht als höhere Schulen im modernen Sinne zu denken; stand auch an der Spitze einer jeden ein Oberhaupt, welches die Leitung in Händen hatte und bei seinem Tode entweder mündlich oder testamentarisch den Nachfolger bestimmte, so ist von organisierten Studienplänen, von einem bestimmte Stunden des Tages regelmäßig in Anspruch nehmenden Unterricht und überhaupt von Verhältnissen, welche mit denen unserer Universitäten sich nach gewisser Hinsicht vergleichen können, erst in der römischen Kaiserzeit die Rede. Im vierten Jahrhundert aber und in der hellenistischen Periode bestand der Unterricht jedenfalls in nichts weiter, als daß das Schulhaupt mit seinen Schülern entweder in freiem Vortrag oder in Disputatorien die verschiedenen Zweige der Philosophie und Ethik behandelte; dazu kamen die praktischen Übungen in der Rhetorik, welche teils ebenfalls von Philosophen, theils

und wohl häufiger von bedeutenden Theoretikern der Redekunst, wie z. B. Sokrates, in mehrjährigen Kursen abgehalten wurden. Bereiteten sich dadurch vielfach junge Leute auf ihren künftigen staatsmännischen oder advokatorischen Beruf vor, so beginnt andererseits in der hellenistischen Periode auch das grammatisch-philologische Studium, namentlich durch die Gelehrtenschulen von Alexandria, Pergamon, Antiochia, eine gewisse Bedeutung für den Unterricht zu erlangen, da die berühmten Gelehrten jener Schulen zahlreiche Schüler anzogen. Doch liegen diese Studien bereits der eigentlichen Ephebenbildung fern.

Im allgemeinen dürfen wir sagen, daß die Erziehung der Epheben in der besten Zeit des griechischen Alterthums vor allem darauf ausging, der Sünling körperlich und geistig zu einem tüchtigen Bürger in universellem Geiste heranzubilden, so daß er dem Staate ebenso im Krieg als im Frieden, in amtlicher Stellung oder als einfacher Privatmann erspriessliche Dienste zu leisten imstande war, daß dagegen jegliche Fachbildung, jegliche Bevorzugung der einen oder andern Seite des Unterrichts, wenn wir absehen von dem Vorwiegen des gymnastischen Elementes, ausgeschlossen war. Es ist das um so begreiflicher, als das griechische Alterthum höhere Berufsklassen in unserem Sinne ja nicht kennt.

Viel kürzer können wir uns hinsichtlich der Erziehung der Mädchen fassen, weil da von Unterricht nicht viel die Rede war. Die Sphäre, auf welche das weibliche Geschlecht fast in allen griechischen Staaten angewiesen blieb, war das Haus; bei der im allgemeinen untergeordneten Stellung, welche die Frauen, wie unten noch näher dargelegt werden wird, namentlich in den ionischen Staaten einnahmen, hielt man es daher nicht für erforderlich, denselben irgend welchen besonderen Unterricht angedeihen zu lassen. Von höheren Töchterschulen ist demnach keine Rede; notdürftig lernten die Mädchen in den besseren Familien von Müttern oder Wärterinnen etwas Lesen und Schreiben, woran bei den Frauen der unteren Stände jedenfalls gar nicht zu denken ist; und damit, sowie mit einigen

oberflächlichen Kenntnissen in Religion und Mythologie, wie man sie eben aus Erzählungen und allenfalls aus etwas Dichterkonfektüre sich erwerben konnte, war die geistige Ausbildung der Mädchen in der Regel zu Ende. Bisweilen kam wohl auch noch etwas musikalischer Unterricht hinzu; und Ausnahmen giebt es ja auch in ionischen oder äolischen Staaten, wo wir Frauen von höherer geistiger Ausbildung finden. Aber in der Regel war es nur den durch die Sitte zu freierem Auftreten berechtigten Hetären möglich, im ungezwungenen Umgang mit den Männern sich eine weitergehende litterarische und musische Bildung anzueignen; und eben daher kommt es auch, daß wir selbst Männer von hoher geistiger Bedeutung gern den Verkehr mit solchen Frauen aussuchen sehen, und daß wenigstens in Athen die Männer, wenn sie Anregung im Umgang mit geistreichen Frauen suchten, fast nur auf diese Klasse angewiesen waren: freilich durch eigene Schuld, indem das halb orientalische System, die Frauen gegen außen hin abzuschließen und lediglich zu Verwalterinnen des Hauswesens zu degradieren, notwendig das Niveau der weiblichen Durchschnittsbildung herabdrücken mußte. Immerhin kam es wohl nicht selten vor, daß ein Mann, der ein junges, mit offenem Herz und Sinn begabtes, bildungsfähiges Mädchen heimführte, dasselbe auch geistig zu sich emporzuheben und ihre Fähigkeiten weiter zu entwickeln bestrebt war, wie uns das Xenophon in einer kleinen Schrift (Oikonomikos) sehr anschaulich schildert.

Dagegen waren die griechischen Frauen allem Anschein nach sehr wohl erfahren in weiblichen Arbeiten, als Spinnen und Weben, Nähen und Sticken, Fertigkeiten, die sie jedenfalls auch von den Müttern und Wärterinnen erlernten; eine schulmäßige Unterweisung fand darin ebenso wenig statt, wie in der Kochkunst, in der die griechische Hausfrau ebenfalls bewandert sein mußte.

Freilich fand dies System der Mädchenerziehung nicht allseitige Billigung, wie wir aus Plato entnehmen, welcher in sei-

nen „Gesetzen“ besonderen Mädchen-Schulunterricht in den für das weibliche Geschlecht geeigneten Gegenständen verlangt und nicht bloß musische, sondern auch gymnische Ausbildung der Frauen anstrebt. Dies ist in Athen allerdings immer nur Theorie geblieben; daß jedoch die Verhältnisse nicht überall gleich lagen, lehrt uns eine Inschrift von Teos, welche zwar schon aus späterer Zeit herrührt, in der aber ausdrücklich gemeinschaftlicher Unterricht von Knaben und Mädchen bezeugt ist.

Daß in Sparta die Mädchenerziehung einen ganz andern Charakter trug als in Athen, hängt mit der gänzlich veränderten Stellung zusammen, welche die Frauen dort einnahmen und von der weiter unten noch die Rede sein wird. Lebten auch die jungen Spartanerinnen nicht, wie die Knaben, in gemeinschaftlichen Verbänden, sondern verblieben innerhalb der Familie, so trug doch auch für sie der Staat Sorge, vornehmlich dafür, daß durch eifrige gymnastische Übungen, welche im wesentlichen die gleichen waren, wie die der Knaben, nur mit entsprechenden Modifikationen, ihr Körper ausgebildet und gestählt wurde. Dazu hatten sie selbstverständlich ihre besonderen, von den Turnschulen der Knaben getrennten Übungsplätze, wo sie im Laufen, Springen, Ringen, Speer- und Diskuswerfen, sowie in verschiedenen, theils militärischen, theils mehr orchestischen Lauf- und Hüpfübungen unterrichtet wurden. Sie trugen hierfür eine besondere Tracht; Fig. 77 zeigt uns eine elische Wettläuferin; die (im Vatikan befindliche) Statue von altertümlichem Stile stellt ein kräftiges Mädchen dar, das mit einem kurzen, gegürteten Chiton bekleidet ist, welcher nur einen kleinen Teil der Oberschenkel bedeckt und die rechte Brust freiläßt. Doch darf diese speziell für Turnübungen berechnete Tracht nicht verwechselt werden mit derjenigen, in welcher die spartanischen Jungfrauen für gewöhnlich erschienen; allerdings war auch diese von der gewöhnlichen griechischen Mädchentracht abweichend, da der Chiton ein geschlitzter, auf der einen Seite offener war, wie oben S. 52 erwähnt worden ist. Indessen war trotz dieser etwas freien

Fig. 77.



Elische Wettläuferin. Statue des Vatikan.



Tracht und trotzdem, daß Jungfrauen und Jünglinge, welche in ionischen Staaten fast nie anders als bei religiösen Festen sich zu sehen Gelegenheit hatten, in Sparta häufig zusammen kamen, namentlich bei öffentlichen Wettkämpfen, Spielen, Festchören u. s. w., der Ruf der spartanischen Mädchen ein fleckenloser. Die systematischen körperlichen Übungen erzeugten dabei gesunde Frauen von kräftigem Wuchs und blühender Hautfarbe, wie andererseits durch diese Erziehungsweise der männlich entschlossene Sinn, durch den sich die lakonischen Frauen und Mütter auszeichneten, eingepflanzt und genährt werden mußte. Von geistiger Bildung war freilich auch in Sparta bei den Mädchen umsoweniger die Rede, als ja, wie wir gesehen haben, dieselbe auch bei den spartanischen Knaben sehr hinter der physischen zurückstand.

Tracht und trotzdem, daß Jungfrauen und Jünglinge, welche in ionischen Staaten fast nie anders als bei religiösen Festen sich zu sehen Gelegenheit hatten, in Sparta häufig zusammen kamen, namentlich bei öffentlichen Wettkämpfen, Spielen, Festschören u. s. w., der Ruf der spartanischen Mädchen ein fleckenloser. Die systematischen körperlichen Übungen erzeugten dabei gesunde Frauen von kräftigem Wuchs und blühender Hautfarbe, wie andererseits durch diese Erziehungsweise der männlich entschlossene Sinn, durch den sich die lakonischen Frauen und Mütter auszeichneten, eingepflanzt und genährt werden mußte. Von geistiger Bildung war freilich auch in Sparta bei den Mädchen umsoweniger die Rede, als ja, wie wir gesehen haben, dieselbe auch bei den spartanischen Knaben sehr hinter der physischen zurückstand.

#### IV.

### Eheschließung und Frauenleben.

Schulbesuch und muntere Spiele füllten, wie wir gesehen haben, die Knabenzeit des jungen Atheners, eifrig fortgesetzte gymnastische Übungen, gelegentlich auch wissenschaftliche Studien und militärische Thätigkeit seine Ephebenjahre aus. Mit dem Eintritt in die bürgerliche Ephebie erlangte er allerdings auch das Recht, seine politischen und bürgerlichen Pflichten auszuüben, sich an Volksversammlungen und sonstigen öffentlichen Institutionen zu beteiligen; allein die jungen Leute scheinen in den ersten Jahren ihrer politischen Mündigkeit davon nicht viel Gebrauch gemacht zu haben. Gab es doch außer jenen Beschäftigungen noch allerlei anderes, was sie von ernsterer Thätigkeit abzog: lustiger Verkehr mit Kameraden, Trinkgelage, und meist dazu auch der Umgang mit gefälligen und jedem, der einen einigermaßen gefüllten Beutel aufzuweisen hatte, schnell gewoge-

nen Hetären, welche die athenische Jugend für den mangelnden Verkehr mit den Bürgertöchtern entschädigen mußten. Denn wenn wir die öffentlichen Dirnen und die in der Regel dem gleichen Gewerbe ergebenden Flöten- und Kitharspielerinnen, welche bei den Gelagen aufzuspielen pflegten, ausnehmen, war vom Umgang beider Geschlechter in Athen wenig oder gar nicht die Rede. Wie oben angedeutet, gab es nur sehr wenig Gelegenheiten, wo die Mädchen aus der engen Gebundenheit der Frauenwohnung in die Öffentlichkeit traten; und in dieser, mehr orientalischem Brauche sich nähernden Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts, welche die ionischen Griechen vielleicht von Kleinasien her angenommen hatten, während die Dorier darin ganz andern Sitten folgten, liegt einer der größten Mängel des attischen Lebens, der uns namentlich in den Lustspielen des vierten Jahrhunderts (der sog. neuern attischen Komödie) entgegentritt, in denen meistens ein nach modernen Begriffen rein sinnliches, ja nicht selten unmoralisches Liebesverhältnis die Grundlage bildet und die Liebe im schönsten Sinne des Wortes fast nie zur Darstellung kommt. Freilich wäre es verfehlt, wenn man das Vorhandensein einer auf wahrhafte innere Zuneigung, auf Gleichstimmung der Seelen und Erkenntnis der geistigen Vorzüge begründete Liebe den Griechen absprechen wollte; schon der von Dichtern und Künstlern hervorgehobene Gegensatz der Aphrodite Urania als der himmlischen, geistigen und der Aphrodite Pandemos als der schlechtweg sinnlichen Liebe könnte uns vom Gegenteil überzeugen, wenn wir nicht auch in der Litteratur hinreichend Beispiele von wahrhaft reiner Liebe im edelsten Sinne des Wortes fänden, bei welchen die überall daneben vorhandene Beimischung des sinnlichen Elementes, zumal wenn man an das lebhaftere Temperament des Südländers denkt, nur der wird tadeln wollen, welcher unter totaler Verkennung des Naturgesetzes eine rein überirdische Liebe im Sinne christlicher Asketik als Ideal preist. Von einem solchen Ideal haben freilich die Griechen niemals etwas gewußt.

Aber entschieden eine Seltenheit war es, wenn solche Liebesverhältnisse schon vor der Ehe unter Jünglingen und Jungfrauen sich anknüpften; hierzu fehlte eben meistens die Gelegenheit. Dagegen kam es sehr häufig vor, daß trotz der konventionellen Formen der Eheschließung das eheliche Verhältnis sich in dem bezeichneten Sinne entwickelte; und man muß sich sehr davor hüten, das eheliche Leben in Griechenland oder speziell in Athen lediglich nach den stark übertreibenden Schilderungen eines Aristophanes oder den verbissenen, auf entschiedener Weiberfeindschaft beruhenden Tiraden eines Euripides zu beurteilen. Weder waren die Weiber ihrer überwiegenden Mehrzahl nach so oberflächlich, so verbuht, so zänkisch, wie sie bei den genannten Dichtern uns meist geschildert werden, noch die jungen Männer durchweg so liederlich, so eheseindlich, so pietätlos, wie sie in der Mehrzahl der neuern attischen Lustspiele erscheinen.

Damit hatte es allerdings seine Richtigkeit, daß die Eheschließung so, wie wir es in den nach griechischen Originalen schildernden Komödien des Plautus und Terenz finden, in der Regel lediglich auf einem Kontrakt zwischen den Vätern oder Vormündern des jungen Paares beruhte, nicht die Folge eines Liebesverhältnisses war, das sich zwischen Jüngling und Jungfrau entsponnen hätte. Die Väter machten es untereinander ab, daß sie ihre Kinder zusammengeben wollen; bisweilen übernahm eine Freierwerberin, die sogenannte *Promnestria*, d. h. eine Frau, welche mit den Verhältnissen der Bürgerfamilien bekannt war und die aus dem Zusammenbringen von Ehen gewissermaßen ein Geschäft machte, die Vermittlung. Gleichheit der Vermögensverhältnisse war dabei ein stehender Gesichtspunkt; daß beide Parteien volles Bürgerrecht genossen, selbstverständlich, wogegen nahe Verwandtschaftsgrade (natürlich Ascendenten und Descendenten ausgeschlossen) kein Hindernis abgaben. Das Mädchen wurde bei der Verlobung in der Regel erst gar nicht um seine Einwilligung gefragt; für sie verstand es sich ganz von selbst, daß sie den ihr von den Eltern bestimmten Mann

nahm, und da sie sonst keine männlichen Bekanntschaften hatte, so wird auch nur selten Einsprache dagegen erhoben worden sein. Meist kannte sie wohl den ihr bestimmten\* Bräutigam ebenso wenig näher, wie dieser sie, höchstens von flüchtigem Sehen bei Ausgängen oder Festen. Eher mochte der prädestinierte Bräutigam Einwendungen machen, wenn ihm die ihm zur Braut bestimmte Jungfrau nicht gefiel; doch konnte auch hier wohl meistens der Vater seinen Willen durchsetzen, da er den Sohn, wenn dieser nicht durch irgendwelchen Beruf sich selbst seinen Unterhalt gewann, was in den bessern Ständen nicht vorkam, vollständig in seiner Hand hatte. Die Väter resp. der Vormund des Mädchens, wenn dieselbe eine Waise war, schlossen denn auch den Verlobungsvertrag ab, in welchem die Mitgift der Braut und meist auch gewisse Abmachungen über eventuelle Gütergemeinschaft, über Rückgabe der Mitgift im Falle von Scheidung oder Verstoßung u. dgl. m. festgesetzt wurden. Der homerische Brauch, daß im Gegenteile der Bräutigam Gaben darbringt, um sich eine Braut zu gewinnen, und daß der Vater seine Tochter demjenigen giebt, welcher die reichsten Brautgaben verspricht, war schon frühzeitig abgekommen und vielleicht auch in der heroischen Zeit nur bei vornehmen Geschlechtern üblich gewesen. In den historischen Zeiten aber galt eine Mitgift als fast unerläßliche Grundlage der Eheschließung; so sehr, daß Töchter oder Schwestern unermittelter Bürger nicht selten auf Kosten wohlthätiger Freunde oder arme elternlose Mädchen durch ihren Vormund ausgesteuert wurden; bei verdienten Bürgern übernahm sogar der Staat die Ausstattung der Töchter. Die Verlobung selbst war in den meisten Fällen lediglich eine Rechtshandlung, welche der privaten Abmachung der Väter folgte und als wesentliche Voraussetzung einer rechtsgiltigen Ehe betrachtet wurde; dagegen war es im allgemeinen nicht üblich, diesen Akt noch in geselliger Weise durch ein gemeinschaftliches Mahl zu begehen.

Entsprechend der im Süden viel früher als bei uns eintretenden Geschlechtsreife heirateten die Mädchen meist schon sehr

jung, nicht selten bereits mit fünfzehn Jahren, ja noch früher; doch war die Zeit vom 16. bis 20. Jahre wohl das gewöhnliche Alter der Verheirathung für das weibliche Geschlecht. Beim männlichen kennen wir keine bestimmte Altersgrenze nach unten hin; doch wird man nicht fehlgehen, wenn man da das 20.—30. Jahr als dasjenige betrachten, in welchem die meisten zur Eheschließung schritten. Wie lange Zeit man in der Regel zwischen Verlobung und Hochzeit vergehen ließ, wissen wir nicht, auch gab es dafür schwerlich bestimmte Gebräuche; nur dafür liegen Beispiele vor, daß letztere oft unmittelbar auf die Verlobung folgte. Ob und in welcher Weise, im Falle eines dazwischen liegenden längeren Zeitraumes, irgendwelcher Verkehr zwischen Braut und Bräutigam stattfand, entzieht sich gleichfalls unserer Kenntniß. Die Hochzeit selbst fand meist im Winter statt, und namentlich war der darnach benannte Monat Gamelion (Ende Januar und Anfang Februar) hierfür beliebt. Auch hielt man sich dabei gern an gewisse, als glücklich geltende Tage und vermied vor allem den abnehmenden Mond. Sehr beachtenswert ist aber gegenüber sowohl der modernen als der römischen Sitte, daß die Hochzeit zwar durch Opfer und sonstige feierliche Zeremonien einen religiösen Charakter erhielt, aber an und für sich doch weder ein religiöser noch ein juristischer Akt war. Die Rechtsverbindlichkeit der Ehe beruhte eben auf der Verlobung, die religiöse Weihe aber gab nicht der Priester, dieser hatte vielmehr in der Regel mit der Hochzeitsfeier gar nichts zu thun, sondern die im Gebet angerufenen und durch Opfer geehrten Hochzeitsgötter, als welche vornehmlich Zeus und Hera, Apollo, Artemis und Peitho (die Göttin der Überredung, welche bewirkt, daß die Braut sich dem Manne hingiebt) betrachtet wurden. — Versuchen wir nunmehr, uns von dem Verlauf einer athenischen Hochzeitsfeier, so weit wir darüber aus den Schriftstellern unterrichtet werden, eine Vorstellung zu machen.

Unter den feierlichen, einen religiösen Charakter tragenden Gebräuchen, welche der Hochzeit vorauszugehen pflegten, spielt

eine wichtige Rolle das bräutliche Bad. Braut sowohl wie Bräutigam nahmen, entweder am Morgen des Hochzeitstages selbst oder schon am Tage zuvor, ein Bad, zu welchem das Wasser aus einem Fluß oder von einer für besonders heilig geltenden Quelle geholt wurde: so in Athen von der Quelle Kallirrhoe (oder Enneakrunos), in Theben aus dem Ismenos; und zwar war der holende ein Knabe aus der nächsten Verwandtschaft, obgleich uns daneben auch von abweichenden Gebräuchen und von Jungfrauen, welche das Brautbadwasser holten, berichtet wird. Weiterhin brachte die Braut der Artemis oder sonst einer der Hochzeitsgöttinnen Spenden und Weihgaben dar: ihr Kinderspielzeug, abgeschnittene Locken u. dgl. m. Wichtiger war selbstverständlich das in der Regel wohl am Tage der Hochzeit selbst begangene Opfer, über dessen Ausführung wir freilich nur wenig Einzelheiten wissen. Dargebracht wurde dasselbe den obengenannten Hochzeitsgottheiten, entweder gemeinschaftlich oder einzelnen darunter; beteiligt waren daran sowohl die Familie des Bräutigams als die der Braut. Bestimmte Vorschriften betreffs der zu opfernden Tiere scheinen hierfür nicht bestanden zu haben; erwähnt wird der Brauch, die Galle des Opfertiers zu entfernen und nicht mit den übrigen Eingeweiden zu verbrennen, um dadurch symbolisch anzudeuten, daß jegliche Bitterkeit der Ehe fernbleiben solle.

Wie sich an die meisten Opfer, sobald dieselben mit Schlachtung von Tieren verbunden waren, ein festliches Mahl angeschlossen, bei welchem das Fleisch der geopfertenen Tiere als Hauptgericht verzehrt wurde, so folgte auch dem Hochzeitsopfer eine gemeinschaftliche Mahlzeit, und zwar in der Regel im Hause der Braut, deren Vater das Mahl ausrüstete. Da dasselbe jedenfalls nach gewöhnlichem Brauche gleich den andern Mahlzeiten am Nachmittag stattfand, so dürfen wir die sonstigen, am Hochzeitstag erfolgenden Gebräuche wohl auf den Vormittag verlegen. Dies Hochzeiteffen war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen Männer und Frauen gemeinschaftlich speisten, was

sonst nur im engsten Familienkreise, nicht aber bei größeren Mahlzeiten zu geschehen pflegte; ja es scheint, als sei der Luxus dieser Hochzeitsgesellschaften so sehr gestiegen, daß der Staat sich genötigt sah, die Zahl der Geladenen gesetzlich zu beschränken. Während Plato, freilich nicht bloß für Hochzeitmahle, sondern für jede gesellige Bewirtung, nur fünf Freunde und fünf Verwandte von jeder Seite des Ehepaars, im ganzen also etwa zwanzig Personen (ohne die Gastgeber) gestatten wollte, setzte eine Verordnung des vierten Jahrhunderts v. Chr. dreißig als Maximum für Hochzeiten fest und beauftragte mit der Sorge für Innehaltung dieser Verfügung die sog. Gynäkonomen (Aufsichtsbehörde über die Frauen), welche darüber sogar mit solcher Strenge gewacht zu haben scheinen, daß sie bei solchen Gelegenheiten in die Häuser gingen, die Festteilnehmer abzählten und jeden über die gesetzlich erlaubte Zahl hinaus anwesenden fortwiesen. Die Braut erschien beim Mahle, wie auch wohl schon bei den vorhergehenden Opfern, im bräutlichen Schmuck. Eine Verwandte oder Freundin, welche etwa die Stelle einer heutigen Brautjungfer vertrat und den Namen Nymphetria führte, übernahm es für diese Gelegenheit, die Braut zu putzen, sie mit kostbaren Essenzen zu salben und ihre Toilette zu besorgen, zu welcher Kleider aus feinem, vermutlich buntem Stoff, besondere Schuhe, Bänder und Blumen im Haar gehörten, sowie als spezielles Zeichen des Brautstandes der den Kopf bedeckende, tief herabreichende und auch das Gesicht zum Teil verhüllende Schleier. Auch der Bräutigam erschien in festlicher weißer Kleidung, die sich jedoch nicht durch besonderen Schnitt, als vielmehr durch Feinheit des Stoffes vor der Alltagskleidung auszeichnen mochte; auch er war bekränzt, was man übrigens auch von den andern Teilnehmern an den Hochzeitsfeierlichkeiten annehmen muß, nur daß sowohl bei der Braut wie beim Bräutigam für die Kränze besondere Blumen, welchen man glückverheißende Bedeutung beilegte, gewählt wurden. — Von bestimmten, speziell bei Hochzeiten beliebten Gerichten erfahren wir



nichts, dagegen spielten die Kuchen, welche bei den Griechen vielfach in symbolische Beziehung mit festlichen Tagen gesetzt wurden, eine wichtige Rolle, namentlich Sesamkuchen gehörten auf die Hochzeitstafel. Als ein besonderer eigentümlicher Brauch, der in Athen bestand, wird angeführt, daß ein Knabe, von dem beide Eltern noch am Leben sein mußten, mit Weißdorn und Eicheln bekränzt eine Schwinge mit Gebäck herumtrug und dabei ausrief: „Dem Unheil entfloh ich, Besseres fand ich!“

Nachdem das Mahl, sowie auch sonst festliche Schmäuse, durch Spende und Gebet seinen Beschluß gefunden hat, erfolgt nun, wenn das Dunkel des Abends hereingebrochen, die Heimführung der Braut in das Haus des Bräutigams. Nur wenn die Vermögensverhältnisse des jungen Paares sehr bescheidene sind, geht die Neuvermählte in dem sie geleitenden Zuge zu Fuß; wenn irgend möglich, nimmt sie zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer (den Paranympchos oder Parochos), zu welchem man einen nahen Verwandten oder guten Freund des Bräutigams wählte, auf einem von Kindern oder Pferden gezogenen Wagen Platz. Die übrigen, den Zug geleitenden Personen, d. h. alle, welche am Mahle teilgenommen haben, und ihnen sich anschließend vielleicht noch anderes Publikum, gehen zu Fuß unter dem Schall von Ritharn und Flöten hinter dem Wagen drein, während einer als Führer dem Zuge voranschreitet. Unter dem Gefolge nimmt den Ehrenplatz ein die Mutter der Braut, welche die am häuslichen Herde entzündeten Brautfackeln in der Hand trägt; so nimmt die Braut das heilige Feuer ihrer Heimat mit in ihr neues Heim. Darum bildeten die Alten auch den Gott der Hochzeit, den Hymenaios, mit dem Symbol der Fackel ab. Wenn außerdem vielleicht auch andere Teilnehmer des Zuges fackelhaltend einhergehen, so entspricht das nur der Gewohnheit, bei abendlichen Ausgängen oder Aufzügen sich der Fackeln zu bedienen; eine tiefere Bedeutung wohnt jedenfalls allein den Fackeln der Brautmutter bei. Das Brautgeleit singt dabei, während sich der Zug durch die Straßen zum Hause des

Bräutigams bewegt, das Hochzeitslied, den sogenannten Hymenaios, wie er z. B. am Schluß der „Vögel“ des Aristophanes angestimmt wird:

„Der Hera im höh'n Olymp  
vermählten die Moiren einst  
den mächtigen Götterherrn  
auf ragendem Wolkenthron  
in so fröhlicher Hochzeit.

Hymen, o Hymenaios!

Der herrliche Liebesgott  
mit Flügeln von Gold, er hielt  
die Zügel mit straffer Hand,  
Brautführer dem Bräut'gam Zeus  
und der seligen Hera.

Hymen, o Hymenaios!“

An der festlich bekränzten Thür des Bräutigams erwartet die Mutter des letzteren, ebenfalls Fackeln haltend, den nahenden Zug. Eine Spende von allerlei Nasch- oder Zuckerwerk, welches man hier über das Brautpaar austreut, soll in halb scherzhafter, halb symbolischer Weise den reichen Segen andeuten, welcher sich über sie auch weiterhin ergießen soll; andererseits wird auch der ernsten Arbeit nicht vergessen, welche ihr neuer Stand nunmehr von der jungen Frau fordert: eine am Brautgemach befestigte Mörserkeule (zum Zerkleinern der Getreidekörner dienend) erinnert sie an ihre Aufgabe als Hausfrau, und in altathenischem Brauch trägt die Braut sogar selbst beim Hochzeitszug irgend ein Haushaltungsgerät, ein Sieb oder ein Röstgeschirr oder dgl. mit sich. Ein anderer symbolischer Brauch, welcher ebenfalls auf eine Vorschrift des Solon zurückgehen sollte, ist der, daß sie nach ihrer Ankunft in der neuen Behausung einen Quittenapfel verzehrt, wohl im Hinblick darauf, daß die kernreiche Quitte gleich der Granate ein Sinnbild der Fruchtbarkeit war.

Die Mutter des Bräutigams geleitet sodann das Brautpaar in den Thalamos, das Brautgemach, in welchem das

schöngeschmückte, blumenduftende eheliche Lager aufgeschlagen ist; der Bräutigam verschließt, nachdem alle sie verlassen, die Thür, und während sich ihm die Braut nun zum ersten Male entschleiert, stimmen die draußen stehenden Jünglinge und Jungfrauen der Hochzeitsbegleitung noch ein Liedchen an, entweder noch ein paar Strophen des Hymenaios oder ein eigenes sog. Epithalamion, wie man diese vor dem Brautgemach gesungenen Lieder nannte, mit Lobpreisungen des bräutlichen Paares u. dgl., wobei es an allerlei naheliegenden scherzhaften Anspielungen nicht fehlen mochte, da die natürliche Sinnlichkeit der Griechen Brüderie in derlei Dingen nicht kannte. So beginnt das theokritische Epithalamion der Helena:

„Bist du in Schlummer so früh denn gesunken, du teurer Vermählter?  
Wohl sind die Kniee dir schwer und du liebst es, so zeitig zu schlafen?  
Hast du so tüchtig getrunken, daß dich auf das Lager es hinwarf?  
Trieb es so früh dich zu Bette, so mußt'est du süßlich allein gehn,  
mußt'est die Braut bei der liebenden Mutter mit anderen Mädchen  
lassen beim Spiel bis zum Tag, denn übermorgen und morgen,  
und so von Jahre zu Jahr, Menelaos, gehöret die Braut dir.“

Und es schließt mit den Versen:

„Schlaft und haucht in die Brust euch Liebesentzücken und Sehnsucht,  
aber vergeßet nur nicht, wenn das Frührot naht, zu erwachen!  
Wir auch kehren zurück in der Früh', wenn der Morgenverkünder  
redet den glänzenden Hals lautkrähend hervor aus dem Neste.  
Hymen, o Hymenaios, an dieser Vermählung erfreu' dich!“

(Übers. von A. Eberz).

Es kam auch wohl vor, daß die jungen Burschen, bevor sie den Heimweg antraten, durch Bochen und Klopfen an der Brautkammer allerlei Unfug verübten, obgleich ein Freund des Bräutigams an der Thür Wache hielt, angeblich damit die Jungfrauen ihrer vermählten Kameradin nicht zu Hilfe eilen könnten. Daß bisweilen der Chor am Morgen früh zurückkehrte und die Erwachenden begrüßte, deutet der Schluß des oben angeführten Epithalamions an.

Am Morgen nach der Hochzeit empfangen die Neuvormählten die Besuche und Glückwünsche ihrer Verwandten und Freunde. Wie der Mann seiner jungen Gattin, so machten auch die Besucher dem jungen Paare allerlei kleine Geschenke; doch erfolgte deren Überreichung bisweilen auch erst am zweiten Tage nach der Hochzeit, denn es bestand (vielleicht freilich nur in Athen) der eigentümliche Brauch, daß der Gatte am Tage nach der Hochzeit in das Haus seiner Schwiegereltern übersiedelte und dort eine Nacht getrennt von seiner Frau zubrachte; diese schickte ihm dann ein neues Gewand zu, worauf er zu ihr zurückkehrte. Bei Gelegenheit der Hochzeitsgeschenke wurde mitunter auch die Mitgift überreicht, nebst allerlei zur Aussteuer gehörigen Gegenständen, als Gefäßen, Salben, Sandalen, Toilettengeräten u. dgl. m. Den Abschluß der ganzen Hochzeitsfeierlichkeiten machte dann ein Schmaus, welcher entweder vom Vater des Bräutigams in seinem Hause oder vom Bräutigam selbst gegeben wurde; doch waren bei diesem Mahle vermutlich keine weiblichen Gäste eingeladen. Immerhin hatte dies Mahl für die junge Frau eine gewisse Bedeutung; in Athen schloß sich nämlich daran ihre feierliche Einführung bei den Geschlechtsmitgliedern, den sogenannten Phratores, zu welchen die Braut durch ihre Verheiratung nunmehr gehörte (jede Phyle oder Stammesgenossenschaft in Athen zerfällt in drei Phatrien, jede von diesen in dreißig Geschlechter; die Mitglieder der Phatrien, die sog. Phratores, beaufsichtigen die Reinheit der bürgerlichen Abstammung, weshalb auch jedes neugeborne Kind in ihre Register eingetragen werden mußte). Durch diesen Akt erhielt die Ehe gewissermaßen eine officiële oder wenigstens öffentliche Legitimation.

Unter den uns erhaltenen Denkmälern fehlt es nicht an solchen, welche sich auf Hochzeit und Eheschließung beziehen; indessen ist dabei in der Regel eine mythologische Form gewählt, nicht ein Abbild der wirklichen Szene des täglichen Lebens gegeben. So sehen wir wohl öfters das Brautpaar auf einen Wagen einherfahren, aber die Geleitenden sind die Hochzeits-

götter in Person, Apollo vornehmlich und Artemis; und wenn uns die Darbringung der Hochzeitsgaben an die Neuvermählten im Bilde vorgeführt wird, so ist es meist das berühmte Brautpaar Peleus und Thetis, welches wir dargestellt sehen, und die ihnen die Gaben überreichenden sind wiederum Götter, Hephästos, die Horen u. a. m. So hat denn auch die Darstellung des Vasengemäldes, welches wir hier in Figur 78 mitteilen, einen mythologischen Charakter, obgleich sie sich jedenfalls sehr an die Formen der Wirklichkeit anlehnt. Dargestellt ist die Ankunft der Braut am Hause des Bräutigams. Dieser steht selbst, auf seinen Speer gelehnt (der aber sicherlich ein heroisches Attribut ist, welches bei Hochzeiten in der historischen Zeit nicht vorkam), vor der Thür seines Hauses; von links her kommt die Braut, kenntlich an dem ihr Haupt bedeckenden Schleier; sie naht sich zaghaften Schrittes und schamvoll zögernd, weshalb die ihr folgende Brautführerin sie mit beiden Händen sacht vorwärts schiebt, während der voranschreitende Brautführer sie an

Fig. 78.



Empfang der Braut am Hause des Bräutigams.

Fig. 78.



Empfang der Braut am Hause des Bräutigams.

der linken Hand gefaßt hält. Apoll mit dem Lorbeerstab und Artemis mit Köcher und Bogen schauen teilnehmend auf die Braut hin, vor ihnen aber streckt eine Frau, entweder die Brautwerberin oder die Mutter der Braut, begrüßend beide Arme dem Bräutigam entgegen.

Daß die Hochzeitsgebräuche in den verschiedenen griechischen Staaten mannigfache Unterschiede aufweisen, ist selbstverständlich und wird uns durch manche gelegentliche Notiz bezeugt. Am fremdartigsten scheint uns die lakonische Sitte, welche die vermutlich in hohes Alter zurückgehende Form des Brautraubes, die sich noch in manchen Sagen (die Dioskuren und die Leukippiden z. B.) deutlich ausspricht, symbolisch beibehalten hat. Wir erfahren dabei gar nichts von einer eigentlichen Hochzeitsfeier; der Bräutigam entführte seine Verlobte (denn die Verlobung von seiten des Vaters der Braut mußte natürlich auch hier vorausgehen) aus dem Hause der Eltern und übergab sie in seiner Behausung der sog. Nymphetria, einer älteren Frau aus der Verwandtschaft oder nahen Freundschaft. Während er selbst nun wie alle Tage zu dem gemeinschaftlichen Mahle, welches alle lakonischen Bürger und Jünglinge vereinigte, sich begab, schor die Nymphetria der Braut das Haar kurz ab, bekleidete sie mit männlicher Tracht und Männerschuhen und ließ sie so im Finstern auf einer Streu sich niederlegen. Wenn dann der Bräutigam heimkehrte, löste er der Braut den Gürtel und trug sie selbst in seinem Arm auf das Brautbett. Merkwürdigerweise bewahrte die junge Ehe auch weiterhin zunächst noch für kurze Zeit den Schein des Geheimnisses; der junge Gatte lebte und schlief wie sonst als Junggeselle mit den anderen jungen Bürgern zusammen und schlich sich nur heimlich und versthohlen zu seiner Frau. Ähnliche Bräuche herrschten auch auf Kreta. Wie lange freilich diese wunderlichen Sitten sich in den dorischen Staaten erhalten haben, wissen wir nicht.

Was nun die Stellung der Frauen gegenüber den Männern und in der Häuslichkeit anlangt, so haben wir da

den Gegensatz einerseits der heroischen und der historischen Zeit, andererseits der dorischen und der ionisch-attischen Staaten (von den äolischen wissen wir nur wenig) zu beachten. In der heroischen Zeit nahm die Frau, soweit wir das aus den homerischen Gedichten beurteilen können, eine geachtete und in vieler Hinsicht dem Manne gleichberechtigte Stellung ein. Wie das gesamte griechische Altertum, so kennt auch die heroische Zeit nur die Monogamie; Vielweiberei ist lediglich orientalischer Brauch. Freilich war es in jenen alten Zeiten ganz gewöhnlich, daß die Fürsten und Vornehmen neben ihren rechtmäßigen Gemahlinnen, den Töchtern aus ebenbürtigem Stande, noch verschiedene Sklavinnen oder kriegsgefangene Frauen sich als Nebenweiber hielten; der Begriff der ehelichen Treue fand überhaupt nur für die weibliche Hälfte seine Anwendung, während der Mann nach dieser Hinsicht sich vollkommen frei bewegen durfte und niemand ihm aus außerehelichen Verhältnissen einen Vorwurf machte. Immerhin fehlt es nicht an Anzeichen, welche uns beweisen, daß in Ehen, in denen die Gatten vorzüglich miteinander harmonierten, der Mann sich aller Konkubinatsverhältnisse enthielt; das ist z. B. der Fall bei Hektor, bei Laertes und Odysseus, wenn auch letzterem seine kleine Untreuen bei der Kirke und der Kalypso als etwas durchaus Selbstverständliches nachgesehen werden. Wo wir näher in das eheliche Leben hineinblicken können, wie das namentlich bei Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope der Fall ist, da erscheint uns dasselbe in einem durchaus günstigen Lichte; es dringt hier sogar oft ein Ton wahren Herzensgefühls durch, welches sonst in der Auffassung der Ehe im heroischen Zeitalter meistens fehlt; denn im wesentlichen ist damals wie überhaupt in der alten Welt die Ehe lediglich eine zur Fortpflanzung des Geschlechtes begründete Einrichtung, in welcher die sündliche Sinnlichkeit und deren Befriedigung eine größere Rolle spielt, als die geistige Zuneigung der Ehegatten. Damit hängt es denn auch zusammen, daß Ehebruch seitens der Frau zwar als ein Fehltritt betrachtet



wurde, oder keineswegs mit Nothwendigkeit Trennung der Ehe nach sich zog; und wenn auch die allgemeine Auffassung der Frau nicht im geringsten solche Freiheit in der ehelichen Treue einräumte, wie dem Mann, so zeigt doch das Beispiel des Ares und der Aphrodite und nicht minder das trauliche Verhältnis, in welchem wir in der Odyssee den betrogenen Ehemann Menelaos mit seiner durch viele Jahre hindurch ihm treulosen, nun wieder mit ihm vereinten Helena finden, wie leicht man sich damals über derartige Vergehen auch seitens\* der Gattin hinwegsetzte. Freilich hatte nicht jede treulose Frau die Entschuldigung, durch Aphrodite selbst zur Untreue angestiftet worden zu sein, wie Helena. — Was das Leben der Frauen im heroischen Zeitalter anlangt, so ist zwar ihre hauptsächlichste Beschäftigung die Besorgung des Hauswesens und die weiblichen Arbeiten, denen sie sich gemeinschaftlich mit Dienerinnen in den besonders gelegenen Frauengemächern hingiebt; aber sie leben doch keineswegs so hermetisch abgeschlossen, wie die Frauen der Orientalen in ihrem Harem. Gelegentlich bewegten sie sich in der Gesellschaft der Männer, nahmen an Opferfesten und Schmäusen teil u. s. w.; und wenn sie auch bei Ausgängen in der Öffentlichkeit nicht ohne Geleit von Dienerinnen waren, so zeigt doch das Beispiel der zur großen Wäsche sich an den Meeresstrand gebenden Nausikaa, daß man dazumal jungen Mädchen verhältnismäßig viel größere Freiheit der Bewegung gestattete, als später.

Am meisten Ähnlichkeit mit den Verhältnissen des heroischen Zeitalters hinsichtlich der Ehe und der ehelichen Lebens weisen in der historischen Zeit die dorischen Staaten auf. Auch hier finden wir dieselbe vollkommen unverhüllte Tendenz, daß der Ehebund zunächst auf Kindererzeugung berechnet und deshalb da ist; ja dieser Grundsatz tritt in einer uns sehr sonderbar anmutenden Nacktheit auf, insofern die lykurgische Gesetzgebung es sogar gestattet, daß der Mann seine ehelichen Pflichten vorübergehend auf einen andern übertrug, wenn Kinderlosigkeit der Ehe

die Erhaltung der Familie gefährdet erscheinen ließ. Trotz dieser Freiheit — oder vielleicht gerade wegen derselben — war der Ehebruch in Sparta selten, und zwar nicht bloß von seiten der Frauen, sondern auch die Männer hielten viel mehr auf Bewahrung der ehelichen Treue, als in Athen und anderen griechischen Städten; daher auch das Hetärenwesen, welches sehr zur Untergrabung des Familienlebens beigetragen hat, in Sparta ganz und gar keine Ausbreitung erlangt hat. Die Sitte des Konkubinats, die wir in der heroischen Zeit noch ganz allgemein verbreitet fanden, war freilich in der historischen Zeit nicht bloß in Sparta, sondern auch sonst überall in Griechenland abgekommen; außerhalb Spartas jedoch mehr der Form, als der Sache nach. — Allein nicht nur das eheliche, sondern auch das häusliche Verhältnis der Gatten ist in Sparta ein edleres und und unsern modernen Anschauungen näher liegendes, als in der ionisch=attischen Welt. Wenn auch in Sparta wie anderwärts das Haus und seine Verwaltung den Mittelpunkt bildet, um welchen das Leben der Frau sich dreht, so ist sie deswegen doch nicht zur bloßen Schaffnerin herabgewürdigt; schon der äußerliche Umstand, daß der Lakonier seine Frau mit dem ehrenvollen Namen „Herrin“ (Despoina) anredet, spricht dafür, daß man ihr eine gewisse Gleichberechtigung neben dem Gemahl zuerkannte, die sich auch darin aussprach, daß der Mann die Gattin zur Teilnehmerin seiner Interessen zu machen, über ernste Angelegenheiten mit ihr Rat zu halten pflegte. Es erschien das den übrigen Griechen so sonderbar, daß sie die Spartaner als Pantoffelhelden betrachteten; davon ist nun freilich nicht die Rede, wohl aber kennt die lakedämonische Geschichte viel mehr Beispiele von wahrhaft bedeutenden Frauen und ausgezeichneten Müttern, als die athenische. Uns modernen Menschen mögen die Spartanerinnen, in denen das starke Vaterlandsgefühl so oft den Sieg über die zarteren Empfindungen des Weibes davonträgt, allerdings mitunter unsympathisch erscheinen: aber unsere volle Achtung können wir diesen Frauengestalten nicht versagen.

Dem gegenüber hatte die Stellung, welche die Frau in den Staaten ionischen Stammes einnahm, einen mehr an orientalische Sitten erinnernden Charakter, welcher sich schon darin ausspricht, daß die Frau den Mann mit „Herr“ anzureden gewöhnt ist. Für den Athener ist die Frau gewissermaßen ein untergeordnetes Wesen, welches gut dazu ist, ihm Kinder zu gebären und sein Haus in Ordnung zu halten, das sich aber nicht über diese Sphäre hinaus erheben darf. Nicht bloß in den öffentlichen Angelegenheiten hatte die Frau zu schweigen: das ist selbstverständlich und nicht allein athenischer Grundsatz; sondern auch die Privatangelegenheiten ihres Mannes selbst blieben ihr in der Regel fremd. Der Mann lebte ja nur wenig im Hause; das öffentliche Leben, Berufspflichten oder Staatsdienst, Pflege der Gymnastik, der Verkehr mit Altersgenossen u. dgl. hielten ihn den größten Teil des Tages seiner Behausung und Familie fern; bei den Mahlzeiten traf man allerdings zusammen, aber auch da mußte die Frau sich zurückgezogen halten, sobald der Hausherr sich Gäste eingeladen hatte. — Wir haben schon oben gesehen, daß in den meisten Fällen Mann und Frau sich vor der Verheiratung kaum kannten; ob ihre Charaktere zusammenstimmten, das konnte erst in der Ehe zu Tage treten, und da mochte sich oft genug zeigen, daß ein gegenseitiges Verstehen und Zueinanderaufgehen unmöglich war. Dann ging ein jedes seinen Weg, wenn es nicht etwa zu Zank und Streit kam. Freilich kam es auch vor, daß ein verständiger Mann sein junges, unerfahrenes und zu dem Manne wie zu einem höheren Wesen aufschauendes Weib, wenn es bildungsfähig war, zu sich heraufhob, sie an seinen Plänen und Interessen teilnehmen ließ und so zu einer wirklichen Lebensgefährtin im wahren Sinne des Wortes zu machen wußte; aber das gewöhnliche war das sicherlich nicht, und in der Regel blieben die Sphären des Mannes und der Frau ganz getrennt. Dabei trug das immer mehr überhandnehmende Hetärenwesen sehr viel dazu bei, die ehelichen Bande zu lockern. Daß verheiratete Männer Hetären besuchten

oder daß sie mit Sklavinnen Liebesverhältnisse anknüpften, war sehr gewöhnlich, und in den meisten Fällen drückte die Frau dabei ein Auge zu; nur hielt man in der Regel auf eine gewisse Wahrung des äußerlichen Anstandes. Wenn der Mann es sich etwa beifallen ließ, eine Hetäre in sein Haus aufzunehmen, so war das ein genügender Scheidungsgrund; eine Konkubine hielten sich zwar unverheiratete Männer sehr häufig, und es gab da Verhältnisse, welche den ehelichen sehr nahe kamen, aber im Hause selbst konnte ein verheirateter Mann nicht mehr so offen, wie in der heroischen Zeit, sich sein Nebweib halten. Ja auch wenn ein Mann im Verkehr mit Hetären seine Familie gar zu sehr vernachlässigte oder geradezu schädigte, etwa durch Vergeudung des Vermögens, so konnte die Frau, natürlich vorausgesetzt, daß sie eine Vollbürgerin war, daraufhin eine Klage einreichen. Auch darin wurde wenigstens der äußerliche Anstand gewahrt, daß anstößige Reden in Gegenwart von Frauen streng verpönt waren, und daß es für einen Fremden durchaus unerlaubt war, in Abwesenheit des Hausherrn die Frauengemächer zu betreten. Die Kinder wurden zu strengstem Gehorsam und Ehrerbietung nicht bloß gegen den Vater, sondern auch gegen die Mutter angehalten.

Im allgemeinen freilich fand die Frau gegenüber ihrem Manne vor dem Gesetze wenig Schutz; Untreue seitens des Gemahles gab an und für sich allein der Frau noch keinen Grund zu gerichtlicher Klage oder Scheidung. Umgekehrt wurde allerdings von der Frau strengste Erfüllung ihrer Pflicht verlangt, und Untreue seitens der Frau, die übrigens trotz der strengen Abgeschlossenheit nichts seltenes war, da gefällige Sklavinnen oder habgierige Kupplerinnen dazu jederzeit bereitwillig die Hand boten, wurde in den meisten Staaten nicht nur durch den Verlust gewisser Ehrenrechte bestraft, sondern war ein an sich vollkommen ausreichender Scheidungsgrund, von welchem der Mann namentlich dann Gebrauch zu machen moralisch gezwungen war, wenn die Thatsache des Ehebruchs allgemein war bekannt geworden. Gegen den Liebhaber der Frau schritt das Gesetz nicht ein, wohl

aber hatte der betrogene Ehemann das Recht, denselben körperlich zu züchtigen, ja sogar, wenn er ihn in flagranti betraf, zu töten, falls er es nicht vorzog, was oft genug vorkommen mochte, sich seine Schande mit einem Stück Geld bezahlen zu lassen. — Auch bei der Scheidung der Ehe war die Frau dem Manne gegenüber schlimmer daran. Es hängt mit der losen Form der Eheschließung zusammen, daß auch die Trennung sich ohne Schwierigkeiten vollzieht. Der Mann konnte seine Frau verstoßen oder zu ihren Eltern zurückschicken, die Frau das Haus des Gemahles einfach verlassen, womit die Ehe in der Regel schon als getrennt galt. Freilich war die Gattin im letzteren Falle verpflichtet, beim Archonten persönlich die Beschwerdeschrift gegen ihren Mann einzureichen, weil mit der Trennung selbstverständlich verschiedene Rechtsfragen, namentlich betreffs der Mitgift verbunden waren; meist mußte der Mann, wenn er die Frau ohne genügenden Grund verstieß, die Mitgift an sie oder an ihren rechtlichen Vertreter (Vater, Bruder oder Vormund) zurückzahlen, es wäre denn konstatiertes Ehebruch seitens der Frau die Veranlassung der Verstoßung gewesen. Wenn aber auch in diesen Verhältnissen scheinbar eine Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Manne liegt, so stellt sich die Sache in Wahrheit etwas anders, da eine Frau jedenfalls nur aus den allertriftigsten Gründen freiwillig ihren Mann verließ, während der Mann, der die Frau verstieß, dabei oft genug rein willkürlich oder auf nichtige Vorwände hin handelte; und dazu kam noch, daß bei der politischen und bürgerlichen Unmündigkeit des weiblichen Geschlechts eine Frau, welche ihren Gatten verläßt oder von ihm verstoßen wird, nicht für sich allein und selbständig weiter leben darf, sondern sofort wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis, sei es gegen ihren Vater, sei es, wenn derselbe nicht mehr am Leben ist, gegen den Bruder oder den ihr gesetzlich bestellten Vormund, zurückkehrt. Wie manche Frau mochte lieber das Äußerste von ihrem Gatten erdulden, ehe sie den harten Weg ins Vaterhaus zurückkehrte!

Was das Leben der athenischen Frauen anlangt, so beschränkte sich dasselbe wesentlich auf die Häuslichkeit. Die für die Hausfrau, die Kinder resp. später die erwachsenen Töchter und die weiblichen Sklaven bestimmte Abteilung des Wohnhauses war in der Regel von den übrigen Wohnräumen gesondert; und wie für die Jungfrau, heißt es bei einem griechischen Schriftsteller, die die Frauenwohnung gegen die andern Räume abschließende Thür die Grenze bildet, so für die Hausfrau die Hofthür, welche das Haus gegen die Straße hin abschließt. Nun darf man das freilich nicht so verstehen, als ob die griechischen Frauen ganz und gar nicht in der Öffentlichkeit erschienen wären. Namentlich die gewöhnlichen Bürgerfrauen, bei denen überhaupt die Verhältnisse vielfach ganz anders lagen, als bei den Frauen der bessern Stände, betraten die Straße häufig genug: nicht nur diejenigen, welche durch ihren Beruf, z. B. als Verkäuferinnen, dazu gezwungen waren, sondern auch die ärmeren Bürgerfrauen, welche wenig oder gar keine Sklaven zur Verfügung hatten, mußten behufs Einkaufs von Nahrungsmitteln und sonstigen Haushaltungsbedürfnissen täglich das Haus verlassen. Sehr gewöhnlich war es auch, daß die Frauen an den öffentlichen Brunnen Wasser holten und dabei wohl auch ein kleines Plauderstündchen abhielten; in wohlhabenden Häusern fiel das Geschäft des Wasserholens allerdings den Sklavinnen anheim. Derartige Brunnenbesuche kommen nicht nur in Schilderungen aus der Sage und aus dem wirklichen Leben öfters vor, sondern werden uns auch in den Denkmälern, zumal in den Vasengemälden, häufig vorgeführt. Wir geben ein derartiges Beispiel hier in Fig. 79, einem Vasengemälde des altertümlichen Stils. Links sehen wir das mit einem dorischen Säulenvorbau versehene Brunnnhaus, in welchem das Wasser aus einem Löwenmaul in einen darunter gestellten Wasserkrug (sog. Hydria) strömt; die Frau, welche den Krug zu füllen gekommen ist, steht dabei und wartet, bis er voll ist. Rechts stehen vier andere Frauen paarweise im Gespräch; zwei haben ihre Hydrien bereits

gefüllt und tragen sie nach der hübschen, auch heute noch im Süden gewöhnlichen Sitte auf dem Kopfe, wobei sie ein kleines Tragpolster sich auf den Scheitel gelegt haben; die beiden andern haben, wie die Lage der Krüge zu erkennen giebt, ihre Gefäße noch leer.

Frauen der besseren Stände gingen selbstverständlich nicht ohne Begleitung einer Dienerin oder eines Sklaven auf die

Fig. 79.



Frauen am Brunnen.

Straße, und auch so nicht gerade häufig. Eine ehrbare Frau blieb so viel als möglich daheim; war doch die niemals ihr Gehäus verlassende Schildkröte, das Symbol des häuslichen Lebens, ein Attribut der Aphrodite Urania. Darum wählten die Frauen gern die Fenster des Oberstockes, welcher meistens als Frauenwohnung diente, zu ihrem Aufenthalt, und von da aus auf die Straße herabzublicken wird für viele Frauen die einzige Unterhaltung und Abwechslung in den Tagesgeschäften gewesen sein.

Denn gemeinschaftliche Zusammenkünfte der Frauen, wie sie die Männer so häufig hatten, also antike Kaffeegesellschaften, gab es nicht; man besuchte einander gelegentlich, außerdem aber waren nur ein paar Feste im Jahre, bei denen die Frauen mit Ausschluß der Männer zusammenkamen und es oft recht ausgelassen herging, wie z. B. an den Thesmophorien. Zu den cleusinischen Feierlichkeiten fuhren die Frauen sogar in großem Fuß im Wagen; und auch am Panathenäenfest nahmen sie teil, wobei ihnen die Metököntöchter einen Stuhl und den Sonnenschirm nachtragen mußten. Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob im Lauf der Zeit man in bezug auf das öffentliche Erscheinen der Frauen nachsichtiger geworden sei als früher, wenn auch nicht überall die Freiheit so weit gegangen sein wird, wie in Alexandria, zur Zeit der Ptolemäer, wo wir in einem Idyll des Theokrit zwei Bürgerfrauen, allerdings in Begleitung ihrer Dienerinnen, sich bei der Feier des Adonistestes im dicksten Menschengedränge bewegen sehen. Die mannigfaltigen Widersprüche, welche sich hinsichtlich des öffentlichen Erscheinens der Frauen bei den alten Schriftstellern finden und die ebenso auseinandergehende Meinungen der neueren Gelehrten über diesen Punkt hervorgerufen haben, sind jedenfalls theils auf zeitliche, theils auf lokale Unterschiede zurückzuführen.

Überall aber und immer galt im Altertum wie heute als die eigentliche Sphäre der Frau die Besorgung des Hauswesens, eine Aufgabe, welche, je größer die Familie und die Sklavenzahl war, um so mehr die ganze Kraft und Aufmerksamkeit der Herrin in Anspruch nahm. Galt es doch nicht bloß, die Nahrung für das Haus, wozu auch häufig das im Hause bereitete Brot gehörte, zu besorgen oder wenigstens die Speisebereitung zu überwachen, sondern auch die Kleidung für die sämtlichen Hausangehörigen herzustellen; denn nur ausnahmsweise kaufte eine Hausfrau, welche über zahlreiche Sklaven zu verfügen hatte, Stoffe oder Gewänder fertig in der Werkstatt. So saß sie denn einen großen Teil des Tages über mit ihren



Töchtern und Mägden in einem eigens dafür bestimmten Raume des Hauses, wo die Webstühle aufgestellt waren. Da wurde zunächst die Wolle, die man meist in rohem Zustande kaufte, zur Verarbeitung hergerichtet, d. h. durch Auswaschen und

Fig. 80.



Spinnende Frau.

Schlagen gereinigt, dann gerupft und gekrempt, — unangenehme Beschäftigungen, welche wegen der damit verbundenen Anstrengung meist den Mägden überlassen blieben; die zur Verarbeitung fertige Wolle wurde dann in große Arbeits- oder Spinnkörbe gethan, sog. Kalathoi oder Talaroi; und solche er-

blicken wir daher sehr häufig auf Denkmälern, welche uns Szenen des Frauenlebens vorführen. So zeigt eine in mehreren Repliken auf uns gekommene Statue der Penelope, dieses Urtypus einer arbeitsamen Hausfrau, unter ihrem Sessel den Spinnkorb. Beim Spinnen bediente man sich, da das Spinnrad dem Altertum fremd war, des Rockens und der Spindel, welche ganz ebenso gehandhabt werden, wie es heut noch im Süden üblich ist; man vergl. die Darstellung des Vasengemäldes Fig. 80. Die hier dargestellte Frau spinnt sitzend (anderwärts kommt auch

Fig. 81.



Frau am Webstuhl (Penelope).

Spinnen im Gehen oder Stehen vor), wobei sie den Spinnrocken mit der linken Hand in die Höhe hält; vor ihr befindet sich ein Gestell, an welchem Wolle oder Flachs befestigt zu sein scheint, als das Material, von dem man den Rocken auf's neue füllte. Beim Weben gebrauchte man einen ziemlich einfach konstruierten, aber doch die Herstellung schwieriger Gewebe und feiner Buntwirkerei ermöglichenden, aufrechtstehenden Webstuhl, wie ihn uns Fig. 81 ein Vasengemälde, welches die Penelope am Webstuhl darstellt, vorführt. Wir erkennen an dem bereits



Fig. 82.

fertigen Gewebe einen ornamentalen Rand und verschiedene figürliche Muster, welche eingewirkt sind; die Konstruktion des Webstuhles ist nur oberflächlich angedeutet und hat daher sehr verschiedenartige Erklärungen erfahren, auf die wir hier nicht näher eingehen können. — Eine größere Anzahl von Frauen, welche theils mit weiblichen Arbeiten theils mit ihrer Toilette beschäftigt sind, finden wir auf dem Fig. 82 abgebildeten Vasenbilde vereinigt. Links sehen wir hier eine Frau, welche in der gesenkten Linken einen Spinnkorb hält; weiter nach rechts sitzt eine zweite auf einem bequemen Lehnstuhl (oder Kathedra) und hält in den Händen einen Stickerahmen, in welchen ein Stück Zeug eingespannt ist, während eine vor ihr stehende Frau ihr zuschaut. Eine vierte Frau weiter rechts, welche den



Frauen bei der Arbeit und Toilette.

Bausch ihres Gewandes in die Höhe hebt, steht wahrscheinlich im Begriff, sich den Gürtel fest zu binden. Die vor ihr auf der Kathedra sitzende Frau hält vor sich einen nicht ganz deutlichen Gegenstand, vielleicht einen im Profil gezeichneten Handspiegel, in welchem sie sich erfreut betrachtet; ihr naht eine Dienerin, in

Fig. 88.



Frauen bei der Wäsche.

der Rechten ein Salbgefäß, in der Linken einen nicht sicher zu bestimmenden Gegenstand, vielleicht ein Nadelkissen, haltend.

Das Walken der gewebten Stoffe war nicht Sache der häuslichen Arbeit, da es mit zu vielen Umständen verbunden war und besondere Vorrichtungen erforderte; das besorgte daher der Walker, welchem auch die schmutzig gewordenen Kleider, soweit es sich dabei am Tuche, d. h. verfilzte Stoffe handelte, zuge-

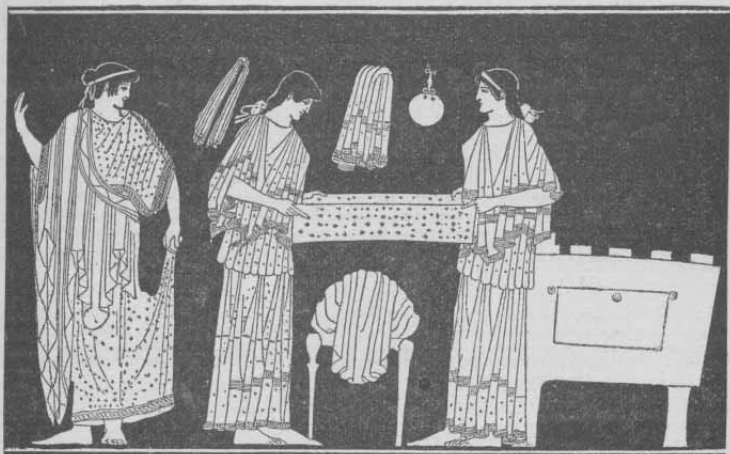
schickt wurden. Dagegen wurden einfache Wollenkleider ebenso wie linnene selbstverständlich im Hause selbst gewaschen. Die anmutige Schilderung der Odyssee, wie Nausikaa mit ihren Gefährtinnen sich zur großen Wäsche an den Meeresstrand begiebt, ist jedem bekannt; ähnliche Szenen mochten auch später noch manchmal vorkommen, wenn es auch keine Königstöchter mehr waren und kein göttergleicher Held unvermutet auftauchend die Jungfrauen erschreckte. Wir geben in Fig. 83 ein Vasenbild, welches zeigt, in welcher Weise ein Künstler des fünften Jahrhunderts sich jenen Vorgang im Phäakenlande nach der Analogie seiner Zeit vorstellte. Auf der (hier nicht abgebildeten) linken Seite des Bildes, bei dem mit Athene gruppierten Odysseus, hängen allerlei Kleidungsstücke auf den Ästen eines Baumes zum Trocknen; auf der rechten hier abgebildeten Hälfte sind einige Jungfrauen mit dem Auswinden von Wäschestücken beschäftigt. — Die fertiggestellten oder neu gereinigten Gewänder wurden dann sorgfältig zusammengefaltet in eine Truhe gelegt, da man Schränke zum Aufhängen der Kleider, wie wir sie haben, nicht gekannt zu haben scheint.\*) Das Fig. 84 abgebildete Vasengemälde zeigt uns zwei Frauen, welche mit der Zusammenfaltung eines gestickten Gewandes beschäftigt sind; eine links abgewandt stehende Frau dreht den Kopf nach ihnen um und schaut ihnen zu; am Boden steht ein Stuhl und eine Truhe, an der Wand hängt ein Spiegel und ein Gewandstück.

So mannigfaltig nun auch die häuslichen und wirtschaftlichen Beschäftigungen der Frauen sein mochten, so erlaubten sie ihnen daneben doch immer noch, auch auf ihre Toilette ein reichliches Quantum an Zeit zu verwenden. Denn so wenig ihnen auch Gelegenheit gegeben war, sich in schöner Kleidung und Schmuck von fremden Männern oder auch nur von Freundinnen bewundern zu lassen, so machten die Griechinnen in der Vorliebe für Putz und schöne Kleider doch durchaus keine Aus-

\*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 62 f.

nahme von ihrem Geschlecht. Reichliche Sorgfalt wurde zunächst schon auf die Körperpflege verwandt. Waschungen und Bäder waren selbstverständlich sehr gewöhnlich und letztere vielleicht häufiger, als heutzutage üblich. Badeszenen sind auf Denkmälern sehr oft abgebildet; namentlich finden wir in Skulptur und Malerei nicht selten Aphrodite oder eine schöne Sterbliche abgebildet, wie sie, entkleidet niederkauernd, sich von einer Dienerin aus einer Hydria Wasser über den Rücken gießen läßt. Auf

Fig. 84.



Zusammenfalten der Kleider.

dem in Fig. 85 abgebildeten Vasengemälde, wo daneben eine Toilettenzene dargestellt ist, gießt die eine Frau eben das Waschwasser in ein Becken, während eine andere entkleidet ihr Haar im Spiegel ordnet. Als Lokal solcher Szenen müssen wir uns ein eigens dafür bestimmtes Badezimmer denken, welches in den bessern Häusern nicht zu fehlen pflegte und im untern Stockwerk belegen war. Die gewöhnlichen, morgendlichen Waschungen nahm man entweder an großen, auf starkem Fuß ruhenden Becken

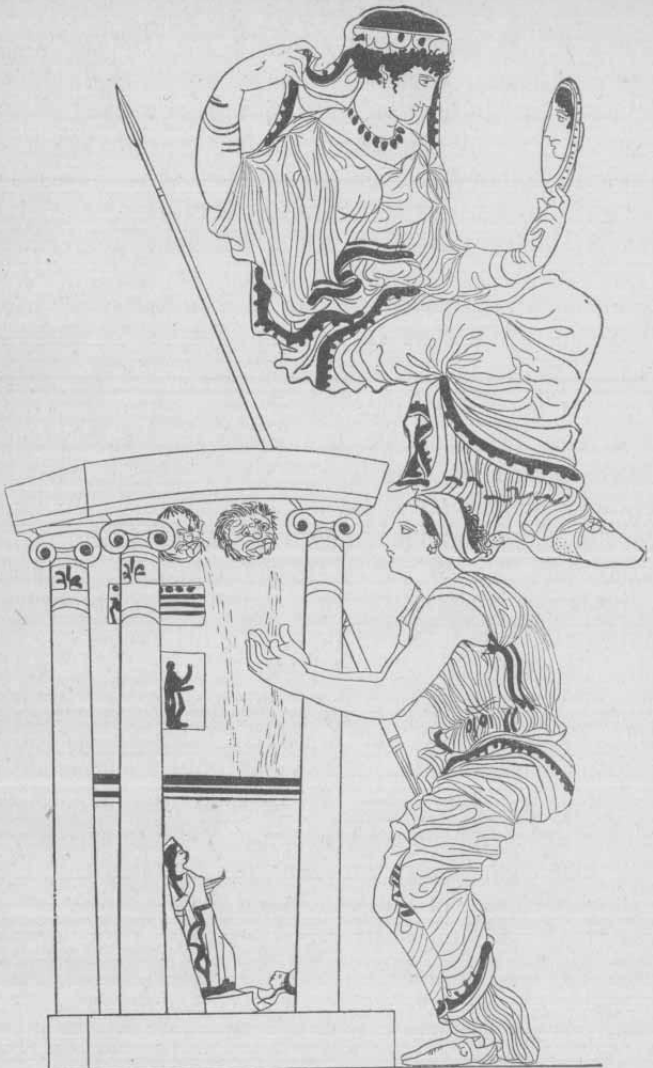
Fig. 85.



Frauentoilette und Bad.



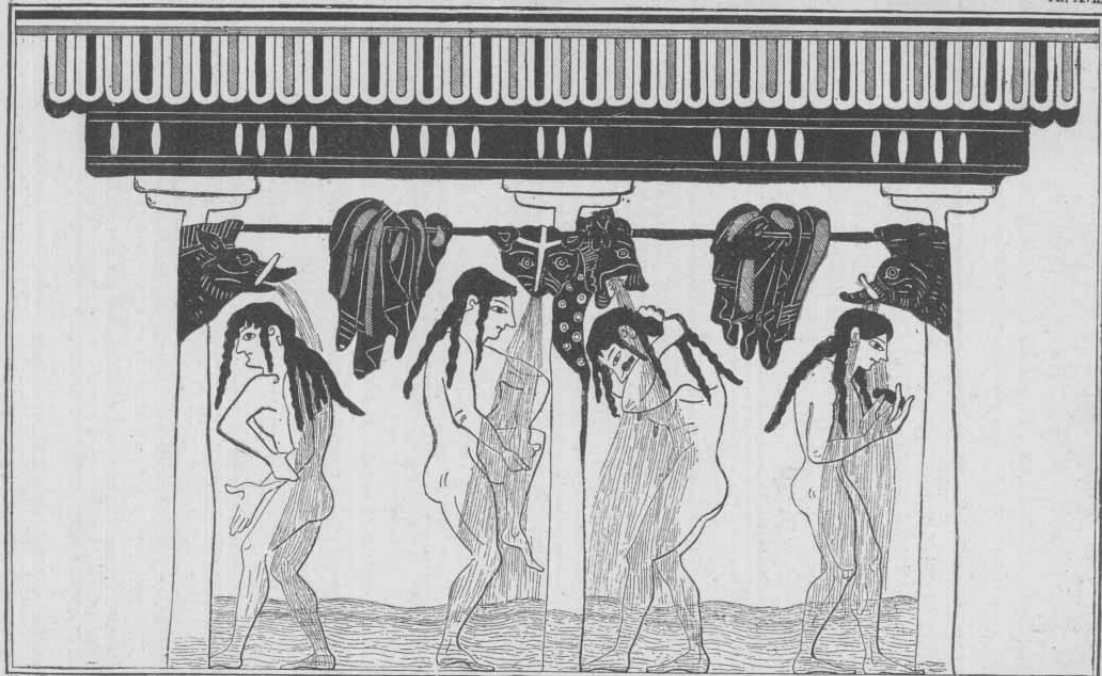
Fig. 86.



Waschung am Brunnen und Vollenbung der Toilette (Athene und Hera vor dem Urteilspruch des Paris).

vor\*) oder auch wohl direkt an einem im Hofe des Hauses belegenen Brunnen; Frauen der untern Stände vielleicht auch anstandslos an irgend einer der öffentlichen Brunnenanlagen. In naiver Weise läßt ein Vasenmaler auf einem das Urtheil des Paris vorstellenden Bilde, von dem wir einige Figuren in Fig. 86 abbilden, Athena selbst in solcher Weise ihre Toilette vornehmen, bevor sie sich dem Richter präsentiert: sie hält beide Hände unter den aus der einen Brunnenmündung herauskommenden Strahl, offenbar in der Absicht, sich das Gesicht zu waschen; vorsichtig hat sie ihr Gewand, um es nicht zu besprühen, zwischen die etwas eingebogenen Kniee geklemmt. Außerdem aber gab es auch größere gemeinschaftliche Bäder für Frauen, über deren Konstruktion und Art der Benutzung wir freilich aus alten Quellen nichts näheres wissen, deren Vorhandensein aber ebenso aus vereinzelt schriftlichen Notizen als aus Bildwerken mit Sicherheit hervorgeht. In außerordentlich anschaulicher Weise führt uns das Vasengemälde Fig. 87 in ein solches öffentliches Frauenbad. Es ist ein von dorischen Säulen getragener Raum, dessen Boden etwa einen Fuß hoch mit Wasser bedeckt ist, welches aus Tierköpfen unterhalb der Säulenkäpfe stets frisch zufließt; die Leitung geht wahrscheinlich durch die von Säule zu Säule herübergehenden Röhren, an denen die badenden Frauen ihre Kleider aufgehängt haben. Die Frauen, die ihre Haare in einzelne Zöpfe geflochten haben, um sie nicht zu sehr durchnässen zu lassen, haben sich unter die Douchen gestellt und lassen das Wasser auf Kopf, Rücken, Arme und Beine herabströmen, indem sie zum Theil noch mit den Händen die Haut abreiben. — Inwieweit auch die Frauen der besseren Stände solche öffentliche Bäder besucht haben, das wissen wir nicht; der Mittelstand, namentlich alle die, welche kein eigenes Badekabinett besaßen, stellten zu den Besuchern derselben jedenfalls das Hauptkontingent.

\*) Vgl. Kunstgew. im Alt. II, 12.



W. M. Flinders Petrie

Öffentliches Frauenbad.

W. M. Flinders Petrie

Mit dem Baden war das Salben und Einreiben mit Ölen oder sonstigen wohlriechenden Substanzen verbunden; auch dies finden wir auf den Denkmälern oft dargestellt, wobei entweder die Dame selbst einer kleinen Salbflasche (Pekythos)\*) sich bedient oder eine Gehilfin ihr daraus den Körper einreibt. Überhaupt pflegten wohlhabendere Frauen bei ihrer Toilette immer eine als Kammerzofe fungierende Sklavin bei der Hand zu haben, weshalb auf den zahlreichen Toiletten Szenen der griechischen Vasenbilder die Frauen nur selten ohne fremde Hilfe beim Ankleiden sind. So sind z. B. in Fig. 88 zwei Frauen einer dritten bei der Toilette behilflich; die Herrin, die in der Mitte steht, ist im Begriff, sich den Gürtel zuzubinden und hat dabei, um durch den überfallenden Bausch des Chitons nicht behindert zu sein, einen Zipfel desselben in den Mund genommen, vor ihr steht eine Dienerin und hält ihr den Spiegel vor; eine hinter ihr stehende Frau, welche mehr eine Freundin als eine Sklavin zu sein scheint, hält ein Schmuckkästchen in der Linken und reicht mit der Rechten eine daraus entnommene Perlschnur der Dame dar. Auf attischen Grabstelen ist die Darstellung einer Dame mit ihrer Kammerzofe und dem Schmuckkästchen sehr häufig. Auch die Benutzung des Spiegels\*\*) ist, namentlich beim Arrangement der Haartracht und des Kopfpuzes, ein beliebtes Motiv der Kunstwerke. So sehen wir in Fig. 86, wie selbst Hera, bevor sie dem Paris sich zeigt, es für nötig hält, mit dem Handspiegel noch einiges an ihrem Schleier zurecht zu rücken; eine ähnliche Szene führt uns die anmutige tanagraische Terrakotta, Fig. 89, vor. Fig. 90 zeigt eine bereits fertig angekleidete Dame (vielleicht eine Braut), von zwei Kammerzofen bedient, deren eine ihr das geöffnete Schmuckkästchen vorhält, damit sie sich daraus noch etwas wähle, obgleich die sorgfältige Verhüllung der Dame jeden Schmuck entbehrlich zu machen scheint. Wir fügen diesen Ankleideszenen noch eine andere Darstellung aus dem Frauen-

\*) Vgl. Kunstgewerbe II, 130 ff.

\*\*) Vgl. über deren Form ebd. S. 136 ff.



Fig. 89.



Dame, ihr Haar ordnend.

leben bei, Fig. 91, ein Vasenbild, dessen Deutung freilich noch nicht gefunden ist. Die hier dargestellte auf einem Stuhle sitzende Frau hat ihr rechtes Bein entblößt und den Fuß auf ein Gestell von eigentümlicher Form gesetzt; in der Hand hält sie eine Binde, als wolle sie damit den Fuß umwickeln. Eine andere, dabeistehende Frau sieht ihr zu; ein Spinnkorb und ein Sessel bilden die

Fig. 90.



Dame (Braut?) bei der Toilette.

Staffage. Ob wir hier eine Szene der Toilette zu erkennen haben, vermag ich nicht zu sagen.

Die griechischen Frauen gebrauchten bei ihrer Toilette auch zahlreiche kosmetische Mittel. Nicht nur, daß der Körper mit wohlriechenden Essenzen eingerieben, die Haare mit dustenden Ölen und Pomaden gesalbt wurden: es war bei ihnen auch die häßliche Sitte des Schminkens ganz allgemein verbreitet. Die Spartanerinnen, denen eine kräftige, gesunde Hautfarbe nachge-

rühmt wird, mögen davon wohl am wenigsten Gebrauch gemacht haben; daß es aber in Athen ganz allgemein war, dafür sprechen zahlreiche Zeugnisse der alten Schriftsteller. Diese große Verbreitung der wohl vom Morgenlande überkommenen Sitte hing

Fig. 91.



Szene aus dem Frauentleben.

vermutlich damit zusammen, daß die Frauen des ionisch-attischen Stammes wegen des Mangels an frischer Luft und Bewegung meist eine krankhaft blasse Farbe hatten und es daher für notwendig hielten, ihren Teint, und wäre es auch nur, um dem eigenen Manne mehr zu gefallen, künstlich zu verbessern. Die



zarte Farbe von Stirn und Kinn stellten sie mit Bleiweiß her, die Röthe der Wangen mit Mennig, Meertang, Ochsenzunge oder anderen, meist vegetabilischen, Farbstoffen; eine besondere Fleischfarbe diente dazu, die Augen zu untermalen. Auch wurden die Augenbrauen mit schwarzer Farbe, welche man aus Kienruß oder pulverisiertem Antimon herstellte, gefärbt; und das Färben der Kopfs Haare, was übrigens auch beim männlichen Geschlechte nichts Unerhörtes war, war schon im fünften Jahrhundert v. Chr. ganz gewöhnlich. Zum Auftragen der Schminke bediente man sich entweder einfach der Finger oder eines kleinen Pinsels. — Umsonst versandten die Dichter, zumal die Komiker, die schärfsten Pfeile ihres Spottes gegen diese Unsitte; vergebens schildern sie mit drastischen Farben, wie in der Hitze des Sommers von den Augen herab zwei schwarze Bächlein über das schwitzende Gesicht sich ergießen, das Rot der Wangen zum Hals herabfließt und die in die Stirn fallenden Haare vom Bleiweiß grau gefärbt werden. Das beste Mittel dagegen wäre vielleicht gewesen, wenn jeder Mann so vernünftig gewesen wäre, wie der in der oben (S. 145) angeführten Schrift des Xenophon uns geschilderte junge Ehemann, der seine Frau dadurch von der häßlichen Schminke abbringt, daß er ihr das Widersinnige dieser Unsitte ernstlich vorhält, sie darauf aufmerksam macht, wie unmöglich es für eine Frau sei, durch solche Kunstgriffe den eigenen Gemahl zu täuschen, da die Wahrheit doch jeden Augenblick an den Tag kommen müsse, und daß er vor allen Dingen seiner Frau anrät, nicht den ganzen Tag im Zimmer zu hocken, sondern sich im Hause zu tummeln, die Arbeit der Magd zu beaufsichtigen, der Schaffnerin zu helfen, auch wohl selbst beim Kneten von Teig und dergleichen mit Hand anzulegen und durch Aufschütteln und Zusammenlegen von Kleidern und dergleichen sich tüchtige Bewegung zu machen. Dann werde sie auch mit mehr Appetit essen, gesünder sein und von Natur eine bessere Farbe bekommen. Aber so kluge Ehemänner mochten nicht gerade häufig und auch nicht alle Frauen so folgsam sein, wie das junge Weibchen des Ischomachos.

Wir verzichten darauf, noch tiefer in die Toilettengeheimnisse der griechischen Damen, von denen wir noch manche Details kennen, einzudringen, und geben dafür in Fig. 92 dem Leser noch die Abbildung eines ebenso durch Feinheit der Zeichnung als durch

Fig. 92.



Toilettenzenen.

Abwechslung der dargestellten Szenen ausgezeichneten Vasenge-  
mälde; dasselbe bildet den Schmuck des Deckels einer Thonschüssel  
oder Büchse, welche vermutlich kosmetischen Zwecken gedient hat.  
Wir sehen hier eine große Menge junger Mädchen versammelt,  
welche meist mit ihrer Toilette beschäftigt sind; so züchtig freilich

ihre Kleidung und ihr Benehmen erscheinen, so möchten wir doch bezweifeln, ob wir uns hier im Innern eines Familienhauses befinden: nicht nur die zahlreich angebrachten kleinen Ercoten, sondern mehr noch die Anwesenheit eines Jünglings deutet darauf hin, daß wir hier Hetären vor uns sehen. Der Jüngling lehnt an dem Sessel einer reichgekleideten Frau von etwas matronalerem Aussehen als die andern, welche ein geöffnetes Schmuckkästchen in der Hand hält, aus dem sie einen Gegenstand zu entnehmen im begriff steht. Der junge Mann stützt sich auf einen Stab, an dessen unteres Ende ein Eros sich scherzend anklammert. Wenn wir in dieser Frau die Aufseherin der jungen Mädchen zu sehen haben, wie der Herausgeber des Vasenbildes, L. Stephani, meint, so wird auch dessen weitere Deutung, daß der Jüngling dieser Dame das Kästchen geschenkt habe, um sie für sich günstig zu stimmen und Zutritt zu den Mädchen zu erlangen, wohl das Richtige treffen. Gehen wir von dieser Gruppe weiter nach links, so treffen wir zunächst auf ein Mädchen, welches sich einen Handspiegel vorhält und in begriff scheint, sich die Haare noch etwas zu ordnen, da sie die Hand in die Höhe hebt; doch kann damit auch eine Geberde des freudigen Staunens über ihr Außeres gemeint sein. Weiterhin ist eine Dienerin einem Mädchen behilflich, ihren Kopfpuz zu vollenden; sie nestelt mit beiden Händen daran herum, während jene den Kopf etwas zu ihr herabbeugt und in den Händen bereits das Halsband hält, welches sie sich alsbald anlegen wird. Zwei Ercoten stehen dabei, der eine mit einem undeutlichen Gegenstand (Tympanon?), der andere mit zwei Armbändern, wie es scheint, in den Händen. — Auf einer Kathedra, unter der ein Vogel (Ente?) sichtbar ist, sitzt sodann ein Mädchen, welches ein geöffnetes Kästchen hält, aus dem eine vor ihr stehende Frau ein feines Tuch oder einen Schleier herausgenommen hat, das sie nun entfaltet. Zwischen beiden am Boden steht ein Weihrauchgefäß, ein sog. Thymiaterion;\*) weiterhin ein Eros, der

\*) Vergl. Kunstgewerbe II, 162.

eine Lekythos in den Händen hält. — Auf eine Herme des bärtigen Dionysos stützt sich eine reichgekleidete Frauengestalt, mit beiden Händen einen Zweig zum Kranz zusammenbiegend; vor ihr steht ein an ihr aufblickender Hund. Weiter nach links sitzt auf einem Stuhl ohne Lehne ein Mädchen, deren Haare von einer Gehilfin geschmückt werden; es hat beide Hände auf die Kniee gelegt und hält sich ganz still, während die andere, nach dem Gestus ihrer Linken zu urtheilen, etwas zu ihr zu sagen scheint: ein am Boden knieender Cros bindet dem sitzenden Mädchen die Sandale fest; ein Thymiaterion steht auch hier dabei. Es folgt eine stehende Frau mit reichem Koppsputz, die in der gesenkten Rechten einen Spiegel hält; zu ihren Füßen steht ein Gerät von ungewisser Bestimmung. — Weiterhin sehen wir einen kleinen, auf drei ziegenfüßig gebildeten Beinen ruhenden Tisch, an dem zwei junge Mädchen einander gegenüber sitzen, das eine auf einer Kathedra, das andere auf einem einfacheren Sessel; unter der Kathedra ist ein Käfig mit einem kleinen Vogel sichtbar. Die Beschäftigung der Mädchen, welche ihre Hände auf die Tischplatte gelegt haben und von denen das eine einen un- undeutlichen Gegenstand in der Linken hält, ist nicht zu bestimmen; wahrscheinlich treiben sie irgend ein Gesellschaftsspiel. Über ihnen schwebt ein Cros mit einem Blätterkranz; nahe ihm sieht man einen schön verzierten kleinen Koffer\*). Endlich die letzte Frauengestalt steht vor einem Badebecken, in das sie beide Hände getaucht hat, wohl eher, um die Hände zu waschen, als um, wie der Herausgeber meint, irgend einen am Boden des Beckens befindlichen Gegenstand zu reinigen; denn eine häusliche Arbeit, wie die Wäsche eines Kleidungsstückes sein würde, paßt nicht zu dem Inhalt der übrigen Szenen. Eine schön geformte Hydria steht am Boden.

Über den Charakter der griechischen Frauen ein allgemeines Urtheil fällen zu wollen, wäre eine etwas gewagte Aufgabe, zu-

\*) Kunstgewerbe im Altertum II, 146.

mal die Stammesverschiedenheiten hier jedenfalls auch von bedeutendem Einflusse waren. Auch können wir uns in diesem Punkte auf unsere Quellen nur sehr teilweise verlassen, und ganz und gar nicht, wie schon oben angedeutet, auf den Spötter Aristophanes. Wenn es in dessen „Thesmophoriazusen“ heißt, die Männer trauten der Treue ihrer Frauen so wenig, daß sie überall einen Buhlen witterten, die Frauengemächer unter Schloß und Riegel legten, sogar molossische Doggen eigens bloß dazu hielten, um Liebhaber zu verscheuchen, daß sie ferner ihnen die Schlüssel zur Speise- und Vorratskammer hätten abnehmen müssen u. s. w., so ist das eine ebenso arge Übertreibung, wie wenn all dies Mißtrauen gegen die Frauen ebendort scherzhaft als die Schuld des Euripides, der in seinen Dramen die Frauen so verdächtigt hätte, bezeichnet wird. Für die Dichter der älteren Komödie sind eben nur die liederlichen und verbuhlten Weiber ein dankbarer Vorwurf für ihren Spott; und das neuere attische Lustspiel, welches seine jungen Mädchen meist aus der Welt der Hetären entnimmt, wenn es auch ein beliebter Theatercoup ist, daß dieselben sich schließlich als verlorengegangene legitime Bürgertöchter entpuppen, zieht es ebenso vor, die Frauen mit wenigen Ausnahmen von der schlechten Seite und die Männer als arme Kreuzträger darzustellen. Das Lustspiel erreicht eben seinen Zweck, lachen zu machen, leichter, wenn auch nicht gerade besser, wenn es keine vollendet moralischen Charaktere auf die Bühne bringt; wer etwa aus unseren modernen Lustspielen und Possen einen Schluß ziehen wollte auf die heutige deutsche Frauenwelt, der würde auch nur eine Karrikatur erhalten. Im allgemeinen mag es ja richtig sein, daß die athenischen Frauen hinsichtlich ihres Charakters, als Frauen wie als Mütter, beträchtlich hinter den spartanischen zurückstanden, und in manchen Städten, wie z. B. in Korinth oder Byzanz, muß es nach den Nachrichten glaubwürdiger Schriftsteller mit der Moralität der Frauen in der That sehr schlecht bestellt gewesen sein; aber deswegen darf man doch bei weitem nicht die griechische Frauenwelt in Bausch und Bogen als verdorben

hinstellen. Von einem Vorwurf allerdings vermögen wir sie nicht freizusprechen, weil er zu häufig und zu bestimmt auftritt: dem der Hinneigung zum Trunk. Diese verderbliche Neigung war so allgemein verbreitet, daß an einigen Orten sogar gesetzlich den Frauen jeder Weingenuß untersagt war; und eben dieser Umstand hatte es bisweilen auch zur Folge, daß die Männer sich genötigt sahen, ihren Frauen die Schlüssel zu den Vorratskammern vorzuenthalten.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne jener Klasse von Frauen gedacht zu haben, welche ungehemmt von den Fesseln der Zucht und Sitte der freien Liebe huldigten und ihre Gunstbezeugungen einem jeden, der ihnen den verlangten Preis zahlte, verkauften. Hetären, „Gesellschafterinnen“, nennen sie euphemistisch die Griechen, wenn sie die derben Ausdrücke dafür, an denen es freilich auch nicht fehlt, vermeiden wollen. Die heroische Zeit kennt sie anscheinend noch nicht; in der historischen Zeit finden wir dagegen die Hetären allgemein verbreitet und den Umgang mit denselben als etwas so gewöhnliches, daß daraus nicht einmal den verheirateten Männern, geschweige denn den unverheirateten, ein ernstlicher Vorwurf gemacht wurde. Die Gesetzgebung selbst betrachtete das Vorhandensein solcher Mädchen nicht nur als selbstverständlich, sondern als notwendig, und der Staat begünstigte daher die Anlegung öffentlicher Häuser für dieselben, scheint sogar häufig solche direkt veranlaßt oder selbst in die Hand genommen zu haben. So gab es namentlich an Hafenplätzen sehr viele derartige Freudenhäuser; und manche große Handels- oder Fabrikstädte, wie namentlich Korinth, genossen nach dieser Seite hin einer gewissen Berühmtheit, standen freilich zugleich in dem Rufe, daß der Aufenthalt daselbst für Fremde ebenso gefährlich als kostspielig sei. Neben solchen öffentlichen Häusern, in denen der Besucher ein bestimmtes Eintrittsgeld zahlte, dessen Höhe jedenfalls nach dem mehr oder weniger eleganten Anstrich, den dasselbe trug, wechseln mochte, gab es aber auch private Häuser von etwas anderem Charakter; sie

gehörten einem Kuppler oder einer Frau, oft einer altgewordenen Hetäre selbst, deren Eigentum die darin befindlichen Mädchen waren, sei es nun, daß sie dieselben direkt als Sklavinnen gekauft, sei es, daß sie sonst auf irgend eine Weise Eigentumsrecht über sie erworben hatten. Manche unter den armen Wesen, die durch die brutale Gewalt ihrer Herren zu ihrem traurigen Berufe gezwungen waren, waren als Kinder von ihren Eltern ausgehört und vom Kuppler aufgenommen und erzogen worden, um herangewachsen durch ihre Reize die Kosten der Erziehung reichlich ihren Eigentümern wieder einzubringen; wir erwähnten es schon oben als ein beliebtes Motiv der neuern Komödie, daß solche zu Hetären gewordene Mädchen später als Bürgerstöchter erkannt und mit ihrem Liebhaber verheiratet worden. Die Häuser, in denen diese Hetären ihr Dasein führten, waren von verschiedener Art; einige standen gleich den großen öffentlichen Häusern jedem Besucher offen; andere Bordellhalter aber vermieteten die Mädchen auf kürzere oder längere Zeit an Liebhaber, und in solchem Falle hatte der betreffende, je nach der Höhe des von ihm gezahlten Preises und dem mit dem Kuppler abgeschlossenen Kontrakt, entweder das alleinige Anrecht auf ein bestimmtes Mädchen im Hause selbst, oder er durfte die von ihm ausgewählte Hetäre sogar für längere Zeit mit sich in seine Behausung nehmen. Der Mietpreis floß selbstverständlich in die Tasche des Eigentümers, und es stand im freien Belieben des Mietenden, ob er darüber hinaus noch dem Mädchen selbst Geld oder andere Geschenke geben wollte. Auch die Flöten- und Kitharspielerinnen, welche bei den Symposien aufspielten und nebenbei Hetärendienste versahen, wurden häufig in solchen Häusern gehalten; überhaupt pflegten die Kuppler nicht bloß auf Toilette und äußere Erscheinung ihrer Untergebenen, welche ja für sie ein reiche Zinsen tragendes Kapital repräsentierten, sondern auch auf ihre Erziehung und namentlich auf ihre musikalische Ausbildung etwas zu verwenden, weil sie dann höhere Preise verlangen durften.

Bei weitem am größten aber war die Zahl der für sich selbst lebenden Hetären, deren jede größere Stadt eine bedeutende Zahl aufzuweisen hatte, freilich mit sehr wesentlichen Abstufungen hinsichtlich ihres Bildungsstandes und demgemäß ihrer pekuniären Anforderungen: von der für wenige Pfennige sich hingebenden Straßendirne, bis zu der Unsummen für ihre Gunstbezeugungen verlangenden, über eine zahlreiche Sklavenschar verfügenden Kourtifane, deren Ruf durch ganz Griechenland erscholl, deren Salon die bedeutendsten Männer, die ersten Spitzen in Politik, Literatur und Kunst versammelte, deren Bildnis große Künstler in Erz und Marmor darzustellen wetteiferten und deren Ruhm insolgedessen bis auf die Nachwelt gekommen ist. Keine unter allen diesen Hetären strahlt freilich unter ihren Genossinnen so sehr hervor, wie die ältere Aspasia, die Freundin des Perikles; eine Frau von höchster geistiger Bildung und feinstem Geschmack, welche die Männer weniger durch die Macht ihrer Reize als durch die Gaben ihres Geistes zu fesseln wußte. Andere berühmte Hetären, wie Laïs, Phryne u. a., verdanken ihren bis auf die Gegenwart gedrunghenen Ruhm dagegen wesentlich ihrer außerordentlichen Schönheit und den zahlreichen Anekdoten, welche über ihr Leben, freilich auch ihre Habgier und Schamlosigkeit, im Schwange waren. Diese vollständig für sich lebenden Hetären waren theils Freigelassene, theils Fremde; manche darunter sind nicht unsympathische Erscheinungen, bei denen man wohl begreift, daß sie durch Wiß und Liebenswürdigkeit auch bedeutende Männer anziehen verstanden; andere freilich zeigen ganz und gar den Typus der geldgierigen, puzsüchtigen, oberflächlichen Dirnen und unterscheiden sich von dem, dem ersten besten Matrosen sich hingebenden Freudenmädchen lediglich durch größeren Puz und höhere Geldforderungen, ohne moralisch im geringsten höher zu stehen.

Um zu begreifen, welche Rolle die Hetären im griechischen Leben spielten, wie es möglich war, daß Leute von sonst vorwurfsfreier Moral nichts anstößiges darin sahen, mit ihnen auf



geselligem Fuße zu verkehren, und daß in der griechischen Litteratur diese Mädchen beinah eine größere Rolle spielen, als die ehrbaren Frauen, müssen wir uns an das erinnern, was wir oben über die mangelhafte Erziehung und das zurückgezogene Leben der griechischen Frauen gesagt haben. Das allein reicht freilich noch nicht hin, um so auffallende Erscheinungen wie die zu erklären, daß einer Hetäre, wie Phryne, es nicht verwehrt wurde, ihre — freilich von Praxiteles gefertigte — Bildsäule nach Delphi zu weihen, oder daß selbige es wagen durfte, völlig entkleidet, angesichts zahlreicher bewundernder Zuschauer, einer Aphrodite anadyomene gleich, im Meere zu baden. Solche Freiheiten erscheinen nur dann erklärlich, wenn wir den alle moralische Bedenken überwindenden Schönheits Sinn der Hellenen in Betracht ziehen, für welchen ein schöner menschlicher Körper gewissermaßen ein Verehrung heischendes Werk der Gottheit war, über welchem man die demselben inwohnenden sittlichen Gebrechen wohl vergessen durfte. Wurden doch in Korinth im Tempel der Aphrodite mehr als tausend Hierodulen unterhalten, welche ihre Hetärendienste gleichsam als Dienerinnen der Göttin verrichteten, eine Auffassung der Liebe als Gottesdienst, die bekanntlich im Orient ganz allgemein verbreitet war. Giebt uns diese antike Auffassung der sexuellen Verhältnisse den Schlüssel dafür, daß vieles, was wir heut mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken pflegen, im Altertum offen und ohne Scheu ausgesprochen und gethan wurde, so müssen wir deswegen doch nicht glauben, daß Stand und Gewerbe jener Mädchen, obgleich die pekuniäre Lage der hervorragenderen unter ihnen ja zum Teil eine glänzende genannt werden konnte, wirkliche Achtung genoß. Wenn für den Griechen schon jedem mit Gelderwerb verbundenen Berufe ein gewisser Makel anhaftete, um wieviel mehr, wenn dieser Beruf in Preisgebung des eigenen Körpers bestand; und mochte auch bei den durch Geist und Anmut sich auszeichnenden Persönlichkeiten die Geringschätzung, die sich der ganzen Klasse anheftete, wegfallen, so hat man doch die Stellung, welche die

Hetären überhaupt in der griechischen Welt einnahmen, nicht nach den verhältnißmäßig wenigen, welche sich in einer bessern Situation befanden, zu beurteilen. Nur freilich darf man nicht erwarten, daß die Griechen, deren Moralprinzipien in geschlechtlichen Dingen so wesentlich andere waren, als unsere heutigen, diese Personen mit dem Gefühl sittlicher Entrüstung betrachtet hätten. Die größte Verachtung, die schlechteste Behandlung traf den Kuppler, und mit Recht; die Mädchen aber hatten sich im allgemeinen hierüber wohl nicht zu beklagen, wenn auch selbstverständlich jede ehrbare Frau sich vom Verkehr mit ihnen fernhielt.

Obgleich die Hetären nicht eigentlich unter polizeilicher Aufsicht standen, so waren sie doch in ihrem Berufe nicht ganz und gar unbeschränkt; in den meisten Städten mußten sie eine Gewerbesteuer an den Staat entrichten. Dagegen ist es durchaus zweifelhaft, ob spätere Schriftsteller mit Recht behaupten, daß für die Hetären eine bestimmte Tracht vorgeschrieben gewesen sei; wahrscheinlich unterschieden sie sich von den anständigen Frauen wesentlich nur durch auffallendere bunte Gewänder und größeren Putz. Der rechtliche Schutz, welchen das Gesetz jeder andern Frau im Fall von Vergewaltigung, Verkuppelung u. dgl. zu teil werden ließ, fiel bei ihnen natürlich weg; auch konnte eine Hetäre, welche ein Kind geboren hatte, vom Vater desselben, selbst wenn er zu ermitteln war, nicht Zahlung von Alimenten verlangen. Auf alle Fälle war das Los der meisten Hetären nichts besseres, als ein glänzendes Elend. Um von den armen, in Leibeigenschaft zur Preisgebung ihres Körpers gezwungenen Mädchen zu schweigen, welche in den öffentlichen Häusern oder von den Kupplern gehalten wurden, pflegten auch die für sich allein lebenden aus dem Schmutz und Elend selten herauszukommen; und wie auch heute noch es zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen des Pariser Lebens gehört, daß eine einstmals gefeierte und mit Gold überschüttete Größe der Demimonde in Armut und Elend endigt, so waren auch unter den

Kourtiſanen des Altertums nur ſehr, ſehr wenige, welche das in ihrer Jugend Gewonnene ſich bis zum Alter zu bewahren wußten und in behaglichen Verhältniſſen ihren Lebensabend zubrachten.

An Darſtellungen aus dem Hetärenleben ſind die griechiſchen Denkmäler ſehr reich; wir haben ſchon verſchiedene ſolcher unter den biſher gegebenen Abbildungen zu verzeichnen (vgl. namentlich Fig. 17 und 92). Andere Szenen werden wir noch gelegentlich der Sympoſien kennen lernen; doch müſſen wir ſelbſtverſtändlich darauf verzichten, die draſtiſchſten Beiſpiele, die ſich in der Vaſenmalerei finden, mitzuteilen, ebenſo wie wir uns bei unſerer Darſtellung des Hetärenweſens einer Vorführung der abſchreckendſten Züge daraus enthalten mußten. Nur ganz übergehen durften wir dieſe, für das ſoziale Leben der Hellenen ſo bedeutsame Erſcheinung nicht; dagegen wollen wir uns hiñſichtlich einer andern Nachtſeite des griechiſchen Lebens, der Knabenliebe, mit dem bloßen Hinweis darauf begnügen, daß dieſes im Orient von früheſter Zeit an und heut noch allgemeine unnatürliche Laſter auch bei den Griechen eine ſolche Verbreitung gewonnen hatte, daß daſſelbe, wenn auch nicht gerade verteidigt, ſo doch als etwas ſelbſtverſtändliches und nicht zu änderndes hingenommen ward. Es wäre ja thöricht, wenn wir verſchweigen wollten, daß gerade jene Zeit, welche als die der höchſten Blüte der griechiſchen Litteratur und Kunſt für alle Zeiten in unvergänglichem Glanze ſtrahlt, in moralischer Hiñſicht bereits angefreſſen und morſch war. Wo viel Licht iſt, da iſt eben auch viel Schatten; haben wir doch in der modernen Kunſt die ganz ähnliche Erſcheinung, daß die höchſte Blüte der Malerei und Plastik gleichzeitig iſt mit der religiöſen und ſittlichen Auflöſung des chriſtlichen Mittelalters; ja das Rom Alexanders VI. und Leo X. war wohl noch beträchtlich ſittenloſer, als das Athen des Perikles.

# R e g i s t e r.

- Akontistes 139.  
 Aleiptes 138.  
 Ammen 94 f.  
 Amphidromien 96 f.  
 Amulette 97.  
 Astronomie 129  
 Baden der Kinder 98 f.,  
   der Frauen 175 ff.  
 Barttracht 84 ff.  
 Bogenschießen 139.  
 Brautbad 153.  
 Brautraub 160.  
 Brunnenbesuch 167 ff.  
 Busenband 56.  
 Chiton der Männer 13 ff.,  
   der Frauen 32 ff.  
 Chlaina 17.  
 Chlamys 28 f.  
 Drachenspiel 107.  
 Drehrädchen 107 f.  
 Ehe 148 ff.  
 Endromides 64.  
 Epheben 132 ff.  
 Epimeleten 116, 137.  
 Epithalamion 157.  
 Erziehung 113 ff.  
 Exomis 24.  
 Farbe der Kleidung 56 f.  
 Fechten 139.  
 Fellkleidung 18.  
 Fingerrechnen 125.  
 Flöte 127 ff.  
 Frauenleben 160 ff.  
 Fußbekleidung 60 ff.  
 Gamaschen 67  
 Geburt 91 f.  
 Geometrie 128.  
 Grammatistes 123.  
 Gymnasiarchen 137.  
 Gymnasien 134 f., 143.  
 Gymnasten 138.  
 Gymnastischer Unterricht  
   115, 129; der Mäd-  
   chen 146.
- Gynäkonomen 154.  
 Haartracht der Männer  
   76 ff., der Frauen 87 ff.  
 Halbschuhe 64 f.  
 Hauswesen 169 ff.  
 Hebamme 91.  
 Hemd 56.  
 Hetären 190 ff.  
 Himation der Männer  
   24 ff., der Frauen 36 f.,  
   52 ff.  
 Hochzeit 152 ff.  
 Hoplomachos 139.  
 Hut 68.  
 Hymenäos 156.  
 Kinderbett 94.  
 Kinderwärterinnen 92.  
 Kitharistes 126.  
 Klapper 102.  
 Kleiderstoffe 59.  
 Kleidung s. Tracht.  
 Kopfsbedeckung 67 ff.  
 Kopfstücher 84.  
 Kosmeten 137.  
 Kreisel 106.  
 Krepis 66.  
 Kresylos 81.  
 Lehranstalten 118.  
 Lendenschurz 17.  
 Lesen 123.  
 Lyra 126.  
 Mädchenerziehung 144 ff.  
 Märchen 101.  
 Musik 126 ff.  
 Musischer Unterricht 123 ff.  
 Mütze 71.  
 Namengebung 96.  
 Nymphetria 154.  
 Pädagogen 116 f.  
 Pädonomen 113.  
 Pädotriben 131.  
 Palaestra 130.  
 Paranympchos 155.  
 Peplos 30 f.
- Peripoloi 139.  
 Petasos 68 f.  
 Philosophische Schulen  
   142 f.  
 Pilos 71.  
 Promnestria 150.  
 Puppen 104.  
 Rasieren 85 f.  
 Rechnen 125 ff.  
 Reiten 140.  
 Rhetorik 143 f.  
 Salben 180.  
 Sandalen 61 ff.  
 Schaukel 206 f.  
 Scheidung 165 f.  
 Schlämmerlieder 98.  
 Schminken 183 f.  
 Schreiben 123.  
 Schuhe 63 ff.  
 Schulen 118.  
 Schwimmen 141.  
 Sonnenschirm 73 f.  
 Synchronisten 116, 137.  
 Speerwerfen 139.  
 Spielzeug 102 ff.  
 Spinnen 171.  
 Steckenpferd 107.  
 Stiefel 64.  
 Stücke 76.  
 Tholia 73.  
 Toilette der Frauen 174 ff.  
 Tracht 1 ff., der Kin-  
   der 99 f.  
 Übungsmärche 142.  
 Unterricht 113 ff.  
 Verlobung 180 f.  
 Wagen als Spielzeug 103.  
 Waschen der Kleider 174.  
 Wasserfahrten 141.  
 Weben 171.  
 Wiege 94.  
 Windeln 92.  
 Wippen 109.  
 Zeichnen 128.

# Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXII. Band.

# Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

---

In drei Abteilungen.



Leipzig:  
G. Freytag.

1887.

Prag:  
J. Tempsky.

# Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.



## II. Abteilung:

Tägliches Leben in und außer dem Hause. — Mahlzeiten, Trinkgelage und gesellige Unterhaltungen. — Krankheiten und Ärzte, Tod und Bestattung. — Gymnastik. — Musik und Orchestik. — Kultus.

Mit 15 Vollbildern und 41 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig:  
G. Freytag.

1887.

Prag:  
J. Tempsky.

# Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
V. Tägliches Leben in und außer dem Hause . . . . .	1
VI. Mahlzeiten, Trinkgelage und gesellige Unterhaltungen . . . . .	29
VII. Krankheiten und Ärzte, Tod und Bestattung . . . . .	62
VIII. Gymnastik . . . . .	94
IX. Musik und Orchestik . . . . .	138
X. Kultus . . . . .	155



# Verzeichnis der Abbildungen.

Figur	Seite
1. Schema einer Wasseruhr	14
2. Rasiermesser aus Bronze, nach Helbig, Das homerische Epos, Fig 49	16
3. Haarschneider. Terrakotta-Gruppe aus Tanagra, nach Archaeol. Ztg. XXXII Taf. 14	17
4. Öffentliches Männerbad. Vasenbild, nach Schreiber, Kulturhistor. Atlas, Taf. 21, 9	20
5. u. 6. Trinkgelage. Vasenbild, nach Mon. d. Inst. III, 12	40 u. 41
7. Gauflerin. Vasenbild, nach Mus. Borbonico VII, 38	46
8. Gauflerin. Vasenbild, nach Baumeister, Denkm. d. klass. Altert. Fig 631	47
9. Kottabos. Vasenbild, nach Mon. d. Inst. VII, 51, 2	51
10. Brettspieler. Terrakotta-Gruppe, nach Arch. Ztg. XXI Taf. 173, 1	52
11. Astragelenspielerin. Terrakottafigur aus Tanagra, nach Baumeister a. a. D. Fig. 156	55
12. Morraspieler. Vasenbild, nach Arch. Ztg. XXIX Taf. 56, 1	57
13. Hahnenkampf. Vasenbild, nach Baumeister a. a. D. Fig. 695	58
14. Folgen der Ummäßigkeit. Vasenb., nach Arch. Vorlegebl. Ser. VIII Tafel 5	59
15. Szene des nächtlichen Komos (Herakles mit Satyrn). Vasenbild, nach Benndorf, griech. u. sizil. Vasengem. Taf. 95	61
16. Totenklage. Vasenb., nach Mon. d. Inst. III, 60	78
17. Totenklage. Vasenb., nach Ann. d. Inst. 1869, tav. d'agg. O. P.	79
18. Beerdigung. Vasenb., nach Mon. d. Inst. VIII, 4, 1 b	83
19. Leiche in der Grabkammer. Vasenb., nach Stadelberg, Gräber der Hellenen Taf. 38	84
20. Auslöschchen des Scheiterhaufens. Von einem Vasenbilde, nach Mon. d. Inst. IV, 41	86
21. u. 22. Athenische Grabreliefs, nach Arch. Ztg. XXIX Taf. 43 u. 44	89 u. 91
23. Grabespflege. Vasenb., nach Stadelberg a. a. D. Taf. 44	92
24. Grabespflege. Vasenb., nach Benndorf a. a. D. Taf. 25	93
25. Athenisches Grabrelief. Nach einer Photographie	95
26. Gymnastische Übungen. Vasenb., nach Baumeister a. a. D. Fig 611	97
27. Übung mit Hältern (Hanteln). Gravierte Zeichnung von einem bronzenen Diakros, nach Ann. d. Inst. tav. B.	98
28. Bettläufer. Vasenb., nach Mon. d. Inst. X, 48 m	103
29. Läufer und Springer. Vasenb., nach Gerhard, Muserteil. Vasenb. IV, 259	104

30. Wassenlauf. Vasenb., nach Mon. d. Inst. X, 48e, 3 . . . . .	105
31. Stehender Diskobol des Vatikans. Marmorstatue, nach einer Photographie . . . . .	108
32. Werfender Diskobol (nach Myron) im Vatikan. Marmorstatue, nach einer Photographie . . . . .	109
33. Diskobol nach dem Wurfe. Bronzestatue in Neapel, nach Photogr . . . . .	111
34. Speerwerfer. Gravierte Zeichnung, Rückseite von Fig. 27 . . . . .	112
35. Läufer, Springer, Speerwerfer, Faustkämpfer. Vasenb. des Pamphaios, nach Mon. d. Inst. XI, 24 . . . . .	115
36. Ringer. Marmorgruppe in den Uffizien in Florenz nach Photogr. . . . .	119
37. Ringer. Vasenb., nach Mon. d. Inst. II, 24 . . . . .	120
38. Ringer. Vasenb., ebd. X, 48e, 1 . . . . .	121
39. Ringer. Vasenb., nach Gerh. Trinkschalen und Gefäße Taf. 20 . . . . .	123
40. Faustkämpfer. Vasenb., nach Mon. d. Inst. X, 48e, 2 . . . . .	126
41. Faustkämpfer. Vasenb., nach Benndorf, a. a. O. Taf. 31, 2a . . . . .	127
42. Gymnastische Übung mit einer Kugel. Basrelief, nach Schreiber, Kunturhistor. Atlas Taf. 23, 2 . . . . .	132
43. Übung im Bogenschießen. Vasenb., nach Schreiber ebd. Taf. 80, 7 . . . . .	133
44. Musizierende Frauen. Vasenb., nach Elite céramogr. II, 86 . . . . .	142
45. Frau, das Trigonon spielend. Vasenb., nach Mon. d. Inst. V, 37 . . . . .	147
46. u. 47. Flötenbläser. Bronzestatuetten aus Dodona, nach Carapanos, Dodone et ses ruines pl. 10 . . . . .	149
48. Flötenbläser. Vasenb., nach Mon. d. Inst. V, 10 . . . . .	150
49. Auftreten eines Flötenbläfers. Vasenbild des Euphronios, nach Wiener archäol. Vorlegebl. Ser. V, 4 . . . . .	151
50. Flötenbläserin und Tänzerin mit Kastagnetten. Vasenb. des Hieron, ebd. Serie C, 5. . . . .	153
51. Reinigungsopfer. Vasenbild, nach Heydemann, Griech. Vasenbilder Taf. 11, 3 . . . . .	163
52. Darbringung von Opfern. Vasenbild, nach Mon. d. Inst. VI u. VII tav. 37 . . . . .	165
53. u. 54. Darbringung von Opfern. Vasenbilder, nach Benndorf a. a. O. Taf. 45, 2. . . . .	166 u. 167
55. Opferszene. Vasenb., nach Mon. d. Inst. IX, 53 . . . . .	172
56. Bleiplättchen mit Anfrage beim Orakel von Dodona. Nach Carapanos a. a. O. pl. 36, 2 . . . . .	178



## Tägliches Leben in und außer dem Hause.

Wenn wir im folgenden versuchen wollen, in kurzen Zügen ein Bild vom täglichen Leben der Griechen, von ihrer Tages-einteilung u. s. w. zu entwerfen, so bedarf es wohl kaum der vorausgeschickten Bemerkung, daß es sich dabei selbstverständlich nur um gewisse allgemeine Gewohnheiten oder Gebräuche handeln kann, daß es aber unmöglich ist, hier bestimmte, für jeden Ort und für jeden Zeitpunkt des griechischen Altertums geltende Regeln aufzustellen. Denn anders lebte der Mann im sechsten Jahrhundert v. Chr., als im vierten; anders war die tägliche Beschäftigung und Lebensweise eines Spartaners, als die eines Atheners oder Thebaners; und wiederum sehr verschieden war die Art, wie der freie, wohlhabende Bürger seinen Tag hinbrachte, von der des kleinen, auf die Arbeit seiner Hände angewiesenen Gewerbetreibenden oder Landmannes.

Mit der heroischen Zeit können wir uns dabei sehr kurz fassen, um so mehr, als wir überhaupt keine ausreichende Vorstellung uns davon zu machen vermögen, wie der Vornehme — und nur von deren Leben erfahren wir ja aus Homer näheres — sich den Tag über beschäftigte, wenn er nicht im Kriege war, was freilich damals wegen der zahlreichen nachbarlichen Fehden und Raubzüge noch viel häufiger vorkommen mochte, als später. Schwerlich saßen die Fürsten und Edeln, obgleich es nach manchen Stellen des Dichters so scheinen könnte, stets beim gemeinschaftlichen Mahle, erquickten sich an reichlicher Speise und Trank und hörten den Liedern des Sängers zu. So viel auch offenbar die Heroenzeit von den Freuden des Mahles und dem Genuß des Weines gehalten zu haben scheint, so ist doch ein müßiggängerisches Wohlleben,

wie es die täglich auf fremde Kosten schmausenden Freier führen, nicht Sache des gefesteten und tüchtigen Mannes. Vielmehr widmete, wie wir es ja am alten Laertes sehen, der hochbetagt sich noch mit Gartenarbeit beschäftigt, der homerische Edle, der ja eigentlich nichts anderes als ein Gutsbesitzer im großen Stile war, weitaus den größten Teil seiner Zeit der landwirtschaftlichen Thätigkeit, verschmähte auch nicht, selbst dabei kräftig mit Hand anzulegen; daneben mochten dann die bereits damals gepflegten gymnastischen Übungen ihn nicht minder in Anspruch nehmen, als gelegentlich politische Pflichten, obgleich von solchen dazumal noch nicht viel die Rede war, die Teilnahme an den allgemeinen, das Interesse des Landes betreffenden Volksversammlungen u. dgl. m. Die große Masse des Volkes aber, welche den wenigen Mitgliedern des Adels gegenübersteht, beschäftigte sich wohl zum weitaus größten Teil mit Ackerbau und Viehzucht, zum kleineren mit Handwerk, welches in jener Zeit, wo man vieles von fremdher bezog; anderes im Hause selbst herstellte, noch wenig entwickelt war; alle aber hatten selbstverständlich im Kriegsfall als Vasallen dem Fürsten Heeresfolge zu leisten, was zur Folge hat, daß wir auch für die Friedenszeiten gewisse militärische Vorübungen der untern Volksklassen voraussetzen müssen. Sehen wir aber vom kriegerischen Leben ab, so erfahren wir aus Homer über das Leben dieser Schichten der Bevölkerung so gut wie gar nichts, über das der Edeln nur wenig; zumal die Schilderung des Lebens der Phäaken nur teilweise als Analogie zu damaligen griechischen Verhältnissen gefaßt werden kann, da der Dichter gerade dies Volk als besonders beglückt vor den andern darstellen will. Wir verlassen daher das nebelhafte Gebiet der Sage, um uns den Zeiten zuzuwenden, welche uns durch die Nachrichten der Schriftsteller in hellere Beleuchtung gerückt sind, obgleich auch da noch manche Lücken in unserer Kenntnis bleiben.

Es ist durch die Beschaffenheit unserer Quellen bedingt, daß auch in den historischen Zeiten es wesentlich das Leben in

der Stadt, und zwar in einer größeren oder der Hauptstadt des Landes ist, dessen Reflex uns in den Schilderungen der Schriftsteller entgegentritt. Wie heute noch die Lebensweise des Großstädtlers sich in manchen Punkten ganz wesentlich von der des Kleinstädtlers, noch bedeutend mehr aber von der des Landbewohners unterscheidet, so waren auch jedenfalls im Altertum bereits starke Kontraste, wenn auch vielleicht in etwas milderer Schärfe, als im modernen Leben, vorhanden. Und auch bei den größeren Städten wieder ergab der Charakter des Volksstammes nicht minder als der der Stadt selbst jedenfalls ebenso wesentliche Differenzen; ganz anders gestaltete sich wohl die Lebensweise des Bürgers einer großen Industrie- oder Handelsstadt, als an einem Orte, wo von Verkehr und Gewerbe weniger die Rede und das Hauptinteresse der Einwohnerschaft mehr der Landwirtschaft zugewendet war. Aber von alledem wissen wir, wie gesagt, sehr wenig; wir müssen uns daher hier mit einigen Andeutungen begnügen.

Am meisten geregelt und gewissermaßen nivelliert stellt sich uns die Lebensweise des spartanischen Bürgers dar, und zwar in Folge der bestimmten und strengen Anforderungen, welche der Staat an denselben stellte. Wie die Wohnungen durchaus einfach und bescheiden, wenn auch geräumig und weitläufig waren, so zeichnet sich auch sonst das Leben der Dorier durch Einfachheit der Sitten aus, obgleich freilich allmählich auch hier eine Verfeinerung der Lebensweise einriß, welche namentlich in den dorischen Kolonien oft bis zur Verweichlichung ging. Am strengsten blieb man noch längere Zeit hindurch in Lakëdämon selbst. Hier behielt man auch am längsten die altdorische Sitte der gemeinschaftlichen Mahlzeiten, der sogen. Syssitien oder Pheiditien bei: nicht in der Familie, mit Frau und Kindern zusammen, nahm der Spartaner sein Mahl ein, sondern mit andern, meist durch Geschlechtsverwandtschaft ihm nahestehenden Genossen. Es waren meist kleinere Gesellschaften von etwa fünfzehn Mann, welche sich zu diesem Behufe zusammenthaten; jeder gab seinen bestimmten Beitrag zu den Kosten des Mahles, und zwar theils

in Naturalien (vornehmlich Gerstengraupe, Wein, Käse, Feigen oder Datteln), theils in barem Gelde zur Beschaffung des Fleisches. Für letzteres lieferten jedoch daneben nicht bloß die häufigen Opfer, sondern auch die Jagd Material; denn es bestand der hübsche Brauch, daß die Teilnehmer, abgesehen von ihrem gesetzmäßigen Beitrag, auch hier und da eine Extragabe beisteuerten, bald irgend ein Wild, bald Weizenbrot an Stelle des sonst üblichen Gerstentuchens, bald Geflügel, junges Herdenvieh, Obst u. dgl. m., wie es gerade die Gelegenheit oder die Jahreszeit bot. Die berüchtigte „schwarze Suppe“, welche eine Hauptrolle bei diesen Mahlzeiten spielte, übrigens weniger eine Suppe, als eine konsistente Fleischspeise mit Brühe, war zwar ein ganz einfaches Gericht, dessen Bereitung keine besondern Anstalten erforderte, aber sicherlich nicht so schlecht, wie sie den verwöhnten Gaumen der Gourmands im übrigen Hellas erschien. Überhaupt haben wir uns diese gemeinschaftlichen Mahlzeiten zwar nichts weniger als üppig, aber auch nicht geradezu ärmlich zu denken; und wenn auch das reichliche Trinken nach dem Mahle, welches wir anderwärts verbreitet finden, in Sparta nicht üblich war, so stand doch für jeden Teilnehmer sein Becher mit gemischtem Wein auf dem Tisch und wurde ihm, wenn er leer war, vom Mundschenken immer wieder frisch gefüllt. Dabei ging es in diesen Männerkreisen froh und ungezwungen zu, man unterhielt sich ebenso von ernstern politischen und militärischen Dingen, als man auch dem Scherze sein Recht gönnte, und selbst Gesang war, wenn die Stimmung heiterer wurde, keineswegs ausgeschlossen. — Die Frauen aßen allein im Hause mit den kleineren Kindern und den Töchtern; die Knaben wurden, wenn sie aus der Pflege der Mutter heraus waren, zunächst von den Vätern in die Syssitien mitgenommen; dort saßen sie auf niedrigen Schemeln beim Vater und bekamen ihre kleinen Portionen von den der Jugend zuträglichen Gängen. Wenn sie aber älter wurden, so aßen sie, ebenso wie die Jünglinge, gemeinschaftlich in ihrer Schar oder Rotte.

Was sonst das tägliche Leben der Dorer anlangt, so ist bekanntlich bei keinem andern griechischen Stamme so sehr wie bei ihnen die mit Gelderwerb verbundene Händearbeit geringgeschätzt, ja verachtet worden; mit Handwerk oder Handel gab sich kein Spartiat ab. Trotzdem dürfen wir uns das Leben des Lakoniers nicht als ein reines Müßiggehen vorstellen; es gab noch hinreichend Gelegenheit zu anderweitiger Beschäftigung. Da waren die einen großen Theil des Tages ausfüllenden gymnastischen und kriegerischen Übungen; da war die auch nach Abschluß der Erziehung noch fortgesetzte Pflege der Musik; ferner war die Jagd ein bei den Doriern sehr beliebtes und namentlich auch wegen der damit verbundenen körperlichen Abhärtung geschätztes Vergnügen. Auch die Teilnahme an den staatlichen Institutionen erforderte Zeit, ebenso, wenn auch in minderm Grade, die Ausübung religiöser Gebräuche, wie Opfer, Chöre u. dgl. Dazu kam eine weitgehende Pflege der freilich wiederum allein auf die Männer sich beschränkenden Geselligkeit. In den meisten dorischen Städten gab es nämlich besondere Versammlungslokale, wie wir sie übrigens auch in Athen und anderwärts finden, sog. Pöthen; dort kamen namentlich die älteren Bürger zusammen, und da wurde von den mannigfaltigen Interessen, welche gerade an der Tagesordnung waren, behaglich geplaudert.

Wenden wir uns nunmehr nach Athen, wo die betreffenden Verhältnisse uns infolge der reicher fließenden litterarischen Quellen etwas deutlicher vor Augen liegen. Versuchen wir dabei, uns zunächst eine Vorstellung von der Stadt Athen selbst, wie sie in ihrer Blütezeit unter Perikles und später beschaffen war, zu machen. Da müssen wir denn sagen, daß wer etwa aus den Prachtbauten der Akropolis, aus den Tempeln, deren Reste zum Theil heute noch aufrecht stehen, und aus den sonstigen öffentlichen Bauwerken jener Zeit, bei denen weder im Material noch in der künstlerischen Ausschmückung gespart war, einen Rückschluß auf das Aussehen der eigentlichen Stadt selbst machen wollte, zweifellos sehr fehlgehen würde. Die meisten Privathäuser waren,

wie wir das schon an anderer Stelle dargelegt haben,\*) von außen durchaus einfach gehalten: meist im Erdgeschoß fensterlos, ohne kostbare Säulenvorhallen oder sonstigen Schmuck der Fassade und von geringer Höhe, selten zwei Stockwerke übersteigend. Von regelmäßiger Anlage der Straßen war in der ältern Zeit ebenso wenig die Rede, wie etwa bei uns im Mittelalter; und auch nach dem persischen Brande, als es galt, schnell für die zurückgekehrte Bevölkerung Wohnungen zu beschaffen, hatte man in Eile und ohne festen Plan die Stadt wieder aufgebaut. Erst in der Folgezeit ging man bei Straßenanlagen methodischer vor, wobei namentlich der um die Mitte des fünften Jahrh. lebende Milesier Hippodamos, der Reformator des antiken Städtebaues, von Einfluß war. Freilich konnte sein System, wonach beim Bau einer ganzen Stadt nach einem einheitlichen künstlerischen Gesamtplan verfahren wurde, dem eigentlichen Athen selbst nicht mehr zu gute kommen; wohl aber war ihm Gelegenheit geboten, desselbe bei dem unter Perikles ausgeführten Bau der zu Athen gehörigen, am Piräeus gelegenen Unterstadt zur Durchführung zu bringen, wo Hippodamos ein Netz gerader und breiter, sich rechtwinklig schneidender Straßen anlegte, in deren Mitte ein geräumiger, offenbar in Form eines regelmäßigen Rechtecks gebildeter Markt, der „hippodamische“ genannt, angelegt war. Das zu dieser Vorstadt gehörige Terrain war dazumal vermutlich noch spärlich bebaut; ob sonst der Staat bei diesen neuen Anlagen ein Expropriationsrecht hatte, wissen wir nicht. Indessen, wenn auch durch diese neuen Bauten, durch die aufblühenden Vorstädte, durch die zahlreichen öffentlichen Plätze, bei welchen Baumanpflanzungen und parkartige Anlagen nicht fehlten, der Charakter der Stadt im ganzen gegen früher bedeutend gewonnen hatte, so fehlte doch jedenfalls noch sehr viel, um sie, nicht bloß für einen modernen Menschen, sondern auch für einen Römer der Kaiserzeit komfortabel, wenn wir uns dieses unübersehbaren Fremdwortes bedienen dürfen, erscheinen zu lassen.

\*) Kunstgewerbe im Altertum II, 5 ff.



Vor allen Dingen ist von Pflasterung der Straßen keine Rede, ebenso wenig von besonderen Bürgersteigen; erst die Römerzeit kennt Straßenpflaster und Trottoirs, während das griechische Altertum sich mit chaussierten Straßen begnügte; es ist daher sehr natürlich, daß bei Trockenheit der Staub, bei Regenwetter der Schmutz vielen Anlaß zur Klage gab. Auch sonst hielt man nicht gerade auf Sauberkeit der öffentlichen Wege, schüttete vielmehr allerlei Küchenabfälle, Wasch- und Badewasser und sonstige Unreinigkeiten einfach auf die Gasse hinaus; Nachts machte man es sich sogar so bequem, Geschirre vom Fenster aus auf die Straße zu leeren, und wenn auch dabei „aus dem Wege!“ gerufen wurde, so mochte doch oft genug ein Unvorsichtiger auf seinem nächtlichen Heimweg dadurch zu Schaden kommen. Offizielle Straßenreinigung gab es auch nicht; man überließ es einem wohlthätigen Regen, all die Unsauberkeiten hinwegzuspülen. Wenn auch die mit Aufrechterhaltung der Ordnung in den Straßen betraute Behörde der Astynomen oder unter Umständen an ihrer Statt die die Marktpolizei ausübenden Agoranomen auf die Instandhaltung der Straßen zu achten hatten, auch berechtigt waren, Hauseigentümer, welche Schutt (und vermutlich auch andern Unrat) auf der Straße abgelagert hatten, zur Begräumung desselben zu zwingen, so beschränkte sich doch ihre Hauptthätigkeit wahrscheinlich darauf, daß die Straßen baulich in leidlichem Zustande blieben und daß namentlich, wenn festliche Prozessionen bestimmte Wege zu passieren hatten, diese in guter Beschaffenheit waren. Im allgemeinen aber hat ein neuerer Forscher\*) gewiß nicht ohne Grund es ausgesprochen, daß man, wenn man sich das Leben auf den Straßen Athens nach einem Bilde der Gegenwart veranschaulichen wolle, man weder an Florenz noch an München zu denken habe, sondern an Kairo oder Tunis.

Was das Innere der Häuser anlangt, so haben wir von der Dekoration derselben sowie von ihrer Ausstattung mit Mo-

\*) Nissen, Pompejanische Studien, S. 534.

biliar an anderer Stelle gehandelt;\*) hier haben wir daher nur einige Worte über Anlage und Einteilung der Wohnräume zu sagen. Freilich wissen wir hierüber gerade nicht sehr viel Bestimmtes; auch fanden bei der Einteilung selbstverständlich wesentliche Unterschiede statt, je nachdem es sich um ein bescheidenes Häuschen für eine kleine Familie oder um eine größere, mit zahlreichen Räumen versehene Anlage handelte. Von der auf die Straße hinaus führenden (und bisweilen sogar auch nach außen schlagenden) Hausthür, an welcher der Einlaß Begehrende mit dem Finger oder vermittelst eines Thürklopfers\*\*) anpochte, betrat man, wenn der thürhütende Sklave geöffnet hatte, in der Regel zunächst einen Hausflur, von welchem aus man entweder direkt oder durch eine zweite Thür nach einer offenen Säulenhalle, dem sog. Peristyl, gelangte, welches im Wohnhaus der historischen Zeit dem offenen Hofe des homerischen Palastes entsprach und seine Analogie findet im Atrium des römischen Hauses. Dieser in der Mitte unbedeckte, an den Seiten von Säulengängen umgebene Raum diente der Familie zum gewöhnlichen Aufenthalt; bisweilen wurde auch dort gegessen, und in der Regel fand sich dort auch der Altar des Zeus Herkeios. Ringsherum lagen Gemächer, deren Thüren und vermutlich auch Fenster nach dem Peristyl hinausgingen; denn da man zu ebener Erde keine Fenster auf die Straße hinaus anzubringen liebte, an den Seiten aber die Häuser meist an die Wand der Nachbarhäuser grenzten, so können die zu ebener Erde belegenen Räume in den meisten Fällen ihr Licht nur vom Peristyl her erhalten haben. Ein Teil der Gemächer war für die männlichen Mitglieder der Familie, ein anderer für die Frauen bestimmt; doch herrschte hinsichtlich dieser Einteilung offenbar keine feste Norm. War das Haus einstöckig und bedeckte es dabei einen größeren Flächenraum, so pflegten die Zimmer für die Männer direkt um das Peristyl, die für die Frauen aber hinter denselben zu liegen

\*) Kunstgew. im Altert. II, 6 ff. u. 29 ff.

\*\*) Ebb. S. 22.

und waren letztere von jenen durch eine besondere Thür und jedenfalls auch einen besonderen Korridor, durch den die Frauen ohne Durchschreitung der Männergemächer auf die Straße gelangen konnten, getrennt; war das Haus kleiner, so wurde es zweistöckig angelegt und die Frauenwohnung lag alsdann im oberen Stockwerk. Letztere Einteilung darf, wie es den Anschein hat, als das häufigere betrachtet werden; öfters wird darauf angespielt, daß die Frauen von den Fenstern des Oberstocks auf die Straße herabschauen, und ebenso sehen wir mehrfach Frauen auf Vasenbildern an höher gelegenen Fenstern abgebildet. Den Verschuß dieser Fensteröffnungen bildete, da man Glasscheiben in griechischer Zeit noch nicht kannte, entweder ein Gitter oder ein hölzerner Laden. Wo eine größere Sklavenschar vorhanden war, da schliesen, wie es scheint, die männlichen Sklaven in der Männer-, die weiblichen in der Frauenabteilung, falls nicht der Herr einzelnen Paaren das Zusammenleben gestattete. In größeren Häusern, welche eine Menge von Räumlichkeiten aufwiesen, dürfen wir nicht nur eigene Schlaf- und Speisezimmer, Gaststuben, Sklavenbehausungen, Vorratskammern und Arbeitsräume, Bibliothek, Badekabinett u. s. w. voraussetzen, sondern auch das Vorhandensein eines zweiten, inmitten der Frauengemächer belegenen Peristyls, sowie daran sich anschließender Gartenanlagen annehmen, ohgleich in Athen Blumengärten erst ziemlich spät (angeblich seit Epikur) üblich geworden sein sollen. — Im übrigen dürfen wir nicht glauben, daß im alten Athen jedermann sein eigenes Haus besaß. Konnte man auch schon zu sehr bescheidenem Preise ein eigenes Häuschen erwerben, wie uns das Beispiel des Sokrates zeigt, dessen gesamter, auf fünf Minen (393 Mark) taxierter Besitz auch ein Haus mit einschloß, so gab es doch eine große Zahl ärmerer Bürger, welche zur Miete wohnten; und namentlich war es der, wahrscheinlich mit besonderem Eingang versehene und bisweilen erkerartig über die Hausflucht vorspringende Oberstock, welcher vermietet wurde, während der Besitzer im Erdgeschosß wohnte. Solche große, viele Stockwerke hohe Miets-

fasernen, wie sie die Weltstadt Rom besaß, wird man freilich in dem Athen des klassischen Zeitalters nicht voraussetzen dürfen.

Auch über die Anlage von Küche und Abtritt sind wir nur spärlich unterrichtet. Jene lag wohl immer im Erdgeschoß und war sicherlich der einzige Raum des Hauses, welcher einen Rauchfang aufzuweisen hatte, da Heizungsanlagen in den Wohnräumen nicht bekannt waren; letzterer scheint, wie wir es auch in Pompeji und im modernen Stalien noch öfters finden, meist nahe bei der Küche belegen gewesen zu sein, jedoch von den bewohnten Räumen getrennt. An irgend welche hygienische Maßregel bei Anlage oder Reinigung dieser Orte wird man freilich kaum denken dürfen; ja wenn man den Komikern trauen dürfte, so hat es sogar den Anschein, als sei nicht selten, namentlich des Nachts, selbst die Straße als Ablagerungsplatz für dergleichen Unrat benutzt worden.

Für uns ist heutzutage bei unsern täglichen Beschäftigungen und Verrichtungen, nicht bloß bei unsern Berufspflichten, sondern auch für Mahlzeiten und Vergnügungen, die Stundenmessung ein unerlässlicher Faktor. Daran hielt man nun im griechischen Altertum nicht so streng fest, schon deswegen nicht, weil in der Regel die Mittel zur genauen Einteilung der Tageszeiten fehlten. Vor allen Dingen kannte man keine das ganze Jahr hindurch gleich langen, von Mitternacht bis Mitternacht gehenden Tage mit 24 gleich langen Stunden, sondern man unterschied Tages- und Nachtzeit, zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang liegend, und deren Länge wechselte begreiflicherweise mit der Jahreszeit. Innerhalb dieser beiden Hauptabschnitte machte man dann wiederum Unterabteilungen, die zunächst rein äußerlich bestimmt wurden: so unterschied man beim Tage die Morgenstunden (etwa 6—9, wenn wir die Äquinoktien annehmen), die Marktzeit (9—12), die Mittagszeit (12—3) und die Vesperzeit (3—6); in der Nacht die Abend- oder Lampenstunden (6—10), die Zeit um Mitternacht (10—2) und die Morgenfrühe (2—6.) Außerdem aber hatte man den Tag in

zwölf gleiche Abschnitte zerlegt, deren Länge selbstverständlich ebenfalls je nach der Länge des Tages verschieden war und zu deren Bestimmung man sich der Sonne bediente, die man demnach nur bei wolkenlosen Tagen, an denen es ja im Süden zum Glück nicht fehlt, erkennen konnte. Von diesen, in sehr alter Zeit (angeblich von den Babyloniern) erfundenen und bei den Griechen durch Anaximander (um 500 v. Chr.) eingeführten Zeitmessern ist der primitivste der Schattenzeiger, nichts als ein spitzer in die Erde gesteckter Stab, den auch eine Säule oder etwas derartiges ersetzen konnte und dessen mit dem Stand der Sonne wechselnde Schattenlänge den Maßstab für die Stundenberechnung abgab. Je nach der von Morgen bis Abend wechselnden Länge des Schattens war bei diesem Schattenzeiger eine, wenn auch freilich nur oberflächliche Zeiteinteilung möglich; nur konnte man damit nicht schlechthin einen und denselben Zeitpunkt für alle Tage des Jahres bestimmen, sondern mußte der mit den Jahreszeiten wechselnden Tageslänge dabei Rechnung tragen. Genau unserer Zeitrechnung entsprachen die durch den Schatten zu berechnenden zwölf Tagesteile nur zur Tag- und Nachtgleiche; dagegen waren diese Stunden, wenn wir sie so nennen dürfen, im Sommer länger und im Winter kürzer, als unsere Äquinoktialstunden. Eben daher erklärte es sich wohl auch, wenn uns für die Stunde der Hauptmahlzeit, welche man gewöhnlich um 5 oder 6 Uhr nachmittags hielt, bald ein siebenfüßiger, bald ein zehnfüßiger, bald ein zwölffüßiger, ja sogar ein zwanzigfüßiger Schatten angegeben wird; denn während um diese Zeit im Hochsommer der Schatten des Zeigers noch klein war, war er um die Äquinoktien herum von sehr bedeutender Länge, und um die Zeit des Wintersolstitiums aß man überhaupt wohl erst nach Sonnenuntergang. Leider reichen unsere Nachrichten nicht aus, um mit Sicherheit die Größe dieser Schattenzeiger, die ja sicherlich, um Mißverständnissen vorzubeugen, durchweg die gleiche war, zu bestimmen; die Annahme, daß der Zeiger ungefähr die Durchschnittsgröße der menschlichen

Figur gehabt habe, ja, daß man sogar seinen eigenen Schatten als Zeitmesser benutzt habe,\*) unterliegt starken Bedenken, auf die wir hier nicht näher eintreten können. Wahrscheinlich standen solche Schattenzeiger auf öffentlichen Plätzen, wo jeder mittelst der am Fußboden in Linien angegebenen Längenmaße sich orientieren konnte; in Privatwohnungen war die Aufstellung von Schattenzeigern nur möglich, wenn dieselben, was gewiß sehr selten war, größere freie Plätze hatten, zu denen die Sonne den ganzen Tag über ungehindert Zutritt hatte. — Übrigens erfand man später Vorrichtungen, durch welche das Unvollkommene, was in dieser Art der Zeitbestimmung lag, einigermaßen vermindert wurde, indem man auf dem Steinboden, auf welchem der Schattenzeiger stand, Linien eingravierte, welche es möglich machten, den Wechsel der Stundenlängen nach den Monaten wenigstens ungefähr zu erkennen; solches Liniennetz befand sich auch bei dem Obelisken, welchen Augustus auf dem Marsfelde errichtete und der als Schattenzeiger diente.

Anderer Art sind die erst später als die Schattenzeiger (angeblich von Aristarchos, um 270 v. Chr.) erfundenen eigentlichen Sonnenuhren, bei denen der Schatten eines in halbkreisförmigem Becken, auf welchem die Stunden des Tages durch Linien bezeichnet waren, befindlichen Stiftes die Tageszeit angab. Es gab davon drei Arten: 1) solche, welche für den Ort, an dem sie aufgestellt wurden, berechnet waren und nicht transportiert werden konnten, welche also die im Laufe des Jahres wechselnden Zwölftel des Tages angaben; 2) solche, die für den Transport eingerichtet waren und an verschiedenen Orten benutzt werden konnten; und 3) für Mathematiker bestimmte, welche Äquinotialstunden, wie wir sie heute haben, zeigten. Ob aber freilich diese drei Arten, die wir zur römischen Zeit in Gebrauch finden, auch den Griechen schon bekannt waren, muß dahingestellt bleiben.

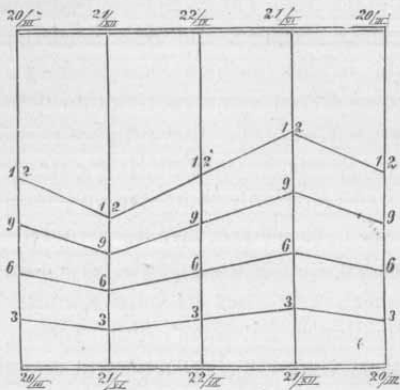
\*) Die letztangeführte Ansicht wird freilich in der mir während des Druckes zugegangenen Abhandlung von G. Wilfinger, Die Zeitmesser der antiken Völker, Stuttgart 1886, verteidigt.

Außerdem hatte man noch Wasseruhren, bei denen man wiederum zwei Gattungen unterscheiden muß. Die gewöhnliche Wasseruhr, bei welcher gleich unsern Sanduhren das in bekanntem Zeitraum erfolgende Abfließen einer bestimmten Wassermenge das Maß des Zeitabschnittes ergiebt, ist jedenfalls eine sehr alte Erfindung. Diese Uhr bestand aus einem von Thon oder Glas hergestellten Gefäße von der Form einer Amphora oder einer unten plattgedrückten Hohlkugel, welches von einer oben befindlichen Öffnung her mit Wasser gefüllt wurde, und aus einem zweiten, kratersförmigen Gefäße, über welchem das erstere so angebracht war, daß das Wasser daraus durch kleine siebartige Öffnungen langsam in den untern Behälter abfloß. Derartige Wasseruhren fanden sich wohl in den meisten Haushaltungen vor, sind jedoch keine eigentlichen Uhren, sondern lediglich Zeitmesser, durch welche man sich nicht über die Tagesstunde orientieren, sondern für bestimmte Zwecke irgendwelchen Zeitraum genau abmessen wollte. Ihre gewöhnlichste Anwendung fanden sie bei den Gerichtsverhandlungen, da die dem Redner vergönnte Zeit nach der Wasseruhr bemessen zu werden pflegte, dergestalt, daß man bei Unterbrechungen der Rede, wie sie durch Zeugnisaussagen, Verlesung von Aktenstücken und dergl. sich ergaben, den Ausfluß des Wassers hinderte und denselben wieder in Gang brachte, wenn der Redner in seinem Vortrage fortfuhr. Auch bei andern Gelegenheiten machte man von solchen Wasseruhren Gebrauch, wo es sich darum handelte, bestimmte Zeitmaße innezuhalten, was ja in jedem Haushalte bisweilen vorkommen mochte; ja eine Hetäre führte sogar den Beinamen „die Wasseruhr“ (Alepshdra), weil sie ihre Gunstbezeugungen danach zu regulieren pflegte. — Auf dem gleichen Prinzip beruhend, aber von anderer Art der Einrichtung sind dagegen die angeblich von Plato erfundenen und von dem Alexandriner Ktesibios vervollkommeneten Wasseruhren, vermittelt deren man einen größeren Zeitraum in einzelne gleiche Abschnitte zerlegen, also auch, was von besonderer Wichtigkeit war, die Stunden der Nacht messen

konnte. Diese Wasseruhren konnten erst konstruiert werden, als man imstande war, durchsichtige Glasgefäße von solcher Größe herzustellen, daß ein für zwölf Stunden und länger ausreichendes Quantum Wasser darin Platz hatte; am Glas war eine Skala graviert, welche die Zeitabschnitte oder Stunden der Wasserhöhe entsprechend kennzeichnete. Da aber die Länge der Nacht während des Jahres ebenso ab- und zunimmt, wie die des Tages, und demgemäß auch die Länge der Nachtstunden be-

ständig ab- und zunehmen mußte, so war ein etwas kompliziertes Netz der zur Bezeichnung der Stunden dienenden Linien notwendig: vier Vertikallinien bezeichneten die Stundenlänge der beiden Solstitien und der beiden Äquinoktien, so daß man an diesen Tagen den genauen Maßstab hatte; für die übrige Zeit mußte man sich freilich mit einer ungefähren Schätzung begnügen, bei welcher horizontale Kurven, welche die dritte, sechste, neunte und

Fig. 1.



Schema der Wasseruhr.

zwölfte Stunde einander verbanden, zur Unterstützung dienten. Vgl. das Fig. 1 abgebildete Schema, welches das auf dem Glasgefäß eingravierte Liniennetz in Projektion zeigt. Hierbei ist längster und kürzester Tag nach dem Breitengrad von Athen angesetzt, jener mit 14 St. 36 Min. 56 Sek., dieser mit 9 St. 14 Min. 16 Sek. Die Verbesserung des Ktesibios bestand darin, daß er über dem Wassergefäß ein Zifferblatt mit horizontalen Stundenlinien anbrachte, an welchem ein Metalldraht, der an einem auf dem Wasser schwimmenden Kork befestigt war, durch

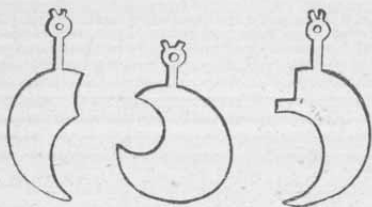


seinen bei zunehmendem Wasser immer höheren Standpunkt die Zeit angab. Von solchen Uhren konnte man natürlich auch am Tage, wenn die Witterung die Benutzung der Sonnenuhr nicht erlaubte, Gebrauch machen, nur war hierfür eine andere Skala, als für die Nachtuhren erforderlich. (Da der Unterschied der längsten Nacht vom längsten Tage und der kürzesten Nacht vom kürzesten Tage sehr unbedeutend ist, so konnte man allenfalls dieselbe Skala für Tages- und Nachtzeit benutzen, nur in umgekehrter Reihenfolge, wie Fig. 1 es andeutet.)

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der gewöhnlichen Tageseinteilung des athenischen Bürgers zu. — Für den Zeitpunkt, an welchem man sich vom Lager zu erheben pflegte, läßt sich selbstverständlich keine allgemein gültige Regel angeben; immerhin hat es den Anschein, als sei man in Athen ziemlich früh auf den Beinen gewesen, und nicht bloß die Handwerker begannen ihre Arbeit schon gleich nach Sonnenaufgang, sondern auch für die Schulen war ein so früher Anfang nichts ungewöhnliches. Die Morgentoilette nahm jedenfalls nicht viel Zeit in Anspruch. Beim Waschen ließ man sich von einem Sklaven das Wasser aus einem Krüge über dem Waschbecken übergießen und nahm dabei als Reinigungsmittel irgend welche Thonerde oder Lauge; Männer von sehr einfacher Lebensweise, wie Sokrates, besorgten ihre Waschung auch wohl an irgend einem der öffentlichen Brunnen. Das Frühstück war von bescheidener Art; es bestand in der Regel aus etwas ungemischtem Wein und Brot. Danach ging der Handwerker oder wer sonst einen bestimmten Beruf hatte, an seine tägliche Beschäftigung; der beruflose Bürger aber, wenn ihn nicht irgend etwas anderes, wie etwa Jagd oder dergl. abzog, benutzte die Morgenstunden, um Bekannte aufzusuchen, im Gymnasium den Leibesübungen obzuliegen, oder er ging wohl auch, falls er dies Geschäft nicht auf eine spätere Stunde verlegte, zum Friseur, um sich das Haar ordnen oder schneiden und den Bart stutzen resp. rasieren zu lassen. Was letzteres anlangt, so haben wir über das Auskommen dieser

Sitte schon oben gehandelt (Bd. I, S. 86); wir fügen hier in Fig. 2 noch die Abbildung einiger antiken Rasiermesser (aus Bronze) bei, die sich in ihrer halbmondförmigen Gestalt sehr wesentlich von unsern modernen unterscheiden. In den Baden eines Haarschneiders versetzt uns die niedliche Terrakottagruppe aus Tanagra, Fig. 3; ein ehrsamer Bürgermann, anscheinend in einen langen Frisiermantel gehüllt, sitzt hier auf niedrigem Schemel, während ein hinter ihm stehender, etwas untergesetzter Mann, vielleicht ein Sklave, ihm bedächtig mit einer Schere die Haare stutzt. Wie heute noch, wurde in den Barbierstuben die Pflege der Kopfschaare und des Bartes gleichmäßig besorgt, auch Verschneiden und Putzen der Nägel übernommen. Diese Lokale

Fig. 2.



Rasiermesser.

waren übrigens, wie auch heute in manchen Gegenden Italiens, namentlich im Süden, der „Salone“ des Haarschneiders, Sammelplätze für die Bürger, nicht bloß die Flaneurs, sondern überhaupt für alle, welche Neuigkeiten hören wollten. Die Friseure standen auch bereits im Altertum im

Rufe besonderer Schwachhaftigkeit; verkehrten doch bei ihnen täglich viele Leute, auch Fremde, welche Neuigkeiten mitbrachten und andere dafür eintauschen wollten. Es ist bekannt, daß die Nachricht von der Niederlage der athenischen Expedition in Sizilien zuerst in einer Barbierstube des Piräeus durch einen eben gelandeten Fremden, der sie dort erzählte, bekannt wurde.

Nahm alles dies etwa das erste Viertel des Tages in Anspruch, so war dagegen der zweite Abschnitt dem Besuche des Marktes gewidmet. Der Marktplatz diente nicht bloß seinem Hauptzweck als Verkaufsstätte, sondern war auch sonst der Ort, wo sich Bekannte trafen und Geschäfte erledigt oder neue verabredet wurden. Hier saßen die Wechsler und die größeren

Bankiers in ihren Buden oder Läden, hier waren schattige, mit bequemen Sitzplätzen versehene Hallen, unter denen man im Sommer den heißen Sonnenstrahlen entgehen konnte; ebenso fehlte es auch im Winter nicht an Gelegenheit, in den nahe dem

Fig. 3.



Haarschneider.

Markte belegenen Werkstätten etwas an Wärme zu profitieren. Es war eine sehr verbreitete Gewohnheit, daß man bei kühler Witterung sich in Badestuben, in Schmiedewerkstätten oder sonst an Orte begab, wo man darauf rechnen konnte, einen warmen

Ofen zu finden; zumal die Armen, welche nicht die Mittel dazu besaßen, daheim sich an einem Kohlenbecken oder am Herdfeuer zu erwärmen, drängten sich oft so eifrig an die Badeöfen heran, daß sie sich die Kleider versengten. Überhaupt war es ganz allgemeine Sitte, daß man in irgend eine Werkstatt oder einen Laden trat, um dort mit dem Besitzer oder andern dort befindlichen Besuchern zu plaudern, auch ohne daß man gerade die Absicht hatte, etwas zu kaufen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir den Sokrates bald bei einem Schuster, bald bei einem Bildhauer oder sonst einem Handwerker eintreten und mit ihm eine Unterhaltung beginnen sehen; diese Sitte war so verbreitet, daß man sich selbst Rendezvous in den Werkstätten gab, wie z. B. die Dekeleer, wenn sie nach Athen kamen, sich in einem bestimmten Barbierladen zu treffen pflegten.

Aber auch der Zweck des Einkaufens selbst führte die Männer auf den Markt; denn es bestand in Athen der seltsame Brauch, daß die Einkäufe für die Mahlzeit nicht von den Frauen mit ihren Mägden, sondern von den Männern besorgt wurden, welche von einem Sklaven begleitet in Person die nötigen Nahrungsmittel, namentlich aber die so beliebten Fische einkauften, für welche ein besonderer Markt bestand, dessen Anfang durch ein Glockenzeichen bekannt gegeben wurde. Allerdings scheint es später, im dritten Jahrhundert, nicht mehr für schicklich gehalten zu haben, daß der Hausherr selbst den Markteinkauf besorgte; wohlhabendere Häuser hatten überdies unter ihren Sklaven einen besondern „Einkäufer“, Agorastes genannt, welchem dies Geschäft oblag; auch Sklavinnen wurden damit betraut. Andere Einzelheiten des Marktlebens und Verkehrs übergehen wir hier, da wir derselben später an anderer Stelle eingehender gedenken werden.

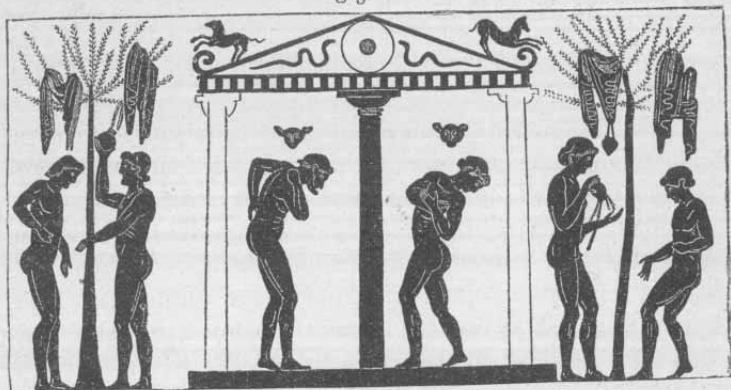
Um die Mittagsstunde pflegte der Markt zu Ende zu sein; dann ging man nach Hause und nahm da in der Regel eine kleine Mahlzeit ein, welche jedoch nicht die Hauptmahlzeit des Tages war, sondern mehr den Charakter eines zweiten Früh-

stücks oder des englischen Lunch trug. Freilich lag es ganz im Belieben eines jeden, wie er es damit halten wollte; während viele sich mit einfacher Kost, namentlich mit den Überresten der Hauptmahlzeit des vorigen Tages begnügten, ließen sich andere vom Koch eigens warme Speisen bereiten; und auf Sizilien und Großgriechenland, wo man auf reichliches und gutes Essen hielt, wurde aus diesem Imbiß sogar eine ganz reelle und substantielle Mahlzeit. Andere dagegen übergingen eben dieses Mittagsmahl auch wohl ganz und verlegten dann, um nicht zu lange fasten zu müssen, entweder das erste Frühstück auf eine etwas spätere oder die Hauptmahlzeit auf eine etwas frühere Stunde. Immerhin scheint ein nach beendigten Vormittagsgeschäften eingenommenes Frühmahl für den Wohlhabenderen das Gewöhnliche gewesen zu sein.

Für die Nachmittagsstunden lassen sich dann keine bestimmten Beschäftigungen nachweisen. Die einen großen Teil des Jahres über um diese Zeit herrschende Hitze nötigte meist, sich daheim zu halten; manche legten sich zu einem kleinen Mittagsschläfchen nieder, was aber keineswegs sehr allgemein war; Männer von ernsterem Streben mochten diese Stunden der Lektüre oder sonst einer geistigen Beschäftigung widmen, während Müßiggänger wohl auch am Nachmittage schon in den Würfel- und Trinkstuben oder wieder in den Barbierläden, Werkstätten u. s. w. herumlungerten; auch die Leschen, die eigens dem geselligen Beisammensein der Bürger gewidmeten Hallen, waren um diese Tageszeit vermutlich viel besucht. Zwischen den dritten und vierten Abschnitt des Tages fiel sodann häufig das Bad, als Vorbereitung auf die Mahlzeit. Die Sitte des täglichen warmen Badens hatte in Griechenland allerdings anfangs viel Anfechtung erfahren. Bei Homer finden wir warme Wannenbäder für gewöhnlich nur als Erholung nach längeren Reisen oder sonstigen Strapazen, sowie direkt zur Reinigung dienend; in der Folgezeit werden kalte Bäder, namentlich im Meer oder in Flüssen, als gesundheitsstärkend und nervenkräftigend empfohlen, dagegen galten

die warmen Bäder für verweichlichend. Trotzdem wurde der Brauch allgemein, vor der Hauptmahlzeit des Tages entweder im eigenen Badekabinett daheim oder in irgend einer öffentlichen Badestube ein warmes Bad zu nehmen. Wir haben bereits in Bd. I (S. 178 ff.) Gelegenheit gehabt, öffentliche Frauenbäder kennen zu lernen; ein gemeinschaftliches Männerbad führt uns das Vasenbild Fig. 4 vor Augen. In der Mitte ist der Baderaum, in den das Wasser aus zwei Tierköpfen einströmt; rechts und links sind Epheben, die bereits ihr Bad genommen haben, im Begriff,

Fig. 4.



Öffentliches Männerbad.

sich mit Öl zu salben. Die Einrichtung dieser öffentlichen Bäder ist uns aus den Schriftstellern oder aus noch erhaltenen Resten nur wenig bekannt. Sie waren auf jeden Fall nicht entfernt so umfangreich und so luxuriös ausgestattet, wie die Thermen der römischen Kaiserzeit; doch gab es auch in den griechischen Bädern Räume für warme, kalte und Schwitzbäder mit größeren Bassins oder kleineren Badebecken, aus denen man sich übergießen ließ, ferner Auskleidezimmer, Salb- und Ölgemächer u. dergl.; und je allgemeiner der Brauch wurde, sich stundenlang in diesen Anlagen aufzuhalten oder dieselben mit den Gymnasien in Verbin-

dung zu setzen, um so mehr dehnte sich ihr Flächeninhalt aus und nahmen sie an Luxus der Einrichtung zu. Inwieweit der Staat bisweilen Eigentümer solcher öffentlicher Badeanstalten war und für ihre Erhaltung Sorge trug, darüber haben wir keine genauen Angaben; doch war der Eintritt auch in den öffentlichen Badeanstalten keineswegs frei, vielmehr zahlte man ein, wenn auch nicht hohes Eintrittsgeld an den die Aufsicht führenden und mit seinen Gehilfen beim Baden Dienste verrichtenden Badediener, vielleicht weniger zur Deckung der Unterhaltungskosten, als für die Mühewaltung des Aufsehers. Dagegen mußten die Besitzer von Privatbädern selbstverständlich für die Benutzung derselben ein etwas höheres Eintrittsgeld nehmen, wenn sie nicht nur auf ihre Kosten kommen, sondern damit noch einen Gewinn erzielen wollten; es wird einmal ein Privatbad erwähnt, welches um 3000 Drachmen verkauft wurde, also dem Käufer einen entsprechenden Zinsvertrag abwerfen mußte, der eben nur durch Eintrittsgelder der Badenden erzielt werden konnte. Freilich pflegte die Sorge des Eigentümers und der Badediener nur auf das Bad selbst zu gehen, nicht aber sich auf die Bewahrung der Kleider der Badenden zu erstrecken; denn kein Diebstahl war im Altertum so verbreitet, als der in den Bädern. Wer ausreichende Dienerschaft hatte, pflegte sich daher einen Sklaven mitzubringen, welcher ihm die beim Bad gebrauchten Geräte, als Badetuch, Öfläschchen und Strigilis nachtrug und während des Bades die Kleider seines Herrn beaufsichtigte. — Je mehr die Sitte des täglichen warmen Bades zunahm, um so lebhafter pflegte es um die Stunde vor dem Mahle in den Baderäumen herzugehen. Man plauderte und scherzte, besonders munter Aufgelegte sangen sogar, obgleich das als unschicklich galt; in den zur Erholung nach dem Bade bestimmten Räumen wurde Astragalen oder Würfel oder Ball gespielt, sogar das Spiel des Kottabos (worüber unten näheres) wurde bisweilen in den Bädern vorgenommen, sodaß es scheint, als ob es später selbst nicht an Gelegenheit zum Weintrinken

dort gefehlt hätte, da zum Kottabos eben Wein notwendig dazu gehörte.

Gegen Sonnenuntergang resp. in der winterlichen Zeit nach demselben begab man sich zur Hauptmahlzeit entweder nach Hause oder zu irgend einem Freund, welcher sich Gäste geladen hatte. Im letzteren Falle pflegte dieselbe sich ziemlich lange hinzuziehen und es knüpfte sich dann meist noch ein bis in die Nacht hinein ausgedehntes Trinkgelage daran (s. hierüber den nächsten Abschnitt); nahm man das Mahl zu Hause mit Frau und Kindern ein, so war es in der Regel wohl bald beendigt, und man begab sich, zumal bei der Sitte des Frühaufstehens, alsdann wohl zeitig zur Ruhe, wenn nicht Berufsgeschäfte, Studien oder sonstige wissenschaftliche Arbeiten den einen oder andern noch bei der Nachtlampe wachhielten; denn die Stille der Nacht war nach dem Lärmen des Tages, welches bereits in alter Zeit dem heutigen geräuschvollen Treiben der südlichen Länder nicht nachgegeben haben wird, jedenfalls die günstigste Zeit zu ernstem Nachdenken, und Demosthenes hat bekanntlich seine Reden zum größten Teil nächtlicher Weile ausgearbeitet.

Zu diesen gewöhnlichen Geschäften des täglichen Lebens traten nun freilich noch allerhand andere Beschäftigungen theils ernster, theils unterhaltender Art hinzu. In der Zeit der höchsten politischen Entwicklung Athens, im fünften und vierten Jahrhundert, kostete die politische und richterliche Thätigkeit dem Bürger jedenfalls ein recht bedeutendes Quantum an Zeit. Selbst wenn er keines der zahlreichen, unentgeltlich zu verwaltenden Ämter bekleidete, noch im Rate der Fünfhundert, dem engern vorbereitenden Volksausschuß, saß, hatte er allein schon den regelmäßigen Volksversammlungen durchschnittlich vierzig Tage im Jahre zu widmen, wozu dann noch je nach Umständen die außerordentlichen Sitzungen hinzu kamen; hatte ihn außerdem das Los getroffen, Heliast, d. h. Mitglied des Volksgerichtshofes zu sein, so hatte er hiermit in dem Jahre, für welches er gewählt war, jedenfalls abgesehen von den



Sitzungen auch nicht wenig zu thun, um sich in den verschiedenen Prozessen und Klagen, bei welchen er sein Urtheil abgeben sollte, zu informieren, und wir wissen, namentlich aus Aristophanes, wie leidenschaftlich viele Bürger auf die Heliastenthätigkeit veressen waren und wie ihr ganzes Denken und Trachten bisweilen in diesem, nicht immer einen günstigen moralischen Einfluß ausübenden Treiben aufging. Bei vermögenden Bürgern kamen dann noch die sogenannten Liturgieen hinzu, d. h. persönliche Leistungen der Bürger, welche theils zur Unterhaltung des Volkes bestimmt waren, wie die Besorgung von szenischen oder chorischen Aufführungen, von gymnastischen Spielen, Fackelläufen u. dgl. m., theils auch wichtigen Staatszwecken dienten, wie die Ausrüstung eines Dreiruderers auf eigene Kosten. Diese Liturgieen legten den wohlhabenden Bürgern nicht nur zum Theil sehr beträchtliche, bei der Abnahme des athenischen Wohlstandes in der späteren Zeit für einen einzelnen gar nicht mehr erschwingliche Geldopfer auf, sondern nahmen auch ihre Zeit vollauf in Anspruch, da es sich ja nicht bloß um Hergabe der Geldmittel für den betreffenden Zweck, sondern auch um die Leitung und Oberaufsicht dabei handelte. — Eine weitere Abwechslung in das Einerlei des täglichen Lebens brachten die religiösen Feste, an denen der attische Kalender außerordentlich reich ist, und die damit verbundenen theatralischen und sonstigen Aufführungen, über die an anderer Stelle gehandelt werden wird.

Wer im Besitze eines Landgutes war, den führte, wenn er auch für gewöhnlich in der Stadt lebte, die Sorge um seinen Besitz doch wohl öfters hinaus; dazu kam, daß neben der Pflege der Landwirtschaft auch dem Vergnügen der Jagd und des Vogelfangs vielfach gefröhnt wurde. Namentlich erstere gehörte von jeher zu den beliebtesten Beschäftigungen der Griechen. Freilich war die Jagd im Altertum gar sehr von unserer heutigen verschieden, was theils auf dem großen Unterschied der modernen Feuerwaffen von den Jagdwaffen der Alten, theils auf dem sehr umfassenden Gebrauch beruht, den letztere von den Netzen mach-

ten, in welche man das Wild hineintrieb, um es dort zu erlegen. Solcher Netze bediente man sich fast für alle jagdbaren vierfüßigen Tiere, wobei die Stärke und Dichtigkeit der Maschen je nach dem Jagdobjekt ebenso verschieden waren, wie die Methoden der Aufstellung des Netzes. Man unterschied vornehmlich Sacknetze, welche sich hinter dem Wilde, wenn es bei der Jagd hineinlief, zusammenzogen, und Fallnetze, welche lose an gegabelten Stangen hingen und, wenn das Tier dagegen anlief, von den Stangen herunter und über das Tier fielen und dasselbe verwickelten. Ebenso gebrauchte man Schlingen als Fangmittel nicht bloß für Hasen und Füchse, sondern auch für größeres vierfüßiges Wild, wie Sauen und Hirsche. Es hängt mit dieser Art, das Wild erst zu treiben und dem Jäger zu stellen, zusammen, daß man von dem für größere Entfernungen berechneten Bogen bei der Jagd sehr wenig Gebrauch machte; vielmehr erlegte man die Tiere entweder mit dem aus geringer Entfernung geschleuderten, leichten Wurfspeer, oder, wenn das Wild dem Jäger sich gestellt hatte, mit dem Fangspeer, welcher vornehmlich bei der Saujagd zur Anwendung gelangte. Das Wild aufzusuchen, in die Netze zu treiben und zu stellen, lag den Hunden ob, auf deren Dressur die Alten sehr viel Mühe verwandten; ja die wichtige Rolle, welche der Hund in der Jagd bei den Griechen spielt, drückt sich darin am deutlichsten aus, daß im Griechischen der Jäger *Kynegoz*, d. h. „Hundeführer“, heißt. Gejagt wurden namentlich Eber, Hirsche, Hasen; auf Raubtiere, wie Wölfe, Schakale, wurde nur Jagd gemacht, wenn dieselben den Herden verderblich wurden, und größere Raubtiere, wie Löwen und Bären, gab es in den historischen Zeiten in Griechenland nicht mehr, obgleich für ihre Existenz in alter Zeit die mancherlei Sagen von Löwenkämpfen hinlänglich Zeugnis ablegen. — Der Vogelfang wurde vornehmlich mit Netzen, Schlingen, Fallen und Leimruten betrieben und gehörte, da Griechenland an jagdbaren Vierfüßlern nicht gerade reich war, ebenfalls zu den beliebten, nicht bloß um des Erwerbes willen betriebenen Beschäftigungen. Dagegen

scheint der Fischfang, bei welchem man sowohl Angel als Netze anwendete, niemals ein eigentlicher Sport geworden zu sein.

Daß es auch außerdem den Griechen an anderweitiger Unterhaltung und Abwechslung nicht fehlte, darauf ward schon mehrfach hingedeutet, wie namentlich auf den Besuch der Gymnasien, auf die Teilnahme an militärischen Übungen u. dgl. m. Auch der Besuch von Schenken und Spielstuben kam vor, obgleich bei weitem nicht in dem Umfange, in welchem derselbe heutzutage eine Rolle im täglichen Leben vieler Männer zu spielen pflegt. Man ging nicht in Schankwirtschaften, bloß um dort mit Bekannten zusammenzutreffen und bei einem Becher Wein behaglich zu plaudern; für gesellige Zusammenkünfte und Weingenuß boten ja die Symposien hinreichende Gelegenheit dar. Wer öffentliche Trinkstuben aufsuchte, der verfolgte dabei in der Regel noch andere Zwecke, zumal den, gefällige Mädchen und Würfelfumpane zu treffen, obgleich es für beides noch besondere Lokale, die oben besprochenen Bordelle und Spielhäuser, gab. Es ist daher begreiflich, daß der Besuch der Schenken als nicht anständig galt und daß ernste Männer, sowie Jünglinge von festen Grundsätzen denselben fern blieben; nur scheint auch hier die Sittenstrenge allmählich nachgelassen zu haben, und wenn es auch in Athen wohl niemals so arg wurde, wie in Byzanz, dessen Bewohnern man nachsagte, daß sie den ganzen Tag in den Kneipen lägen, so war es doch schon zu Ausgang des vierten und im dritten Jahrhundert v. Chr. sehr gewöhnlich geworden, daß namentlich junge Männer oder Leute aus den unteren Volksklassen sich in den Schenken und Spielhäusern herumtrieben.

Dagegen spielte das Reisen eine bei weitem geringere Rolle im Leben der Griechen, als in dem der modernen Menschen. Die Veranlassungen zum Reisen waren in alter Zeit fast allein geschäftlicher Art; der Kaufmann betrieb seinen Beruf ganz wesentlich als Seefahrer, der kleine Krämer als landsahrender Hausierer; in den heroischen Zeiten finden wir auch die Hand-

werker und fahrenden Sänger auf der Wanderschaft, und ebenso pflegten in den ersten Jahrhunderten der sich entwickelnden Kunst, zum Theil auch später noch, Bildhauer und Baumeister von weither berufen zu werden, um an irgend einem Orte im Auftrage des Staats oder sonst einer Behörde eine künstlerische Aufgabe auszuführen. Wer aber nicht dem Handels- oder Handwerkerstande angehörte, für den war die Veranlassung zum Reisen geringer; denn Kriegszüge, an denen es freilich nicht fehlte, kann man ja nicht zu den Reisen rechnen; eher könnten offizielle Gesandtschaften hierher gezählt werden, ferner die Wallfahrten zu irgend einer berühmten Kultusstatte oder der Besuch der großen Nationalfeste. Dazu kamen dann Reisen zu politischen oder wissenschaftlichen, besonders historiographischen oder ethnographischen Zwecken, wie sie Solon, Herodot u. a. machten, um fremde Völker, ihre Sitten und Gewohnheiten, Länder und Bauwerke kennen zu lernen, wozu in alexandrinischer Zeit auch noch Reisen in naturwissenschaftlichem Interesse traten. Dagegen ist es im griechischen Altertum niemals wie heute, Mode gewesen, fremde Länder wegen ihrer Naturschönheiten aufzusuchen, obgleich man deshalb noch keineswegs den Alten jegliche Empfindung für Naturschönheit absprechen darf. — Wie man in den heroischen Zeiten reiste, davon erhalten wir in der Odyssee ein anschauliches Bild; wir sehen, wie da der gewöhnliche Mann zu Fuß seine Straße zieht, während der Vornehme sich des mit Pferden oder Maultieren bespannten Wagens bedient; und daß letzteres selbst im gebirgigen Peloponnes möglich war, beweist uns, daß damals schon verhältnismäßig praktikable Fahrstraen dort existiert haben müssen. Nun haben es freilich die Griechen in ihrem Straßenbau niemals so weit gebracht, wie die Römer; am besten unterhalten wurden allem Anschein nach diejenigen Straßen, welche zu den großen Nationalheiligtumern führten, wo für Anlage in den Felsboden gemeielter Gleise, von Ausweichstellen, Ruheplazen u. s. w. gesorgt war. Daß aber dies keineswegs von allen Wegen gelten und daß man überhaupt nicht ein wohlgepflegtes, vielverzweig-

tes Straßennetz für das alte Griechenland annehmen darf, wie es die praktischen Römer überall, wohin ihre Legionen kamen, anlegten, das kann man wohl daraus schließen, daß man in den historischen Zeiten allem Anschein nach verhältnißmäßig wenig zu Wagen reiste. Bei größeren Reisen, namentlich wenn Frauen mit dabei waren, bediente man sich allerdings der Wagen, theils größerer vierrädriger, welche unter Umständen auch zum Übernachten benutzt werden konnten, theils kleinerer zweirädiger Karren. Sonst aber machten Männer ihre Reisen meist zu Pferd oder auf einem Maultier, und sehr häufig auch ganz und gar zu Fuß, wobei ein oder mehrere Sklaven das für die Reise nötige Gepäck, namentlich Decken, Kleider, Geschirr u. dgl. nachtrugen.

War man bei mehrtägigen Reisen unterwegs zur Einkehr genötigt oder hielt man sich an einem fremden Orte auf, so half in den älteren Zeiten dafür die weitverbreitete, schöne Sitte der Gastfreundschaft aus, welche gebot, jeden Fremdling als einen Schützling des Zeus zu betrachten; und wenn diese Sitte auch später in diesem allgemeinen Umfange sich nicht mehr erhalten konnte, so blieb doch ein Rest davon noch darin bestehen, daß viele Leute mit Männern in anderen Städten einen Gastfreundschafts-Vertrag, der sich meist auch auf die Nachkommen vererbte, abschlossen, wodurch sie sich gegenseitig verpflichteten, bei etwaigen Besuchen Mitglieder der einen oder anderen Familie in ihrem Hause aufzunehmen und das Gastrecht an ihnen auszuüben; irgend ein vorher verabredetes Erkennungszeichen, ein Täfelchen, ein in zwei Hälften zerbrochener Ring oder dergleichen diente in solchen Fällen als Legitimation des Fremden. Es kam auch vor, daß ganze Ortschaften unter einander in ein solches gastfreundliches Verhältnis traten oder daß sogar ein einzelner reicher Mann der Gastfreund einer fremden Gemeinde war und Angehörigen derselben, wenn sie nach seiner Heimat kamen, Unterkunft bot. Freilich gingen die Leistungen des Gastfreundes nicht immer so weit, daß derselbe dem Fremden neben der Wohnung auch die vollständige Verpflegung gewährte; häufig begnügte man sich mit

der Darbietung des Logis, der für die Lagerstätten notwendigen Decken und der Benutzung des Feuers, da solches zu beschaffen sonst nicht so leicht war, ließ aber im übrigen den Fremden, wenn er Dienerschaft mitgebracht hatte, für sich selbst sorgen; allenfalls kamen dann noch einige Gastgeschenke, welche man ihm zuschickte, als Extragabe hinzu. Immerhin konnte die Sitte der Gastfreundschaft nicht ausreichen, um allen Reisenden Obdach zu gewähren; daher entstanden denn namentlich in großen Handelsstädten, an Hafenplätzen und Wallfahrtsorten; in Delos, Delphi, Olympia u. s. w., Wirtshäuser, welche Fremde gegen Bezahlung aufnahmen. Diese Herbergen trugen freilich sehr verschiedenen Charakter; manche Gasthäuser enthielten, wie es scheint, bloß Zimmer und einiges Mobiliar, zumal Bettstellen, während der Fremde seine Betten und Decken selbst mitbrachte und ebenso für seine Beköstigung selbst sorgen mußte; andere waren nebenbei Kost- und Schankwirtschaften oder auch Bordelle, und es ist, bei dem schlechten Ruf, in dem solche Häuser mit Recht standen, begreiflich, daß der Stand der Schenk- und Gastwirte im griechischen Altertum im allgemeinen als ein verächtlicher galt. Der Aufenthalt in diesen Wirtshäusern mag auch kein sehr angenehmer gewesen sein; nicht nur, daß die Wirte die Reisenden häufig übervorteilten, weshalb es Brauch war, über alle einzelnen Bedürfnisse mit ihnen im voraus zu affordieren: es gab auch Herbergen, welche als Schlupfwinkel von Räubern und Hehlern dem Einkehrenden gefährlich werden konnten. Auf eine unschuldigere, aber auch nicht gerade angenehme Beigabe, deren sich bekanntlich auch die heutigen Gasthöfe im Süden noch erfreuen, deutet Aristophanes hin, wenn in den „Fröschen“ der nach dem Hades reisende Dionysos sich nach denjenigen Gasthäusern erkundigt, in denen das wenigste Ungeziefer wäre. — Dagegen war man unterwegs mit Paßscherereien nicht geplagt; nur wenn die Stadt, wohin man sich begab, im Kriegszustande war oder man im Kriege feindliches Land zu passieren hatte, bedurfte man einer Legitimation. Aber in solchen Zeiten zu reisen war überhaupt

wohl nicht ratsam, da die an und für sich keineswegs sehr große Sicherheit der Straßen alsdann durch herumstreifende Söldner oder Marodeurs noch erheblich mehr gefährdet wurde. — Einer Visitation des Gepäcks mußte sich der Reisende unter Umständen auch unterziehen. Die Staatsbehörden pflegten die Erhebung der Zölle an Privatunternehmer zu verpachten, und diese hatten daher das Recht oder nahmen es sich wenigstens, die Reisenden, wenn Verdacht da war, daß dieselben zollpflichtige Waren einschmuggeln wollten, anzuhalten und ihr Gepäck zu durchsuchen, was bisweilen sogar soweit ging, daß mitgeführte Briefe erbrochen wurden.

---

wohl nicht ratsam, da die an und für sich keineswegs sehr große Sicherheit der Straßen alsdann durch herumstreifende Söldner oder Marodeurs noch erheblich mehr gefährdet wurde. — Einer Visitation des Gepäcks mußte sich der Reisende unter Umständen auch unterziehen. Die Staatsbehörden pflegten die Erhebung der Zölle an Privatunternehmer zu verpachten, und diese hatten daher das Recht oder nahmen es sich wenigstens, die Reisenden, wenn Verdacht da war, daß dieselben zollpflichtige Waren einschmuggeln wollten, anzuhalten und ihr Gepäck zu durchsuchen, was bisweilen sogar soweit ging, daß mitgeführte Briefe erbrochen wurden.

## VI.

## Mahlzeiten, Trinkgelage und gesellige Unterhaltungen.

Wir haben schon im vorhergehenden Abschnitte erwähnt, daß man in Athen und wahrscheinlich auch im übrigen Griechenland (nur betreffs Spartas erscheint es als fraglich) die Hauptmahlzeit des Tages auf den Abend zu verlegen pflegte. Das gilt von der homerischen Zeit freilich noch nicht; da fällt die Hauptmahlzeit auf die Mittagsstunde und der zu Abend genommene Imbiß ist von geringerer Bedeutung. Überhaupt weist die heroische Zeit auch in anderer Hinsicht noch manchen Unterschied in den Sitten bei den Mahlzeiten auf. Besonders abweichend von der spätern Zeit ist der Brauch, daß man beim Essen nicht lag, sondern auf Stühlen saß; und zwar nicht alle Teilnehmer um eine große gemeinschaftliche Tafel herum, sondern jeder hatte sein kleines Tischchen vor sich, auf welches ihm die aufwartenden Diener die auf einem besonderen Anrichtetisch bereits zerschnittenen und verkleinerten Speisen vorsetzten. Auch darin finden wir eine abweichende Sitte, daß die homerischen Helden zwar, entsprechend dem wesentlich auf sinnliche Genüsse beschränkten



Kulturzustand jener Zeit, auf reichliches Essen und Trinken bedeutenden Wert legten und daß daher beim Mahle auch die Becher stets gefüllt zu kreisen pflegten, daß aber jene in der Folgezeit üblichen, eigentlichen Trinkgelage, welche auf die Mahlzeit folgten und bei denen das Trinken in der Regel der alleinige Zweck war, in der heroischen Zeit noch unbekannt sind.

Wenn wir nun die Mahlzeiten der historischen Zeit, und zwar vornehmlich in Athen, näher betrachten, so müssen wir vorausschicken, daß es sich für uns dabei vornehmlich um größere gemeinschaftliche Mahlzeiten, wie sie unter Männern sehr häufig stattfanden, handelt, nicht aber um das gewöhnliche Familienmahl, wie es der Hausherr im Kreise der Seinigen einzunehmen pflegte. Denn wie es bei letzterem herging, davon erfahren wir nur wenig; am meisten noch aus den Bildwerken. Auf griechischen Grabreliefs begegnet uns sehr oft, von der klassischen bis in die Kaiserzeit hinein, die Darstellung des Familienmahles, wobei wir den Hausherrn auf seiner Kline gelagert sehen, zu seinen Füßen auf dem Lager sitzend die Hausfrau; denn die gute Sitte erlaubte den Frauen nicht, beim Mahle gleich den Männern auf der Kline zu liegen, und wo wir auf Bildwerken Frauen in der That auf den Speisefoß neben den Männern gelagert finden, da können wir sicher sein, daß es Hetären sind, für welche die Fesseln des Anstandes nicht existierten. Die Kinder des Hauses pflegten auf Stühlen am Tisch zu sitzen. In der Regel aber nahmen Frau und Kinder nur im engsten Familienkreise an der Mahlzeit teil; waren Gäste eingeladen, so speisten sie in den Frauengemächern für sich allein, und nur bei einigen wenigen Gelegenheiten, namentlich bei Hochzeiten und Familienfesten, durften auch die Frauen im Kreise der Männer erscheinen.

Die Sitte der gemeinschaftlichen Mahlzeiten\*) mit nur männlichen Teilnehmern war im Altertum bei weitem ver-

\*) Zusammenstellung des Wichtigsten in der (neugriechischen) Abhandlung von Anastasios Maltos, Über die Symposien der alten Hellenen. Athen 1880.

breiteter, als heutzutage; denn diese Mahlzeiten ersetzten den Griechen nicht bloß unsere Gesellschaften und sonstigen geselligen Zusammenkünfte, sie gaben auch, zumal infolge der sich meist daran anschließenden Trinkgelage, den Männern Gelegenheit, in fröhlichem Beisammensein beim Becher sich über ernste und heitere Dinge behaglich auszusprechen, da der Wirtshausbesuch, welchem heute meistens diese Aufgabe zufällt, im Altertum, wie oben erwähnt, für unpassend galt. Zunächst fehlte es schon nicht an allerlei festlichen Anlässen, bei denen man zu gemeinschaftlichem Schmause zusammentam; ein öffentliches oder häusliches Opfer war hierfür ein sehr gewöhnlicher Anlaß, schon weil das Fleisch des Opfertieres, von welchem ja in der Regel nur die Eingeweide verbrannt wurden, auf diese Weise die beste Verwendung fand; ferner Geburtstage, Totenfeiern, Siege in irgend welchem Wettkampf oder Spiel, die Abreise oder Ankunft eines Freundes u. s. w., all das pflegte man durch „Zweckessen“, wenn wir diesen modernen Ausdruck dafür gebrauchen dürfen, zu begehen, ganz abgesehen von den großen öffentlichen Volksmahlzeiten, welche freilich schon wegen der Menge der Teilnehmer und weil die Bewirtung, deren Kosten die Behörde trägt, meist einfacher ist, einen ganz andern Charakter tragen, als jene in der Regel nur in kleineren Kreisen von 6—9 Personen stattfindenden privaten Mahlzeiten. Abgesehen davon aber, daß ein einzelner seine Freunde oder Verwandten zu sich einlud und ihnen auf seine Kosten einen Schmaus gab, war auch die Sitte des Picknicks sehr verbreitet; nicht bloß in der Weise, daß jeder der Teilnehmer, welche sich zu diesem Zwecke zusammengethan hatten, die in seinem Hause bereiteten Speisen in Körben in die Wohnung dessen schickte, welcher dafür seine Räumlichkeiten hergab, sondern noch häufiger war es, daß jeder einen bestimmten Geldbeitrag zahlte und davon die Kosten des Mahles, welches im Hause eines der Teilnehmer oder auch bei einer gefälligen Hetäre eingenommen wurde, bestritten wurden; wie es dabei mit dem Weine gehalten wurde und ob auch dieser mit von dem Beitrage bezahlt wurde,

ist nicht überliefert. Überhaupt aber herrschte in der Zeit des fünften und vierten Jahrhunderts in bezug auf Bewirtung der Freunde ein zwangloser und gemüthlicher Verkehrston; ohne Zeremonie forderte man einen Freund, welchem man am Vormittag auf dem Markte oder sonst wo begegnete, auf, am Abend sich beim Mahle einzustellen, und nahm es auch weiter nicht übel, wenn der Geladene ablehnte; war ein Geladener zur bestimmten Stunde nicht da, so fing man ohne ihn zu speisen an und machte dem später kommenden daraus ebensowenig einen Vorwurf, wie dieser seinem Wirt es verdachte, daß er ohne ihn zu speisen begonnen hatte; auch war es ganz gewöhnlich, daß man auch ungeladen bei einem Freunde, sei es zur Mahlzeit, sei es erst nachher beim Symposion erscheinen durfte, und ein bekanntes Sprichwort sagte:

„Ungeladen auch gehen die Wadern zum Mahle der Wadern.“

Nur kam es bisweilen vor, daß Schmarozer, zumal die gefürchteten, jeden Bratenduft witternden Parasiten, einen übermäßigen Gebrauch von dieser Gastfreiheit machten oder auch Persönlichkeiten sich einstellten, welche nicht in den Freundeskreis paßten und die Gemüthlichkeit zu stören drohten, weshalb denn der thürhütende Sklave auch wohl den Auftrag erhielt, bestimmte Personen mit irgend welcher Ausrede, wie etwa: „der Herr ist nicht zu Hause“ oder „er sei bereits zur Ruhe gegangen“ abzuweisen.

Der gewöhnliche Verlauf bei einem derartigen Männermahle war nun ungefähr folgender. Die geladenen Gäste, welche nach gewöhnlichem Brauch vorher noch ein Bad genommen hatten, nahmen zunächst sitzend auf den für sie bereitstehenden Klineu oder Speisesofas\*) Platz. Die Sklaven, entweder die des Hausherrn oder auch wohl ihre eigenen, da man häufig seinen Diener zum Hause des Gastgebers mitbrachte und sich von demselben auch bei der Tafel bedienen ließ, nahmen ihnen die Sandalen

\*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 46.

oder Schuhe ab; und da auf dem Wege der Staub der Straße die durch die Sohlen nur wenig geschützten Füße in der Regel wieder beschmutzt hatte, so ließ man sich dieselben erst noch einmal von dem Sklaven abwaschen, was um so notwendiger erschien, als man ja beim Liegen die Füße auf die mit oft recht wertvollen Teppichen bedeckten Lagerstätten hinaufzog. Hier auf lagerte man sich, und zwar nahmen meist zwei Gäste auf einem Sofa Platz; doch zeigen die Denkmäler häufig auch drei und noch mehr Personen auf einem einzigen Lager beisammen liegend, und man kann nicht überall mit Sicherheit ausmachen, ob der Künstler dabei sich an wirklichen Brauch angeschlossen oder willkürlich änderte. Beim Liegen stützte man sich mit dem linken Ellbogen auf ein oder mehrere im Rücken liegende Kissen; den rechten Arm behielt man frei, um damit die Speisen vom Tisch zu langen und zum Munde zu führen; doch nahm man Teller, Schüsseln, Becher u. dgl. auch in die linke Hand. Erst wenn die Teilnehmer sich gelagert und in einem dargereichten Waschbecken die Hände gewaschen hatten, wurden die kleinen dreifüßigen Speisetische\*) hereingetragen, welche durchweg etwas niedriger als die Sofas waren. Auf diesen wurden die Speisen in Schüsseln oder Tellern aufgesetzt, und zwar schon vorher zerschnitten; denn Gabeln zum Gebrauch bei Tische kannte man nicht, nur in der Küche bediente sich der Koch zum Zerlegen der Speisen der Gabel und des Messers, während der Speisende entweder mit den Fingern oder mit einem Löffel, dessen Stelle auch wohl ein ausgehöhltes Stück Brot vertreten mußte, die Speisen aufnahm und nur ausnahmsweise sich eines Messers bediente.\*\*\*) Tischtücher und Servietten kennt man nicht; die Stelle der letzteren vertrat weicher Brotteig, an dem man sich die Finger trocken rieb. Doch wurde bei größeren Mahlzeiten bisweilen zwischen den einzelnen Gängen wiederum Wasser zum Händewaschen nebst

\*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 54.

\*\*) Ebd. S. 111 ff.

einem Handtuch herumgereicht, und regelmäßig geschah dies, wenn die Mahlzeit beendet war. Die Sitte, die Finger beim Essen zu gebrauchen, machte das ganz unerlässlich.

Was die Speisen anlangt, so scheint eigentlicher Tafel-luxus nicht nur in Sparta, wo man in dieser Hinsicht besonders einfach war (s. Bd. I, S. 199), sondern auch in Athen viel weniger allgemein gewesen zu sein, als in manchen anderen griechischen Staaten, z. B. in Thessalien und vornehmlich in Sizilien und Großgriechenland. Dort freilich war die Gastronomie in hohem Grade ausgebildet und es gab sogar Bücher, in denen die verschiedenen Gattungen der Braten und Ragouts, der Fische und Mehlspeisen u. s. w. in poetischer Form bald mit lustigem Humor, bald mit ernster sachgemäßer Vertiefung behandelt wurden. Dagegen waren die Böotier verrufen wegen ihrer weniger auf Feinheit und Auswahl, als auf große Quantität der Speisen gerichteten Gefräßigkeit, so daß man scherzhaft sagte, in Theben habe jeder seinen eigenen Düngerhaufen vor seinem Hause. Im Gegensatz hierzu waren, wie gesagt, in Athen zur klassischen Zeit die Mahlzeiten meist einfach und bescheiden. In den verschiedenen Schilderungen von Gastmählern, welche uns litterarisch erhalten sind, wird von der Küche des Hauses nie gesprochen; und wie schlicht man z. B. bei Plato speiste, darauf deutet die etwas boshafte Bemerkung hin, die man hierüber gemacht hatte: wer bei Plato zu Abend gespeist habe, der sei sicherlich am nächsten Morgen recht wohl und gesund.

Vom Fleisch aß man zunächst das der Haustiere, welche auch als Opfertiere dienten, also vornehmlich von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen; namentlich Schweinefleisch war sowohl im gebratenen Zustande als eingesalzen oder geräuchert sehr beliebt und wurde auch zu Wurst verarbeitet. Die Alten kannten schon mannigfaltige Wurstarten (finden wir doch bereits bei Homer als beliebtes Gericht die „Magenwurst“), ja selbst die Verfälschung der Würste durch eingehacktes Hunde- oder Eselsfleisch ist keine Erfindung der Neuzeit. Von Geflügel aß

man besonders Hühner, Enten, Gänse, Wachteln und zumal viel wilde Vögel, als Rebhühner, Wildtauben u. s. w.; mit größter Vorliebe aber Drosseln, welche einen beehrten Leckerbissen des Vogelmarktes bildeten, wo die spikbübiſchen Händler ihnen Luft einbliesen, um sie fetter und ansehnlicher erscheinen zu lassen. Vom Wildpret sind die Hasen weitaus das beliebteste Gericht, dessen sehr häufig gedacht wird; ja das Sprichwort „unter lauter Hasenbraten leben“ hatte ungefähr denselben Sinn, wie wenn wir von dem Lande sprechen, wo einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. — Ferner wurden sehr viel Fische gegessen. Während die homerische Zeit daran noch gar keinen Geschmack fand, entwickelte sich später gerade auf diesem Gebiete eine besondere Gourmandise. Als Delikatesse galten die oft erwähnten Aale vom Kopaissee, die in Athen die Lieblinge aller Feinschmecker waren. Sonst freilich schätzte man die Seefische höher als die Süßwasserfische, und die uns genannten Arten, welche auf die mannigfaltigste Weise zubereitet wurden, sind zahllos. Der unerschöpfliche Reichtum des nahe gelegenen Meeres gestattete auch den Armen, sich daran nach Herzenslust zu sättigen; vornehmlich bildeten die im phalerischen Hafen gefangenen, zarten Sardellen, welche billig und dabei sehr schnell zuzubereiten waren, eine Hauptnahrung der athenischen Bevölkerung. Dazu kamen aber außerdem noch unendliche Massen gesalzener und geräucherter Fische, welche in den großen Räucheranstalten des schwarzen Meeres und an den Küsten Spaniens bereitet und durch den Handel nach Griechenland geführt wurden. Diese gesalzenen Thunfische, Heringe u. s. w. waren ebenso wohlschmeckend als wohlfeil und daher als Volksnahrungsmittel ungemein verbreitet; im Haushalt des Wohlhabenderen kamen noch die feineren Sorten, die mancherlei Fischsaucen, Kaviar, Austern, Schildkröten u. dgl. hinzu, um die Reichhaltigkeit der Speisekarte zu erhöhen und selbst verwöhnte Gaumen zu befriedigen.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln müssen wir an erster Stelle des Brotes und des Breies gedenken. Die

hiersfür vornehmlich verwandten Getreidearten waren Weizen und Gerste, weiterhin Spelt; Roggen wurde in Griechenland nicht gebaut und Roggenbrot galt für eine Barbarenspeise. Man bereitete Brot wesentlich aus Weizen, und zwar je nach dem größeren oder geringeren Zusatz von Meie und der feineren Qualität des Mehles in weißer oder schwärzerer Ware. Aber im gewöhnlichen Volke wurde nicht viel Weizenbrot gegessen; für die ärmere Bevölkerung bildete das hauptsächlichste tägliche Nahrungsmittel ein Gerstenbrei (Maza genannt), welcher in seiner einfachsten Gestalt ein aus Gerstenmehl bereiteter, in einer Form getrockneter Teig war, welchen man beim Genießen mit Wasser anfeuchtete und auflöste, von dem es aber auch zahlreiche andere, bessere Sorten mit allerlei würzenden Zuthaten gab. Dieser Brei hatte offenbar viel Verwandtschaft mit der heut im Süden gebräuchlichen Polenta, kam aber in wohlhabenderen Häusern schwerlich auf den Tisch. — Von sonstiger Zerkost sind zu nennen allerlei Blattgemüse und Salate, Spargel, Kettige, Schwämme, Muß von Linsen, von Erbsen, Lupinen u. dgl.; diese Hülsenfruchtgerichte gaben besonders eine derbe, sättigende Hausmannskost und wurden daher auch von ambulanten Garköchen feilgehalten und heiß vom Feuer weg um ein Billiges an die Ärmeren verkauft. Auch die heut noch bestehende Vorliebe des Südländers für Zwiebeln und Knoblauch, die zumal in rohem Zustande eine beliebte Zuspise zum Brote abgeben, findet sich bereits im Altertum vor. Sonst nahm man zum Würzen der Speisen, abgesehen von Salz, Pfeffer und Essig, verschiedene Zuthaten, als Sesam, Koriander, Kümmel, Senf zc., auch das sehr hoch geschätzte, aber freilich teure Silphion, welches von Kyrene eingeführt wurde, aber bereits zu Anfang der christlichen Zeit ausgestorben war. Gekocht wurde mit Olivenöl.

Für den Nachtiß endlich, welcher bei größeren Dinern eine wichtige Rolle spielte, nahm man Käse (Butter war als Nahrungsmittel nicht gebräuchlich), allerlei Obst und Kuchen.

In Kuchenwaren zeichnete sich Athen besonders aus, weil der vorzügliche hymettische Honig ein treffliches Material dafür bot; die griechischen Kuchenbäcker verstanden sich nicht nur auf die mannigfachsten Gattungen süßer Backwaren, sondern gaben denselben auch allerlei Formen von Tieren, Menschen und andern Dingen.

Daß man bei Tisch gar nicht getrunken habe, ist eine viel verbreitete, aber unhaltbare Meinung. Schon die große Menge gesalzener oder sonst scharf gewürzter Speisen, die wir unter den griechischen Gerichten finden, und die notwendig Durst erzeugen mußten, läßt diese Hypothese unglaublich erscheinen. In der That weisen auch verschiedene Schriftstellen darauf hin, daß man auch beim Mahle trank; nur geschah dies, im Gegensatz zu dem auf das Mahl folgenden Symposion, in ganz bescheidenem Maße, indem man hier und da einen Schluck ungemischten Weines zum Essen nahm, soviel gerade nötig war, um den Durst zu löschen. Auf alle Fälle nahm man zum Schluß des Mahles, wenn der letzte Gang aufgetragen worden war, einen Schluck gemischten Weines, dem „guten Geist“ zu Ehren. Dann wurden die Tische weggenommen, und wenn kein Trinkgelage folgte, erhob sich die Gesellschaft, nachdem man sich nochmals die Hände gewaschen, von den Lagern. Für gewöhnlich aber schloß sich an das gemeinschaftliche Mahl noch das Symposion an, zu dessen Betrachtung wir nunmehr übergehen.

Der Gang des Symposions war in der Regel folgender. Die aufwartenden Diener trugen an Stelle der größeren, beim Mahle benutzten Tische kleinere, ebenfalls dreifüßige, aber mit runder Platte versehene Tischchen herbei, auf welchen teils die Trinkbecher, Schalen und Kühlgefäße, teils Teller mit allerlei als Dessert dienenden und durstreizenden Kleinigkeiten, pikanten Pastetchen, Obst u. dgl. aufgestellt wurden. Sodann erhielten die Teilnehmer Kränze, vornehmlich zum Schmuck des Hauptes, bisweilen auch für Hals und Brust; auch wohlriechende Salben wurden verteilt. Während man beschäftigt war, sich hiermit zu



schmücken und einzureiben, bereiteten die Diener das Getränk in großen Mischkrügen\*), deren man in der Regel drei zu Beginn des Gelages herrichten ließ, um später je nach Bedarf die Mischung erneuern zu lassen. Das allgemein übliche Getränk bei diesen Gelegenheiten war nämlich eine Mischung von Wein und Wasser. Wie der Südländer heute noch nur selten seinen schweren Wein unvermischt genießt, so war auch im Altertum das Trinken ungemischten Weines nur dann üblich, wenn es sich um geringe Quantitäten handelte; beim Symposion aber, wo es galt, stark und lange zu zechen, trank man nur gemischten Wein, und zwar entweder Wein und Wasser zu gleichen Teilen, oder, was noch gewöhnlicher war, drei Teile Wasser mit zwei Teilen Wein vermischt. In der Regel wurde vor jedem Symposion von einem eigens hierfür durch das Los oder die Würfel bestimmten Vorsitzenden, dem Symposiarchen, welcher auch weiterhin für den Abend das Kommando übernahm, der Grad der Mischung bestimmt; denn neben den angeführten kamen auch noch schwächere Mischungsverhältnisse vor, wie z. B. zwei Teile Wein auf fünf Teile Wasser, einer auf drei, ja selbst ein Teil Wein auf fünf Teile Wasser, was denn freilich ein etwas fades Getränk gab und spöttisch als „Froschwein“ bezeichnet wurde. Dabei war es früher üblich, erst das Wasser in den Mischkrug zu thun und dann den Wein darauf zu gießen, während man später umgekehrt verfuhr.

Die große Billigkeit des Weines, welche allerdings nur auf die gewöhnlichen Sorten sich erstreckte, während feinere Gattungen auch damals schon verhältnismäßig hohe Preise erzielten, brachte es mit sich, daß der Wein ein allgemein verbreitetes Getränk war, an dem sich selbst der Arme und Sklave erfreuen durfte. Die besten Sorten kamen von den Inseln, namentlich von Lesbos und Chios; auch rhodischer und thasischer Wein wurde viel versandt. Dagegen war das Bier zwar den Alten

\*) S. Kunstgewerbe im Altertum II, 14.

feineswegs unbekannt, man braute vielmehr in Ägypten, Spanien, Gallien, Thracien u. s. w. einen Gerstensaft, welcher mit unserem Biere eine gewisse Ähnlichkeit haben mochte; aber die Griechen wollten von diesem Getränke nichts wissen und reden, wo sie darauf zu sprechen kommen, in sehr verächtlichem Tone davon. Die Gabe des Dionysos blieb das Nationalgetränk des Hellenen; nur müssen wir uns freilich dieselbe etwas anders vorstellen, als unsere heutigen Weine. Manche der alten Weine mögen im Geschmack den Resinatweinen des heutigen Griechenlands vergleichbar gewesen sein, da man ihnen Harz zusetzte; auch der Umstand, daß die großen Thonfässer, in denen man den Wein versandte, inwendig ausgepicht wurden, muß notwendig dem Wein einen Beigeschmack verliehen haben. Außerdem aber verstand man sich nicht darauf, den Wein zu klären; er war für gewöhnlich trüb und mußte, um einigermaßen hell zu werden, jedesmal vor dem Gebrauch durch ein feines Sieb oder ein Tuch geseiht werden.

kehren wir nunmehr wiederum zum Symposion zurück, um dessen weiteren Verlauf zu verfolgen. Eine Vorstellung einer Trinkgesellschaft geben uns die unter Fig. 5 und 6 abgebildeten Außenbilder einer bemalten Trinkschale. In Fig. 5 sehen wir drei härtige, bekränzte Männer nebeneinandergelagert; vor ihnen stehen zwei Schalen, eine Weinkanne,\*) ein Kühlgefäß,\*\*) eine Fußbank und ein Schuh. Der rechts gelagerte hält in seiner Linken eine Schale und legt die rechte Hand an den weit zurückgebogenen Kopf; wie der geöffnete Mund andeutet, hat man sich ihn singend zu denken. Der mittlere Becher bläst eifrig auf der Doppelflöte; der links liegende hält eine Lyra und in der Rechten das Plektron, doch ohne damit die Saiten zu schlagen; neben ihm hängt ein Flötensutteral an der Wand. — Fig. 6 zeigt ebenfalls drei Männer vereint und vor ihnen eine

\*) Vergl. Kunstgew. im Altertum II, 118.

\*\*) Ebd. 116.

Schale, eine Kanne, ein Kühlgefäß, ein anderes Gefäß von eigentümlicher Form und drei Schuhe. Der links gelagerte Mann streckt die Rechte mit einer Trinkschale einem mit einer Weinkanne an ihn herantretenden Knaben entgegen, der mittlere hält ebenfalls eine Schale und wendet sich im Gespräch zu dem rechts liegenden, welcher in der Rechten einen Becher (Styphos)\* hält.

Das Symposion begann mit drei Spenden, welche den olympischen Göttern, den Heroen und dem Zeus Soter darge-

Fig. 5.



Trinkgelage.

bracht wurden; dabei wurde bisweilen Weihrauch verbrannt, und wenn die sonst in der Regel erst in einem späteren Augenblick erscheinende Flötenspielerin bereits zu Anfang des Gelages erschienen war, so begleitete wohl auch Flötenspiel die feierliche Handlung. Man benutzte für diese Spenden die drei vorher hergerichteten Mischkrüge, indem man aus jedem eine Spende entnahm; nach der Spende aus dem ersten sang man im Chor

\*) Vergl. Kunstgew. im Altertum II, 122 ff.

einen kurzen, den Dionysos feiernden Lobgesang (Bäan), welcher wiederholt wurde, wenn, wie das wohl meistens der Fall war, im weiteren Verlauf des Gelages eine neue Mischung bereitet werden mußte. Für das Trinken sowohl als das sonstige Verhalten der Teilnehmer des Symposions bestanden vielfach bestimmte Vorschriften, welche an den modernen Kommet der Kommerse erinnern. War ein Präses oder Symposiarch erwählt, so bestimmte dieser nicht nur den Grad der Mischung,

Fig. 6.



Trinkgelage (zu Fig. 5 gehörig).

sonder auch, aus was für Gefäßen, ob aus großen oder kleinen Bechern, man zu trinken habe und übernahm überhaupt die Leitung der Unterhaltung, das Zutrinken, die Zudiktierung von Strafen u. dgl. m. Was die Gefäße anlangt, so finden wir auf den Denkmälern meistens flache zweihentlige Schalen beim Symposion verwandt; daneben kommen aber auch größere, tiefe Becher vor, und wenn man erst einmal recht in das Zechen hineingekommen war, so kam es auch wohl vor, daß umfangreiche Kühlgefäße, welche sonst dazu bestimmt waren, daß man

den Wein darin durch Schneewasser kalt erhielt, zum Trinken benutzt und von geübten Kämpen, wie es Sokrates und Altiabiades waren, in einem Zuge geleert wurden. Denn ohne Absetzen seinen Becher zu leeren, war überhaupt ein sehr verbreiteter Brauch, und manche Trinkgefäße waren geradezu darauf eingerichtet, daß sie jedesmal gänzlich geleert werden mußten, da sie keinen Fuß zum Stehen hatten. Den hierauf bezüglichen Anordnungen des Symposiarchen, der in Hinsicht der Trinkkommens unbeschränkte Autorität hatte, hatte sich jeder Teilnehmer zu fügen, es sei denn, daß die Gesellschaft von vornherein den Beschluß gefaßt hatte, an diesem Abend einen jeden nach seinem Belieben viel oder wenig trinken zu lassen. Wer aber dem Befehle des Präses gar nicht oder in ungenügender Weise nachkam oder sich sonst gegen die Trinkgesetze vergangen hatte, dem wurde eine entweder ebenfalls in einer bestimmten Trinkleistung bestehende oder sonst humoristisch ausgedachte Strafe zuerkannt: so mußte z. B. ein Rahlköpfiger sich kämmen, ein Stotternder singen, ein Lahmer hüpfen u. s. f. Dieser Zwang, sich den Anordnungen des Präses bedingungslos zu fügen, führte begreiflicherweise zu einem recht starken Zechen, gegen dessen Einwirkungen die Verdünnung des Weines durch Wasser ein nur einigermaßen paralysierendes Schutzmittel gewähren konnte. Dazu kam noch, der sehr allgemeine Brauch des Zu- und Vortrinkens und des Ausbringens von Gesundheiten auf Freunde oder geliebte Mädchen. Die Sitte erforderte dabei, daß man nach rechts herum zutrank, wie denn überhaupt bei Leistungen, die einen jeden trafen, z. B. Gesängen, gestellten Aufgaben u. s. w., diese Reihenfolge nach rechts hin beobachtet zu werden pflegte.

Wenn demnach das Trinken in der Regel der wesentlichste Zweck des Symposions war und blieb, so darf man doch deshalb die griechischen Symposien nicht mit den wüsten Zechgelagen vergleichen, wie sie im Mittelalter und bis ins 17. Jahrhundert hinein etwa an deutschen Fürstenhöfen im Schwunge waren; denn abgesehen davon, daß infolge der Verdünnung des

Getränktes es immerhin eine gute Weile dauern mochte, bis sich die berausenden Wirkungen desselben geltend machten, fehlte es in den meisten Fällen auch nicht an allerlei Unterhaltungen, bei denen der Zweck des Trinkens in den Hintergrund trat, die aber freilich je nach dem Bildungsgrad und Charakter der Teilnehmer einen sehr verschiedenen Charakter trugen. Denn solche Symposien, wie die von Xenophon und Plato geschilderten, bei denen zwar scharf gezecht, aber dabei eine im höchsten Grade geistreiche Unterhaltung mit Erörterung tief-sinniger Probleme geführt wird, sind selbstverständlich idealisiert; und auch im platonischen Symposion zeigt die Anwesenheit der Flötenbläserin, daß neben der geistigen Unterhaltung auch das sinnliche Element hinreichend zur Geltung kam. Die musikalische Unterhaltung spielt bei den Symposien in der Regel eine Hauptrolle. Schon in der homerischen Zeit gehört Gesang zur Würze des Mahles; der liederkundige Sänger, welcher die Götter- und Heldensagen zur Phorminx vortrug und dem alle mit Begeisterung lauschten, pflegte bei keinem Mahle, welches eine größere Zahl von Teilnehmern vereinte, zu fehlen. In der historischen Zeit nimmt die musikalische Unterhaltung dann einen andern Charakter an, indem die Teilnehmer, anstatt bloß zuzuhören, selbst sich daran beteiligen, und zwar meist sowohl durch Gesang als durch instrumentale Leistungen. Was ersteren anlangt, so müssen wir da unterscheiden zwischen gemeinschaftlichen Chorgesängen, wie der vorher erwähnte Pöan z. B., ferner Wechselgesängen, an denen sich alle Teilnehmer, aber nicht zugleich, sondern in bestimmter Reihenfolge beteiligten, und drittens Einzelliedern, welche besonders von solchen vorgetragen wurden, die sich durch musikalische Anlage und Übung auszeichneten. Einzelgesänge waren vornehmlich beliebt; der Singende begleitete sich dabei auf der Kithar, und zwar beobachtete man auch hierbei den Brauch, daß die Kithar und das Myrtenreis, welches der Sänger während seines Vortrages in der Hand halten mußte, immer nach rechts weiter gereicht wurden (vgl. oben). Besondere Be-

deutung beanspruchen unter diesen Einzelgesängen, auch nach der litterarhistorischen Seite hin, die sog. Skolien, die in der Regel einen ernsteren, bald religiösen, bald vaterländischen, bald allgemein ethischen Inhalt hatten; so feierte z. B. ein sehr bekanntes Skolion die beiden Verschwörer, welche den Tyrannen Hipparch ermordet hatten; dasselbe begann folgendermaßen:

Tragen will ich das Schwert verhüllt in Myrten,  
wie Harmodios und Aristogeiton,  
da von ihrer Hand fiel der Tyrann  
und sie dem Volk Athens Freiheit und Recht erkämpft.

Nicht, Harmodios, ruhst du bei den Toten,  
auf der Seligen Flur, so sagt man, weißt du,  
wo Achill der schnellfüßige Held  
und Diomed mit ihm wandelt, des Iydeus Sohn.

(Kallistratos, übers. von Geibel.)

Anderer Gesänge galten dem Lob des Weins, den Freuden der Liebe, dem Glück der Freundschaft u. s. w.; auch an eigentlichen Trinkliedern fehlte es nicht, und es waren manche von hervorragenden Dichtern darunter: Alkaios, Sappho, Anakreon, Simonides, Pindar haben dergleichen in mannigfaltigen Rhythmen verfaßt. Ein Vasenbild zeigt uns einen auf der Kline gelagerten, bekränzten Zecher, welcher die Lyra in der Hand hält und begeistert singend den Kopf erhebt: wie die vom Vasenmaler beigeschriebenen Worte uns verraten, singt er ein Lied des Theognis zum Preis eines schönen Knaben. Freilich trat auch hier im Lauf der Zeit eine Veränderung des Geschmacks ein; manche der alten Lieder galten bereits zur Zeit des Aristophanes für altmodisch, und wer damals, wenn die Reihe des Vortrags an ihn kam, ein Lied von Simonides sang, anstatt sich an einer Bravourarie des Euripides zu versuchen, der erschien ebenso hinter seiner Zeit zurückgeblieben, wie wenn heut jemand bei ähnlicher Verlegenheit etwa „Als ich auf meiner Bleiche“ oder „Mich fliehen alle Freuden“ singen wollte.

Sehr gewöhnlich war es ferner, daß Flöten- oder Kitharspielerinnen beim Symposion erschienen und durch ihr Spiel

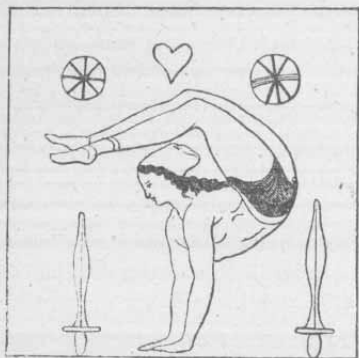
und Gesang und wohl auch durch Tanz die Anwesenden ergötzten. Solche Mädchen wurden entweder vom Hausherrn eigens für den Abend bestellt und bezahlt, oder sie traten ohne Umstände von selbst in das Haus, in welchem sie eine lustige Gesellschaft beisammen vermuteten, hinein oder wurden von später kommenden Gästen mitgebracht. So finden wir im Gastmahl des Plato schon zu Anfang eine Flötenbläserin anwesend, welche den einleitenden Akt der Spendung mit ihrem Spiel begleitet; aber freilich bemerkt einer der Gäste, man solle sie nur fortschicken, die möge entweder sich selbst was vorblasen oder etwa den Weibern in der Frauenwohnung, sie, die Männer, wollten sich lieber durch verständige Reden unterhalten. Aber Plato stand mit dieser Auffassung, welcher er anderwärts noch viel schärfer Ausdruck verleiht, indem er sagt, daß Männer von Bildung beim Trinken weder Flötenbläserinnen noch Saitenspielerinnen noch Tänzerinnen oder dergleichen leichte Unterhaltung brauchten, ziemlich allein; im allgemeinen galten diese musizierenden Mädchen als ebenso unentbehrlich beim Symposion, wie Salben und Kränze; und so erscheint denn auch im platonischen Gastmahl gegen Ende der von einem andern Gelage kommende Alkibiades in Begleitung einer Flötenspielerin, auf die er sich, da er bereits trunken ist, stützt. Ebenso pflegen auf Vasengemälden diese Mädchen selten zu fehlen; freilich zeigen uns sowohl diese bildlichen Darstellungen, als was uns sonst von dem Treiben bei den Trinkgelagen berichtet wird, daß es sich bei der Anwesenheit solcher Dirnen keineswegs bloß um musikalische Genüsse handelte. Denn fast durchweg waren die Flöten- und Kitharspielerinnen Hetären von Beruf; man erlaubte sich daher mit ihnen Freiheiten aller Art, daß z. B. einem Teilnehmer zudiktirt wurde, die Flötenspielerin mehrmals im Zimmer herumzutragen, oder daß man sie wie eine Ware versteigerte und dem Meistbietenden gewissermaßen als Eigentum für den Abend zuschlug; und die Trinkgelage arteten vornehmlich durch die Anwesenheit dieser gefälligen Schönen oft zu wahren Orgien aus, in denen dem



Gros nicht weniger als dem Dionysos geopfert wurde. Die Vasenmaler gehen in ihren derartigen Darstellungen nicht selten bis an die äußerste Grenze des Erlaubten, obgleich es freilich den Anschein hat, daß die Sittenverderbnis nach dieser Seite hin in den Zeiten der Diadochen gegen früher eher zu- als abgenommen hat.

Auch durch anderweitige Schaustellungen wurden die Teilnehmer der Symposien unterhalten. Im Gastmahle des Xenophon erscheint auf Bestellung des Hausherrn bald zu Anfang

Fig. 7.



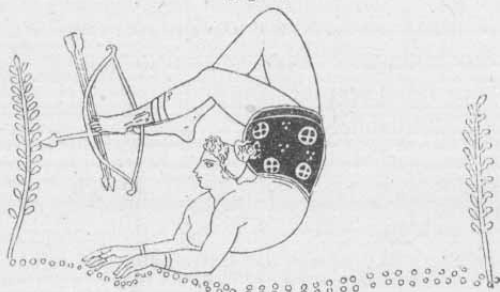
Gauklerin.

ein Syrakusaner mit einer Flötenspielerin, einer Tänzerin und einem schönen Knaben, welcher Kithar spielt und tanzt; sie musizieren und führen mimische Tänze auf, namentlich wird uns eine derartige pantomimische Aufführung näher beschrieben, bei welcher Ariadnes Begegnung mit Dionysos in anmutiger Weise den Gegenstand der Darstellung bildet. Auch Gaukler, sog. Thaumaturgen, zeigten bei solchen Gelegenheiten ihre

Künste. Die in Xenophons Gastmahl auftretende Tänzerin wirft während des Tanzes zwölf Ringe in die Höhe und fängt sie der Reihe nach wieder auf; dann führt sie einen kühnen Schwertertanz auf, indem sie in ein rings mit spitzen Messern besetztes Gestell hinein und wieder heraus einen Wurzelbaum schlägt. Dergleichen Vorstellungen begegnen wir auch öfters auf Vasenbildern; so sehen wir in Fig. 7 eine Gauklerin, die auf den Händen gehend einen gefährlichen Tanz zwischen spitzen Schwertern ausführt. In ganz ähnlicher Stellung schießt die Fig. 8 abgebildete Frau vermittelst der Zehen einen Pfeil von dem mit dem Fuße gehaltenen

Bogen. Nicht minder wußten bereits die alten Jongleurs all die mannigfaltigen Kunststücke, welche heute noch auf Jahrmärkten oder Volksfesten angestaunt werden, als Degen verschlucken, Feuer fressen u. dgl., auf das geschickteste auszuführen; ein heut unbekanntes Kunststück bestand darin, auf einer schnell sich drehenden Töpferscheibe zu schreiben oder darauf Geschriebenes zu lesen. Es war sehr gewöhnlich, daß man zu Hochzeiten oder sonst nach dem Mahle solche Gaukler kommen ließ, obgleich immerhin ein gewisses Armutzeugnis darin lag, wenn man anstatt einer geistig anregenden Unterhaltung zu solchen Spielereien seine Zuflucht nahm. Auch die Späße der offiziellen Lustigmacher, welche

Fig. 8.



Gauklerin.

im Altertum die Stelle der mittelalterlichen Hofnarren vertreten, stehen auf keiner höheren Stufe; die Witz dieser von Haus zu Haus, von Mahlzeit zu Mahlzeit herumwandernden, stets hung- rigen und gegen Bewirtung und Bezahlung ihre Scherze zum besten gebenden Spaßmacher scheinen in den allermeisten Fällen sehr dürftig und schal gewesen zu sein, und die Hauptsache lief dabei oft nur darauf hinaus, daß sich die Burschen von der Gesellschaft zum besten haben und allen möglichen Schabernack gutwillig über sich ergehen ließen.

Höher stehen dagegen diejenigen geselligen Unterhaltungen, bei denen Verstand und Witz der Teilnehmer in Kontribution gesetzt

wurden. Das geschah teilweise schon in der ungezwungenen, die mannigfaltigen Fragen des Tages, Politik, Litteratur u. s. w. behandelnden Unterredung; doch hielt man sich ernsteres wohl lieber fern, wie denn Anakreon singt:

„Den nicht mag ich beim vollen Pokal, der über dem Trunk mir  
von trübseeligem Krieg schwätzt und gehässigem Streit;  
aber es sei mir geehrt, wer köstliche Gaben der Muse  
und Aphroditens flücht in die gesellige Lust.“

(Übers. von Geibel).

Man belustigte sich mit allerlei zum Nachdenken anregenden Aufgaben, Rätseln oder scherzhaften Fragen: z. B. einen Gegenstand zu nennen, in welchem ein bestimmter Göttername enthalten sei, oder einen Vers herzusagen, in dem ein gewisser Buchstabe nicht vorkommen dürfe, oder dessen Anfang- und Endsilben zusammen einen bestimmten Sinn ergeben, u. dgl. m. In Kreisen, deren Bildung sich über das Durchschnittsniveau erhob, wurde bisweilen ein bestimmtes Thema den Gästen zur rednerischen Behandlung aufgegeben. Auch hierbei wurde, wie beim Trinken und beim Rundgesang, der Redenturnus nach rechts hin geordnet, nachdem das Thema vorher gemeinschaftlich beraten und festgestellt worden war. Die Aufgaben waren dabei von sehr mannigfaltiger Art. Besonders beliebt scheint es gewesen zu sein, daß die Anwesenden mit irgend welchen Dingen, einem abenteuerlichen Ungetüm oder dergl. in witziger Weise verglichen werden mußten, wobei ebenso Scharfsinn gezeigt, als unschuldige Neckerei geübt werden konnte. Bisweilen, wenn ein Spasmacher von Profession anwesend war, wurde die Aufgabe an diesen gestellt; indessen, da es mit dem Witz dieser Leute nicht immer zum besten bestellt war, so kam es wohl vor, daß der arme notgedrungene Witzbold schließlich über die Nichtbeachtung seiner Späße ganz traurig wurde. Schwieriger und einen höhern Grad von Geist erfordernd war es, wenn, wie es seit dem Aufkommen der Rhoterik Mode wurde, ein kleiner improvisierter Vortrag über ein bestimmtes Thema verlangt wurde, Lob oder

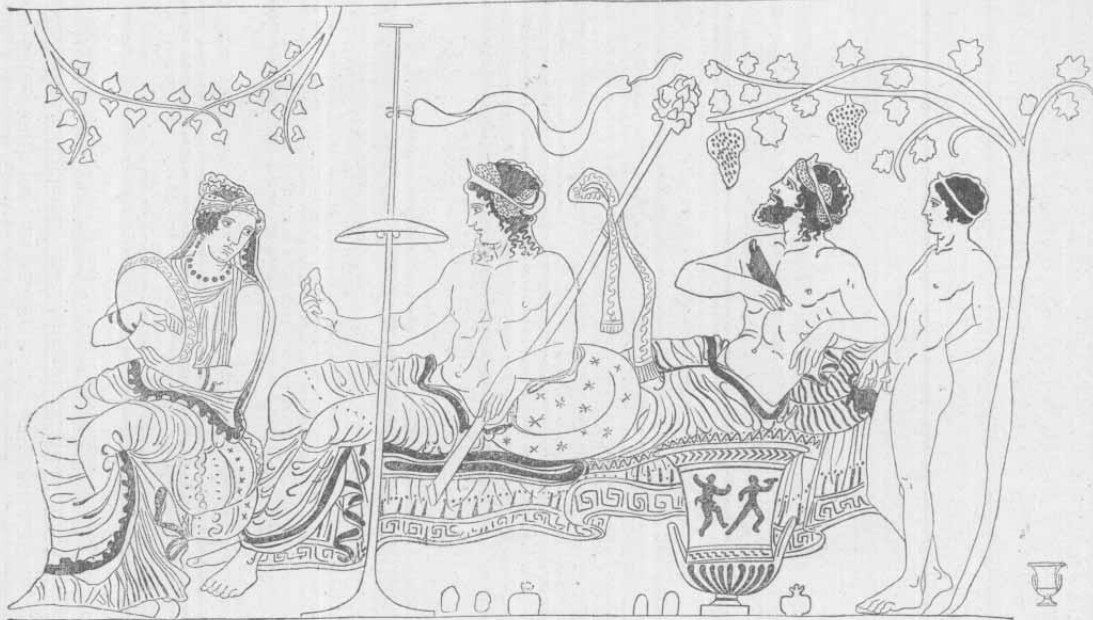
Tadel über irgend welchen Gegenstand. So hat im Gastmahl des Xenophon jeder Gast zu sagen, worauf er stolz sei, und das zu begründen; im Gastmahl des Plato bildet die Verherrlichung des Groß die Aufgabe. In den Zeiten der alexandrinischen Gelehrsamkeit führte das selbst zu gelehrten Gesprächen, in denen wissenschaftliche Probleme aller Art beim Becher behandelt wurden. Für den, welcher bei solchen Wettkämpfen des Geistes seine Sache gut machte, z. B. ein schwieriges Rätsel löste, gab es Belohnungen, welche in Kränzen oder Laenien (Binden), bisweilen auch in Küssen bestanden; ebenso aber diktierte der Symposiarch auch dem, welcher sich ungeschickt erwies, eine Strafe zu, welche meist im pro poena trinken eines ganzen Bechers ungemischten Weines ohne Absetzen bestand, nicht selten aber dadurch verschärft wurde, daß man dem Trank Salzwasser beimischte.

Dazu kamen denn nun noch eine ganze Menge geselliger Spiele,\*) welche ebenso beim Symposion als auch sonst, namentlich von jungen Leuten, zur Unterhaltung vorgenommen wurden. Darunter ist dasjenige, welches bei den Symposien am meisten beliebt war und uns daher auch auf zahlreichen Denkmälern begegnet, der sogenannte Kottabos, ein aus Sizilien eingeführtes Spiel, welches schon gegen das Ende der Diadochenzeit wieder abgekommen zu sein scheint und den Römern unbekannt war, weshalb auch unsere Nachrichten darüber etwas verworren lauten. So viel ist sicher, daß es dabei vornehmlich darauf ankam, aus einer Trinkschale eine Weinneige in geschickter Weise nach einem bestimmten Ziele zu schleudern und durch das Treffen desselben einen bestimmten Effekt hervorzurufen; und zwar hielt man dabei die Schale nicht am Fuß, sondern mit den Fingern an dem einen Henkel, und führte den Wurf nicht mit der vollen Bewegung des Armes, sondern lediglich aus dem Handgelenk oder bei gebogenem Arme bloß mit dem

\*) S. Bd. I, S. 102 citierten Schriften.

Unterarm aus. Es gab verschiedene Arten dieses Spieles. Bei derjenigen, welche die gewöhnlichste gewesen zu sein scheint, bediente man sich eines hohen kandelaberartigen Gestelles, wie wir es in Fig. 9 sehen, dessen Schaft sich je nach Bedürfnis höher oder niedriger schrauben ließ; auf der Spitze desselben balancierte, ganz lose darauf gelegt, ein kleiner Teller oder Schale aus Erz und auf diesen mußte der geschleuderte Weinrest klatschend niederfallen resp. den Diskus herunterwerfen; denn daß derselbe nicht an der Spitze befestigt war, zeigen uns verschiedene Vasendarstellungen, auf denen ein Mädchen im Begriffe steht, den Diskus auf die Spitze des Schaftes zu legen. Damit war es aber noch nicht genug; es kamen meist noch einige erschwerende Bedingungen hinzu, indem an manchem Kottabosgestell eine Sklavenfigur, Manes genannt, aus Erz angebracht war, welche man mit dem Wurf ebenfalls treffen mußte, und zwar je nach der Art, wie sie am Schaft befestigt war, entweder zuerst oder zuletzt; oder der Diskus, auf den man den Wein spritzte, mußte beim Getroffensein auf eine weiter unterhalb am Ständer befindliche Metallscheibe, wie wir sie auch in unserem Bilde sehen, anklingend herabfallen, und meistens wurde dabei die Stärke oder Schwäche des Tons als eine Art von Liebesorakel betrachtet. In Fig. 9 steht der auf der Kline gelagerte bärtige Mann im Begriff, aus der am Zeigefinger der Rechten gehaltenen Schale seinen Weinrest nach dem Kottabosgestell vor ihm zu schleudern; neben ihm ist ein Jüngling mit Thyrsusstab gelagert, welcher einer vor ihm auf einem besonderen Kissen sitzenden Frau mit einem Tambourin eine Frucht oder dgl. zu reichen scheint. Von rechts her naht ein Mundschent, ein nackter Knabe, mit der Weinkanne. — Bisweilen scheint man auch den Weinstrahl anstatt aus einer Schale direkt aus dem Munde herausgespritzt zu haben; oder man ließ kleine Schälchen oder Nußschalen leer auf dem Wasser schwimmen und versuchte, sie durch hineingeschleuderte Weinreste zu füllen und zum Untersinken zu bringen. Im allgemeinen muß freilich diese Unterhaltung, so

Fig. 9.



Stottabos.

beliebt sie namentlich im fünften und vierten Jahrhundert gewesen zu sein scheint, als eine geistlose bezeichnet werden.

Wir führen bei dieser Gelegenheit auch die wesentlichsten anderen geselligen Spiele an, mit denen sich Erwachsene in

Fig. 10.



Brettspieler.

Mußestunden zu beschäftigen pflegten. Manche darunter sind zu gleicher Zeit auch Kinderspiele; so ganz besonders das Ballspiel, das wir schon in der homerischen Zeit finden und welches das ganze Altertum hindurch sehr beliebt war, namentlich

in den Erholungsstunden nach dem Bade oder nach körperlichen Übungen im Gymnasium in mannigfaltiger Weise gespielt, auch von Ärzten als gesunde Bewegung empfohlen wurde. Einige andere Spiele tragen gleich diesem einen halb turnerischen Charakter und werden daher noch später bei der Gymnastik Erwähnung finden. — Außerordentlich verbreitet waren allerlei Verstandes- oder Glücksspiele, welche mit Spielbrettern, Figuren, Würfeln u. dgl. gespielt wurden. Dem Brettspiel, einer uralten, bereits den Ägyptern bekannten Erfindung begegnen wir schon in der homerischen Zeit; es blieb aber auch später noch ein äußerst beliebtes Vergnügen, dessen Darstellung wir öfters auf alten Denkmälern finden. Unter den zahlreichen Arten, welche es davon gab, haben manche große Ähnlichkeit mit modernen Spielen. Das sogenannte Städtepiel läßt sich mit unserem Dame- (oder Dam-)spiel vergleichen; es spielten dabei zwei Gegner auf einem in Felder getheilten Brett mit je dreißig Steinen, welche sich durch die Farbe unterschieden, und es kam darauf an, durch Einschließung eines feindlichen Steins durch eigene Steine denselben entweder wegzunehmen oder ihm den Ausweg zu versperren. Ein derartiges Spiel ist wahrscheinlich auf der hier unter Fig. 10 abgebildeten Terrakottagruppe dargestellt; es spielen da ein Jüngling und eine Frau miteinander, während eine dritte (karrifirte) Person zuschaut; das Spielbrett zeigt in flüchtiger Ausführung 42 Felder und 12 platte Brettsteine, doch ist daraus kein Schluß auf die Art des Spieles zu ziehen.

Wenn bei diesem Spiel, ebenso wie beim Schach- oder Damespiel, der Sieg lediglich von der Tüchtigkeit des Spielers abhing, näherte es sich dagegen schon ganz dem Glücksspiel, wenn die Art des Vorrückens der Steine auf Linien oder Feldern durch den Ausfall eines Wurfes mit Würfeln bestimmt wurde, wie das beim sog. „Fünfftrich“ der Fall war, obgleich es auch da Modifikationen gegeben zu haben scheint, bei denen ein geschickter Spieler imstande war, selbst einen ungünstigen Wurf durch die Wahl unter mehreren ihm freistehenden Zügen zu



seinem Besten zu wenden. Keine Glücksspiele waren dagegen die mit Knöcheln und Würfeln gespielten, bei welchen auch in der Regel um Geld gespielt wurde. Beim Würfelspiel bediente man sich mehrerer, meist dreier, ganz und gar den heutigen gleichenden Würfel, ferner eines Bechers, aus welchem man sie schüttete, und eines Brettes oder einer mit erhöhtem Rand versehenen Tafel, worauf sie geworfen wurden. Der Gewinn hing bald von der Zahl der höchsten Augen ab (der beste Wurf, dreimal sechs, hieß „der kaische“, der schlechteste, dreimal eins, „der Hund“), bald von besonderen Spielregeln, indem besondere Kombinationen als Gesetz aufgestellt wurden, wie das heute noch beim Würfeln der Fall zu sein pflegt. Mit den Astragalen oder Knöcheln (aus der Ferse von Lämmern entnommen oder künstlich von anderem Material nachgebildet) spielte man in verschiedener Weise. Die eine Art, welche vornehmlich von Kindern, doch gelegentlich auch von Erwachsenen geübt wurde, war lediglich ein Geschicklichkeitsspiel und bestand darin, daß der Spielende eine Anzahl, meist fünf Knöchel (an deren Stelle aber ebenso gut Steinchen, Bohnen, Münzen u. dgl. treten konnten), in die Hand nahm, in die Höhe warf und mit dem Rücken der Hand wieder aufzufangen suchte, während er die zur Erde gefallenen gleichzeitig mit den ausgespreizten Fingern erfassen mußte; oder es wurde auch bloß „gerade oder ungerade“ gespielt, indem der eine Spielende schlechtweg zu raten hatte, ob der andere eine gerade oder ungerade Zahl von diesen, die Stelle unserer Spielmarken vertretenden Knöcheln in der geschlossenen Hand hielt. Andererseits aber wurde mit Astragalen ganz ähnlich gespielt wie mit Würfeln. In diesem Falle hatten nur die vier größeren Seiten des Knöchels, auf welchen derselbe liegen konnte, einen bestimmten Zahlenwert, der aber nicht darauf geschrieben war, sondern sich durch die Beschaffenheit des Knöchels von selbst ergab, da jede Seite von der andern verschieden war: die eine, volle Schmalseite galt nämlich 1, die andere eingedrückte Schmalseite 6, und die beiden breiteren Seiten,

von denen die eine etwas konvex, die andere etwas konkav war, galten 3 und 4; 2 und 5 fehlten also, denn die beiden noch

Fig. 11.



Knöchelspielerin.

übrigen kleinen Flächen des Knöchels kamen nicht in betracht, da der Knöchel auf diese nie zu liegen kommen konnte. Zum Spielen nahm man in der Regel vier Stück und spielte mit diesen

ebenso wie mit Würfeln, wobei jedoch der beste Wurf der war, bei welchem jeder Knöchel anders lag als die andern, demnach sämtliche Werte geworfen waren; sonst aber warf man vielfach auch einfach so, daß die meisten Augen gewannen. — Die Kunst hat namentlich Mädchen sehr oft in der Stellung von Astragalenspielerinnen dargestellt; eine der anmutigsten derartigen Schöpfungen zeigt uns Fig. 11, eine Terrakottafigur aus Tanagra.

Ein anderes Glücksspiel war das Riemenstechen, welches in seiner Ausführung ganz und gar jenem berüchtigten Spiele gleich, das heut namentlich von sog. „Bauernfängern“ ausgeübt wird. Es wurde nämlich ein Riemen in doppelter Lage auf einem Tisch mehrfach umeinander gewickelt; der Spielende stach dann mit irgend einem spitzen Werkzeug oder Dolch hinein und gewann, wenn beim Abwickeln des Riemens es sich zeigte, daß die Spitze in der doppelten Lage des Riemens steckte, während er verlor, wenn man den Riemen ganz abwickeln konnte. — Sehr verbreitet war ferner das heut noch in Italien so außerordentlich beliebte, freilich auch leicht zu blutigem Streit führende Morraspiel, wobei zwei Spieler sich in schnellem Wechsel die rechten Hände mit einigen geschlossenen und einigen gespreizten Fingern entgegenhalten, und dabei schnell mit einem Blick übersehen und ausgerufen werden muß, wie viel Finger an beiden Händen zusammen ausgestreckt sind. Wir finden dies Spiel mehrfach auf alten Bildwerken dargestellt, z. B. auf dem Fig. 12 abgebildeten Vasengemälde. Es spielt hier ein Jüngling mit einer Frau, beide sitzend, während heut die Morraspieler zu stehen pflegen; mit der linken Hand halten sie beide einen Stab fest, was den Zweck hat, zu verhindern, daß im Eifer des Spieles etwa aus Versehen einmal auch die linke Hand in Aktion trete (die Italiener legen zu diesem Behufe die linke Hand auf den Rücken); der Jüngling streckt vier Finger aus (der Daumen ist eingebogen), das Mädchen zwei, sodaß die auszurufende Zahl in diesem Falle sechs beträgt; ein oberhalb sitzender Gros reicht

dem Mädchen einen Kranz und bezeichnet dadurch dasselbe als Siegerin.

Endlich sei bei dieser Gelegenheit noch einer Unterhaltung gedacht, welche bei uns heutzutage unbekannt ist, sich aber in England erhalten hat und dort mit ganz eben solcher Leidenschaft betrieben wird, wie es im Altertum bei den Griechen der Fall war, obgleich uns diese Leidenschaft eben so schwer begreif-

Fig. 12.

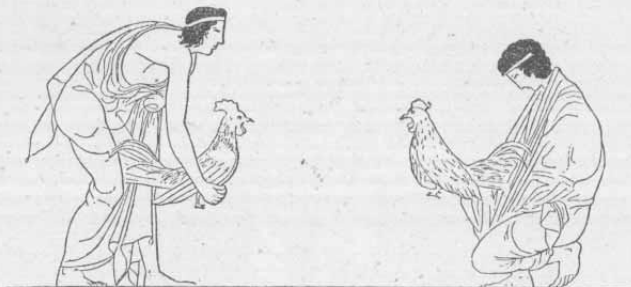


Morrispieler.

lich erscheinen mag, wie der Ernst, mit welchem selbst gelehrte Männer dieses Vergnügen betrachteten. Wir meinen die Hahnen- und Wachtelkämpfe, einen Sport, welcher in Athen eine solche Rolle spielte, daß selbst das große Theater des Dionysos den Schauplatz hergeben mußte und man naiv genug war, zu behaupten, es sei dies ein Schauspiel, welches den Mut der Bürger zu tapferen Thaten zu entflammen wohl geeignet sei. Mit der Zucht von Kampfhähnen gab man sich namentlich in Tanagra

und Rhodos ab; und nicht bloß junge Leute waren es, welche von den Händlern Streithähne oder Wachteln erstanden, sondern auch ältere widmeten sich mit Eifer der Pflege der Vögel, trugen sie stundenweit spazieren und suchten auf alle mögliche Weise ihren Kampfesmut zu steigern, um mit ihnen Preise zu erringen. Man fütterte sie zu diesem Zweck auch mit Knoblauch und band bisweilen sogar den Hähnen eiserne Sporen an, um die ausgeheilten Wunden gefährlicher zu machen. Die Darstellungen (vgl. das Vasengemälde Fig. 13) zeigen uns, daß vor dem Beginn des Kampfes jeder Eigentümer, seinen Hahn in den Händen

Fig. 13.



Hahnenkampf.

haltend, sich niederkauerte, und daß beide so die Hähne zunächst einander näherten, um sie vorerst von fern zu reizen; dann ließ man sie aufeinander los und erhob sich wieder vom Boden. Mitunter ließ man auch die Hennen beim Kampfe anwesend sein, weil die Hähne in Gegenwart ihrer Hennen streitbarer sind. Ein eigentümlicher Brauch, von dem uns berichtet wird, bestand darin, daß der Eigentümer des unterliegenden Vogels denselben schleunigst aufnahm und ihm laut ins Ohr schrie; man behauptete, es geschehe dies, damit der Besiegte nicht das triumphierende Krähen seines Überwinders höre und dadurch für künftige Kämpfe mutlos gemacht werde.

Keuren wir schließlich zum Symposion, von welchem wir ausgegangen waren, zurück. Es ward schon hervorgehoben, daß trotz der Sitte, den Wein nicht unvermischt zu trinken, die großen Quantitäten des vertilgten Getränkes doch genügend dafür sorgten,

Fig. 14.



Folgen der Ummäßigkeit.

daß es, namentlich wenn sich das Gelage bis tief in die Nacht hinein ausdehnte, ohne Trunkenheit nicht abging. Die Szenen, welche sich da beim Schein der qualmenden Öllämpchen abspielten, waren denen begreiflicherweise oft gar sehr entfernt von der Grazie und dem Ebenmaß, welches man als den charakteristischen

Vorzug des Griechentums zu preisen pflegt; was uns namentlich die Vasenbilder davon zeigen, dürfte nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit sein. In harmloser Weise zeigt uns das Fig. 14 abgebildete Vasengemälde die nächsten Folgen des übermäßigen Weingenußes: ein Jüngling giebt, anscheinend ohne sonderliches Unbehagen, den zuviel genossenen Wein wieder von sich, wobei ihm eine gefällige Schöne schalkhaft lächelnd den Kopf hält. Anderes müssen wir hier übergehen, weil es sich ebenso der Abbildung als der Beschreibung entzieht.

Den offiziellen Abschluß des Trinkgelages pflegte eine Spende an den Hermes zu bilden. Dann aber trat man noch keineswegs immer gleich den Heimweg in Begleitung der auf ihre Herren wartenden und mit Fackeln oder Laternen nach Hause leuchtenden Sklaven an, sondern vielfach wurde die aufgeregte Stimmung noch dazu benutzt, um gemeinschaftlich im sogenannten Komos mit Flötenbläserinnen und Fackelträgern lärmend und tobend durch die Straßen zu ziehen, bei guten Freunden, welche noch beim Becher beisammen saßen, unerwartet einzubrechen oder allerhand Unfug und Schabernack auszuführen. Daß dies häufig noch zu anderen Szenen, zu Prügeleien u. dgl. führte, ist leicht begreiflich, namentlich wenn einer der Teilnehmer noch Einlaß bei einer Hetäre verlangte, wobei leicht ein Streit zwischen Nebenbuhlern ausbrechen mochte. Das hier in Fig. 15 abgebildete unteritalische Vasenbild zeigt uns eine Szene aus einem Komos, dessen Hauptperson zwar der betrunkene Herakles, den Satyrn begleiten, bildet, der aber jedenfalls nichts als ein auf heroisches Gebiet übertragener Vorgang des wirklichen Lebens ist. Offenbar hat der schwer berauscht am Boden liegende Held Einlaß an der Thür verlangt, die ihm verschlossen geblieben ist; ja er muß noch überdies argen Schimpf hinnehmen, indem eine Alte, etwa die Kupplerin, aus einem Fenster oberhalb der Thüre den Daliegenden mit Wasser oder sonst einer Flüssigkeit begießt. Zwei mit Binden und Kränzen geschmückte jugendliche Satyrn, von denen der eine einen Thyrsus und einen Korb mit Früchten

Fig. 15.



Szene des nächtlichen Komos (Herkules mit Satyrn).



und Kuchen, der andere einen Mischkrug und Tänen trägt, ferner eine Kitharspielerin mit Thyrsusstab und eine Flötenspielerin mit einer Fackel bilden das Geleite des Nachtschwärmers. Solche Szenen bilden freilich einen unerfreulichen Gegensatz gegen den Abschluß des platonischen Symposions, wo Sokrates, nachdem er die ganze Nacht hindurch ebenso wacker gezecht, als bis zum Schluß mit einigen gleich standhaften Freunden ernste wissenschaftliche Gespräche geführt hat, bei Tagesanbruch, während alle Teilnehmer des Gelages sanft entschlummert sind, festen Schrittes aufsteht, sich an einem Brunnen im Lykeion wäscht und dann wie gewöhnlich seinen Tagesgeschäften nachgeht.

---

und Kuchen, der andere einen Mischkrug und Tänien trägt, ferner eine Kitharspielerin mit Thyrsusstab und eine Flötenspielerin mit einer Fackel bilden das Geleite des Nachtschwärmers. Solche Szenen bilden freilich einen unerfreulichen Gegensatz gegen den Abschluß des platonischen Symposions, wo Sokrates, nachdem er die ganze Nacht hindurch ebenso wacker gezecht, als bis zum Schluß mit einigen gleich standhaften Freunden ernste wissenschaftliche Gespräche geführt hat, bei Tagesanbruch, während alle Teilnehmer des Gelages sanft entschlummert sind, festen Schrittes aufsteht, sich an einem Brunnen im Lykeion wäscht und dann wie gewöhnlich seinen Tagesgeschäften nachgeht.

## VII.

### Frankheiten und Ärzte, Tod und Bestattung.

In jenem glückseligen Zeitalter, welches der griechische Mythos das goldene nennt, lebten die Menschen ohne Übel und Mühen, ebenso unbekannt mit den Lastern wie mit den verderblichen Krankheiten; aber als verhängnisvoller Vorwitz die unheilbergende Büchse der Pandora geöffnet, da kamen mit all den anderen tausenden von Leiden, welche die Menschheit heimsuchen, auch die zahllosen, Tag und Nacht die Menschen überfallenden Krankheiten hervor. In naiver Weise spricht der Mythos hiermit aus, daß mit dem Fortschritt der Kultur und dem Verschwinden der alten, der Natur angepaßten, einfachen Lebensweise auch die Zahl der Krankheiten zugenommen habe. Aber je größer die Schar dieser der Gesundheit und dem Leben des Menschen nachstellenden Feinde wird, um so eifriger sucht der Mensch, wenn auch zunächst auf rein empirischem Wege, denselben entgegenzuarbeiten; und die Anfänge der Heilkunde\*) sind daher

\*) Vgl. Welcker, Kleine Schriften III, 1 ff.

ebenso alt, wie die menschliche Kultur überhaupt. Das älteste litterarische Denkmal griechischen Lebens, das homerische Epos spricht zwar wenig von innern Krankheiten; abgesehen von der großen Pest, welche in das Lager der Griechen von Troja verheerend einfällt, kommen keine eigentlichen Krankheiten darin vor. Aber der Grund davon liegt nicht in der etwaigen größeren Seltenheit derselben, wenn man auch immerhin wird annehmen dürfen, daß die Menschen der homerischen Zeit in Folge ihrer mehr naturgemäßen Lebensweise und der größeren Kräftigung des Körpers durch den beständigen Aufenthalt im Freien, durch kriegerische und gymnastische Übungen gesünder waren, als die späteren Generationen; vielmehr liegt dem Dichter die Erwähnung innerer Krankheiten in Folge seines Stoffes durchaus fern. Indes einen ärztlichen Stand treffen wir doch auch hier bereits; und wenn sich die homerischen Ärzte auch wesentlich mit der Heilung der im Kriege vorkommenden Verwundungen beschäftigen, so sind sie doch nicht bloß im Besitz gewisser chirurgischer Fertigkeiten, wie Pfeile aus den Wunden schneiden, Verbände anlegen u. dgl., sondern sie kennen auch schon die heilkräftigen Wirkungen gewisser Kräuter und bedienen sich derselben nicht nur für äußere Behandlung von Verletzungen, sondern allem Anschein nach auch bereits in innerlicher Anwendung zur Linderung des Fiebers u. dgl.; gerade derartige Kenntnisse pflegen ja schon sehr früh selbst bei Völkern von niedriger Kulturstufe vorhanden zu sein und von Generation zu Generation sich weiter zu vererben. Es sind das nicht allein die später als Ahnherren des ärztlichen Standes betrachteten und ihren Ursprung wie ihre Wissenschaft auf die Götter selbst zurückführenden Helden oder Halbgötter, wie Asklepios und Podaleirios, welche die Heilkunde ausüben, sondern wir finden damals bereits einen ärztlichen Stand; und wir dürfen wohl annehmen, daß man es nicht auf den Zufall ankommen ließ, ob bei einem Heere etwa Leute mit einigen chirurgischen und medizinischen Kenntnissen anwesend waren, sondern daß bei jeder kriegerischen Expedition auch mehrere Be-

rufsärzte mitgenommen wurden, um für die Verwundeten oder sonst Erkrankenden Sorge zu tragen.

In welcher Weise sich der ärztliche Stand seit den homerischen Zeiten weiter entwickelt hat, können wir im einzelnen nicht mehr verfolgen. In der historischen Zeit finden wir die Heilfunde im wesentlichen nach zwei Seiten hin ausgebildet; einmal als Praxis eines bestimmten ärztlichen Standes, andererseits als eine Art religiöser Geheimwissenschaft in den Händen von Priestern; dazu kommt denn als drittes noch die im Altertum wie zu allen Zeiten blühende Kurpfuscherei hinzu.

Die Berufsärzte, welche auch später noch ihre Kunst als eine göttliche, vom Ahnherrn Asklepios überlieferte betrachteten und sich darnach auch wohl als Asklepiaden bezeichneten, sind wahrscheinlich aus den priesterlichen Ärzten hervorgegangen. Es ist sehr naheliegend, daß anfänglich in den ersten Jahrhunderten nach Homer die Ausübung der ärztlichen Kunst noch ganz und gar in direktem Zusammenhange mit dem Asklepios-Kultus stand und daß erst allmählich jene Trennung eintrat, wie wir sie in den historischen Zeiten finden, indem die einen als ärztliche Assistenten der Priester bei den Heiligtümern verblieben, die andern aber sich selbständig machten und auf eigne Rechnung praktizierten. Es ist demnach auch kein bloßer Zufall, daß die Orte, wo die berühmtesten ärztlichen Schulen des Altertums sich befanden, Kos und Knidos, zugleich als Hauptstätten des Asklepioskultus bekannt sind. Die Berufsärzte, welche ohne Zusammenhang mit Heiligtümern selbständig ihre Kunst ausübten, thaten dies natürlich gegen Bezahlung; und wenn sie auch insolgedessen einigermaßen unter dem Makel, welcher jedem mit Gelderwerb verbundenen Berufe anhaftete, zu leiden hatten, so standen sie doch in der allgemeinen Achtung beträchtlich höher, als die banausischen Gewerbe, und erfuhren nur dann gerechten Tadel, wenn sie, wie es bisweilen vorkam, sich ihr Honorar im voraus bezahlen ließen und im Unvermögensfalle sogar sich erst gar nicht auf Behandlung einließen. Ihre medizinischen Kenntnisse erwarben sich die

Ärzte nicht gleich den heutigen auf hohen Schulen oder Kliniken, sondern in der Regel als Gehilfen oder Lehrlinge älterer erfahrener Ärzte, welche sie auf ihren Krankengängen begleiteten und von denen sie über Diagnose und Therapie, sowie in der Bereitung von Arzneien unterwiesen wurden. Denn obgleich es Drogueuhändler gab, welche die wichtigsten Arzneimittel feilhielten, so gab es doch keine Apotheken im heutigen Sinne, und die Ärzte bereiteten durchweg ihre Medikamente selbst. An irgendwelche Prüfung war die Ausübung des ärztlichen Berufes wenigstens in früherer Zeit nicht gebunden, so wenig wie es eine Kontrolle oder Haftpflicht der Ärzte gab; daß aber in der späteren Zeit ein gewisses Zusammenhalten der zünftigen Ärzte stattfand, vielleicht auch eine Art Freisprechung des ärztlichen Lehrlings von seiten der Meister vor versammeltem Kollegium üblich war, darauf deutet der uns erhaltene sog. Eid des Hippokrates hin, in welchem der angehende Jünger des Asklepios sich verpflichtete, stets nur das Heil seiner Patienten im Auge zu haben, verschwiegen zu sein, niemandem, selbst auf Bitten nicht, tödliche Mittel zu reichen u. dgl. m. Freilich war dieser Eid wohl nur in der Schule des Hippokrates und seiner Nachfolger üblich.

Unter den Berufsärzten hat man dann weiterhin zu scheiden zwischen solchen, welche Privatpraxis betrieben, und denen, welche eine öffentliche Anstellung hatten. Die ersteren erteilten ihren Rat theils daheim, theils machten sie Krankenbesuche. Leichtere Kranke, welche im Stande waren auszugehen, begaben sich zum Arzt in die Sprechstunde; und zwar fanden sie dort nicht bloß ärztlichen Rat, sondern auch direkte Behandlung, da meistens mit dem Ordinationszimmer auch andere Räume zum Baden, Schröpfen, Ahsstieren, Operieren u. dgl. verbunden waren, wie denn auch der Arzt dort seine Medikamente bereitete und dispensierte. Selbst Schwerkranke, wie z. B. in den Acharnern des Aristophanes der verwundete Lamachos, ließen sich, wenn es ein dringender Fall war, direkt zum Arzte schaffen. Ein renommierter Arzt war natürlich nicht im Stande, die ganze Kundschaft allein

zu befriedigen, und beschäftigte daher im Ordinationszimmer seine Assistenten, die ihn dann auch auf seinen ärztlichen Ausgängen zu begleiten pflegten, um am Krankenbett von den Erfahrungen des Meisters Nutzen zu ziehen; für die Patienten muß es freilich wenig angenehm gewesen sein, wenn der Arzt so in Begleitung einer oft nicht unbeträchtlichen Schar Studirender zu ihnen kam. Noch unangenehmer war es freilich, wenn man, etwa durch Mittellosigkeit, genötigt war, sich untergeordneten Gehilfen, die nicht selten dem Sklavenstande angehörten, anzuvertrauen. Denn diese Sklavenärzte wurden nicht bloß zur Behandlung der Sklavenbevölkerung herangezogen, sondern behandelten häufig auch freie, namentlich ärmere Leute, welche kein großes Honorar bezahlen konnten, und pflegten es dabei nicht gerade sehr genau zu nehmen; man warf ihnen vor, daß sie ganz im Gegensatz zu den aufmerksamen, den Kranken genau prüfenden und beobachtenden besseren Ärzten ihre Besuche sehr schnell abmachten, kaum nach der Art, des Leidens fragten und, nachdem sie irgend etwas beliebiges verordnet, weiter eilten. Mitunter ließ aber auch wohl ein Bürger einen seiner Sklaven, wenn derselbe für diesen Beruf Geschick zeigte, bei einem Arzte die Heilkunde erlernen, um jemanden im Hause zu haben, welcher im Notfalle ärztlichen Beistand zu leisten im stande wäre; bei der verhältnismäßig freien Stellung, welche die griechischen Sklaven, namentlich in Attika, genossen, darf es nicht wunder nehmen, daß man das Wohl und Wehe seines Körpers in die Hände eines Sklaven gab, zumal man ja, wie wir gesehen, auch die geistige Pflege der Kinder Sklaven anzuvertrauen kein Bedenken trug. — Im übrigen erregten auch unter den freien Ärzten manche durch die Art ihres Auftretens Argerniß: nicht sowohl, wie die Sklavenärzte, in Folge ihrer Flüchtigkeit und Sorglosigkeit ihrer Behandlung, als vielmehr die einen durch großprahlerisches und hochmütiges Wesen, wie z. B. ein Arzt Menekrates von Syrakus, der sich immer in der prunkvollsten Kleidung zu zeigen liebte und sich Zeus betiteln ließ; andere

durch Grobheit und Rücksichtslosigkeit gegen die Patienten, wie jener Arzt, welcher einem, Besorgnis vor dem Sterben äußernden Patienten kühl mit dem homerischen Verse antwortete: „Auch Patroklos ist gestorben und war mehr als du!“ Manche wiederum erregten durch unsauberes Äußere, durch geräuschvolles Benehmen, lautes Sprechen u. dgl. Anstoß; schon Hippokrates verlangte daher vom Arzte eine gewisse, aber nicht übertriebene Eleganz in der Kleidung und Sauberkeit in Haar- und Barttracht, obgleich er charakteristischerweise hinzufügt, es solle jedem Arzte unbenommen bleiben, es damit anders zu halten, falls seine Patienten es wünschten.

Anderes war die Stellung der öffentlichen Ärzte, welche von einer Staatsgemeinde gewählt und besoldet wurden und dafür zu unentgeltlicher Behandlung verpflichtet waren: ob freilich eines jeden Gemeindegürgers oder nur der ärmeren, wissen wir nicht. Daß diese Staatsärzte unter Umständen sehr bedeutende Besoldungen empfangen, zeigt das Beispiel des Arztes Demokedes, welcher als Staatsarzt in Agina eine Besoldung von einem Talent (das äginetische Talent etwa 6530 Mk.) bezog; darauf berief ihn Athen mit einem Honorar von hundert Minen (7859 Mk.) und schon im Jahre darauf der Tyrann Polykrates von Samos (wohl nicht als seinen Leibarzt, sondern in gleicher Eigenschaft als Gemeindegarzt) um zwei Talente (wohl attische, also 9431 Mark). Andererseits kam es auch vor, daß vermögende Ärzte freiwillig die unentgeltliche Armenpraxis übernahmen.

Spezialärzte für bestimmte Krankheiten sind im alten Griechenland ungewöhnlich; dieselben Ärzte behandelten äußere wie innere, Männer- und Frauenkrankheiten, nur der Steinschnitt wurde, nach dem Eid des Hippokrates, von besondern Spezialisten vorgenommen. Augenärzte kennt erst die spätere Zeit, in welcher sich überhaupt die medizinische Praxis mannichfaltiger entwickelt und namentlich auch der Einfluß der Gymnastik und der damit verbundenen Diätetik auf die ärztliche Methode von bedeutendem Einflusse ist.

Während nun die Ärzte, so vielfach auch von ihnen allerlei seltsame oder sympathetische Mittel zur Anwendung gebracht wurden und so manche Charlatane sich auch darunter befinden mochten, im allgemeinen doch darauf ausgingen, nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu kurieren, auf den von den Vorfahren überkommenen Kenntnissen weiter zu bauen und dieselben durch eigene Erfahrungen und Studien zu bereichern, stand das Heilverfahren, welches von den Priestern der Asklepiosheiligtümer angewandt wurde, in meist recht bedenklicher Weise in der Mitte zwischen empirischer Therapie und abergläubischem Hofuspokus. Von alters her war es, wie erwähnt, üblich, daß die Priester des Asklepios die Heilkunst betrieben; ihre Kenntnisse galten theils als uralte, vom Gotte selbst überkommene Erbweisheit, theils als stets sich erneuernde göttliche Offenbarungen. Einige Asklepiosheiligtümer hatten wegen ihrer glücklichen und wunderbaren Kuren vor allen andern Ruf und Zuspruch: so Kos, Knidos, Trifka, ganz besonders aber Epidauron, späterhin auch Pergamon. Zu diesen Heiligtümern wallfahrteten die Genesung suchenden Kranken, wie heut in katholischen Ländern zu wunderthätigen Gnadenorten gepilgert wird; und wie man auch heut noch in den Kirchen von Maria Einsiedeln, Altötting, in der Grotte von Lourdes u. s. w. zahlreiche Andenken der glücklich Geheilten sehen kann, Darstellungen und Beschreibungen von Krankheiten, wächserne oder silberne Nachbildungen der geheilten Körperteile u. dgl. m., so spendete man auch im Altertum dem Asklepios, abgesehen von anderen Dankesgaben, zum Teil in klingender Münze, auch Nachbildungen von Armen, Händen, Beinen, Ohren, Augen, Brüsten u. s. w. in Marmor, in Silber oder Gold, oder in schlichtem Wachs oder Thon, als Weihgeschenke, nebst Angabe des Namens dessen, der Heilung gefunden; manche hinterließen auch Inschrifttafeln mit detaillierten Angaben über ihre Krankheit und deren Heilung, und ebenso stellten die Priester größere Tafeln im Tempelbezirk auf, auf denen allerlei wunderbare Heilungen verzeichnet waren. Der Geograph Strabo



berichtet uns von solchen inschriftlichen Krankengeschichten in den Heiligtümern von Epidaurus, Kos und Trikkä; ebenso sah der Reisebeschreiber Pausanias im Tempelbezirk zu Epidaurus sechs derartige große Tafeln, und von zweien derselben sind vor einigen Jahren sehr umfangreiche Bruchstücke gefunden worden, welche uns einen äußerst interessanten Einblick in das Verfahren in den Asklepiosheiligtümern eröffnen.

Die Heilmethode der Asklepiospriester unterscheidet sich von der der Berufsärzte vor allem dadurch, daß sie durchweg sich mit dem Schleier des Geheimnisvollen und Wunderbaren umgiebt, in der richtigen Erkenntnis, daß die Spekulation auf die Dummheit und den Wunderglauben der Menge immer Aussicht auf Erfolg hat. Die Heilung erfolgte auf dem Wege der sog. Inkubation, d. h. der Patient mußte sich nachts im Heiligtum niederlegen und schlafen; im Traum erschien ihm der Gott und gab ihm entweder ein Mittel an, durch welches er Genesung finden könne, oder nahm gleich auf der Stelle die Heilung an dem Schlafenden vor, so daß der Patient beim Erwachen sich geheilt fand und fröhlich von dannen ging! In drastischer Weise schildert Aristophanes im „Plutos“ eine solche Heilung im Tempel. Der blinde Gott des Reichthums sucht nämlich im Tempel des Asklepios Heilung von seinem Gebrechen; nachdem er vorher ein Bad im Meere genommen, wird er in das Heiligtum geführt, opfert und legt sich dann, zusammen mit andern Patienten, zum Schlafe nieder, wobei sie ein Tempeldiener ermahnt, vor allem tiefes Schweigen zu bewahren. Der den Plutos begleitende Diener, welcher den Vorgang erzählt, ist freilich ein etwas freisinniger Schalk; er kann nicht schlafen, und da er bemerkt, daß, nachdem die Kranken eingeschlafen sind, die Priester kommen und die Opfergaben von den Altären wegnehmen und einsacken, so benützt auch er die Gelegenheit, einer alten Frau in seiner Nähe einen Topf mit Brei zu stibitzen. Nach einiger Zeit erscheint der Gott selbst, in Begleitung von zwei Heilgöttinnen; er geht umher, untersucht die einzelnen Patienten und kommt schließlich

auch zum Plutos: er befühlt diesem den Kopf, trocknet ihm die Augenlider mit einem Leintuch rein ab, und eine der Göttinnen legt ihm einen purpurnen Schleier um das Haupt. Plötzlich erscheinen zwei große Schlangen vom Tempelinnern her, kriechen unter den Schleier und lecken dem Plutos die Augenlider, wodurch derselbe die Sehkraft wiedergewinnt. Wie hier die Kur während des Schlafes selbst erfolgt, so auch in den Geschichten, welche auf den erwähnten Inschrifttafeln von Epidauros berichtet werden. Auch da wird die Heilung einer Blinden erzählt, welcher Asklepios im Traum erscheint und das Augenlicht wiedergiebt, indem er ihr gegen das Versprechen, daß sie ein silbernes Schwein zur Strafe dafür, daß sie ungläubig zum Tempel gekommen, weihen wolle (dem Asklepios wurden besonders Schweine geopfert), ein Heilmittel in die Augen träufelt. Solche Heilungen von Blinden kommen mehrfach in den Inschriften vor; bisweilen vertritt dabei, wie bei Aristophanes die Schlangen, der Hund, der ebenfalls ein dem Asklepios heiliges Tier ist, die Stelle des Gottes, indem er durch Be lecken die Augen heilt, wie in einem andern Falle die Asklepioschlange durch Lecken die wunde Zehe eines Patienten herstellt. Manche Fälle sind freilich noch viel wunderbarer. Da bekommt ein Einäugiger, dem sein eines Auge vollständig ausgelaufen ist, im Schlafe durch ein vom Gott in die Augen gegossenes Heilmittel sein verlornes Auge wieder; da träumt einer Frau, welche einen Wurm im Leibe hat, Asklepios schneide ihr den Bauch auf, nehme den Wurm heraus und nähe ihr den Bauch wieder zu; ein Mann hat Male an der Stirn, welche der Gott dadurch beseitigt, daß er ihm eine Binde um die Stirn legt, worauf die Stirn am Morgen weiß und rein ist, während die Male sich auf der Binde finden; einem andern, welchem die Finger der einen Hand gelähmt sind, springt der Gott auf die Hand und zieht ihm die Finger gerade, worauf sie wieder beweglich werden u. s. f. Ja noch mehr, Asklepios heilt nicht bloß kranke Menschen, sondern auch leblose Gegenstände: da hat ein Sklave den Becher seines Herrn zerbrochen,

und wie er bekümmert dasitzt, meint ein Vorübergehender lachend, den könne selbst Asklepios nicht mehr ganz machen. Das bringt ihn auf den Gedanken, mit den Scherben in den Tempel zu gehen; und als er am Morgen den Behälter, in dem er sie aufbewahrt hat, öffnet, — siehe da, da ist der Becher wieder heil!

Es ist schwer zu entscheiden, wie viel bei jenen Krankengeschichten einfacher Schwindel ist und wie viel davon auf wirkliche, durch operative Eingriffe erfolgte ärztliche Behandlung zurückgeht. Es ist zunächst schon selbstverständlich, daß die Priester zunächst durch Befragen sich über das Leiden eines jeden Heilung Suchenden unterrichteten; der zur Heilung unerläßliche Schlaf im Heiligtum aber war, nach der ansprechenden Vermutung Zachers, gewiß kein natürlicher, sondern entweder ein magnetischer Schlaf, da dergleichen auch den Alten sicherlich schon bekannt war, oder ein durch irgendwelches Narkotikum erzeugter Halbschlummer, während dessen die im Dienste des Asklepios stehenden Priester oder deren Heilgehilfen erschienen und an den Kranken chirurgische Operationen, natürlich bloß leichterer Art, vornahmen. Es stimmt zu dieser Hypothese, daß alle Kuren, welche uns in jenen epidaurischen Inschriften (dieselben rühren zwar aus der Zeit Alexanders d. Gr. her, sind aber Kopieen nach älteren Inschriften, vermutlich des fünften Jahrhunderts) berichtet werden, nur von äußerlichen Mitteln, nicht von innerlicher Behandlung berichten; Einnehmen eines Trankes oder dergleichen kommt darauf nicht vor.

Anderer Art sind die Heilungen, wie sie später in den Asklepiosheiligtümern durch Inkubation oder Tempelschlaf stattfanden und auch in der römischen Zeit üblich waren. Es empfangen nämlich die Kranken im Traum nicht die Heilung selbst, sondern eine Anweisung seitens des Gottes, auf welche Weise sie von ihren Leiden befreit werden könnten: Verordnungen, welche sich bald auf allerlei diätetische Vorschriften, wie Bäder und Waschungen, Fasten u. s. w. beziehen, bald direkt bestimmte Heilmittel angeben. Auch in diesen Fällen wird man wohl annehmen

müssen, daß der Kranke in einen Halbschlummer versetzt wurde, während dessen ein Priester in der Gestalt des Gottes erschien und die betreffenden Weisungen gab, wobei den Priestern jedenfalls ein gewisser durch Erfahrung gesammelter Schatz von medizinischen Kenntnissen zu gute kommen mochte. Bisweilen leisteten auch heilkräftige Thermen oder Trinkquellen, wie sie sich bei manchen Heiligtümern befanden, gute Dienste, namentlich wenn die Kranken längeren Aufenthalt daselbst nahmen; nicht umsonst lagen die griechischen Asklepieien vornehmlich an hochbelegenen Plätzen mit gesunder, reiner Luft. Daher gab es auch jedenfalls Gebäude zur Aufnahme der Kranken, zumal der aus größerer Entfernung zugereisten; lag doch das Heiligtum des Asklepios zu Epidaurios beinahe eine Meile von der Stadt entfernt; nur durfte, um jede Verunreinigung des heiligen Besitzes zu verhüten, keine Frau innerhalb desselben niederkommen und kein Todesfall sich ereignen, weshalb Gebärende und Sterbende ohne Gnade entfernt wurden. Das übrigens die Asklepiospriester ihre Hilfe nicht umsonst den Kranken zu teil werden, sondern sich dieselbe durch Geldspenden oder Weihgeschenke an das Heiligtum bezahlen ließen, ist selbstverständlich und geht überdies aus bestimmten darauf bezüglichen Angaben zur Genüge hervor; das epidaurische Heiligtum konnte an Reichtum mit dem delphischen wetteifern.

Ähnliche Traumorakel gab es aber nicht bloß in den Asklepiostempeln, sondern auch manche andere Götter oder Heroen machten sich in gleicher Weise um die leidende Menschheit verdient, gleichwie heut die Orte mit wunderthätigen Madonnenbildern oder Reliquieen sich Konkurrenz zu machen pflegen. So wurden Kranke aufgenommen in dem zwischen Tralles und Nysa in Lydien belegenen Tempel des Hades, nur daß hier die Priester selbst anstatt der Patienten im Schlaf die Kurmethode erfuhren; ähnlich war es im Tempel des Amphiaraios zu Dropos an der attisch-böotischen Grenze.

Endlich müssen wir hier auch noch der Quacksalberei und der sympathetischen Kuren gedenken. Der Glaube an letztere

war im Altertum ganz allgemein verbreitet und wurde selbst von vorurteilsfreien Männern mit wissenschaftlicher Bildung geteilt. Es handelte sich dabei nicht nur um allerlei zur Abwehr oder Heilung von Krankheiten dienende Amulette, welche man sich umhing, sondern auch um Zaubersprüche, welche denjenigen sympathischen Kuren entsprechen, die man heut „Besprechen“ zu nennen pflegt, mit Handauflegen, symbolischen Waschungen u. a. m. Mit Quacksalberei beschäftigten sich vornehmlich die Pharmakopöen, Droguenhändler, welche neben Schönheitsmitteln, Schminken, Farbstoffen u. dgl. auch Arzneimittel verkauften und von ihren Buden aus den Leuten marktchreierisch anpriesen; es kam oft genug vor, daß gerade wie bei uns Kranke ihren Arzt, wenn ihnen derselbe nicht Linderung oder Heilung verschaffen konnte, aufgaben und sich mit solchen Kurpfuschern einließen. So bedeutend daher auch die Fortschritte sind, welche die Medizin seit den Zeiten des Hippokrates bis auf unsere Tage gemacht hat, so wenig hat sich in diesen Zuständen verändert; die Spekulation auf den Aberglauben und auf die Dummheit der Menschen trägt heute noch gerade so wie vor Jahrtausenden den Sieg über Vernunft und Wissenschaft davon.

Eine Menge bald sinnvoller, bald abergläubischer Gebräuche waren endlich auch mit Tod und Bestattung verbunden, welche theils damit zusammenhingen, daß man nach antiker Vorstellung der Seele des Entschlafenen durch die Fürsorge um seinen Leichnam die Aufnahme und Fortdauer im dunkeln Schattenreich erleichterte, theils darauf zurückgingen, daß nach der Meinung der Alten pietätvolle Bestattung und Grabespflege, als Erfüllung einer von den Göttern gebotenen Pflicht, zugleich auch den überlebenden Mitgliedern des Geschlechts Segen brachte. Diese Pflicht wurde deshalb nur in wenigen, verschwindenden Ausnahmefällen unterlassen; bloß Verbrecher scharrete man in aller Stille ein oder ließ sie gar unbegraben verwesen, und auch Selbstmörder pflegten nicht mit den gewöhnlichen Ehren des öffentlichen Begräbnisses, sondern

in der Nacht, welche Zeit sonst nicht für Bestattungen üblich war, hinausgeschafft zu werden.

Wenden wir uns nun, um diese Gebräuche kennen zu lernen, wieder jenem athenischen Bürgerhause zu, welches wir am Eingang unserer Darstellung betreten haben, um der Geburt und den ersten Lebenstagen eines Atheners der bessern Stände beizuwohnen, der sich nun, nach einem im Dienst des Vaterlandes verbrachten ehrenvollen Leben zur letzten Ruhe niedergelegt hat. Umgeben von den nächsten Mitgliedern der Familie hat er den letzten Seufzer ausgehaucht, nachdem er noch selbst mit sterbender Hand sein Gesicht mit einem Zipfel des Gewandes bedeckt hat, um den Seinigen den schmerzlichen Anblick des Todeskampfes zu ersparen. Nun tritt einer der Überlebenden an das Sterbelager heran, enthüllt das Antlitz des Toten und drückt ihm sanft Augen und Mund zu. Da nach der eigentümlichen, nicht bloß griechischen, sondern überhaupt antiken Anschauung der Mensch ebenso unmittelbar nach seinem Eintritt in das Leben, als Neugeborner, unrein ist, wie bei seinem Ausgang aus der Welt als Leiche, und da diese Verunreinigung auf das Sterbehause und alle in demselben Verkehrenden übergeht, so wird alsbald nach dem Tode ein Gefäß mit geweihtem Wasser, das aber aus einem andern Hause geholt sein muß, vor der Hausthür aufgestellt, aus dem jeder, der das Haus verläßt, sich besprengt, um dadurch wieder rein zu werden und auch mit andern in Verkehr treten zu können. Der Leichnam wird hierauf, und zwar nicht von der Dienerschaft oder von fremden bezahlten Personen, sondern von den zur Familie gehörenden Frauen selbst gewaschen, mit feinem Öl und mit wohlriechenden Essenzen gesalbt und in reine Gewänder von weißer Farbe gehüllt. Es ist die Tracht des gewöhnlichen Lebens, kein eigenes Sterbekleid, welche man ihm anlegt, der Chiton mit dem Himation; doch so, daß beide Arme eingehüllt sind und nur Kopf und Füße aus dem Mantel heraussehen. Epheben wurden statt dessen wohl auch mit der Chlamys bekleidet, und die Lakedaemonier zogen es vor, ihren

Toten das scharlachrote Kriegsgewand anzulegen, während in Athen an Stelle der ganz weißen Totenkleider häufig buntverzierte traten. Um das Haupt legt man dem Toten einen Kranz von natürlichen Blumen, wie sie gerade die Jahreszeit bietet, oder von Lorbeer, Oliven, Eppich u.; beim Begräbniß wurde derselbe häufig durch einen künstlichen aus gepreßten Goldblättern ersetzt, und es haben sich zahlreiche Reste solcher oft äußerst kunstvoll gearbeiteter Totenkranze in griechischen Gräbern gefunden.\*) Auch schickten Verwandte und Freunde, gerade wie bei uns, frische Kränze und Guirlanden als Zeichen ihrer Theilnahme, und man benutzte dieselben, um damit die Bahre und das Grab zu schmücken. In den Mund des Toten aber steckt man ein Geldstück als Fährgeld für den Fergen, der die Seelen über den Styx zu führen hat; denn nachdem der Glaube an den Charon, welcher der homerischen Zeit noch fremd ist, im griechischen Volke feste Wurzel geschlagen hatte, galt es als fromme Pflicht, den Toten so bald als möglich mit diesem Lohn für den Fährmann zu versehen, damit sein Schatten nicht zu lange ruhelos am Ufer des Styx herumzuirren brauche; und man steckt ihm die Münze deshalb in den Mund, weil auch im gewöhnlichen Leben man nicht selten einzelne Münzen (größere Summen trug man nur selten bei sich und bediente sich dafür eines Beutels) in Ermangelung von Taschen, welche bei der antiken Tracht nicht vorkommen, in der Backenhöhlung aufbewahrte. Auf der gleichen Anschauung beruhte es, wenn an einigen Orten der Brauch bestand, der Leiche einen Honigkuchen, zur Besänftigung des grimmen Unterweltswächters, des Kerberos, beizulegen.

Diese Ausstattung des Leichnams gilt jedoch zunächst nicht nur seiner Beerdigung, sondern zugleich der feierlichen Ausstellung, welche den Zweck hatte, theils Freunden und Bekannten Gelegenheit zu geben, sich den Verstorbenen noch einmal anzu-

\*) S. die Abbildung eines solchen, Kunstgew. im Altert. II, 179 Fig. 91.

sehen, theils wohl auch, damit die nahen Angehörigen in würdiger Weise die Trauerklage um den Toten anstimmen könnten. Diese Ausstellung oder Prothefis fand meist in der im Innern des Hauses belegenen, offenen Säulenhalle statt, jedoch mit strenger Beobachtung, daß die Sonne nicht auf den Leichnam schien; denn auch der Sonnengott durfte sich nicht durch den Anblick der Leiche verunreinigen. Auf einer mit Kissen und Teppichen bedeckten, mit Blumen und Zweigen geschmückten Lagerstatt wird der Tote so niedergelegt, daß seine Füße nach der Hausthür, durch welche er seinen letzten Weg antreten soll, gerichtet sind; um ihn her stellt man, wenigstens nach athenischem Brauch, größere oder kleinere, mit allerlei auf Tod und Gräberkultus bezüglichen Malereien verzierte Salbflaschen oder Lekythen auf, dergleichen eigens für diesen Zweck in den attischen Vasenfabriken angefertigt und wohl auch von teilnehmenden Freunden als Trauergaben geschickt wurden.\*) In der feierlichen Leichenklage finden sich dann außer den nächsten Angehörigen auch nähere Freunde, an welche zu diesem Zwecke bisweilen eine eigene Einladung gerichtet wurde, ein; auch die Dienerschaft des Hauses umsteht mit den anderen Leidtragenden das Lager und stimmt mit ein in die Totenklage, bei welcher Frauen und Männer, wie in der Aufstellung getrennt, so auch im Gesang abzuwechseln pflegen. Diese Klage besteht nicht in regellosem, wildem Jammern, sondern in bestimmten Trauergesängen, zu deren kunstvollerer Ausführung nicht selten auch eigene Sänger oder Sängerinnen gemietet werden und bei denen der Einzelgesang von Zeit zu Zeit durch einen von der ganzen Versammlung oder von Halbchören angestimmten Refrain unterbrochen wird. Damit sind aber auch allerlei äußerliche Bezeugungen der Trauer verbunden, welche in dem, starken Ausdruck der Empfindungen mehr als der kühle Nordländer liebenden Süden meist einen sehr lebhaften

\*) Vergl. Kunstgew. im Altert. I, 64 und Fig. 46 S. 66; ebendasselbst II, 130 ff.



und aufgeregten Charakter tragen: Schlagen an die Brust, Zerkraken der Wangen, Raufen der Haare, Zerreißen der Gewänder sind die gewöhnlichen Formen; dazwischen durchbrechen auch wohl vereinzelt Wehrufe den Trauergesang. Freilich hatte Solon Maßhalten in den Trauerbezeugungen verordnet; aber es wird schwer, wo nicht unmöglich gewesen sein, die Ausbrüche wilder Verzweiflung, namentlich seitens der weiblichen Angehörigen, durch gesetzliche Vorschriften in Schranken zu halten.

Der Brauch solcher Totenklagen ist uralt. Wir finden ihn bereits in der homerischen Zeit allgemein verbreitet, und zwar schon in der kunstvollen Form der Responzion; nicht minder wird in Troja bei der Leiche des Hektor die Klage angestimmt, als im Griechenlager an der Bahre des Achilleus. Auf zahlreichen Darstellungen, namentlich von Vasengemälden, finden wir die Prothefis der Leiche und die Totenklage bei derselben abgebildet: so in dem hier Fig. 16 abgebildeten. Wir sehen hier den Toten auf einer reich verzierten Kline liegen, vor welcher eine Fußbank steht; der Tote ist bis zum Hals in seinen Mantel gehüllt, auf dem Kopfe trägt er einen Kranz, das Haupt ruht auf mehreren Kissen. Vor dem Lager und zu den Seiten desselben stehen sechs Frauen, alle mit Klagegeberde die Arme erhebend; einige darunter fassen sich nach dem Kopf, als wollten sie sich das Haar raufen. Ein kleineres Mädchen in ähnlicher Haltung steht am Fußende des Bettes; rechts, der Szene abgewandt, steht ein Knabe. Ähnlich ist Fig. 17: hier sehen wir unter dem Lager des Toten seinen Schild, Helm und Panzer; von den wehklagenden Frauen, die sich fast alle in den Haaren raufen, hält eine eine Lyra, eine andere eine Binde in der Hand: jene zur Begleitung des Klagegesangs, diese, um damit die Leiche oder die Bahre zu schmücken.

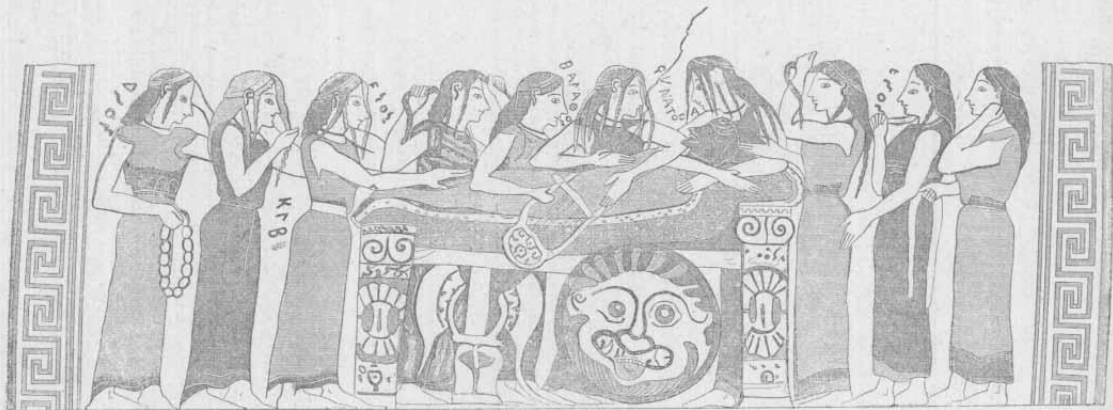
Das heiße Klima des Südens machte in den meisten Fällen die Beschränkung der Dauer der Prothefis auf einen Tag notwendig, welche Solon auch ausdrücklich gesetzlich verordnet hatte; nur wenn irgendwelche Vorkehrungen für Konservierung der

Fig. 16.



Totenlage.

Fig. 17.



Totentlage.

Leiche getroffen waren, konnte die Ausstellung auf mehrere Tage ausgedehnt werden. Aber Einbalsamierung war in Griechenland nicht üblich; nur wenn Leichen auswärts Verstorbener nach der Heimat transportiert werden sollten, um dort bestattet zu werden, legte man dieselben in eine die Verwesung hemmende Substanz, z. B. in Honig, wie es die Spartaner mit ihren in der Ferne gefallenen Königen thaten.

Für die Bestattung, zu welcher man meistens den frühen Morgen vor Sonnenaufgang wählte, gab es das ganze Alterthum hindurch die beiden Arten des Beerdigens und des Verbrennens, welche bald in gleicher Ausdehnung nebeneinander zur Anwendung kamen, bald so, daß die eine oder andere Methode eine Zeitlang die allgemeinere war. Bei den Griechen hat das Beerdigen anscheinend durchweg eine größere Verbreitung gehabt, als das Verbrennen. Zwar finden wir in den homerischen Gedichten nur Verbrennung erwähnt; allein wir dürfen nicht vergessen, daß wir es in der Ilias mit außergewöhnlichen Umständen zu thun haben, da die vor Troja gefallenen Krieger nicht in der Heimat gestorben waren, und in solchen Fällen pflegte man auch später noch die Verbrennung, welche es möglich machte, die Asche des Verstorbenen mit nach der Heimat zurück zu bringen, der Beerdigung vorzuziehen. Daß aber auch in jenen frühen Jahrhunderten neben der Leichenverbrennung die Beerdigung sehr häufig war, zeigen uns anstatt der fehlenden ausdrücklichen Nachrichten besser noch die in Griechenland an zahlreichen Stellen aufgedeckten uralten Begräbnisstätten; und ebenso war in der historischen Zeit das Verbrennen der Leichen zwar durchaus üblich, aber jedenfalls minder häufig, als die Beerdigung, schon aus dem einfach praktischen Grunde, weil letztere bedeutend billiger und weniger umständlich war. Mochte nun aber die eine oder die andere Form der Bestattung von den Angehörigen gewählt oder noch durch eigene Verfügung des Verstorbenen bestimmt sein, auf alle Fälle war ein feierlicher Leichenzug damit verbunden; denn sowohl die Verbrennungsplätze als die Fried-

höfe lagen außerhalb der Stadthore, da es in Athen und wahrscheinlich auch in den meisten andern griechischen Städten nicht erlaubt war, innerhalb der Stadt zu beerdigen; nur die dorischen Staaten scheinen davon eine Ausnahme gemacht zu haben.

Wenn es, nach der Darstellung einer in hohes Altertum zurückgehenden bemalten Vase,\*) in früherer Zeit üblich gewesen zu sein scheint, den Toten auf einem von Pferden gezogenen Leichenwagen zum Bestattungsplatze zu fahren, so war es in der historischen Zeit dagegen allgemein, daß die Leiche auf derselben Kline, auf welcher sie während der Prothese ausgestellt gewesen war, zu Grabe getragen wurde. Das besorgten in der Regel die Sklaven des Hauses und, wo solche nicht in genügender Zahl vorhanden waren, auch wohl gemietete Totengräber, während bei hochverdienten Männern die Bürger es als eine Ehrenpflicht betrachteten, selbst diesen Liebesdienst zu verrichten. War der Tote eines gewaltsamen Todes gestorben, so wurde ihm ein Speer vorangetragen, als Hindeutung auf die noch zu erfüllende Blutrache an dem Mörder; der Speer wurde sodann am Grabe in die Erde gesteckt und der nächste Anverwandte sprach den Bann über den Mörder aus, worauf die Grabstätte drei Tage lang bewacht wurde. Man braucht jedoch hierbei nicht immer an Selbsttrache seitens der Verwandten zu denken, sondern an die durch die gesetzmäßige Behörde zu vollziehende Sühne. — Für gewöhnlich aber gehen an der Spitze des Zuges die männlichen Verwandten und Freunde, hinter der Leiche die Frauen; doch war durch eine Verordnung des Solon das weibliche Trauergesolge nur bis auf die Töchter der Geschwisterkinder hinab gestattet, bei entfernterer Verwandtschaft nur Frauen im Alter von über sechzig Jahren zugelassen. Freilich scheint man sich nicht immer ganz streng an dieses Gesetz gehalten zu haben. Sämtliche Leidtragende erschienen in grauer oder schwarzer Trauer=

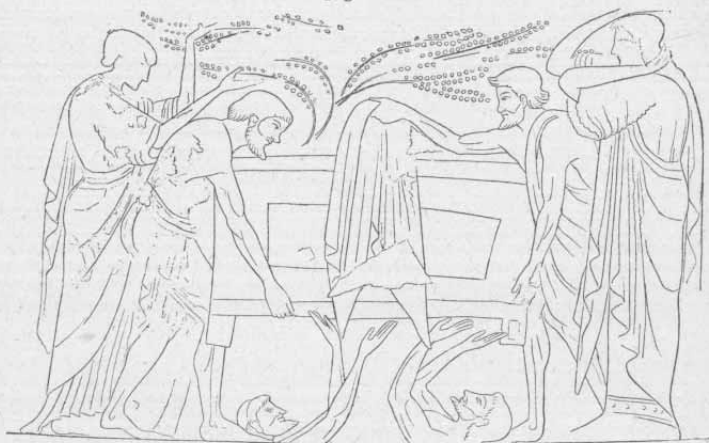
\*) Dieselbe ist Kunstgew. im Altertum I, 49 Fig. 31 abgebildet.

fleidung, die nächsten Anverwandten auch mit abgeschnittenem Haar; denn der Gebrauch, bei Todesfällen sich das Haar zu scheeren, ist sehr alt, und schon bei Homer lesen wir, daß man das abgeschnittene Haar dem Toten in die Hand gab. Beim Leichenzuge erklangen auch wiederum Trauergesänge mit Begleitung der klagenden Töne der Flöte; doch war hierin der Brauch nicht überall gleich, und in Keos z. B., wo uns eine in manchen Punkten sich wesentlich von attischer Grabes- sitte unterscheidende Verordnung über Bestattung erhalten ist, war es ausdrücklich Vorschrift, daß die Leiche in der Stille hinausgetragen wurde. Der Leichnam behielt bei der Bestattung die Gewänder an, in welche er bei der Prothesis gekleidet war; doch machte Mißbrauch und überhandnehmender Luxus Beschränkung durch die Gesetze notwendig, sodaß Solon ausdrücklich die Zahl der Gewänder auf das Maximum von drei festsetzte, wie auch die eben erwähnte Verordnung von Keos nur ein Untergewand, einen Mantel und eine Decke oder Teppich, im Gesamtwerte von höchstens 300 Drachmen, gestattete und ebenso vorschrieb, daß die Kline, auf welcher man den Toten hinausgeschafft, und die übrigen dabei verwandten Decken oder Polster nicht mit verbrannt resp. begraben, sondern wieder zurückgebracht werden sollten.

Die Beisetzung der Leiche erfolgte dann in verschiedener Weise, je nachdem die Beschaffenheit des Grabes es mit sich brachte. Wurde, wie bei uns, der Tote in eine Gruft versenkt, so war es üblich ihn in einen Sarg zu thun, welcher durch die Träger in die Grube herabgelassen wurde. Das sehen wir auf dem Fig. 18 abgebildeten Vasengemälde dargestellt: zwei Männer von dem Aussehen barbarischer Sklaven oder niedriger Berufs- klassen stehen in der Grube und halten die Hände in die Höhe, um den Sarg, den zwei Männer von ähnlichem Äußern vorsichtig herablassen, in Empfang zu nehmen; rechts und links stehen wehklagende Frauen dabei. Das Material der Särge war theils Holz, namentlich Cypressenholz, welches bisweilen mit

kostbarer Schnitzarbeit und Bemalung versehen wurde,\*) teils Thon, seltner Stein, obwohl Steinsarkophage auch bereits in Griechenland vorkommen und nur die Mode, die Seitenflächen der Sarkophage mit skulptierten Darstellungen zu versehen, erst in der römischen Zeit allgemeiner wird. Auch die Form der Särge war wechselnd; neben viereckigen, kastenartigen Särgen finden sich solche von ovaler Form oder von flachen Thonziegeln gebildete in prismatischer Giebelform. Ärmere wurden in der

Fig. 18.



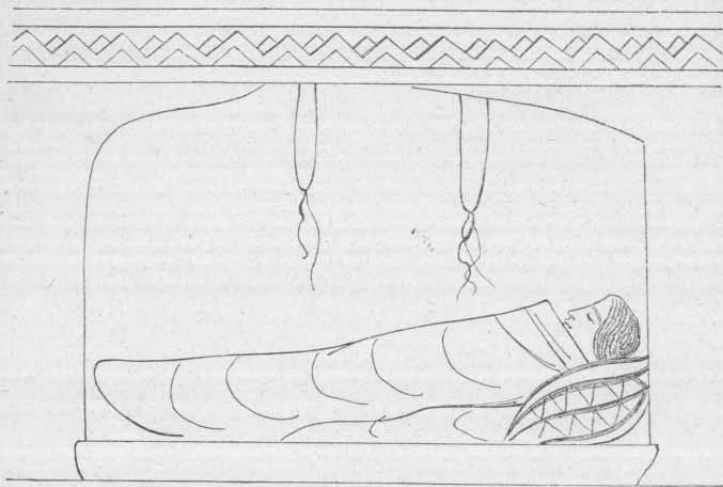
Beerbigung.

Regel auf einem gemeinschaftlichen Begräbnisplatze in einfachen Särgen und in Massengräbern beigesetzt; Wohlhabendere dagegen ließen sich Grabkammern herstellen, welche entweder durch Aushöhlung von Felsboden unterhalb oder oberhalb der Erde oder durch künstliche Aufmauerung eines Tumulus oder sonstiger Grabanlage geschaffen wurden. Die merkwürdigen Tholosbauten von Mykenä, Orchomenos, Attika u. s. sind, wie heut allgemein angenommen wird, weiter nichts, als solche gewaltige Grab-

\*) Vergl. Kunstgew. im Altertum I, 124 ff. mit Fig. 88 + 90.

kammern; auch sonst weist der Boden Griechenlands, Siziliens und Unteritaliens zahlreiche in Fels ausgehöhlte oder aus Quadern gewölbte Grabanlagen auf, um von den tempel- und turmartigen Bauten, wie sie namentlich auf kleinasiatischem Boden sich finden und da freilich zum Teil auf nichtgriechischen Ursprung oder Einfluß zurückgehen, zu schweigen. In diesen Grabkammern, welche vielfach für Familien als Erbbegräbnisse dienten, legte man den Toten entweder ebenfalls im Sarge oder ohne Sarg

Fig. 19.



Leiche in der Grabkammer.

nur in den Totengewändern nieder, wobei eine Steinplatte als Unterlage diente. So zeigt uns das Fig. 19 abgebildete attische Vasenbild den Toten in seiner Grabkammer, deren Wölbung der Maler angedeutet hat, in ein weites Tuch eingehüllt, ein Rissen unter dem Kopf; Binden hängen von der Decke herab. In Attika war es Brauch, die Leichen so niederzulegen, daß sie mit dem Kopf nach Westen, mit den Füßen nach Osten zu lagen, während man in Megara ihnen die entgegengesetzte Lage gab,



wie denn letztere auch darin einem anderen Brauche folgten, daß sie bisweilen drei bis vier Leichen in einen Sarg legten. Allgemein aber war die Sitte, dem Toten allerlei Gegenstände des täglichen Lebens ins Grab mitzugeben; zunächst solche Dinge, mit denen er sich bei Lebzeiten für gewöhnlich beschäftigt oder die zu seinem Beruf gehört hatten: außer Kleidung, Geld, Lehythen und anderen Thongefäßen legte man demnach z. B. dem Kinde sein Spielzeug bei, dem Krieger seine Waffen, der Hausfrau Spindel oder Schmucksachen und Spiegel, dem Jüngling Strigilis und Öfläschchen, dem Musiker Flöte oder Lyra u. s. w. Den ganzen Reichtum an Werken der Kleinkunst, welchen wir aus dem Altertum überkommen haben, Vasen, Terrakotten, geschnittene Steine, Goldschmuck, Kästchen u. dgl. verdanken wir zum weitaus größten Teile diesem Brauche, die Gräber der Toten durch Ausputz mit solchen Gegenständen des täglichen Lebens freundlich, man möchte fast sagen wohnlich auszustatten. Manches darunter, namentlich Vasen, Lampen, Leuchter, Waffen u. s. w., scheint sogar eigens zu dem Behufe, ins Grab mitgegeben zu werden, angefertigt worden zu sein, da es für praktischen Gebrauch häufig ganz untauglich ist.

Für die Verbrennung gab es höchst wahrscheinlich besondere, eigens hierfür bestimmte Plätze außerhalb der Mauern, obgleich die Möglichkeit, daß jemand auf seinem eigenen Grundstück, wenn dasselbe genügend groß war, verbrannt werden konnte, nicht geleugnet werden soll. Hierfür wurde aus Holz, Reisig und sonst leicht brennbaren Stoffen ein Scheiterhaufen errichtet, die Leiche nebst den zur Verbrennung bestimmten Gaben, wozu außer den oben angeführten mancherlei Gegenständen nicht selten auch die Lieblingstiere des Verstorbenen gehörten, darauf gelegt und der Scheiterhaufen mit einer Fackel entzündet. Rings herum stand das Trauergesleit und rief dabei laut und zu wiederholten Malen dem Verstorbenen, unter Nennung seines Namens, ein Lebewohl zu. Anderweitige Feierlichkeiten scheinen aber weder hiermit noch mit der Beerdigung verbunden gewesen zu

sein; auch trägt beides nach keiner Seite hin, etwa durch Anwesenheit von Priestern oder Darbringung von Opfern, einen hervorragend religiösen Charakter, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß die Bestattung ja an und für sich schon als eine religiöse Handlung betrachtet wurde. Auch Leichenreden

Fig. 20.



Auslöschcn des Scheiterhausens.

kamen nur ausnahmsweise vor, bei im Kriege Gefallenen oder besonders um den Staat verdienten Männern. — War die Leiche vom Feuer verzehrt und der Scheiterhaufen heruntergebrannt, so wurden die glimmenden Reste desselben mit Wasser oder wohl auch mit Wein gelöscht; diesen Akt zeigt eine Szene eines die Apotheose des Herakles darstellenden Vasengemäldes, hier Fig. 20.

Die Asche des Toten wurde dann zusammen mit den nicht vollständig verbrannten Knochenteilen gesammelt und in einen besondern Behälter gethan. Als Aschengefäße dienten Urnen, sargartige Kästchen, kleinere Gefäße, welche wiederum in größere Behälter gelegt wurden u. dgl. m.; das Material dafür war sehr verschiedenartig: Thon oder Stein, Erz, Blei, bisweilen selbst Silber oder Gold. Diese Aschengefäße wurden dann gleich den Särgen in einer Grabkammer oder unter der Erde beigesetzt.

Nach erfolgter Beerdigung oder Verbrennung der Leiche pflegten sich die Verwandten und nächsten Freunde des Verstorbenen in der Behausung des letzteren, nachdem sowohl Haus als Bewohner durch Räucherungen und Besprengung resp. Waschung mit Weihwasser von der mit dem Tode verbundenen Befleckung gereinigt worden waren, zu einem gemeinschaftlichen Leichenmahle zu versammeln; hierbei nahmen die Blutsverwandten, welche bis dahin sich der Nahrung (oder doch wenigstens der Fleischspeisen) enthalten hatten, zum ersten Male wieder die gewohnten Speisen zu sich: ein Brauch der wohl nur da durchgeführt wurde, wo die Bestattung schon am zweiten Tage nach dem Tode erfolgte. Am dritten und am neunten Tage nach der Bestattung aber begaben sich die nächsten Angehörigen an das Grab mit Spenden, welche theils in unblutigen Gaben, als Milch, Honig, Wein u. dgl., theils auch in Darbringung wirklicher Opfer = Schlachtthiere bestanden. An der Stätte aber, da man die Leiche oder deren Asche geborgen, erhob sich, wenn nicht eine oberhalb der Erde erbaute Grabkammer oder ein Felsengrab die Überreste aufgenommen hatte, ein Grabdenkmal, welches Namen, Familie und Heimat des Verstorbenen, bisweilen in metrischer Form, mittheilte, auch wohl Details über sein Leben und seine Verdienste, und meist auch bildlich verziert war. Am gebräuchlichsten war dafür die Form der Grabstele, welche bald in der Form eines hohen, schmalen Oblongs, bald in der einer mehr quadratischen Platte den Verstorbenen in irgendwelcher Beschäftigung des täglichen Lebens zeigte. Da

spielt der Knabe mit seinem Ball und das Mädchen mit seiner Puppe; der Ephebe hält seinen Diskus, der kräftige Krieger steht in voller Rüstung, wie zum Auszug bereit, da, der Landmann lehnt sich, begleitet von seinem treuen Hunde, behaglich auf den Knotenstock; die junge Frau sitzt bei ihrem Arbeitskorb oder sie erfreut sich an ihrem Geschmeide, wie die auf dem Grabrelief Fig. 21, wo die Dame aus dem ihr von der Dienerin gereichten Schmuckkästchen einen Ring zu entnehmen scheint. Andere zeigen uns die verstorbene Person, allein oder mit andern, ohne bestimmte Situation, bloß in bequemer, dem Leben abgelauschter Stellung, wie die beiden Frauen auf dem Grabstein Fig. 22; andere dagegen erinnern an den Tod, indem sie das verstorbene Familienmitglied Abschied nehmend von den Verwandten darstellen. Zur Mutter, welche der Tod abgefordert hat, kriecht das kleinste Kind heran (vgl. Bd. I, Fig. 62) oder man reicht ihr das noch in Windeln gehüllte zum letzten Abschiedsfuß (vgl. ebd. Fig. 58); der Mann tritt an seine im Lehnstuhl ruhende Gattin heran und reicht ihr mit ernster aber sich beherrschender Trauer die Rechte zum letzten Lebewohl. Auf Grabreliefs von länglicher Form ist die Vorstellung des Familienmahles, wobei der Mann auf dem Lager liegt, die Frau neben ihm sitzt, die Kinder sich herandrängen und selbst die treuen Haustiere, Hund und Leibroß, oft nicht vergessen sind, sehr gewöhnlich, bald als einfache Darstellung einer Szene des täglichen Lebens, bald dadurch etwas verändert, daß der Hausherr bereits als Toter heroisiert gedacht ist und ihm von seinen Angehörigen die dem Seligen gebührende Ehre der Adoration dargebracht wird. Von Porträtähnlichkeit ist dabei in den meisten griechischen Grabdenkmälern derart durchaus abgesehen; es sind Idealtypen, oft von außerordentlicher Schönheit, hier und da vielleicht auch wirklich mit einem Anklang an das Äußere des Verstorbenen, aber keineswegs realistische Porträtbildungen. Mag nun aber die Kunst eine Szene des gewöhnlichen Lebens auf das Grabmal setzen, mag sie uns den bitteren letzten Abschied vorstellen oder

Fig. 21.



Athenisches Grabrelief.

auf das Leben im Jenseits anspielen, worauf Andeutungen sich nicht selten finden, überall zeichnen sich diese Grabreliefs durch Maßhalten im Ausdruck des Schmerzes, durch eine überaus wohlthuende Ruhe der Empfindung und einen würdigen Ausdruck der Trauer aus, welcher in seiner Weise auch auf den in christlichen Anschauungen aufgewachsenen ungemein erhebend wirken muß, selbst da, wo nur ein schlichter Steinmeß in etwas unbeholfener Weise den Gedanken der Trennung und des Wiedersehens in Stein übertragen hat, geschweige denn in jenen großartigen Schöpfungen der attischen Blütezeit, zu denen die oben abgebildeten Exemplare von Grabstelen gehören.

Außer dieser Form des Grabmals kommen auch noch zahlreiche andere vor. Häufig waren die Stelen anstatt mit Reliefs bloß mit Malereien versehen; andere hinwiederum nehmen, durch Verbreiterung der Fläche und Vertiefung des Hintergrundes, einen architektonischen, kapellenartigen Charakter an und werden in entsprechender Weise von Pilastern und Giebel umrahmt. Sodann gab man den Grabdenkmälern nicht selten die Form einer Vase, namentlich der für den Totenkultus so bedeutsamen Kerkhthos, welche dann bisweilen auch mit einer Reliefdarstellung versehen wurde; ferner setzte man niedrige Säulen von runder oder eckiger Form auf das Grab, auf denen bisweilen eine Sirene, welche als Sängerin der Trauerlieder sepulkrale Bedeutung hat, angebracht wird; auch ganze Statuen, sei es von idealer Bedeutung, sei es das Porträt des Verstorbenen, wurden mitunter auf den Gräbern aufgestellt, wenn dies auch mehr eine Sitte der hellenistischen Periode als der Blütezeit gewesen zu sein scheint.

Kindliche Anhänglichkeit und frommer Glaube statteten diese an sich schon hochpoetischen Grabstätten dann noch weiterhin reichlich mit Kränzen, Binden, daneben angepflanzten Blumenbeeten u. dgl. aus; dieser Schmuck wurde oft erneuert, und namentlich am Geburts- und Todestage des Verstorbenen erschienen die Verwandten, um durch Spenden und Opfer aller

Fig. 22.



Athenisches Grabrelief.

Art, durch Ausgießen von Wohlgerüchen oder Wein und sonstige Weihungen ihre Erinnerung an den Dahingegangenen stets aufs neue zu erweisen. Dieser Grab- und Totenkultus ist sehr häufig, namentlich auf Vasenbildern, dargestellt. So sehen wir auf dem Fig. 23 abgebildeten Vasengemälde zu einer Grabstele Frauen herantreten, welche Teller mit Lekythen und Binden trugen; ähnlich in Fig. 24, wo die klagende Frau am Fuße der Grabstele von besonderer Anmut der Zeichnung ist.

Fig. 23.



Grabespflge.

So hielten die Griechen, obgleich bei ihnen die von der Sitte geforderte Trauerzeit nicht entfernt so lange dauerte, wie es bei uns meist der Fall zu sein pflegt, sondern in der Regel auf einen oder auf mehrere Monate beschränkt war, das Andenken ihrer Toten in würdigster Weise in Ehren; und so wenig mochte man dies Herzensbedürfnis entbehren, daß man selbst für auswärtig Gestorbene, deren Gebeine nicht nach der Heimat gebracht worden waren, für im Meer Ertrunkene oder Verschollene





Grabmäler (Kenotaphien) errichtete, um eine Stelle zu haben, an welche der dem Andenken des Verstorbenen gewidmete Kultus anknüpfen konnte. Das hier Fig. 25 abgebildete Grabmal ist vermutlich das Denkmal eines auf solche Weise, etwa im Schiffbruch, ums Leben gekommenen; das Relief zeigt den Verstorbenen traurig neben dem Schiff am Lande sitzend und nach der fernen Heimat spähend, welche wiederzusehen ihm nicht vergönnt war; der leere Raum darunter meldete in aufgemalter, jetzt erloschener Schrift seinen Namen und wohl auch die näheren Umstände seines Todes.

---

Grabmäler (Kenotaphien) errichtete, um eine Stelle zu haben, an welche der dem Andenken des Verstorbenen gewidmete Kultus anknüpfen konnte. Das hier Fig. 25 abgebildete Grabmal ist vermutlich das Denkmal eines auf solche Weise, etwa im Schiffbruch, ums Leben gekommenen; das Relief zeigt den Verstorbenen traurig neben dem Schiff am Lande sitzend und nach der fernen Heimat spähend, welche wiederzusehen ihm nicht vergönnt war; der leere Raum darunter meldete in aufgemalter, jetzt erloschener Schrift seinen Namen und wohl auch die näheren Umstände seines Todes.

## VIII.

### Gymnastik.\*)

Wir haben in den früheren Abschnitten mehrfach Gelegenheit gehabt, auf die wichtige Rolle hinzuweisen, welche die Gymnastik in der Erziehung und im späteren Leben der Griechen spielte. Wir haben gesehen, daß dieselbe in den dorischen Staaten sogar die Grundlage der Erziehung nicht bloß des männlichen, sondern teilweise selbst des weiblichen Geschlechtes bildete, und daß auch in Athen die Leibesübungen nicht nur einen hervorragenden Bestandteil des Knaben- und Ephebenunterrichtes ausmachten, sondern auch später noch im Mannesalter beständig gepflegt wurden, auch von solchen, welche damit nichts als die gedeihliche Entwicklung und Stählung ihrer Körperkräfte, aber kein öffentliches Auftreten bei Festen und Wettkämpfen beabsichtigten. Wir haben nunmehr näher zu betrachten, welches die vornehmlichsten dieser gymnastischen Übungen waren und in welcher Weise dieselben be-

\*) L. Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum (Würzburg, 1864—81), Bd. I Abteil. 2 und Bd. III. Daneben immer noch brauchbar, wenn auch mehr als Materialiensammlung, F. H. Krause, Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen. 2 Bde. Leipzig 1841.



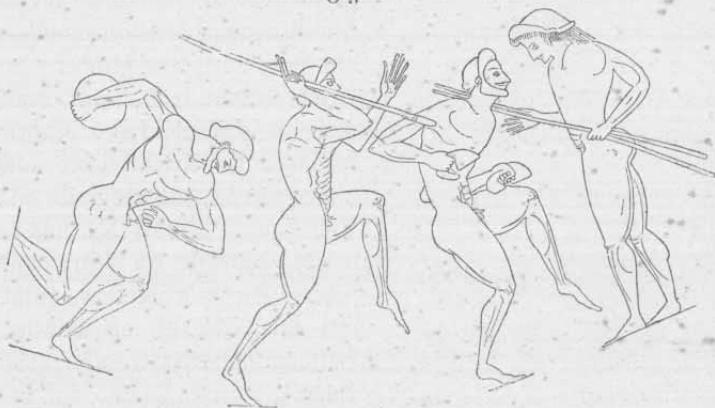
Athenisches Grabrelief.

trieben zu werden pfliegen, wobei wir demnächst von den einfacheren und leichteren, später von den schwierigeren und zusammengesetzten Leibesübungen handeln.

Unter denjenigen Übungen, welche bereits in der Turnschule der Knaben gepflegt wurden, zugleich aber auch bei den gymnastischen Agonen von wesentlicher Bedeutung waren, nennen wir zunächst den Sprung. Wie der Wettlauf, der Diskoswurf, das Ringen und der Faustkampf, so ist auch das Springen bereits in der homerischen Zeit ein Bestandteil der Gymnastik, doch erfahren wir über die Art, in welcher dasselbe geübt wurde, nichts näheres. In der historischen Zeit finden wir dieselben Arten des Sprunges, welche die heutige Turnkunst pflegt, im Gebrauch, nämlich Hochsprung, Weitsprung und Hoch-Weitsprung; freilich beansprucht darunter der Weitsprung die vornehmste Bedeutung und spielte auch allein in der Agonistik eine Rolle. Während man jedoch bei uns nur den reinen Sprung, mit oder ohne Sprungbrett, übt und daneben nur bisweilen als Hilfsmittel den Springstab gebraucht, bediente sich die alte Gymnastik, obgleich auch sie den reinen Sprung namentlich als Knabenübung gekannt hat, doch in der Regel der sogenannten Sprunggewichte oder Halteren, welche zwar einerseits dadurch, daß sie den Körper des Springenden belasteten, eine Erhöhung der Kraftleistung erforderten, andererseits aber zugleich dem Springenden einen gewissen Vorteil zu gewähren geeignet waren, indem sie ihm einen gesteigerten Schwung verliehen. Die Halteren sind im wesentlichen nichts anderes, als Hanteln von Metall oder Stein und gleichen in ihrer Form meistens diesem auch heute, obwohl in der Regel in anderer Anwendung üblichen Turngerät. Es gab allerdings zwei Gattungen derselben. Die ältere Form glich einem Kreissegment von etwas unter Halbkreisgröße, wobei ein Teil des Kreisbogens als Griff dient; diese ältere Art der Hanteln, die wir auf zahlreichen Vasengemälden finden, hat sich noch bis in spätere Zeit erhalten, obgleich wesentlich in der Heilgymnastik. Dagegen war für die Agonistik, vornehmlich für den

Fünfkampf oder das Pentathlon, eine andere Form die allgemein gebräuchliche geworden: dieselbe gleicht ganz unsern modernen Hanteln (für die sie ja auch zum Vorbilde gedient haben), indem zwei runde Kolben an den Enden eines meist etwas kreisförmig gebogenen massiven Griffes befestigt sind, von denen bisweilen, namentlich wenn die Halteren nicht zu bloßen Armübungen, sondern als Springgewichte dienen, der eine, und zwar der beim Sprung nach vorn gehaltene Kolben, größer und gewichtiger ist, als der andere. Daß diese Hanteln in der alten Gymnastik auch zur

Fig. 26.

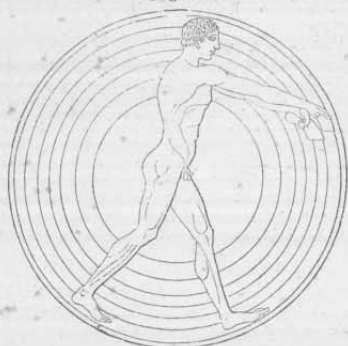


Gymnastische Übungen.

Stärkung der Schultern, Arme und Finger gebraucht wurden, wird ausdrücklich berichtet, und auf manchen alten Vasenbildern, wo wir Hanteln in den Händen von Epheben erblicken, kann man der ganzen Stellung und Haltung nach nur an solche Übungen, nicht an Springen denken. Auf dem hier Fig. 26 abgebildeten Vasengemälde hält der eine der sich übenden Männer zwei solcher Hanteln in den Händen; ob er sich zum Sprung anschickt, wie man in der Regel annimmt, oder bloße Hantelübungen macht, ist nicht deutlich erkennbar. Immerhin aber scheint es, als ob letzteres eine mehr untergeordnete Anwendung

der Hanteln war, und daß sie ihren vornehmlichsten Gebrauch beim Sprung fanden. Man hielt nämlich die Hanteln beim Anlauf zum Sprung nach hinten und warf im Augenblick des Sprunges die Arme kräftig nach vorn; der durch die Schwere der Hanteln dem Körper gegebene Schwung teilte sich zugleich auch den Beinen mit, und es ließ sich infolgedessen eine größere Sprungweite erzielen. Daher sehen wir auf den Abbildungen die Springer sehr häufig im Sprung mit vorwärts gehaltenen Armen dargestellt; und auch praktische Versuche aus neuester Zeit haben es bestätigt, daß die Bedeutung der Hanteln beim Springen

Fig. 27.



Übung mit Hanteln (Hanteln).

nicht etwa auf einer zurückstoßenden Bewegung derselben, sondern auf dem Vorwärtsschleudern der Arme beruht. Dagegen warf man im Augenblick des Niedersprunges die Arme wieder nach hinten zurück (wie ebenfalls aus Abbildungen hervorgeht), und es wurde dadurch ein festes und sicheres Stehenbleiben ermöglicht. Bei dem Fig. 27 abgebildeten, Hanteln haltenden Epheben (von einem gravierten Diskos, vgl. unten S. 110), ist es freilich zweifel-

haft, ob wir ihn die Hanteln bloß zur Armübung oder behufs des Sprunges handhaben sehen; event. könnte er auch in dem, dem Sprunge vorausgehenden Anlaufe gedacht sein. Andere Darstellungen von Springern s. unten Fig. 29 und 35. Es ist übrigens naheliegend, daß diese Springgewichte vornehmlich beim Weitsprung Anwendung fanden, dagegen vermutlich nicht beim Hochsprung, bei dem sie eher eine Erschwerung als eine Erleichterung gewesen wären.

Viel schwieriger ist die Frage zu entscheiden, ob die Alten sich ebenso, wie die heutigen Turner, der Springstangen bedienten.

Eine unzweideutige alte Darstellung einer Übung mit dem Springstab giebt es nicht; so vielfach wir auch bei Darstellungen gymnastischer Szenen auf Vasenbildern Stäbe oder Stangen finden, so lassen dieselben doch durchweg eine andere Deutung zu: es sind bald Gere oder Wurfstangen, wie man sie bei den Übungen für den Speerwurf gebraucht, bald die Meßstäbe, mit denen die beaufsichtigenden Lehrer oder Kampfrichter die Weite eines Sprunges oder eines Diskoswurfes abzumessen pflegten; nicht selten auch bloß Stäbe, welche die Beamten in den Gymnasien als Zeichen ihrer Machtbefugnis führen. Ebenso wenig giebt es bei den Schriftstellern bestimmte Angaben über den Gebrauch der Springstangen; abgesehen von gelegentlichen Sprüngen über Gräben mit Hilfe einer Stange und von dem Aufschwunge auf das Pferd vermittelt der Lanze, kommt der Gebrauch des Springstabes nicht vor, und es scheint darnach, als habe derselbe in der antiken Turnkunst keine Rolle gespielt.

Eine weitere, an diese Übung sich knüpfende Frage ist es, ob die Alten beim Absprung sich eines Sprungbrettes bedienten. Auch hierüber haben wir zwar keine deutlichen Angaben oder bildliche Darstellungen davon; allein man darf aus einigen, wenn auch späteren Stellen schließen, daß für den Weitsprung, und dieser war ja der weitaus am meisten geübte und vor allem derjenige, welcher allein in den Kampfspiele vorkam, eine Erhöhung zum Abspringen angebracht war, welche man Vater nannte. Nur fehlt freilich jegliche Andeutung, daß diese Erhöhung, wie bei uns, von Holz war, sodas der davon Abspringende infolge der Elastizität des Trittbrettes einen Vorteil hatte; es hat vielmehr eher den Anschein, als sei das nur eine kleine Erderhöhung gewesen, von der aus man den Sprung vollführte. Beim Springen selbst wurde dann in folgender Weise verfahren: sämtliche im Springen sich Übende oder im Wettkampf Auftretende stellten sich in gleicher Reihe hinter einer im Sande der Palästra gezogenen Linie oder Furche auf und sprangen von da der Reihe nach; selbstverständlich nicht ohne Anlauf, denn



was uns über die Leistungen der Alten im Weitsprung berichtet wird, wäre ohne einen solchen geradezu undenkbar. Man lief also vom Platz der Aufstellung bis zum Vater und sprang von diesem ab; wo der erste niedergekommen war, wurde eine neue Furche vermittelt einer Spitzhacke (wir erblicken solche auf Vasengemälden häufig in der Hand der Epheben oder eines Aufsehers, und sie diente außerdem auch zur Auflockerung des Erdbodens, um den Anprall beim Niedersprung zu vermeiden) gezogen; jeder nachfolgende suchte natürlich noch weiter zu springen, und jeder weitere Sprung wurde wiederum durch eine Furche markiert, während die kürzeren unberücksichtigt bleiben konnten, sobald es nicht (wie beim Fünfkampf) darauf ankam, nicht bloß einen, sondern mehrere Beste zu haben. Mit langen Messketten wurde schließlich das Resultat der verschiedenen Sprünge festgestellt. Was uns die alten Schriftsteller über die berühmten Leistungen der griechischen Athleten im Weitsprung erzählen, klingt freilich beinahe fabelhaft; ganz besonders gilt das vom Sprung des Chionis, welcher 52, und dem des Phayllos, welcher 55 Fuß betragen haben soll. Moderne Turnschriftsteller haben diese an sich wohl bezeugten Nachrichten mehrfach für geradezu unglaublich und übertrieben erklärt; allein es ist ungerechtfertigt, wenn man auf Grund unserer heutigen turnerischen Erziehung, welche eine ganz anders geartete ist, als die hellenische, und bei welcher die Elastizität der beim Sprunge in Betracht kommenden Sehnen und Muskeln nicht entfernt so von frühester Jugend auf geübt worden ist, wie bei den Griechen, derartige Kraftleistungen, die doch nur als staunenswerte Ausnahmen gemeldet werden, direkt für unmöglich erklären will. Denn auf alle Fälle müssen die Griechen gerade von den Springern auch als gewöhnliche Leistung schon bedeutende Sprungweite verlangt haben; sonst wäre es unbegreiflich, daß gerade der Sprung, welcher an und für sich doch eine der leichtesten Turnübungen ist, von den Alten übereinstimmend, als eine der schwersten Leistungen des palästrischen Agons bezeichnet wird.

Dem Wettlauf begegnen wir schon unter den gymnastischen Übungen, mit denen sich bei Homer die Jünglinge der Phäaken unterhalten; er blieb auch in der folgenden Zeit immer sehr beliebt und bildete einen wichtigen Bestandteil der bei den großen hellenischen Festspielen stattfindenden gymnastischen Wettkämpfe. Es galt dabei ebenso die Schnelligkeit als die Ausdauer und die Überwindung von Terrainschwierigkeiten zu zeigen; denn man lief nicht auf festem Boden, sondern in weichem Sand, wo es doppelt schwer war, schnell zu laufen, da der Fuß einsank, wenn man zu fest ihn aufsetzte. Je nach der Länge des zu durchmessenden Weges unterschied man vier Arten: den einfachen Lauf (Stadion), den Doppellauf (Diaulos), den Roßlauf (Hippios dromos) und den Dauerlauf (Dolichos). Der einfache Lauf betrug die Länge der Rennbahn oder des Stadions, d. h. den vierzigsten Teil einer geographischen Meile, 600 Fuß, resp. 125 Schritt; hierbei hatte der Läufer also die Rennbahn vom Anfangs- bis zum Endpunkte zu durchmessen. Beim Doppellauf wurde dieselbe Strecke wieder zurück, also zweimal, durchlaufen; beim Roßlauf lief man zweimal hin und zurück, also vier Stadien, was die Länge des Wettrennens zu Pferd ausmachte, daher der Name. Wie groß aber die zu durchlaufende Strecke beim Dauerlauf gewesen sei, darüber lauten die Nachrichten der Alten verschieden, indem 7, 12, 20 und selbst 24 Stadien dafür angegeben werden (letzteres [ $\frac{3}{5}$  geogr. Meile] scheint das gewöhnliche Maß in Olympia gewesen zu sein). Wir können nicht mehr beurteilen, ob diese verschiedenen Angaben auf irrtümlichen Berechnungen oder auf abweichendem Gebrauche beruhen; auf jeden Fall braucht man auch die längste der angegebenen Strecken nicht in Zweifel zu ziehen, da zahlreiche moderne Schnellläufer weit beträchtlichere Strecken machen, sodaß ein Lauf von 24 Stadien sehr gut als höchste Leistung eines tüchtigen Athleten verlangt werden konnte. Freilich kam es darauf an, welchen Grad von Schnelligkeit man hierfür verlangte; und da lassen uns denn unsere Nachrichten im Stich. Wir wissen zwar, daß man die pädagogische und

praktische Bedeutung des Laufens nicht bloß in der Erreichung einer möglichst großen Geschwindigkeit für eine kurze Strecke, sondern auch in der zur Bewältigung einer größeren Strecke nötigen Ausdauer erkannte; und bei den Übungen in Gymnasien mag es, bei längeren Wettläufen, mehr auf festhalten einer gleichmäßigen Geschwindigkeit, als auf ganz besondere Schnelligkeit angekommen sein. Aber indem diese Übungen eben zu Wettkämpfen wurden, mußte natürlich die mit Recht verlangte Mäßigung in der Schnelligkeit des Laufes dahinfallen, da jeder danach strebte, als erster die gestellte Aufgabe zu bewältigen; und daher erklärt es sich, daß Fälle vorkamen, in denen der siegende Wettläufer, an den Schranken anlangend, infolge übermäßiger Anstrengung seinen Geist aufgab, wie jener Läufer Ladas, dessen Standbild Myron fertigte. Daher pflegten sich auch die Läufer, wie die meisten zu gymnastischen Übungen Antretenden, vorher den Körper mit Öl einzureiben, um die Glieder geschmeidig zu machen. Beim Wettlauf traten in der Regel drei bis fünf Läufer zu gleicher Zeit an; bei größerer Teilnehmerzahl scheint eine Teilung in Parteien von je vier eingetreten zu sein, wobei denn freilich die Sieger aufs neue zu abermaligem Wettkampf unter sich antreten mußten. Das Zeichen zum Ablauf gab das Fallen eines von den Läufern ausgespannten Seiles. Beim Laufen hielt man entweder, wie es heut beim Dauerlauf geschieht, die Arme fest mit den Ellenbogen an die Brust geschlossen, oder man schwang sie stark und beinah taktmäßig, den Füßen entsprechend, nach vorn und hinten; höchst wahrscheinlich war jene Haltung für den Dauerlauf, bei dem es sich um festhalten einer gleichmäßigen Geschwindigkeit handelte, berechnet, diese für den schnellsten Lauf, bei dem das Rudern mit den Armen als Unterstützung gelten konnte; doch galt auch da als Regel, daß ein guter Läufer zu Anfang ein etwas bescheidenes Tempo nahm, und erst allmählich und gegen Ende zu immer größerer Schnelligkeit überging. Die auf Vasengemälden, namentlich der sogenannten panathenäischen Preisamphoren, nicht seltenen Darstellungen von

Wettkämpfern zeigen außerdem meistens die Eigentümlichkeit, daß die Laufenden das vorgesezte Bein sehr stark in die Höhe gehoben haben, während das andere weit nach hinten gesetzt, gerade noch mit den Zehen den Boden zu berühren scheint; da nun bei Darstellungen normalen Laufes die Kunst den Lauf so zu fixieren pflegt, daß das vorgesezte Bein als den Boden berührendes Standbein, das andere aber weit nach hinten hinausgeworfen, in der Luft schwebt (was auch auf antiken Abbildungen vorkommt, aber seltner), so erhält man den Eindruck, als habe der

Fig. 28.



Wettkämpfer.

alte Schnelllauf, wenigstens in einigen Arten, mehr in einer Art weiter Sprünge bestanden, bei denen man wesentlich mit den Zehen den Boden berührte. Auf dem Fig. 28 abgebildeten Vasenbilde sehen wir so vier Läufer sich von links nach rechts bewegen, das linke Bein weit voraus geschwungen, das rechte zurückgesetzt und die Arme in einem mit der Bewegung der Beine korrespondierenden Schwunge bewegend. Die früher aufgestellte und vielfach geglaubte Hypothese, daß auf den Vasengemälden die von links nach rechts Laufenden Stadiodromen, die von rechts nach

links Laufenden aber Dolichodromen seien, ist freilich durchaus unerweislich. Ganz in derselben Weise springen die beiden sich übenden Männer auf dem Vasenbilde Fig. 29; hinter ihnen tritt einer mit Hälteren zum Sprung an, dabei steht ein Lehrer oder Aufseher im Mantel und eine Gerte in der Hand haltend; am Boden liegt ein Diskos.

Fig. 29.

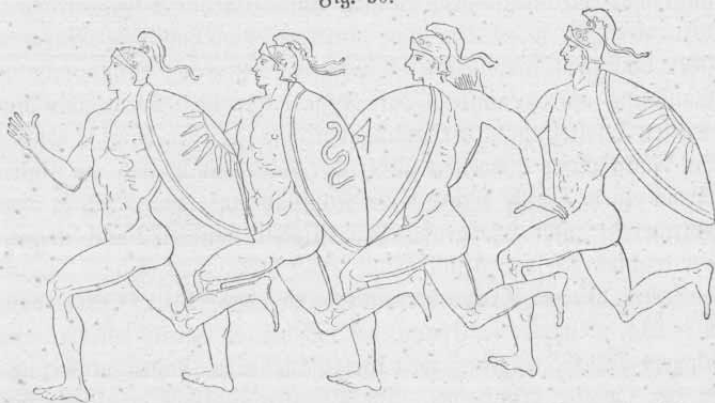


Läufer und Springer.

Der gewöhnliche Wettlauf wurde in älterer Zeit mit einem einfachen Schurz um die Lenden, später aber ganz ohne jedes Kleidungsstück vorgenommen. Außerdem aber gab es dann wieder eine besondere Art des Wettlaufs, den sogenannten Waffenslauf (Hoplitodromie), der erst im Jahre 520 Aufnahme in die olympischen Kampfspiele gefunden hat, wobei die Läufer in der schweren Hoplitenrüstung liefen. Indessen scheint derselbe nur in der älteren Zeit in der Weise stattgefunden zu haben, daß

man in der vollen Rüstung, d. h. mit Helm, Panzer und Beinschienen, mit Schwert und Speer lief; später beschränkte sich vielmehr, wenn man sich in dieser Hinsicht auf die Darstellungen der Vasenbilder verlassen darf, der Waffenlauf darauf, daß die Läufer dabei nur den Helm und den runden Hoplitenschild trugen; so sehen wir auf dem Fig. 30 abgebildeten Vasengemälde vier Läufer, in der Bewegung von rechts nach links. Auch scheint es, als habe man diese Art des Wettlaufs, welche natürlich eine bei weitem größere Anstrengung erfordert, als der gewöhnliche Lauf,

Fig. 30.



*Amphora v. s.*

Waffenlauf.

nur bei der Stadiodromie und beim Diaulos, und zwar ganz besonders bei letzterem vorgenommen, nicht aber beim Rosslauf und beim Dolichos.

Bei einer andern Art des Laufes war es dagegen mehr auf Geschicklichkeit, als auf Schnelligkeit oder Körperkräfte abgesehen: es war das der sogenannte Fackellauf (Lampadodromie), welcher besonders in Athen gepflegt wurde und dort einen wichtigen Bestandteil gewisser Feste, namentlich der Panathenäen, der Hephästos- und Prometheusfeste u. a. m. bildete, jedoch mit den gymnastischen Agonen bei den großen nationalen Spielen nichts

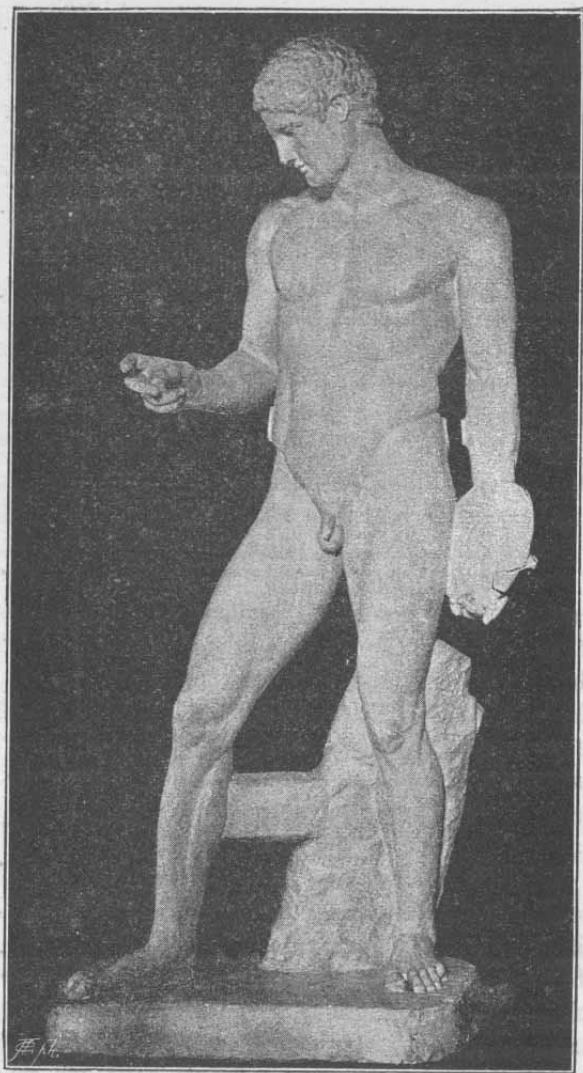
zu thun hatte. Die am Fackellauf teilnehmenden Jünglinge (denn es war nur eine Belustigung der Epheben) entzündeten ihre Fackeln an einem in der Akademie befindlichen Altar und liefen von da aus gleichzeitig mit brennender Fackel nach einem festgesetzten Zielpunkt in der Stadt. Hierbei war nicht derjenige Sieger, der am schnellsten lief, sondern der, welcher zuerst mit brennender Fackel am Ziele ankam; es handelte sich also darum, schnell und dabei doch so vorsichtig zu laufen, daß die Fackel nicht erlosch. Die Kosten dieser Veranstaltungen, welche jedoch nicht sehr beträchtlich gewesen sein können, gehörten zu den sogen. Liturgieen, d. h. zu den von einzelnen wohlhabenden Bürgern übernommenen freiwilligen Leistungen; diesen lag dann auch die Einübung oder wenigstens die Sorge dafür ob. Wenn man aus antiken Darstellungen der Lampadodromie schließen darf, so trugen die Fackelläufer bisweilen außer der Fackel auch noch am linken Arme einen Schild, ferner einen Kopfsputz und, da es sich ja von vornherein nicht um große Schnelligkeit handelte, auch irgend ein leichtes Kleidungsstück.

An dritter Stelle betrachten wir den Wurf mit dem Diskos. Auch diese Übung, bei welcher es darauf ankam, eine schwere Scheibe möglichst weit fortzuschleudern, finden wir bereits in der Odyssee beschrieben. Die Phäakenjünglinge erlustigen sich damit, Odysseus aber übertrifft sie darin weit, indem die von seiner Hand geschleuderte Scheibe über alle Merkzeichen der anderen Mitspielenden hinausfliegt. Ebenso finden wir den Diskoswurf als Unterhaltung der Freier und bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos. Homer nennt steinerne und eiserne Wurfscheiben; in der späteren Zeit war Metall, Eisen oder Bronze das gewöhnliche Material dafür. Sie hatten eine flachrunde Form, mit einer mäßigen Wölbung auf jeder Seite und einem Durchmesser von etwa 30 Centimeter, waren daher nicht unbeträchtlich schwer und wegen der Glätte nicht leicht anzufassen. In welcher Weise man diese Scheiben warf, davon erhalten wir sowohl aus den Beschreibungen der Alten als noch viel an-

schaulicher aus alten Bildwerken eine Vorstellung. Der Diskoswerfer nahm zunächst, wenn er zum Wurf antrat, einen festen Stand und behielt, während er mit dem Blick den Raum maß, über den hinweg er die Scheibe zu werfen gedachte, den Diskos in der linken Hand, um die rechte nicht vorzeitig zu ermüden; in dieser Stellung erblicken wir den Fig. 31 abgebildeten, sogenannten stehenden Diskobol im Vatikan. Die Stellung, welche beim Wurf selbst eingenommen wurde, gab am prägnantesten der in mehreren Kopieen uns erhaltene Diskobol des Myron wieder, von dem Lukian folgende Beschreibung macht: „er ist gebückt in der Haltung des Abwurfs, wendet den Kopf seitwärts nach der den Diskos haltenden Hand, und indem er ein wenig mit dem einen Bein sich kauert, erweckt er den Anschein, als werde er zugleich mit dem Wurf sich aus dieser Lage erheben.“ Der Werfende bog also in dem Augenblicke, in welchem er die rechte Hand mit der Scheibe, um ihr den nötigen Schwung zu geben, weit nach hinten zurückwarf, zugleich den ganzen Körper etwas zusammen, indem er mit dem linken Bein sich fest auf den Boden stemmte, dabei mit den Zehen sich in den Sand eingrabend, und das rechte stark krümmte, um dadurch, daß beim Abschwing der Scheibe auch der Körper aus seiner zusammengebogenen Stellung aufschleunete wie die Sehne des Bogens beim Schuß, der Scheibe eine vermehrte Kraft mitzuteilen. Bei jener Stellung folgte, wie außer der Beschreibung Lukians auch die besten unter den erhaltenen Kopieen des myronischen Diskobols (eine Statue im Palazzo Massimo in Rom und eine Bronzestatuetten in München) zeigen, die Haltung des Kopfes der ganzen Wendung des Körpers nach der rechten Seite (vom Beschauer links); an dem hier Fig. 32 abgebildeten Exemplar des Vatikans beruht, wie an den übrigen Repliken der Statue, der vor sich auf die Erde blickende Kopf auf falscher Ergänzung. Man darf ferner wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Werfer beim Abwurf nicht auf derselben Stelle stehen blieb, sondern genügend Spielraum hatte, um ein kleines Stück vorwärts zu laufen, wie es heute bei dem in seinen Be-



Fig. 81.



Stehender Diotobol des Vatikans.



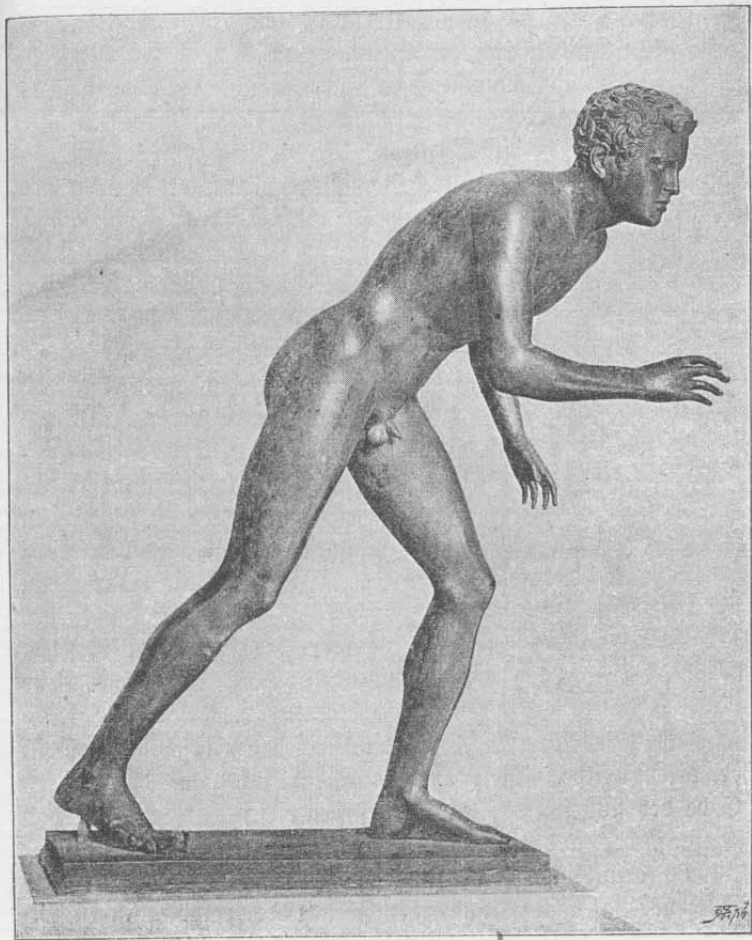
Wurfender Diskobol (nach Myron) im Vatikan.

wegungen dem Diskoswurf sehr ähnlichen Kegelschieben der Fall ist, da ein unverrückt am Platze stehenbleiben die Kraft des Schwunges hemmen würde; also so, wie die (anderweitig freilich als anlaufender Ringkämpfer erklärte) Bronzestatue Fig. 33 es zeigt, wobei der Diskoswerfer ein paar Schritte weiter laufend, mit vorgebeugtem Oberkörper, den Erfolg seines Wurfes zu erspähen sucht. Vermutlich bot daher die kleine Erhöhung, von welcher aus nach den Nachrichten der alten Schriftsteller der Diskoswerfer die Scheibe schleuderte, den nötigen Platz für eine solche kurze Vorwärtsbewegung, und der äußerste Rand dieser Erhöhung, die den Namen *Balbis* führte, war zugleich die Grenze, welche bewirkte, daß beim Wettkampf mehrerer keiner einen weiteren Anlauf nehmen oder seine Scheibe von einem näheren Punkte abgeben konnte, als der andere, sodaß die Bedingungen des Wurfes für alle gleich waren. Die beaufsichtigenden Pädotriben oder Gymnasiarchen markierten durch Linien oder auf sonst eine Weise genau die Stelle, bis zu welcher jeder Kämpfer seinen Diskos geschleudert hatte, und wessen Scheibe am weitesten geflogen war, war Sieger.

Gleich den beiden erstbesprochenen Übungen des Sprunges und Laufes wurde der Diskoswurf ebenfalls schon beim Turnen der Knaben geübt; doch bedienten sich diese jedenfalls einer kleineren und leichteren Scheibe, als die Männer. Der Diskos aus *Megina* (jetzt im Berliner Museum), dessen eine Seite wir oben Fig. 27 abgebildet haben, hat nur 21 Centimeter im Durchmesser und ein Gewicht von etwa 2 Kilogramm, hat aber vermutlich gar nicht als palästrisches Gerät in wirklichem Gebrauche gedient.

Auch die vierte Übung, der Speerwurf, wurde in der Knaben-Palästra betrieben. Es ist das eine ursprünglich rein kriegerische Übung, deren militärische Bedeutung nicht näher dargelegt zu werden braucht; wir finden daher auch schon in der heroischen Zeit den Speerwurf nicht bloß als Kampfesart, sondern auch als Spiel geübt. In der Turnschule der Knaben und Epheben bediente man sich, wie wir aus den Abbildungen schließen

Fig. 33.



Distobol nach dem Wurfe.

dürfen, anstatt eines wirklichen Speeres vielfach eines stumpfen Stabes, welcher ungefähr die gleiche Länge, wie ein wirklicher Wurfspeer hatte, obgleich gelegentlich auch bei den Übungen ordentliche, mit scharfer Spitze versehene Speere zur Verwendung gekommen sein müssen, da beim Redner Antiphon erzählt wird, daß ein älterer Knabe im Gymnasion einen jüngeren, welcher durch Versehen in die Wurflinie lief, mit seinem Wurfspieß getötet habe, was bei einem Ger nicht möglich gewesen wäre. Wahrscheinlich fand hinsichtlich der Schwere der Wurfgeschosse, ebenso wie beim Diskos, eine Steigerung statt, indem die Epheben

Fig. 34.



Speerwerfer.

schwerere Waffen als die Knaben führten, und die Männer wiederum schwerere, als die Epheben. Daß man aber neben dem Werfen des Ger, wodurch zunächst Sicherheit im Treffen erzielt werden sollte, sich auch des wirklichen Speers zu bedienen notwendigerweise eigens erlernen mußte, geht daraus hervor, daß der Wurfspieß, welcher mit einer Schleife oder Riemen versehen war, in ganz besonderer Weise geschleudert werden mußte, wäh-

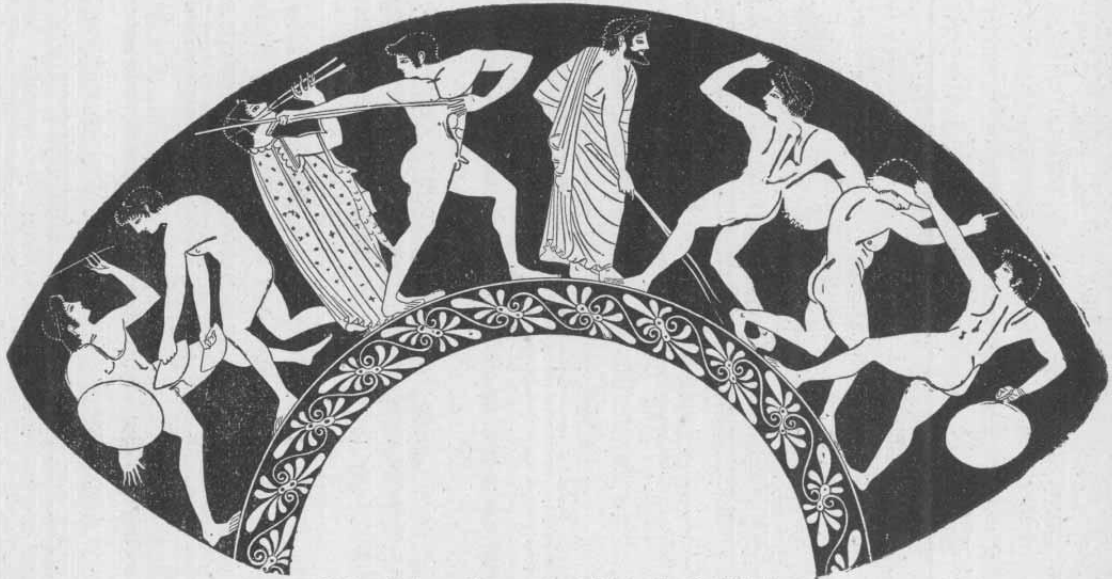
rend der Ger keine Schleife hatte und daher in anderer Weise geworfen wurde. Diese Schleife befand sich nahe dem untern Ende des Wurfspeers; beim Wurf steckte der Werfende, wie das die auf der andern Seite des mehrfach erwähnten Berliner Diskos befindliche Darstellung Fig. 34 zeigt, und ebenso verschiedene Vasenbilder und eine Figur des pergamenischen Gigantenfrieses, Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand durch die Schleife (bisweilen auch in einen offenen, zweiteiligen Riemen, sodaß jeder Finger in einer besonderen Schleife steckt), legte den Daumen an resp. auf das Speerholz und ließ dieses auf dem

daruntergelegten vierten und fünften Finger, auch wohl auf dem vierten Finger allein, ruhen; in dieser Haltung wurde die Hand nach hinten gezogen und dann nach einem bestimmten Ziele (über dessen Beschaffenheit wir jedoch nichts wissen) geschleudert; und zwar entweder in horizontaler Richtung als Weitwurf, was wohl die gewöhnlichste Übung war, wie aus einigen antiken Darstellungen hervorzugehen scheint, oder im Hochwurf nach einem höher gelegenen Zielpunkt. Unter den in Fig. 35 nach einem Vasenbilde abgebildeten gymnastischen Übungen spielt auch der Speerwurf eine Rolle. Wir sehen hier links (neben dem Henkel) zunächst einen Jüngling dargestellt, der eben den Lauf beginnt; rechts neben ihm macht ein zweiter eine Übung mit Hanteln oder schickt sich zum Sprung an. Neben einem langbekleideten Flötenbläser, dessen Spiel die Übungen begleitet, sehen wir dann einen im Lauf begriffenen Speerwerfer, der jedoch sein Gesicht nicht nach vorn, dem Ziele zu, gewandt hat, sondern rückwärts, nach der den Speer haltenden Hand kehrt (wie der werfende Diskobol), sodas man annehmen muß, es handele sich hier nicht darum, den Speer nach einem bestimmten Ziele, sondern nur, ihn möglichst weit zu werfen. Auf einen bärtigen Aufseher im Mantel und mit der Gerte folgt dann ein Diskoswerfer, eben im Begriff, die in der Rechten gehaltene Scheibe fortzuschleudern; den Abschluß rechts macht ein Paar von Faustkämpfern, über deren Stellung wir unten noch sprechen werden. Andere Darstellung lassen erkennen, das beim Hochwurf der Griff mit der Schleife nach unten gesenkt gehalten wird; beim Weitwurf dagegen, wenn es nur einem möglichst weiten Wurf gilt, wird der rechte Arm, wie in Fig. 27 und hier, weit nach hinten gezogen, gilt es aber einem bestimmten Ziele, das getroffen werden soll, so bringt man den Oberarm in horizontaler Haltung ungefähr in die Höhe des Ohres und wirft mit genauem Zielen ab. Zu beachten ist auch, das der in den gymnastischen Übungen und den Kampfspielen gebrauchte Wurfspeer abweichend von dem im Kriege verwandten meist von ganz leichtem Holze gefertigt war und keine Lanzenspitze, wie der zum

Notkampf bestimmte Speer, sondern, wie Fig. 27 zeigt, eine sehr dünne und ziemlich lange Spitze hatte, offenbar deshalb, damit der Speer in dem wahrscheinlich von Holz gefertigten Zielobjekte leichter haften sollte.

Diejenige Leibesübung aber, welche nicht bloß neben dem Lauf die älteste, sondern auch die das ganze Altertum hindurch weitaus beliebteste und verbreitetste war, ist der Ringkampf, dessen Bedeutung theils darauf beruht, daß dabei der ganze Körper gleichmäßig angestrengt und sämtliche Muskeln in Thätigkeit versetzt werden, theils darauf, daß es keine Übung eines einzelnen, sondern ein unmittelbares Messen der Kräfte zweier Gegner ist, daher in noch höherem Grade als die andern, zum Zusammennehmen der vollen Körperkraft auffordert. Schon in der homerischen Zeit spielt daher das Ringen eine bedeutende Rolle; und wie tief dasselbe in das griechische Leben überhaupt eingegriffen, das zeigt am besten die große Menge technischer, dem Ringkampf entlehnter Ausdrücke, welche in übertragener Bedeutung in die gewöhnliche Umgangssprache übergegangen sind; in keiner andern Kampfsart, auch in dem sonst ebenfalls sehr beliebten Ringkampf nicht, hatte sich eine so ins Detail gehende Theorie mit einer Menge von Kunstausdrücken, welche wir heut mit unserem Sprachschatz gar nicht ganz entsprechend zu übersetzen imstande sind, ausgebildet. — Zum Ringen trat man, wie zu den meisten anderen gymnastischen Übungen, anfangs mit einem Schurz um die Lenden, später aber ganz entblößt an. Zur Vorbereitung diente reichliches Einölen des ganzen Körpers, welches den Zweck hatte, die Glieder geschmeidiger, elastischer zu machen; zu diesem Zwecke waren in den Gymnasien und Palästen besondere Räume, in denen größere ölgefüllte Gefäße standen, aus welchem man sich sein Ölfäschchen füllte; aus letzterem ließ man dann etwas in die Hand fließen und rieb sich damit entweder selbst den Körper ein oder ließ sich durch einen eigens dazu angestellten Unterbeamten der Gymnasien, dem sogenannten *Alleiptes*, einreiben. Da indessen

Fig. 35.



Läufer, Springer, Speerwerfer, Diskoswerfer, Faustkämpfer.



der Körper durch diese Einölung und den beim Kampfe reichlich vergossenen Schweiß gar zu glatt und schlüpfrig wurde und das Festhalten desselben vielfach faktisch unmöglich geworden wäre, so streute man nach erfolgter Einölung noch einen feinen Staub, welcher aus besonderen Sandgruben bezogen wurde oder eigens präpariert war, auf die Haut; man verband damit auch einen hygienischen Zweck, indem man annahm, daß der Staub ein zu starkes Schwitzen verhindere und infolge dessen, da starkes Schwitzen ermattet, Kraft spare; auch das wurde als Vorteil angeführt, daß der schädliche Einfluß der Zugluft auf die in allen Poren geöffnete Haut durch diese Einstäubung abgehalten oder vermindert würde. Öl, Schweiß, der eingeriebene Staub und dazu noch der weiche Sand der Palästra, in welchem man den Ringkampf vornahm und der sich, sobald die Kinger ihren Kampf am Boden fortsetzten, an ihrem Körper ansetzte, bildeten zusammen eine dicke Schmutzkruste, zu deren Entfernung nach beendigter Übung ein einfaches warmes Bad nicht genügt hätte; daher bedienten sich die Kinger zur Körperreinigung zunächst der sog. Stlengis oder Strigilis,\*) des Schabeisens, mit dessen löffelförmiger Höhlung sie sich den Schmutz vom Körper teils selbst, teils mit Hilfe der Diener abtraxten, um dann erst den Rest im warmen Bade abzuspülen. Der trotz des Unästhetischen der Beschäftigung anmutige Stellungen ergebende Akt dieses Schabens ist von Künstlern gern plastisch dargestellt worden; von der berühmtesten Figur derart, dem Apoxyomenos oder Schaber des Pysipp, haben wir eine gute Kopie erhalten. — Auf das Bad folgt dann in der Regel eine nochmalige Ölung des Körpers, weil man den Gebrauch von Öl überhaupt für dienlich zur Erhaltung der Gesundheit und zur Stählung der Glieder hielt. Wir erwähnten schon,\*\*) daß sich mit diesem Einreiben später eine Art Massage, ein Drücken und Kneten des

\*) S. Kunstgewerbe im Altert. II, 133.

\*\*\*) Bd. I. S. 138.

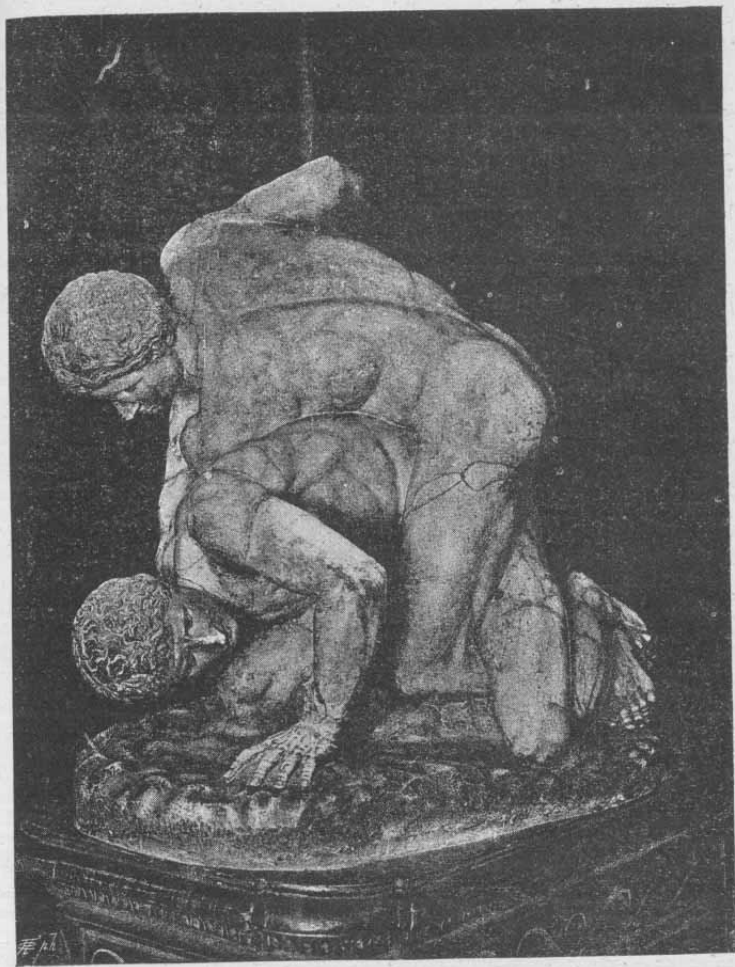
Körpers verband, auf welches sich die Meipten verstanden und das dergestalt als ein hygienisches Mittel betrachtet wurde, daß die hierin besonders geschickten Meipten als „Zatrameipten“, d. h. gewissermaßen als eine Verbindung von Arzt und Einreiber bezeichnet wurden. Der beständige Aufenthalt in der frischen Luft aber, die Gewöhnung des nackten Körpers an das Behagen der Sonnenstrahlen, verbunden mit diesem oben geschilderten Verfahren der Einölung und Einstäubung, erzeugten ganz besonders bei den Ringern, obgleich ähnlich auch bei den Athleten überhaupt, einen sehr dunkeln, fast leberfarbigen Teint, welcher bei Alten als Zeichen der Gesundheit, wie der männlichen Tüchtigkeit galt und oft im Gegensatz zur bleichen Farbe der „im Schatten sitzenden“ Handwerker und Stubenhocker gepriesen wird.

Beim gewöhnlichen Ringkampfe gab es nun zwei Hauptarten: das Ringen im Stehen und das Ringen sowohl im Stehen als im Liegen. Bei der ersten Art des Kampfes kam alles darauf an, daß der eine Kämpfer es fertig brachte, seinen Gegner entweder durch Kraft oder durch Kunstgriffe, welche, wie gleich näher dargelegt werden wird, beim Ringen erlaubt waren, so zu Boden zu werfen, daß er mit der Schulter die Erde berührte, während der andere selbst seinen Stand behauptete; nur war mit einmaligem Niederwerfen der Sieg noch nicht entschieden, sondern um aus dem stehenden Ringkampf als Sieger hervorzugehen, mußte man seinen Gegner dreimal in der bezeichneten Weise geworfen haben. Kamen beim Ringen beide Gegner zugleich zu Fall, ohne sich umschlungen zu halten, so sprangen sie auf und fingen den Kampf aufs neue an; hielten sie sich jedoch beide im Fallen fest umklammert, so daß noch keine Entscheidung da war, so ging der Ringkampf gewöhnlich gleich in die zweite Art über, das sogenannte „Wälzen“; d. h. beide rangen, am Boden liegend, wobei bald der eine, bald der andere sich vorübergehend im Vorteil befinden mochte, so lange weiter, bis einer von beiden sich für besiegt erklärte und die Fortsetzung des Kampfes aufgab. In dieser Situation sehen wir die in Fig. 36 abgebildeten

Ringer der berühmten Florentiner Marmorgruppe dargestellt. Das wälzende Ringen fand jedoch nur in der Turnschule der Knaben und später bei öffentlichen Aufführungen von Pankratiasien (s. unten S. 128) und Athleten von Fach statt; sonst aber war bei den großen Kampfspiele und bei dem sog. Fünfkampf, dessen Anordnung und Einrichtung wir noch besprechen werden, lediglich der Stehkampf in Anwendung.

Die Art, in welcher die Ringer zum Kampfe antraten, wird uns anschaulich bei einigen Schriftstellern geschildert und ist auch auf Bildwerken häufig dargestellt. Jeder Kämpfer stellt sich mit etwas gespreizten Beinen, den rechten Fuß voran, fest hin, legt die Arme aus, zieht den Kopf etwas in die Schultern und wölbt den Oberleib, Rücken, Schultern und Nacken, um dadurch den Unterleib vor dem Angriffe des Gegners etwas zurückzuziehen. In solcher Weise traten sich die Kämpfer gegenüber, ein jeder auf den Augenblick lauernd, wo der andere etwa sich eine Blöße geben würde, welche mit Vorteil benutzt werden könnte; und da begreiflicherweise ein jeder so sehr als möglich auf seiner Hut war, so dauerte es nicht selten eine beträchtliche Zeit, bis eine wirkliche Eröffnung des Kampfes durch Greifen und Packen des Gegners stattfand. War aber der Kampf auf solche Weise einmal begonnen, dann wurde zwar von den beaufsichtigenden Lehrern oder Beamten, bei den Übungen wie bei den Festspielen, streng darauf gesehen, daß nur die durch Herkommen und Satzung erlaubten Wendungen und Griffe vorkamen, daß ferner Schlagen oder gar Beißen und sonstige regelwidrige Ausschreitungen unterblieben; aber zugleich durfte man sich doch gewisser Listen oder Finten bedienen, durch welche man den Gegner irre leiten oder einen Vorteil über ihn erringen konnte. Zu den durchaus erlaubten Kampfweisen gehörte das Würgen des Gegners am Halse, entweder durch Anfassen mit der Hand oder durch Umschlingen des Halses mit dem einen oder mit beiden Armen oder durch Anstemmen des Ellbogens unter das Kinn, wodurch unter Umständen der so Angegriffene, wenn er keinen Atem mehr be-

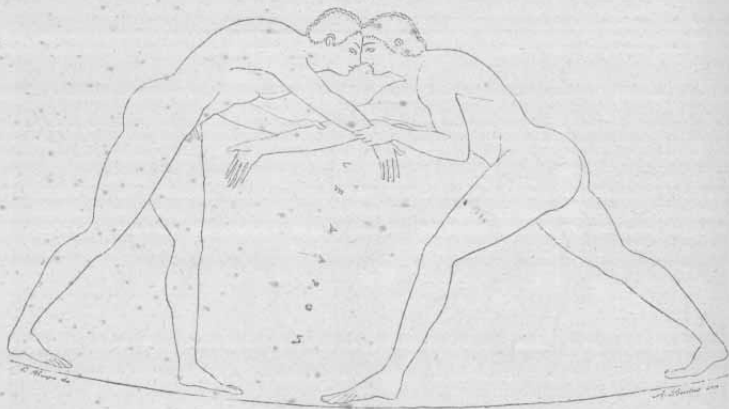
Fig. 36.



Ringergruppe.

kam, gezwungen werden konnte, sich für besiegt zu erklären, auch ohne zu Boden geworfen zu sein; ebenso konnte der Gegner durch Zusammenpressen des Leibes zum Aufgeben des Kampfes genötigt werden, und auch beim Wälzkampfe kam es vor, daß der, welcher die Oberhand hatte, auf dem zu Boden Geworfenen kniete und ihn so lange würgte, bis dieser um Gnade bat. Erlaubt war ferner das Drehen und Beugen der Glieder, das Führen eines Stoßes mit Arm oder Fuß nach dem Unterleib des Gegners; das vom Plaze Drängen oder Stoßen, wobei

Fig. 37.

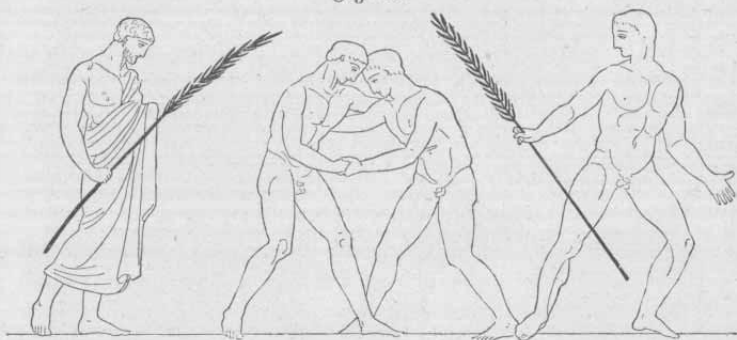


Ringer.

wenn die Hände beschäftigt waren, häufig die Stirnen in Mithätigkeit traten und die beiden Kämpfer wie zwei ergrimpte Stiere mit den Köpfen gegeneinander drängten, war ein sehr beliebtes Manöver und ist daher auch auf Kunstdarstellungen häufig zu finden. So sehen wir auf dem Fig. 37 abgebildeten Vasengemälde zwei Ringer, die sich bei den Armen gepackt halten, indem jeder mit seinem rechten Arm den linken des Gegners festhält; sie stemmen die Köpfe mit der Stirn gegeneinander, wobei der eine mit dem rechten Fuß weit zurücktritt, um größeren

Widerstand leisten zu können. Ebenso kämpfen die Ringer in dem Vasenbild Fig. 38; hier hat der eine seinen Gegner mit der Linken am rechten Arm gepackt und ihm seinen rechten Arm um den Leib geschlungen, während dieser mit seinen Linken nach dem Rücken des andern greift. Links steht der Aufseher im Mantel und mit einem Zweige ruhig zusehend; rechts läuft ein Jüngling eilig hinweg. — Zu den Finten gehörte auch das plötzliche Unterschlagen des Beines, wobei man entweder von hinten den Gegner mit dem herumgebogenen Fuße so in die Kniekehle stieß, daß er zu Falle kam, oder, wenn dies nicht an-

Fig. 38.



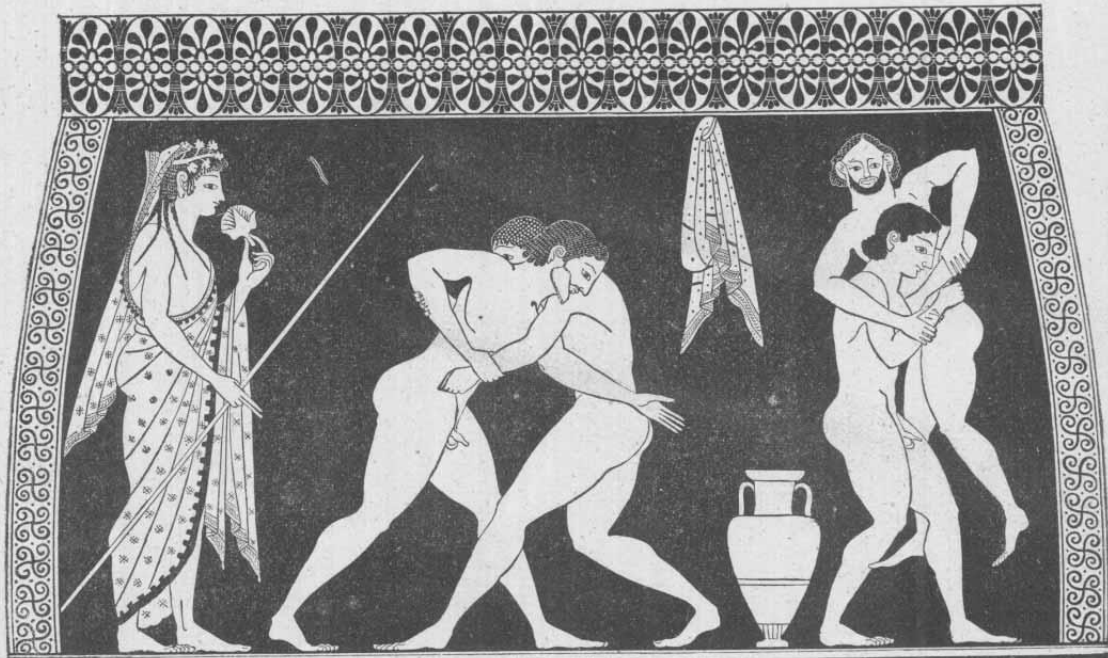
Ringer.

ging, einen ähnlichen Schlag von der Seite her führte: ferner das Packen am Bein oder Schenkel mit dem Versuch, dasselbe mit kräftigem Schwunge so weit in die Höhe zu heben, daß der Gegner rücklings hinfallen muß. Es kam auch vor, daß ein kräftiger und gewandter Ringer seinen Gegner mit solcher Gewalt mit beiden Armen um die Hüften packte, daß er ihn ganz und gar in die Höhe heben und mit dem Kopfe nach unten umstürzen konnte. Auf dem Fig. 39 abgebildeten Vasengemälde hat in der Gruppe rechts der eine Ringer seinen Feind in solcher Weise, indem er ihn um den Leib gepackt hat, in die Höhe gehoben, während dieser versucht, sich von den ihn haltenden

Armen los zu machen. Von den Ringern der andern Gruppe packt der eine mit seiner Rechten den linken Arm des Gegners und sucht ihn zugleich, indem er den Kopf über dessen linke Schulter legt, mit dem Oberkörper niederzudrücken; dieser aber legt seinen Kopf über den Rücken des andern und ergreift mit seiner Rechten den rechten Unterarm des Gegners von hinten. Der dabei stehende, reich gekleidete Jüngling von fast weiblichem Aussehen, mit Stab und Blume in den Händen, ist unerklärt. — Die gleichen Kunstgriffe und Manöver wurden auch beim wälzenden Ringen zur Anwendung gebracht. Hier kam noch hinzu, daß man vornehmlich die Beine des Gegners durch seine eigenen zu umschlingen trachtete, um denselben am Aufstehen zu verhindern. Derartige Kampfweisen oder Schemata gab es in sehr großer Zahl, alle mit besonderer Terminologie, sodaß in der That keine einzige gymnastische Übung in solcher Weise zu einer förmlichen Kunst ausgebildet erscheint, wie der Ringkampf.

Der Faustkampf, dem wir auch schon bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos begegnen, wurde zwar auch in der historischen Zeit beständig geübt und gelehrt, aber als eine Kampfesart, welche nicht gerade notwendig zur gymnastischen Durchbildung eines jeden Hellenen gehörte, vielmehr wesentlich von solchen betrieben wurde, welche in den öffentlichen Spielen Preise erringen und durch ihre körperliche Gewandtheit und Stärke neben Ruhm auch Gewinn erzielen wollten. Denn so sehr wir sonst die turnerische Ausbildung der Hellenen als eine nicht bloß in physischer Hinsicht, sondern auch geistig kräftigende bezeichnen dürfen, so wäre es doch sehr verfehlt, wenn man es leugnen wollte, daß der Faustkampf, namentlich in der Gestalt, welche er im Lauf der Jahrhunderte annahm, eine Rohheit ist, und daß das Vergnügen, welches die Griechen unstreitbar am Zuschauen bei solchen wüsten Balgereien empfanden, zwar nicht ganz auf eine Stufe gestellt werden kann mit der süßlichen Grausamkeit der an Gladiatorenkämpfen und Tierhezen sich erfreuenden Römer, aber doch in Verbindung mit einigen

Fig. 39.



Ringer.



anderen Erscheinungen (wie z. B. den früher besprochenen Hahnenkämpfen\*) u. dgl.) eben auch als ein Zeichen betrachtet werden darf, daß selbst ein so hoher Grad von Bildung, wie ihn namentlich das athenische Volk des fünften Jahrhunderts unstreitig erreicht hatte, die Bestie im Menschen nicht gänzlich zu unterdrücken imstande ist. Es kann dies um so eher gesagt werden, als ja selbst unser vielgepriesenes neunzehntes Jahrhundert noch Boxen, Parforcejagden, Taubenschießen und ähnliche Sportsvergüügungen kennt.

Nun wurde freilich auch der Faustkampf, gleich dem Ringkampf, durch bestimmte Regeln der Kampfweise so ausgebildet, daß man mehr Wert auf solche kunstvolle und elegante Ausführung als auf die Beweise hervorragender Körperkräfte und roher Gewalt legte. Besonders geschickte Faustkämpfer gingen sogar mehr darauf aus, durch strengste Defensiv, d. h. durch Parieren aller Schläge des Gegners vermittelt der Arme, den Feind zu ermüden und zum schließlichen Aufgeben des Kampfes zu zwingen, als denselben geradezu durch wohlgezielte Hiebe kampfunfähig zu machen; und ebenso unterschied man auch bei der Defensiv zwischen regelrecht geführten Schlägen und einem wüsten Draufloschämmern, welches zwar manchmal, wenn der Angreifer über bedeutende Kräfte verfügte, ihm den Sieg, aber deshalb noch keinen Ruhm verschaffte. Nichts desto weniger waren schwere Körperverletzungen oder zum mindesten dauernde Entstellungen, vornehmlich am Kopf und Gesicht, mit dem Faustkampf unausbleiblich verbunden; und es war etwas ganz gewöhnliches, daß die Faustkämpfer gänzlich entstellte, platt geschlagene Ohren aufwiesen, dergleichen man sogar noch an einigen antiken Köpfen bemerken kann, weshalb es später auch üblich wurde, zum Schutz der Ohren besondere Binden anzulegen. Was den Faustkampf aber ganz besonders roh und unter Umständen sogar lebensgefährlich machte, das war die Sitte, sich

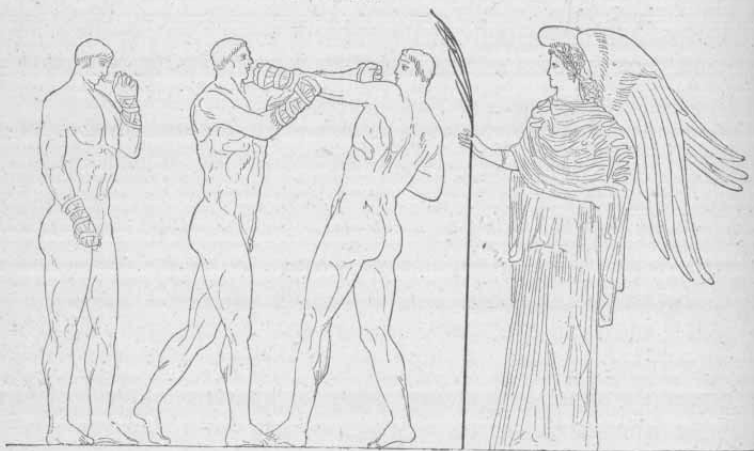
\*) Oben S. 57.

dabei die Hände mit ledernen Riemen zu umwinden. Ursprünglich freilich waren diese Riemen noch verhältnismäßig unschuldig; sie bestanden aus bloßem Leder und wurden so angelegt, daß die Finger frei blieben, während die Riemen meist noch etwas über das Handgelenk hinauf gingen und einen Teil des Unterarmes mit bedeckten, natürlich ohne die Beweglichkeit des Handgelenkes zu hemmen. Aber diese mildere Form (sie hieß auch so: „die Sanften“), die immerhin schon recht beträchtliche Verletzungen zuzufügen imstande war, diente später mehr bei der Vorübung als beim ernstlichen Kampfe; für letzteren nahm man schwere Handschuhe von gehärteter Stierhaut, bei denen bleierne Buckel und dergl. im Leder befestigt waren. Welch furchtbare Wunden ein Schlag mit solchen Faustriemen zufügte, kann man sich denken; mancher alte Athlet wies einen Körper auf, welcher gleich dem eines alten Soldaten Wunde neben Wunde zeigte, und die Epigrammendichter vergleichen solche Athletenleiber scherzhaft mit durchlöcherten Sieben. Und wenn es auch verboten war, absichtlich Schläge zu führen, welche das Leben der Angegriffenen bedrohten, so kam es doch vor, wie bei dem berühmten Zweikampf des Kreugas und Damoxenos, daß die gegenseitige Erhitzung schließlich zur Hintanzetzung der bestehenden Vorschriften führte und aus dem kunstgerechten Kampfe eine wilde Schlächterei wurde, von der sich der feiner fühlende Teil der Zuschauer mit Entrüstung abwenden mußte.

Beim Kampf stellte man sich in der Regel so auf, daß man dem Gegner nicht die volle Brust und Unterleib, sondern die Seite, und zwar in der Regel die linke, zuwandte. Die Art des Kampfes brachte es mit sich, daß ein beständiger Wechsel zwischen Angriff und Abwehr das gewöhnliche war; die auf zahlreichen Denkmälern abgebildeten Stellungen, wobei der linke Arm zur Deckung, der rechte zum Angriff ausgelegt erscheint, galt nicht bloß für die Einleitung des Kampfes, sondern mußte sich bei jeder neuen Phase des Kampfes wiederholen, nur daß bisweilen darin ein Wechsel stattfand, daß man sich des rechten Armes

zur Verteidigung, des linken zum Schlagen bediente. Auf dem Fig. 40 abgebildeten Vasengemälde sehen wir zwei, durch starke Proportionen als besonders kräftig gekennzeichnete Faustkämpfer; beide haben die Arme und Hände mit gewaltigen Riemen umwickelt. Der eine stößt mit der linken Faust seinen Gegner gerade ins Gesicht, während dieser den rechten Arm wie zur Abwehr erhebt, mit dem linken aber ebenfalls nach dem Kopf des Feindes zielt. Rechts daneben ist eine geflügelte Siegesgöttin dargestellt;

Fig. 40.

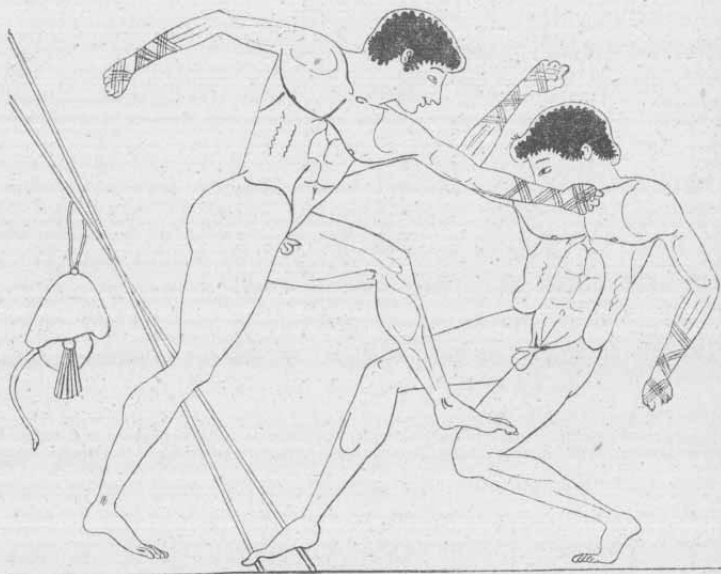


Faustkämpfer.

links ein ruhig stehender Faustkämpfer mit Schlagriemen, den linken Arm zum Kopf erhebend. In dem Vasenbilde Fig. 41 versetzt der eine der beiden, ebenfalls mit Schlagriemen bewaffneter Faustkämpfer dem andern mit der linken Faust einen so wohlgezielten Schlag vor die Brust, daß derselbe taumelt und nicht imstande ist, sich fest auf den Beinen zu halten, zumal der Gegner die Kraft seines Stoßes durch mächtigen Ansprung noch verstärkt hat. An der Seite lehnen einige Stangen (wohl Gere), sowie palästrische Geräte (Strigilis, Schwamm und dergl.) —

Zwei Faustkämpfer sehen wir auch auf dem oben unter Fig. 35 abgebildeten Vasengemälde. Nur hat der rechts stehende mit der linken Faust den andern so fest auf den Kopf geschlagen, daß der Getroffene, trotz des schützend vorgehaltenen linken Armes, in seiner Stellung erschüttert scheint; auf alle Fälle hat er genug, denn der erhobene Zeigefinger seiner rechten Hand deutet

Fig. 41.



Faustkämpfer.

an, daß er um Gnade bittet und sich für besiegt erklärt. Daß hier die Riemen bloß an der rechten Hand des einen Kämpfers sichtbar sind, kann nur auf einem Versehen des Vasenmalers beruhen.

Als Vorübung für den Faustkampf, namentlich zur Erlernung der hauptsächlichsten Hiebe und Ausfälle, diente die sog. Korykomachie, d. h. das Führen von Schlägen nach dem

Korykos, einem schwebend aufgehängten, mit Sand gefüllten Schlauch oder Lederball, eine Übung, die wir mehrfach auf alten Bildwerken begegnen, am deutlichsten auf der sog. ficoronischen Cista\*). Diese Übung mit dem Korykos gehörte zu den stehenden, im Gymnasium vorgenommenen; denn wenn man auch den gefährlichen Kampf mit den Buckelhandschuhen den Athleten von Fach überließ, so liebte man es doch, im gewöhnlichen, harmloseren Faustkampf, bei dem man nicht gerade eingeschlagene Zähne und dergl. riskierte, die Kraft zu erproben, und in diesem Sinne müssen wir es auch auffassen, wenn wir den Faustkampf selbst unter den gymnastischen Übungen der Knaben finden.

Gleicherweise war das eben so schwierige als gefährliche, dem heroischen Zeitalter noch unbekanntes Pankration, eine Verbindung von Faust- und Ringkampf, zwar auch unter die Übungen der Männer und Jünglinge aufgenommen, aber doch von wesentlicher Bedeutung nur für die Berufssportler. Hier kamen sämtliche Teile des Körpers in Mitarbeit, hier galten Listen und schlaue Finten, welche den Gegner irre führten, ebenso sehr, als Leibesstärke und mächtige Fäuste. Man kämpfte, wie die Ringer, nackt und nach vorausgegangener Übung und Einstäubung, aber ohne die beim Faustkampf üblichen Riemen, da diese beim Ringen hinderlich gewesen wären; auch durfte nicht mit der vollen Faust, sondern nur mit den gekrümmten Fingern geschlagen werden. Man begann den Kampf stehend, wie beim Ringkampf, und die besondere Schwierigkeit lag darin, daß jeder bei der Offensive darauf bedacht sein mußte, ebenso die Umsechlingung des andern zu vermeiden, wie einen unerwarteten Faustschlag desselben zu parieren. Das Austeilen von Hieben fand wohl auch nicht bloß beim stehenden Kampf, sondern auch beim Wälzen statt; wie man denn beim Pankration in noch höherem Grade als bei den Einzelkämpfen des Ringens und

\*) Vgl. Kunstgew. im Altert. I, 249 und Fig. 79.

des Faustkampfes auch von den Füßen zum Schlagen und Stoßen Gebrauch machte, die Hände des Gegners zu verdrehen oder ihm die Finger zu brechen suchte, da es ja vor allem darauf ankam, ihn kampfunfähig zu machen. Es ist daher begreiflich, daß in der eigentlichen Athletik das Panfration für die Krone unter allen Kampfarten betrachtet wurde.

Ganz anderer Art war eine zweite zusammengesetzte Übung, das Pentathlon oder der Fünfkampf.\*) Während beim Panfration die beiden Kampfarten des Ring- und des Faustkampfes ineinander verschmolzen waren, bestand der Fünfkampf darin, daß die Übung des Sprunges, Laufes, Diskoswurfes, Speerwurfes und Ringkampfes von einer Anzahl von Wettkämpfern in bestimmter Reihenfolge hintereinander vorgenommen wurden, und daß derjenige, welcher sich dabei in allen tüchtig, in gewissen aber als erster gezeigt hatte, als Sieger im Pentathlon den Preis erhielt. Obgleich die Zusammenstellung dieser fünf Übungen wesentlich für die öffentlichen Spiele berechnet war, lag darin doch eine tiefere pädagogische Bedeutung; denn indem hierbei leichtere und schwerere Kampfarten verbunden waren, solche, welche mehr Gewandtheit erforderten, mit solchen, bei denen die Körperkraft vornehmlich den Ausschlag gab, war gerade das Pentathlon dazu geeignet, den Körper harmonisch durchzubilden und vor virtuosenhafter Bevorzugung einer einzelnen Seite der Gymnastik zum Nachteil der anderen zu bewahren; daher denn auch schon bei den Übungen der Knaben der Fünfkampf eingeführt war. In welcher Weise nun beim Pentathlon verfahren wurde, d. h. in welcher Reihenfolge die einzelnen Kämpfe aufeinander folgten und unter welchen Bedingungen ein Kämpfer schließlich als Sieger hervorging, darüber haben wir keine bestimmt lautenden Angaben aus dem Altertum erhalten, und die Hypothesen der Neueren gehen in dieser Be-

\*) Vgl. Ed. Pinder, Über den Fünfkampf der Hellenen. Berlin 1867. Neusterdings H. Marquardt, Zum Pentathlon der Hellenen. Progr. von Güstrow 1886, mit unhaltbaren Hypothesen.

ziehung sehr auseinander. Die Feststellung dieser fraglichen Punkte wird besonders dadurch erschwert, daß zwar bei den vier ersten Kampfsarten an und für sich eine beliebig große Anzahl von Kämpfern sich beteiligen konnte, hingegen der Ringkampf, der der Natur der Sache nach der letzte sein mußte, lediglich von zwei Preisbewerbern vorgenommen werden konnte; man muß also annehmen, daß die Einrichtung des Wettkampfes eine derartige war, daß für den letzten Kampf bloß noch zwei Teilnehmer übrig bleiben. Vermutlich begann man mit dem Lauf, zu welchem eine beliebige, wenn auch immerhin nicht zu große Zahl von Bewerbern (bei größerer Beteiligung wird man wohl mehrere Serien von Kämpfern ausgelost haben) antreten konnten. Die fünf besten Läufer traten dann zur zweiten Übung, vielleicht dem Speerwurf, zusammen; darauf schied der schlechteste aus diesen fünf aus und die übrig bleibenden vier machten die dritte Übung, den Sprung, zusammen; die drei besten Springer warfen sodann den Diskos, und die beiden besten Diskoswerfer rangen schließlich im Ringkampf um die Palme. Mag nun die Anordnung so oder ähnlich gewesen sein, immer konnte es möglicherweise vorkommen, daß jemand, welcher in keinem der vier ersten Kämpfe erster Sieger geworden war, schließlich doch den Sieg davontrug; aber dem Unrecht, das dadurch einem anderen hätte zugesügt werden können, war in der Weise vorgebeugt, daß wenn jemand in den drei ersten Kämpfen oder in dreien unter den vier ersten der erste Sieger geworden war, die beiden letzten resp. der letzte Kampf dahinfiel und jener der Sieger im Pentathlon war. Der schließliche Ringkampf trat also nur dann ein, wenn nach dem vierten Kampf der Sieg noch unentschieden, d. h. von den beiden übrig bleibenden besten Diskoswerfern keiner ein dreimaliger erster Sieger war. So konnte es wohl vorkommen, daß einer, welcher in den drei ersten Kämpfen zweimal erster und einmal zweiter Sieger geworden war, beim vierten Kampfe austreten mußte und daß ein anderer den Sieg gewann, welcher niemals erster Sieger geworden war,

außer zuletzt; aber man muß gegen diese scheinbare Ungerechtigkeit doch in Anschlag bringen, daß teils gerade die letzte Übung die schwierigste war, während bei den ersten eine gewisse Normalleistung schon bei jedem zum Pentathlon antretenden Kämpfer vorausgesetzt werden muß, teils es doch auch kein kleines Verdienst war, in allen fünf Übungen, wenn auch nur in einer oder zweien als erster Sieger, seinen Platz unter den Siegern zu behaupten. — Das sind, wie wir noch ausdrücklich hervorzuheben nicht unterlassen wollen, freilich lediglich Hypothesen; aber Sicherheit ist in dieser Frage mit dem bisher vorliegenden Material nicht zu erreichen.

Eine Anzahl anderer gymnastischer Übungen hatte mehr Bedeutung für den Turnplatz, als für die Kampfspiele. Als solche gymnastische Übungen, die lediglich als Vorbereitung für ernstere Aufgaben galten, haben wir schon die mit den Halteren sowie die Korymbomachie angeführt. Andere haben in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit unseren Freiübungen; so z. B. das namentlich in Sparta beliebte, dort auch von Mädchen betriebene Anfersen, ferner das Bewegen der ausgestreckten Arme nach vorn und nach hinten bei Behenstand; das Hüpfen am Platz auf einem Bein oder mit Beinwechsel u. dgl. m. Auch das Ballspiel gehörte zu den einen halbgymnastischen Charakter tragenden Spielen, wie ja auch bei uns der Ball bei den Turnspielen eine Rolle spielt; ebenso ist das Seilziehen eine bereits im Altertum beliebte turnerische Belustigung, doch bleibt das Ballspiel das ganze Altertum hindurch weitaus am beliebtesten und wurde in den Gymnasien und Palaestren zur Erholung von den gymnastischen Übungen an besonders dafür bestimmten Plätzen gespielt, wie später in den Bädern oder Thermen regelmäßig auch ein für das Ballspiel bestimmter Raum da war. Derartige Beschäftigungen, welche die Mitte zwischen ernster Übung und frohem Spiele halten, werden uns noch mehrere bei den alten Schriftstellern genannt; daß außerdem noch manches andere vorgekommen sein muß, worüber uns nichts über-



liefert ist, kann unter anderem auch das hier Fig. 42 abgebildete Relief lehren, auf welchem offenbar eine Übung mit einem großen festen Ball oder einer Kugel dargestellt ist, wobei es galt, die in die Luft geworfene Kugel mit dem Oberschenkel aufzufangen und vielleicht damit aufs neue in die Luft zu schleudern.

Andererseits wurden auch manche Übungen, welche mehr militärischen Charakter trugen, auf den Turnplätzen vorgenommen. Außer dem Speerwerfen, welches ganz als gymnastische Übung

Fig. 42.



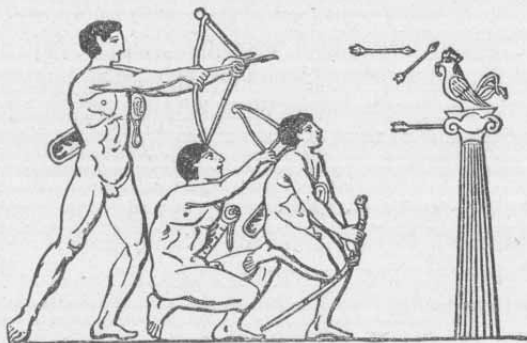
Gymnastische Übung mit einer Kugel.

betrachtet wurde und ja auch einen Teil der Agonistik bildete, haben wir da ganz besonders noch des Bogenschießens zu gedenken, welches in der Diadochenzeit, wie wir früher erwähnten\*), sogar in den Erziehungsplan der attischen Epheben Aufnahme gefunden hatte, wie das bei den Kretern, welche von jeher als tüchtige Bogenschützen berühmt waren, zur Zeit Platos und jedenfalls auch schon früher der Fall war. Man bediente sich dabei des von Horn oder hartem Holz gefertigten

\*) Bd. I. S. 139.

Bogens in seinen beiden Formen: sowohl in der namentlich im Orient üblichen, aber schon bei Homer beschriebenen Gestalt, wobei zwei hörnerartig gebogene Enden durch ein gerades Mittelstück verbunden sind, als in der einfacheren Form, wobei der ganze Bogen aus einem, in nicht gespanntem Zustande nur wenig gekrümmten Stücke elastischen Holzes besteht, welches bei der Spannung nahezu Halbkreisform annimmt. Die Sehne war für gewöhnlich, wenn der Bogen nicht gebraucht wurde, nur an einem Ende desselben befestigt; bevor man schoß, wurde sie vermittelst des an ihrem Ende angebrachten Ringes oder Öse an

Fig. 43.



Übung im Bogenschießen.

den am anderen Ende des Bogens angebrachten Haken angehängt, indem man mit Aufwendung einer meist schon ziemlich beträchtlichen Kraft den Bogen so weit zusammenbiegen mußte, daß die Befestigung der Sehne möglich war. Beim Schießen selbst zog man den mit einer Kerbe auf die Sehne gelegten, befiederten Pfeil nebst der Sehne zurück, nach der Brust zu, indem man mit der linken Hand den Bogen selbst festhielt. Eine Übung im Bogenschießen zeigt das hier Fig. 43 abgebildete Vasengemälde. Als Scheibe dient hier die auf eine Säule gestellte, jedenfalls aus Holz geschnittene Figur eines Hahnes; von

den drei sich übenden Jünglingen schießt der eine im Stehen, der zweite im Knien, nach der gewöhnlichen Stellung der Bogenschützen, während der dritte erst im Begriff steht, seinen Bogen mit aufgestemtem Knie zu spannen. Alle drei bedienen sich der zweitbeschriebenen Form des Bogens. Die große Nähe, in der sich die Schützen von ihrem Ziele befinden, ist natürlich ebenso nur künstlerische Freiheit, wie die Pfeile, die noch fliegen, während die beiden Schützen doch bereits wieder neue Pfeile abzuschicken im Begriffe stehen.

Wir haben im Vorhergehenden mehrfach Veranlassung gehabt, auf den Gegensatz zwischen der gymnastischen Ausbildung der Epheben sowie der zur Kräftigung des Körpers fortgesetzten Übungen der Männer und der berufsmäßigen Gymnastik der Athleten hinzuweisen; es ist daher am Platze, daß wir über die Bedeutung der letzteren sowie über ihre Ausbildung hier auch einiges bemerken. — Je mehr durch das Überhandnehmen der öffentlichen Spiele und durch den Ruhm, welcher mit dem in solchen Spielen errungenen Siege verbunden war, das Streben ehrgeiziger Jünglinge und Männer darauf gerichtet war, sich in den gymnastischen Agonen einen Kranz und damit ebenso für sich selbst als für ihre Vaterstadt unsterblichen Ruhm zu erwerben, destomehr fing es an üblich zu werden, daß besonders starke und gewandte Agonisten, wie man im allgemeinen die Teilnehmer an solchen gymnastischen Agonen oder Wettkämpfen nennt, die Ausbildung des Körpers für diese turnerischen Kampfarten zu ihrer Lebensaufgabe machten, um durch beständige Übung, durch eine ganz besonders auf Steigerung der Kräfte berechnete Diät und Lebensweise es zum höchsten Virtuositentum auf diesem Gebiet und dadurch zur sicheren Hoffnung auf Sieg zu bringen. So wurde die Agonistik, welche ursprünglich nichts als eine kunstmäßige Ausbildung gymnastischer Fertigkeiten behufs Tüchtigkeit in den großen Festspielen gewesen war, zu einer handwerksmäßigen Technik, und diejenigen, welche sich diesem Lebensberufe widmeten, wurden speziell Athleten genannt. Damit, daß

die Athletik ein Beruf, eine gewerbsmäßige Thätigkeit wurde, hörte sie freilich auf, eine, eines freien und edlen Mannes würdige Beschäftigung zu bilden; und es ist daher begreiflich, daß sie in Sparta, wo man am strengsten über jeden mit Gelderwerb verbundenen Beruf dachte, gar keinen Boden fand, und daß auch anderwärts wesentlich nur Männer aus niederem Stande es waren, welche sich ihr widmeten, so sehr es auch für einen ruhmbegierigen Jüngling verlockend erscheinen mochte, neben den materiellen Vorteilen, welche die Sieger in den Kampfspielen genossen, auch an jenen überschwänglichen Ehren, mit welchen dieselben ausgezeichnet zu werden pflegten, Anteil zu haben.

Ihre Ausbildung erhielten die Athleten durch den Gymnasten, welcher daher wohl zu unterscheiden ist von dem früher besprochenen Paedotriben\*), dem Turnlehrer der Knaben. Der Gymnast unterrichtete seine Schüler in den höheren Stufen der Gymnastik, übte beständig mit ihnen und begleitete sie auch wohl zu den Festspielen, um bis zum letzten Augenblicke sie schulen zu können, da der Sieg des Schülers ja auch für den Lehrer ehrenvoll und gewinnbringend war. Die Übungen geschahen wahrscheinlich in den, den Gymnasten gehörigen Gymnasien oder auf den öffentlichen Turnplätzen und bestanden nicht bloß in einer methodischen Steigerung der gewöhnlichen gymnastischen Kampfarten bis zu den höchsten Leistungen, sondern auch in Vornahme von allerlei sonst nicht gebräuchlichen Vorübungen, soweit solche geeignet waren, den Körper zu stählen oder die Glieder geschmeidiger zu machen. Hand in Hand mit dem gymnastischen Unterricht ging, wie schon angedeutet, eine ganz besonders sorgfältig beobachtete Lebensweise und diätetisches Verhalten, worüber namentlich der Aleiptes, dessen halbmedizinische Kenntnisse schon vorher erwähnt wurden, zu wachen hatte. Diese Diät wurde teils überhaupt für gewöhnlich inne gehalten, teils

\*) Vgl. Bd. I. S. 131.

namentlich ganz besonders streng, wenn die Spiele, bei denen ein Athlet auftreten sollte, herannahen. In älterer Zeit galten als Hauptnahrung der Athleten frischer Käse, getrocknete Feigen und Weizenbrei, später aber ging man von dieser vegetarischen zur Fleischkost über, und zwar genoß man vornehmlich das Fleisch von Rindern, Schweinen und Ziegen. Brot durfte nicht zum Fleisch genossen werden, sondern wurde zum Frühstück gegessen, während das Fleisch die Hauptmahlzeit bildete; Kuchenware war ganz verboten, Wein nur in mäßigen Quantitäten erlaubt. Zu dieser, dem Athleten das ganze Jahr vorgeschriebenen Ernährungsweise trat nun aber zuweilen, und zwar ganz besonders als Vorbereitung auf die Spiele, eine über drei Vierteljahre dauernde und mit strenger Enthaltung von geschlechtlichem Umgang verbundene Zwangsdiät hinzu, welche darin bestand, daß die Athleten täglich nach Beendigung ihrer Übungen eine außerordentlich große Menge der ihnen erlaubten Speisen zu sich nehmen mußten, welche sie dann in tiefem und langausgedehntem Schlummer verdauten. Durch stufenweise Steigerung der Portionen erreichte man es, daß ein Athlet schließlich ganz ungeheure Mengen von Fleisch zu vertilgen imstande war und der Genuß derartiger Massen schließlich zur Gewohnheit, ja zur Notwendigkeit wurde. Dadurch erreichte man freilich nicht gerade Stählung der Muskeln, wohl aber eine, auch in den antiken Abbildungen häufig deutlich erkennbare Fleischfülle, welche bei manchen Kampfsarten, namentlich beim Ringkampf und beim Pankration, von Vorteil sein konnte, da man damit den Gegner leichter niederzudrücken und zu ermüden imstande war; andererseits aber war diese künstlich erzeugte Körperfülle auch sehr ungesund, und es ist begreiflich, daß solche gemästete Athleten leicht zu allerlei Erkrankungen, namentlich aber zu Schlagflüssen neigten.

Es ist bei der geschilderten Ausbildung und Lebensweise der Athleten selbstverständlich, daß dieselben nicht für alle Arten der gymnastischen Kämpfe geeignet waren. Zum Laufen und Springen

wurde man durch solche Diät und bei derartiger Körperbeschaffenheit nicht tüchtig gemacht; Ring- und Faustkampf und Pankratation waren das Hauptgebiet der Athleten, und diese Kampfarten sind es daher auch, in denen die berühmtesten Athleten des Altertums, deren Namen uns aufbewahrt sind, ein Milon, Polydamas, Glaucos und wie sie sonst hießen, sich ganz besonders auszeichneten. Ihre Belohnungen waren sehr mannigfaltiger Art. Den olympischen Siegern durfte bekanntlich im Hain Altis in Olympia auf eigene Kosten oder auf die ihrer Verwandten, an deren Stelle bisweilen der Staat, dem der Sieger angehörte, trat, eine Bildsäule gesetzt werden; aber auch daheim wurde ihnen nicht selten die gleiche Ehre einer öffentlichen Statue zu teil. Bei ihrer Rückkehr von den Festspielen hielten sie einen feierlichen Einzug in die Vaterstadt, bekleidet mit dem Purpurgewande, auf einem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen, von Freunden und Verwandten und von einer jubelnden Volksmenge begleitet; ja es war alter Brauch, vorher ein Stück der Stadtmauer niederzureißen, um damit anzudeuten, daß eine Stadt, welche solche Bürger hervorbringe, keiner Mauern zu ihrer Verteidigung bedürfe. Dann folgte ein Siegesmahl, bei welchem Hymnen zu Ehren des Siegers erschallten. Aber es fehlte auch nicht an klingender Belohnung. In Athen erhielt seit Solons Zeit der Sieger in den olympischen Spielen 500 Drachmen, ein Sieger in einem der drei anderen großen Nationalspiele 100 Drachmen ausgezahlt; ja später wurde ihnen sogar die tägliche Speisung im Prytaneion und die Ehre der Proödrrie (das Recht, im Theater auf den vordersten Bänken Platz zu nehmen) zu teil. Dazu kam, daß die meisten Berufsathleten, wenn sie vorsichtig lebten und sich vor allen Ausschreitungen und Übertretungen ihrer gewöhnten Diät und Lebensweise in Acht nahmen, oft ziemlich lang, 30 Jahre und darüber, aufzutreten imstande waren und daher Ehren auf Ehren und Belohnung auf Belohnung häuften. Von der rückhaltlosen Bewunderung, welche die große Menge

und namentlich die durch Kraftleistungen so leicht zu gewinnende Jugend diesen Kämpfern, welche uns heutzutage eigentlich nur als recht rohe Klopffechter erscheinen, entgegenbrachte, sticht freilich sehr das Urtheil ab, welches die Männer von wahrer Geistesbildung, namentlich die Philosophen, über sie fällten. Man tadelte mit Recht, daß jene einseitige Ausbildung des Körpers eine für den Staat völlig nutzlose sei, da die Athleten eben nur für ihr Fach tüchtig, aber zur Ertragung von Strapazen und für den Kriegsdienst völlig ungeeignet waren; man hob hervor, daß jene nur auf Erhöhung der Körperkraft ausgehende Lebensweise den Geist abstumpfte und daß daher die Athleten ebenso für politische Wirksamkeit als für jede höhere geistige Thätigkeit überhaupt ganz und gar untauglich waren. Einsichtige Pädagogen verwurfsen daher die athletische Erziehung, von welcher auch die großen Krieger und Staatsmänner der Hellenen immer gering gedacht haben.

und namentlich die durch Kraftleistungen so leicht zu gewinnende Jugend diesen Kämpfern, welche uns heutzutage eigentlich nur als recht rohe Klopffechter erscheinen, entgegenbrachte, sticht freilich sehr das Urtheil ab, welches die Männer von wahrer Geistesbildung, namentlich die Philosophen, über sie fällten. Man tadelte mit Recht, daß jene einseitige Ausbildung des Körpers eine für den Staat völlig nutzlose sei, da die Athleten eben nur für ihr Fach tüchtig, aber zur Ertragung von Strapazen und für den Kriegsdienst völlig ungeeignet waren; man hob hervor, daß jene nur auf Erhöhung der Körperkraft ausgehende Lebensweise den Geist abstumpfte und daß daher die Athleten ebenso für politische Wirksamkeit als für jede höhere geistige Thätigkeit überhaupt ganz und gar untauglich waren. Einsichtige Pädagogen verwarfen daher die athletische Erziehung, von welcher auch die großen Krieger und Staatsmänner der Hellenen immer gering gedacht haben.

## IX.

### Musik und Orchestik.

Obgleich es begreiflicher Weise nicht unsere Absicht sein kann, hier irgendwie näher auf die Geschichte und Theorie der alten Musik einzutreten, so müssen wir doch das, was wir im ersten Teil\*) gelegentlich der Jugenderziehung über den Unterricht in der Musik gesagt haben, hier ergänzen, indem wir das Wesentlichste bemerken über diejenigen Zweige der Musik, welche vornehmlich gepflegt wurden, über die verschiedenen in Griechenland üblichen Instrumente und die Art ihrer Anwendung. Wir übergehen dabei die Vokalmusik, welche ja auch für sich allein, ohne Instrumentalbegleitung, im Altertum keine Rolle spielte, und

\*) S. 126 ff.



deren Bedeutung in der Lyrik und im Drama darzulegen unserer Aufgabe fern liegt.

Weitaus die größte Verbreitung im Hausgebrauch und im täglichen Leben hatten die Saiteninstrumente\*), schon deswegen, weil sie sich nicht nur ebenso gut zum Solovortrag wie zur Begleitung des Gesanges eigneten, sondern weil es bei ihnen auch möglich war, daß der Rezitierende oder Singende sich selbst begleitete, was bei den Blasinstrumenten nicht angeht. Die in Griechenland üblichen Saiteninstrumente wurden sämtlich nur durch Schlagen oder Greifen, nicht aber durch Streichen mit dem Bogen gespielt; ob überhaupt Streichinstrumente dem Altertum, speziell den Ägyptern, bekannt waren, ist eine streitige Sache, dem klassischen Altertum aber waren sie auf jeden Fall fremd. Unter den mannigfaltigen Arten der Saiteninstrumente, welche in Griechenland teils seit ältester Zeit heimisch, teils von fremd her, vom Orient und aus Ägypten eingeführt waren, sind es aber nur zwei, welche im Jugendunterricht und im Leben wirkliche Bedeutung erlangt haben: die technisch sehr nahe verwandten und wesentlich nur durch die Klangwirkung sich unterscheidenden Instrumente der Lyra und der Kithara. Das einfachere und wahrscheinlich auch ältere von beiden ist die Lyra, nach griechischem Mythos eine Erfindung des Hermes, welcher aus der Schale einer Schildkröte, indem er dieselbe als Resonanzboden benutzte und Saiten darüber spannte, die erste Lyra konstruiert haben sollte. Auch später noch scheint man in der That Schildkrötenschalen in dieser Weise beim Bau der Lyren verwandt zu haben, und auf Kunstdarstellungen, namentlich auf Vasenbildern (vgl. die Schale des Duris mit Darstellung attischen Schulunterrichts),\*\*) erkennt man deutlich die bunte Zeichnung des Schildkröts an der Außenseite des Instrumentes. Aber gewöhn-

\*, Vgl. R. v. Jan, Die griechischen Saiteninstrumente. Programm des Lyceums von Saargemünd. Leipzig 1882. Gevaert, Histoire et théorie de la musique dans l'antiqu. Vol. II (1881)p, 241 ff.

\*\*) Bd. I, S. 120 Fig. 75.

licher wird es gewesen sein, wofür auch deutliche Spuren vorliegen, daß man den Resonanzboden aus Holz machte und denselben nur äußerlich zur Verzierung mit Schildkrot oder auch mit andern verschönernden Materialien belegte oder infrustierte; bei den Schriftstellern wird als Material für Lyren namentlich Buchsbaum und Steineiche erwähnt, sowie Elfenbein, letzteres wohl lediglich zur Verzierung dienend\*). Im homerischen Hymnus auf Hermes, in welchem die Erfindung der Lyra durch den Gott etwas eingehender beschrieben wird, schneidet Hermes Stäbchen aus Rohr, welche er rostartig in die Schale einfügt und mit Stierhaut bespannt, um auf diese Weise die notwendige Schalldecke zum Resonanzboden zu gewinnen. Solches Verfahren war späterhin wohl nicht gebräuchlich; da das gewöhnliche Material für den Schallboden jedenfalls Holz war, so wurde sicherlich auch die Schalldecke daraus hergestellt. Die Gestalt des Resonanzbodens aber blieb stets die gleiche, daß derselbe nämlich auf der äußern Seite eine mäßig hohe Ausbauchung hatte, auf der innern Seite dagegen, an welcher sich die Saiten befanden, eine ebene Fläche bildete. In diesen Resonanzboden nun greifen zwei Arme ein, die auf den griechischen Denkmälern fast durchweg als einfach gebogene Holzstäbe dargestellt sind, die auf der innern Seite des Schallkastens befestigt erscheinen; doch scheint der später, namentlich in der alexandrinischen und römischen Zeit sehr gewöhnliche Brauch, diese Arme nicht nur hornartig zu gestalten, sondern auch wirklich aus Hörnern von Gemsen, Gazellen u. dergl. zu fertigen, auch für die ältere griechische Zeit bereits vorausgesetzt werden zu müssen.

An ihren obern Enden waren die beiden Arme, welche auch geradezu Hörner genannt werden, durch einen Querstab, Joch genannt, welcher in der Regel aus hartem Holz gefertigt war, verbunden, und an dieses Joch die aus Schafsdärmen ge-

\*) Vgl. Kunstgew. im Altert. II, 166 fg. und die vermutlich für eine Lyra bestimmten Fourniere, ebd. Bd. I, Fig. 84—87 (die jedoch nicht, wie dort angegeben, aus Buchsbaum, sondern aus Elfenbein sein sollen).

fertigten Saiten gespannt. Die Lyra hatte deren in der Regel sieben, sämtlich von gleicher Länge, wie das auch bei der Kithar der Fall ist. Dieselben gingen, wie man auf den Lyren der Durisschale (s. oben) deutlich sehen kann, unten über einen, auf der flachen Schalldecke des Resonanzbodens angebrachten Steg aus Rohr hinweg und waren dann einzeln, wahrscheinlich an einem viereckigen Brettchen, wie wir es z. B. auf der an der Wand hängenden Lyra der Durisschale sehen, befestigt; vermutlich ließ sich dies Brettchen aus der Schalldecke herausnehmen, damit die Möglichkeit gegeben war, beim Springen einer Saite den Schaden ohne Schwierigkeit zu reparieren. Am Foch aber wurden die Saiten mitunter, wie wenigstens die Abbildungen zeigen, einfach angebunden; da jedoch bei diesem primitiven Verfahren ein Stimmen der Saiten unmöglich war, so darf man in der Regel eine andere Vorrichtung voraussetzen, über welche freilich sowohl die Schriftsteller als die Denkmäler nur mangelhafte Auskunft erteilen. Auf den Lyren der Durisschale wie auch auf andern Darstellungen von Saiteninstrumenten erkennt man am obern Ende der Saiten Wülste von länglicher Form, welche anderwärts mehr die Form von Ringen oder Scheiben haben, auch wohl einen Winkel zu den aufgespannten Saiten bilden. v. San vermutet nach alten Schriftstellen und unter Vergleichung entsprechender Vorrichtungen an nubischen Saiteninstrumenten, daß man sich diese Wülste aus dicker Haut oder Schwarte vom Nacken von Kindern oder Schafen zu denken habe; man packte die Saiten in diese klebrigen Hüllen ein, wand sie nebst den sie umhüllenden Wülsten um den Querstab der Lyra, bis sie die richtige Stimmung erlangt hatten, und leimte sie alsdann durch festes Zusammendrücken jenes Schwartenwulstes in der gewünschten Lage fest. Diese rohe Art der Befestigung, welche doch auch nur ein sehr oberflächliches Stimmen der Saiten ermöglichen konnte, muß uns immerhin recht bedenklich erscheinen; außerdem macht v. San selbst auf eine an den Bildwerken zu beobachtende anderweitige und viel kunstvollere Einrichtung auf-



Fig. 44.

merkſam, für welche jedoch die geeignete Deutung noch nicht gefunden iſt. Endlich ſcheint es noch eine dritte Art der Befefigung gegeben zu haben, daß nämlich das ganze Zoch in ebenſo viele einzelne, durch Zapfen ineinander paſſende kleine Rollen zerfiel, als Saiten da waren, ſo daß alſo jede Saite gewiffermaßen ihr eigenes Zoch hatte, durch deſſen Anziehung ſie geſtimmt werden konnte, ohne daß an dieſer Drehung die übrigen Saiten teilnahmen. Nähere Details über die Konſtruktion ſind uns freilich ebenfalls unbekannt.

Auf dem in Figur 44 abgebildeten Vaſenbilde, welches uns eine Anzahl muſizierender Frauen (Muſen?) vorführt, ſpielt die eine, welche bequem in ihrer Kathedra zurückgelehnt ſitzt, auf der (hier ſechsſaitig dargeſtellten) Lyra; die vor ihr ſtehende da-



Musizierende Frauen.

gegen steht im Begriff, wie es scheint, die Saiten ihrer Kithara zu stimmen. Die Kithara nun unterscheidet sich von der Lyra wesentlich durch die Beschaffenheit und Form des Schallkastens. Dies vornehmlich aus Holz hergestellte, vielfach kunstreich verzierte und mit kostbaren Materialien, edeln Steinen u. dgl. ausgelegte Gehäuse ist zunächst schon ungleich größer und gewölbter, als der Resonanzboden der Lyra, mit unten meist geradlinigem Abschluß, vielfach auch mit Schalllöchern versehen (vergleichen lassen sich, aber seltener, auch an Lyren nachweisen); sodann aber sind auch die Arme der Kithara bei weitem breiter und eckiger, als die der Lyra, und scheinen außerdem, indem sie ebenfalls hohl waren, mit zur Verstärkung der Resonanz gedient zu haben. An manchen Instrumenten ist es ersichtlich, daß der Resonanzboden und die daraus hervorkommenden Arme aus einem Stücke gearbeitet sind und demnach die Höhlungen miteinander in Verbindung stehen; bei andern sind die Arme anders gefärbt, als der Schallkasten (meist weiß, was auf Elfenbein deuten würde), doch darf man daraus wohl nicht von vornherein schließen, daß hier eine besondere Konstruktion vorliegt, da möglicherweise die abweichende Färbung nur die äußerliche Verzierung oder Inkrustation der Arme, nicht aber ein anderes Material des zu Grunde liegenden Körpers selbst andeuten soll. Die Arme zeigen meist eine etwas gebogene Gestalt, aber so, daß sie sich oben wieder mehr nähern; das Instrument in Fig. 44 gehört zu den einfachsten, da die Arme ganz glatt sind, dagegen sehen wir in anderen Exemplaren oft reichlich Schnitzwerk angebracht.\*) Das die beiden Arme verbindende Joch ist entweder ein einfacher Querstab, wie bei der Lyra (s. Fig. 44), oder derselbe ist an seinen, über die Arme hinausragenden Enden noch mit soliden Griffen oder Kurbeln versehen, welche vermutlich das Drehen erleichtern sollten. Die Zahl der Saiten war bei der Kithara anfänglich eine beschränkte gewesen; sieben war auch hier ur-

\*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. Bd. II, Fig. 84.

sprünghch das gewöhnliche, und diese Zahl wurde in Sparta sogar gesetzmäßig festgehalten, wogegen man andernorts zu 9, 10 oder 11 Seiten fortschritt. Über ihre Befestigung am Hock und am Schallkasten können wir aus den Schriftquellen und Abbildungen ebensowenig bestimmte Einzelheiten entnehmen, wie dies betreffs der Lyra der Fall ist; Abbildungen aus römischer Zeit sind in dieser Hinsicht allerdings deutlicher, dürfen aber von uns hier nicht als Beleg herangezogen werden.

Die Lyra wurde in der Regel beim Sitzen gespielt, und zwar so, daß man das leichte Instrument, wie wir es auf der Durisschale und in Fig. 44 sehen, an den linken Oberschenkel stemmte und auf dem Sitzbrett des Stuhles ausliegen ließ; dagegen spielte man die Kithara stehend, und es war daher notwendig, daß man das beträchtlich schwere Instrument an einem Bande um die Brust trug, welches Tragband zwar nur selten auf den Bildwerken dargestellt ist, aber doch überall als vorhanden vorausgesetzt werden muß, da bei der Art, wie die Saiteninstrumente gespielt wurden, keine Hand zum Tragen derselben frei ist. Man spielte nämlich Lyra wie Kithara so, daß man mit der Linken von außen die Saiten griff, dagegen von innen mit einem in der Rechten gehaltenen Schlaginstrument, dem sog. Plektron, welches aus Holz, Elfenbein, Halbedelstein u. dgl. hergestellt wurde, sie schlug; dies Plektron pflegte (vgl. die mehrerwähnte Durisschale) mit einer Schnur an dem Instrument angebunden zu sein. Nun finden wir freilich auch Ausnahmen von dieser Spielweise; so sehen wir, daß die Frau in Fig. 44 allem Anschein nach nicht das Plektron hält, sondern mit beiden Händen in die Saiten der Lyra greift; und andererseits kam es auch vor, daß man sich der linken Hand und des in der Rechten gehaltenen Plektrons nicht gleichzeitig, sondern abwechselnd bediente. So sehen wir z. B. auf der Durisschale, daß sowohl Lehrer als Schüler nur Griffe mit der linken Hand machen, dagegen das Plektron ruhen lassen. Die Befestigung des Plektrons an dem Instrument hatte also den praktischen Zweck, daß man

jeden Augenblick vom Spiel mit dem Plektron zu dem mit den Fingern der rechten Hand übergehen konnte, und umgekehrt; es ist eine aus den Bildwerken entnommene, sehr ansprechende Vermutung v. Jans, daß die Musizierenden in der Regel ihren Gesang nur mit dem Spiel der Linken begleiteten und das Plektron bloß in den Pausen, zum Vor-, Zwischen- und Nachspiel, anwandten.

Neben den Lyren und Kitharen (denen jedenfalls die homerische *Phorminx* beigezählt werden muß), welche uns in mannigfachen Abweichungen, aber im großen und ganzen mit den eben geschilderten Hauptformen übereinstimmend, sehr zahlreich auf alten Denkmälern entgegentreten, begegnen uns dann aber weiterhin noch manche andere Saiteninstrumente, für welche wir in den wenigsten Fällen mit Sicherheit antike Bezeichnungen zu finden imstande sind, obgleich uns bei den Schriftstellern eine nicht minder große Zahl von Namen von Saiteninstrumenten, welche vornehmlich vom Orient und von Ägypten her in Griechenland Eingang gefunden haben, überliefert sind. Am sichersten sind wir noch imstande, jenes große, vielsaitige Instrument von einer, der modernen Harfe ähnlichen Form zu benennen, welches wir in Fig. 44 die dritte Frau der Mittelszene spielen sehen und dem wir ähnlich auch sonst begegnen\*); vgl. das Vasengemälde Fig. 45. Fast durchweg sind es Frauen, in deren Hand wir dieses Instrument finden; dieselben spielen sitzend, indem sie den horizontalen Unterteil der Harfe auf dem Schoße liegen haben, den im Winkel daran sich anschließenden, breiteren Resonanzkasten gegen den Oberkörper gelehnt; sie schlagen mit der Rechten (ohne Plektron) meist die ihnen näher liegenden kurzen, mit der Linken die ferner liegenden langen Saiten. Die Abbildungen zeigen bisweilen auch Vorrichtungen zum Stimmen, zur Verkürzung oder Verlängerung der Saiten; die Zahl der Saiten ist wechselnd. Da die Form meist dreieckig ist, so haben wir in

\*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 170, Fig. 86.



diesem Instrument wohl mit Sicherheit das sog. Trigonon zu erkennen; möglicherweise darf das eine oder andere der abgebildeten Exemplare auch als Sambuka bezeichnet werden, da auch dies Saiteninstrument dreieckige Form hatte.

Dagegen wissen wir von zahlreichen andern, nur mit Namen genannten Saiteninstrumenten, bald mit sehr wenig (drei oder vier), bald mit einer sehr bedeutenden Zahl (35—40) Saiten versehen, wenig oder gar nichts über ihre Form und ziehen es daher vor, auf dieselben hier nicht näher einzugehen, zumal dieselben offenbar eine gegenüber den bisher besprochenen Instrumenten nur sehr vereinzelt Anwendung gefunden haben. Nur das Barbiton wollen wir noch anführen, da es den Anschein hat, als ob man ein wiederholt auf alten Denkmälern sich findendes Instrument von sehr schmaler und langer Gestalt mit einem lyra-ähnlichen, aber sehr kleinen Resonanzboden und mit wenigen Saiten, welches mit Hand und Plektron gespielt wird, für das namentlich bei frohen Gelagen und für Liebesgesänge beliebte Barbiton halten dürfe.

Unter den Blasinstrumenten ist vor allen Dingen der Flöte\*) zu gedenken, welche, wie wir gesehen\*\*), zwar in Athen eine Zeitlang in den tonangebenden Kreisen der Gesellschaft nicht beliebt war, wenigstens nicht für dilettantische Verwendung, dagegen in Böotien und auch im übrigen Griechenland gern auch von Nicht-Berufsmusikern gespielt wurde und zu allen Zeiten große Bedeutung, namentlich für Chöre und festliche Aufführungen, für die Unterhaltung bei Mahlzeiten, für Tanz und sonstige Gelegenheiten gehabt hat. Er gilt dies ganz besonders von derjenigen Form des Instrumentes, welcher wir in den Denkmälern weitaus am häufigsten begegnen, der Doppelflöte. Die antike Flöte nämlich (der Aulos) unterscheidet sich in ihrer Form und Anwendung dadurch von dem heut diesen

\*) Vgl. den übersichtlichen Artikel R. v. Jan's in Baumeister's Denkmäl. des klass. Altertums I, 553 ff.

\*\*) S. Bd. I, S. 127.

Namen tragenden Instrument, daß nicht, wie bei letzterem, seitwärts hineingeblasen, sondern daß sie wie eine Klarinette ver-

Fig. 45.



Frau, das Trigonon spielend.

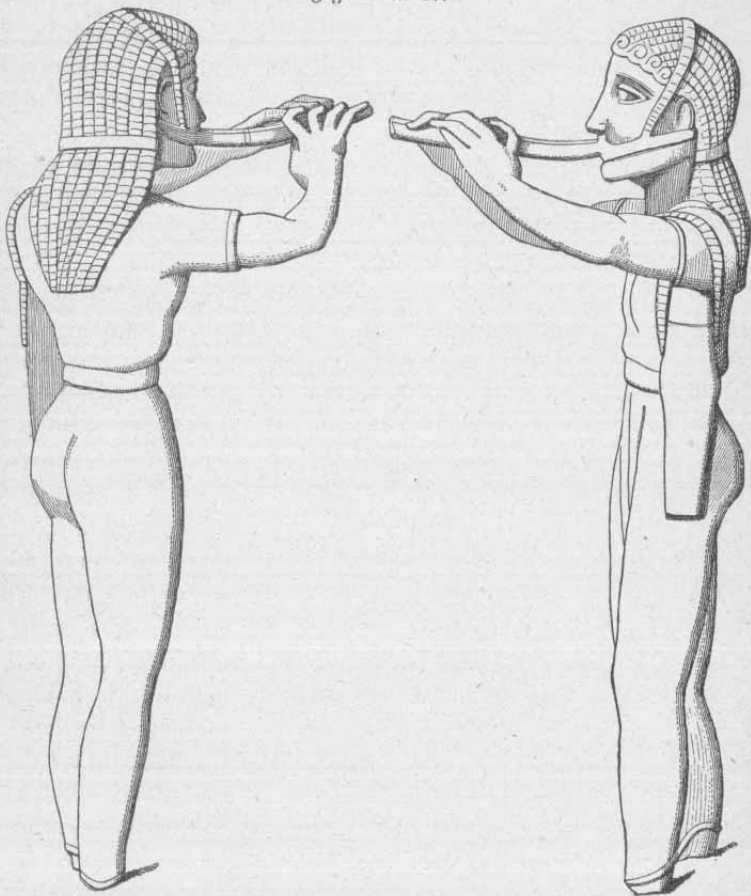
mittelft eines Mundstückes gespielt wird. Dieses Mundstück, welches meist aus demselben Material, wie die eigentliche Flöte

selbst, hergestellt ist, hat an seinem obern Teile eine leicht vibrierende Zunge eingeschnitten, welche, da der größte Teil des Mundstückes vom Blasenden ganz in den Mund genommen wird, innerhalb der Mundhöhle schwingt. Der Hauptteil der Flöte, die entweder durchweg gleich starke oder nach unten sich etwas erweiternde Röhre, bestand bald aus einem einzigen Stück, bald war sie aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt. Eine Mehrzahl von Tönen wurde durch die Löcher erzielt, deren anfangs drei oder vier, später eine größere Anzahl angebracht wurden; auch seitliche Löcher halfen den Tonumfang der Flöte vermehren, wozu dann weiterhin noch andere Hilfsmittel kamen, wie seitliche Klappen, drehbare, die Löcher bald öffnende, bald verschließende Ringe oder Büchsen u. dgl. m. Eine rechte Vorstellung vermögen wir uns aber, trotz der zahlreichen in neuerer Zeit angestellten praktischen Versuche, von der Spielweise und Wirkung der alten Flöte nicht zu machen.

Einzeln wurde der Aulos in Griechenland allem Anschein nach niemals geblasen, sondern immer nur als Doppelflöte, wie wir es auf so zahlreichen Darstellungen sehen; und zwar sind da die Flöten meistens von gleicher Länge. Um das Blasen von zwei Instrumenten zu gleicher Zeit oder in schneller Abwechslung zu erleichtern, vielleicht auch, um das Entweichen der Luft zu verhindern, bediente man sich dabei häufig, jedoch keineswegs regelmäßig, einer Mundbinde. Die hier Fig. 46 und 47 von zwei Seiten abgebildete Bronze eines Flötenbläfers zeigt uns sehr deutlich, in welcher Weise diese Binde durch zwei um den Kopf laufende lederne Riemen festgehalten wurde; dasselbe kann man an dem Flötenbläser Fig. 48 erkennen, welches Vasenbild jedenfalls, wie das Podium andeutet, auf dem er steht, einen im öffentlichen Wettkampf auftretenden Auleten darstellt; auch die eigentümliche Tracht, in welcher derselbe erscheint, das lange Festkleid und die ärmellose Tasse, deuten darauf hin. Auf dem oben Fig. 35 abgebildeten Vasengemälde bläst der Flötenspieler, welcher die gymnastischen Übungen begleitet, ebenfalls die

Doppelflöte mit der Mundbinde; um den Arm hat er das Flötenfutteral gehängt, welches meist aus Fell gefertigt wurde

Fig. 46 u. 47.

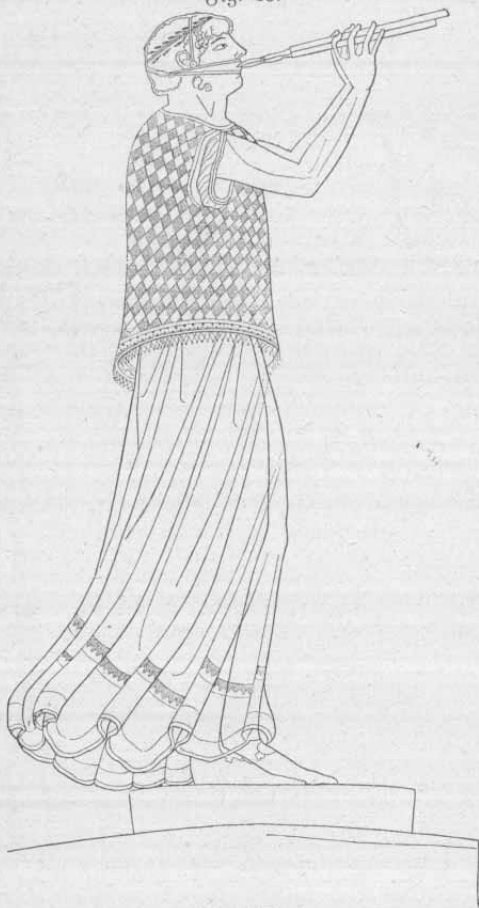


Statuette eines Flötenbläfers.

und mit welchem auch der Behälter für die Mundstücke, deren man mehrere zum Wechseln hatte, verbunden war. Dagegen

bläst der eine Jüngling auf der Durisshale ohne Mundbinde; auch die beiden Frauen auf dem in Fig. 44 abgebildeten Vasen-

Fig. 48.

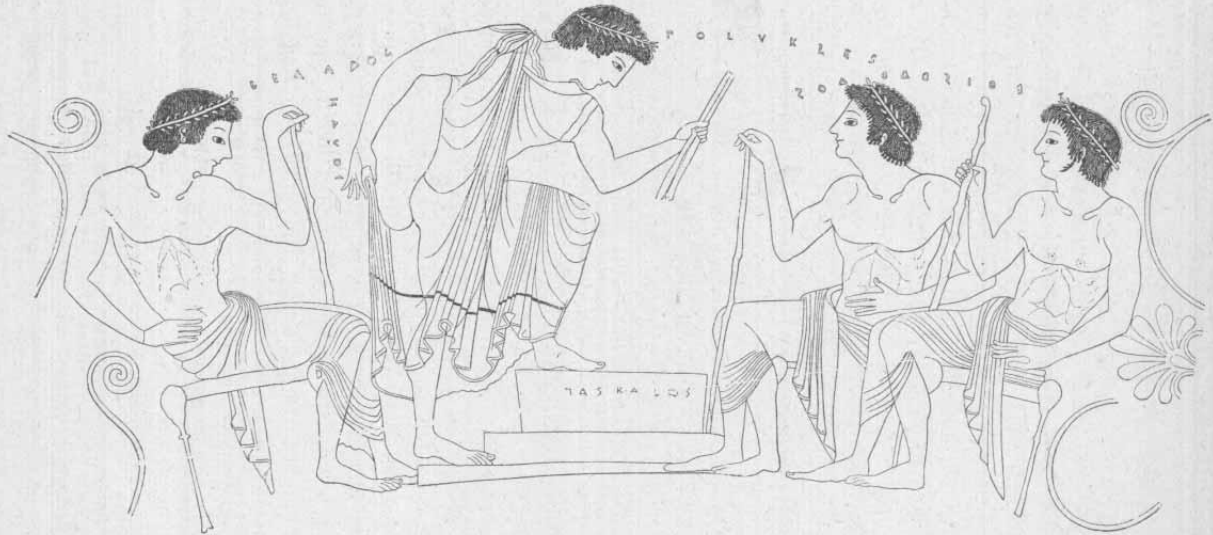


Flötenbläser.

Eigentümlichkeit der phrygischen Flöte zu sein scheint. Die altgriechische Musik hat aber hiervon allem Anschein nach keinen Gebrauch gemacht.

gemälde und die sitzende Hetäre in Fig. 50 bedienen sich derselben nicht, und ebenso vermessen wir die Mundbinde bei dem Jüngling, welcher in dem Fig. 49 abgebildeten Vasengemälde mit den Doppelflöten in der Hand das Podium besteigt, auf dem er sich vor den dabei sitzenden Zuhörern zu produzieren beabsichtigt. — Auf den griechischen Denkmälern der vorrömischen Zeit finden wir auch immer zwei gleichartige Flöten miteinander verbunden, während später sehr häufig, und zumal bei Darstellungen, welche mit dem Kybele = Kultus zusammenhängen, die eine der Flöten ein gekrümmtes Horn hat, welches speziell eine

Fig. 49.



Auftreten eines Flötenbläfers.

Die anderen Holz-Blasinstrumente haben für die Musik als Kunst wenig oder gar keine Bedeutung. Die Syrinx oder Panzflöte, aus einer Anzahl aneinandergesetzter Röhren bestehend, welche in der einen Art der Syrinx durchweg gleich lang sind, meistens aber verschiedene Längen, von kürzeren zu längeren ansteigend haben, ist die Schalmei der Hirten (unsere „Pappageno-Flöte“) und als solche zwar auf Abbildungen, namentlich des Pan und anderer Wald- und Feldgötter, sehr häufig zu finden, spielte aber in der praktischen Musik gar keine Rolle. In noch geringerem Maße ist dies der Fall bei der unserer heutigen Flöte entsprechenden Querflöte (Plogiaulos genannt), welche in Ägypten heimisch war, sowie bei verschiedenen andern Arten von Einzelflöten, deren Bezeichnungen uns überliefert sind.

Metallene Blasinstrumente oder Trompeten (Salping) kamen nur für den Krieg und den Kultus in Betracht; sie wurden meist aus Erz gefertigt, mit beinernem Mundstück, und hatten eine längliche Gestalt mit sich verbreiternder Mündung. Von sonstigen musikalischen Instrumenten, die bei den Griechen in Gebrauch waren, verdienen noch Erwähnung die im Dionysos- und Kybelekultus, sowie bei Tänzen orgiastischen Charakters verwandten, lärmenden Tamburins (Tympana), die Becken (Kymbala) und die Kastagnetten (Krotala); letztere erblicken wir in den Händen des Mädchens, welche in Fig. 50 zum Klang der Flöte einen ausgelassenen Tanz aufführt. Allein so häufig wir auch diesen Instrumenten auf Bildwerken, zumal dionysischen Inhaltes, begegnen, so selten dürfte ihre Anwendung im gewöhnlichen Leben gewesen sein, abgesehen von den bei den Symposien auftretenden Tänzerinnen, die damit den Takt zu ihren Bewegungen angaben.

Nur wenige Worte haben wir hier über den Tanz bei den Griechen zu sagen. So wichtig die Tanzkunst oder Orchestik für den Kultus, für Dramen und chorische Aufführungen der Hellenen gewesen ist, so spielte sie doch im allgemeinen im Leben keineswegs eine solche Rolle, wie die ganz und gar von ihr verschie-

dene moderne Tanzkunst im geselligen Leben der Gegenwart. Das geht schon daraus hervor, daß wir sie nicht unter den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen finden; nur in Lakedämon war dies der Fall. Sonst liebte man zwar den Tanz, namentlich

Fig. 50.



Flötenbläserin und Tänzerin mit Kastagnetten.

als Unterhaltung bei Mahlzeiten und Trinkgelagen, aber man übte ihn bei festlichen Gelegenheiten nicht selbst aus, sondern begnügt sich damit, berufsmäßigen Tänzern und Tänzerinnen zuzuschauen. Immerhin kam es wohl auch nicht selten vor, daß, wenn der Wein den Zechenden in die Köpfe gestiegen war, sie



auch selbst zu tanzen anfangen; an Gelegenheit, es zu lernen, fehlte es ja nicht, erfahren wir doch ausdrücklich, daß Sokrates noch in höherem Lebensalter Unterricht in der Tanzkunst nahm. Aber dabei handelt es sich fast durchweg um Solotanz, welcher lediglich in rhythmischen Bewegungen von Händen und Füßen und dem Wechsel schön gewählter Stellungen bestand und seinem ganzen Wesen nach eng mit der Gymnastik, zu welcher die orchestrische Bildung nicht selten hinzugerechnet wird, zusammenhing. Ein Zusammentanzen beider Geschlechter, wie es bei uns allein üblich ist, war im gesellschaftlichen Leben das ganze Altertum hindurch ungebräuchlich und verbot sich für Griechenland schon von selbst durch die strenge Scheidung, welche im gewöhnlichen Leben zwischen Männern und Frauen stattfand.

Seine Hauptbedeutung hatte der Tanz im Kultus. Ernste Tänze waren seit ältester Zeit Teile der Götterverehrung, lustige spielten vornehmlich im Dionysoskultus eine Rolle; und bei solchen Chortänzen pflegten auch die beiden Geschlechter gemeinschaftlich sich zu beteiligen. Auch hier ist aber von Rundtänzen mit Umfassen u. dgl. keine Rede, sondern der Charakter des Tanzes ein würdiger, gemessener, wesentlich bestehend in rhythmischen, nach der Musik geregelten Bewegungen. Lebhafter waren die namentlich in den dorischen Staaten beliebten und selbstverständlich nur von Männern ausgeübten Waffentänze, wobei die mit Helm, Schild und Schwert ausgerüsteten Tänzer allerlei orchestrische Evolutionen machten; auch die Tänze bei ländlichen Festen, welche vielfach einen mimischen Anstrich hatten, mögen zu den bewegteren gehört haben. Hier sowohl, wie bei feierlichen religiösen Tänzen war es ganz gewöhnlich, daß die Tanzenden zum Tanze ein Lied sangen, auch wohl selbst auf irgend einem Instrumente sich begleiteten; wie es denn überhaupt für den Tanz der Alten im Gegensatz zu dem modernen charakteristisch ist, daß derselbe nicht Selbstzweck ist, sondern immer in enger Verbindung steht mit den andern musischen Künsten. Ihre größte Ausbildung und Vollendung erhielt die

antike Tanzkunst im Drama, wo die Verbindung von Orchestik, Musik und Pantomimik am meisten zu Tage trat; doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, und wir werden auf diesen Punkt bei Besprechung des Bühnenwesens zurückzukommen Gelegenheit haben.

antike Tanzkunst im Drama, wo die Verbindung von Orchestik, Musik und Pantomimik am meisten zu Tage trat; doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, und wir werden auf diesen Punkt bei Besprechung des Bühnenwesens zurückzukommen Gelegenheit haben.

## X.

### Kultus.\*)

Bei einer Schilderung des griechischen Lebens darf die Bedeutung, welche die Gottesverehrung und die verschiedenen mit derselben zusammenhängenden Bräuche für das Leben des Einzelnen hatten, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Denn obgleich der griechische Kultus keineswegs dem Menschen ein täglich zu beobachtendes, festes Ceremoniell zur Pflicht machte, etwa wie dies im jüdischen oder mohammedanischen Glauben der Fall ist, so setzte er doch den Gläubigen in eine beständige, bei verschiedenen Veranlassungen auch täglich sich erneuernde Verbindung mit der Gottheit; dazu kamen dann noch eine große Zahl zwar nicht einen jeden Tag vorkommender, aber immerhin häufig genug eintretender Veranlassungen, sich an die Gottheit zu wenden, und all dies zusammengenommen, macht es begreiflich, daß der Kultus in der That im Leben des Hellenen einen bedeutungsvolleren Platz einnimmt, als bei uns, um so mehr als man für den Verkehr mit der Gottheit nur in einzelnen Fällen eines vermittelnden Priesters bedurfte, für gewöhnlich aber direkt und ohne Zwischenperson die verschiedenen religiösen Handlungen vornehmen konnte. Es ist allerdings eine streitige Frage, ob die griechische Naturreligion in ihren allerersten Anfängen der

\*) Vgl. N. F. Hermann, Lehrbuch der gottesdienstlichen Altertümer der Griechen. 2. Aufl., bearb. von N. B. Stark. Heidelberg 1858.

Tempel- und Götterbilder und mit diesen auch der Priester als einer besondern Berufsklasse entbehrte; aber Thatsache ist, daß in dem ältesten litterarischen Denkmal griechischen Lebens, in den homerischen Gedichten, der Kultus wesentlich noch in der Hand der Hand der Laien liegt, der Tempeldienst aber und das Priestertum eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle im Leben des Menschen spielen.

Einen regelmässigen, an bestimmten Tagen wiederkehrenden Gottesdienst, welcher Priester und Laien im Hause der Gottheit zusammensührt, kennt der griechische Kultus nicht. Der Tempel ist zwar auch die Wohnung des Gottes; aber der Gläubige betritt ihn in der Regel nur, wenn ihn ein bestimmtes Anliegen an die Gottheit hinein führt, während er sonst sein religiöses Bedürfnis daheim, in seiner Behausung vollständig zu befriedigen in der Lage ist. Das kann er denn in den meisten Fällen ohne Beistand eines Priesters verrichten; die Priester aber sind zunächst lediglich um der Gottheit selbst willen da, erst in zweiter Linie, um den Verkehr zwischen Gottheit und Mensch zu vermitteln. Denn der Gott will Anbetung und Opfer; und da es nicht dem Zufall anheimgestellt bleiben darf, ob gelegentlich der eine oder andere ihm solche darbringe, da er vielmehr eine ohne Unterbrechung fortdauernde Verehrung erheischt, so mußte ein Stand dasein, für welchen die Ausübung dieser allgemeinen Pflichten gegen die Gottheit Lebensaufgabe war. Dieser Gedanke war es wohl, welcher zur Einsetzung des Priestertums geführt hatte; und daraus entwickelte sich dann erst weiterhin die Folge, daß auch der Laie gelegentlich, namentlich in ernsteren Fällen, die Beihilfe der Priester in Anspruch nahm, um so mehr, als man bei diesen, im steten Verkehr mit der Gottheit stehenden Männern die genaueste Kenntnis der den Göttern wohlgefälligen Formen voraussetzen durfte. Je mehr dann im weiteren Verlauf der Kulturentwicklung der gewöhnliche Mensch durch Berufsthätigkeit, Krieg, Politik, Studien u. s. w. in Anspruch genommen und von den göttlichen Dingen abgezogen wurde, um

so gewöhnlicher wurde es, daß er sich des vermittelnden Beistandes der Priester bediente und um so höher stieg damit der Einfluß und die Bedeutung des priesterlichen Standes. Dazu kam noch ein anderes Moment, welches die Herbeiziehung der kundigen Priester seitens der Laien wünschbar erscheinen ließ: nach hellenischem Glauben offenbarte nämlich die Gottheit den Menschen ihren Willen durch allerlei Zeichen und Erscheinungen; solche zu deuten, war aber nicht einem jeden gegeben, es setzte eine tiefe Kenntniß des göttlichen Wesens und Willens, einen reichen Schatz von Erfahrung voraus, und so war es begreiflich, daß man sich hierfür an solche Personen wandte, welche ihr Leben der Erforschung dieses Götterwillens gewidmet hatten, an die mit den Priestern in einem gewissen Zusammenhange stehenden, obschon keineswegs mit denselben durchweg zu identifizierenden Wahrsager oder Zeichendeuter. Auf diese werden wir weiter unten noch zu sprechen kommen.

Wenn wir vom Priesterstande bei den Griechen sprechen, so dürfen wir das allerdings nicht ganz wörtlich verstehen; denn einen Stand in dem Sinne, welchen wir heut damit zu verbinden pflegen, bildeten die griechischen Priester ebensowenig, als zur Übernahme des priesterlichen Amtes berufliche Vorstudien nötig waren. Die griechische Religion hat ja keine Dogmen; es handelte sich für den Priester bloß um Erfüllung gewisser Gebräuche und Ceremonieen, und diese erlernten sich leicht. Daher ist das Priestertum bei den Hellenen an kein Alter und kein Geschlecht gebunden; Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Ehefrauen konnten zu priesterlichen Functionen für kürzere oder längere Zeit herangezogen werden. Wesentliches Erforderniß war dagegen eheliche Geburt und Zugehörigkeit zu der Gemeinde, in welcher die priesterlichen Functionen verrichtet werden sollten; ferner körperliche Makellosigkeit nicht minder als sittliche Unbescholtenheit; auch wurden Mitglieder vornehmer und altadliger Familien besonders bevorzugt, und mitunter gaben auch Körperkraft und Schönheit bei der

Wahl ein wichtiges Moment ab. Im übrigen aber waren die Erfordernisse oder Ansprüche, welche an die Priester gestellt wurden, ganz und gar verschieden nicht bloß je nach den Gottheiten, deren Dienste sie geweiht waren, sondern auch nach lokalen und sonstigen zufälligen Verhältnissen. So wurde z. B. für manche Priesterinnen Jungfräulichkeit zur Bedingung gemacht, wenn auch nicht für das Leben, sondern nur für die Dauer des Priestertums; in andern Fällen konnten aber auch verheiratete Frauen ein Priesteramt bekleiden. Ebenso war die Bedingung der Keuschheit oder der Ehelosigkeit bei den männlichen Priestern bald vorhanden, bald wurde sie gar nicht gestellt oder nur für eine gewisse Zeitdauer. Denn obgleich in sehr vielen, ja möglicherweise in den meisten Fällen die Priester vom Augenblick ihres Amtsantrittes ab lebenslänglich im Amte blieben, so kam es doch auch außerordentlich häufig vor, daß die priesterliche Thätigkeit nur eine vorübergehende war, wie z. B. bei Knaben oder Mädchen, welche bis zur eintretenden Mannbarkeit im Tempeldienste standen, oder in andern Fällen, wo Bürger auf ein oder auf mehrere Jahre Priester wurden, um nach abgelaufener Frist wieder zurückzutreten und andern ihre Stelle einzuräumen.

Die Bestellung zum Priester erfolgte auf verschiedene Weise: entweder durch Wahl unter verschiedenen Bewerbern, wobei das Wahlrecht bei der Bürgerschaft oder bei deren Vertretern lag, oder durch's Loos, oder sie war von vornherein durch die Geburt gegeben. Denn gewisse Priestertümer waren in bestimmten Familien von alter Herkunft erblich, dergestalt, daß entweder der Erstgeborene von selbst dafür designiert war, oder daß das Loos unter den verschiedenen, in Frage kommenden Mitgliedern der betreffenden Familie zu entscheiden hatte; unter Umständen konnte aber bei Streitigkeiten hinsichtlich der Ansprüche sogar die gerichtliche Entscheidung angerufen werden. Es begreift sich darnach, daß die Priester in Griechenland keine gesonderte Kaste bildeten und daß ebenso ihr Einfluß, da sie in vielen Fällen gleich andern Beamten nach einer gewissen Amts-

dauer wieder in das Privatleben zurücktraten, kein ausgedehnter, einschneidender sein konnte.

Die Pflichten der Priester bestanden im allgemeinen in der Ausübung derjenigen Verehrung der Gottheit, welche der letzteren auch von jedem einzelnen Laien dargebracht zu werden pflegte, nämlich in Gebeten und in Opfern, theils solchen, die an und für sich zum Kultus der betreffenden Gottheit gehörten und in regelmäßigen Zeiträumen vorgenommen werden mußten, theils solchen, welche sie im Auftrage anderer darzubringen hatten; dazu kamen dann aber noch all die mannigfaltigen Verpflichtungen, welche mit der Pflege und Heilighaltung der Tempel und der Götterbilder, mit der Erfüllung der verschiedenen, mit dem Kultus der einen oder andern Gottheit verbundenen Gebräuche, mit der Besorgung mysteriöser Weihen und Reinigungen, mit der Verwaltung des Tempelschatzes u. s. w. zusammenhängen. Daran knüpften sich verschiedenartige Vorschriften über Lebens- und Nahrungsweise, über Tracht u. dgl. m. Dafür genossen sie ihrerseits nicht allein die gleiche Unverletzlichkeit, wie sie dem Heiligtum selbst zu teil ward, sondern sie hatten auch ihren Anteil an der den Göttern gewidmeten Verehrung, indem sie gewissermaßen als Vertreter derselben betrachtet wurden; häufig hatten sie ihre Wohnung im Tempelbezirke und erhielten einen Anteil an den Einkünften des Tempels, welche zunächst die Mittel zur Ausübung des Gottesdienstes herzugeben, die Ausföhrung von Bauten, Tempelbildern u. s. w. zu ermöglichen bestimmt waren, von denen aber auch die Priester einen oft nicht unbeträchtlichen Gewinn zogen, da ihnen z. B. die Häute und bestimmte Teile der Opfertiere zufielen; auch waren die aus den Tempelgütern, von ausgeliehenen Darlehen aus dem Tempelschatz u. dgl. fließenden Einnahmen bei manchen Heiligtümern sehr groß und überstiegen bedeutend die zur Unterhaltung des Heiligtums sowie zur Ausübung des Gottesdienstes notwendigen Mittel. Eine andere Vergünstigung der Priester bestand in den ihnen im Theater und bei sonstigen öffentlichen Versammlungen

zukommenden Ehrenplätzen. Meistens unterschieden sie sich auch äußerlich durch ihre Tracht von der übrigen Menge; sie trugen den langen Chiton, welcher sonst als Tracht des gewöhnlichen Lebens ungebräuchlich geworden war, meist von weißer oder von purpurner Farbe, Kränze und Binden im langen Haupthaar, auch wohl einen Stab als Abzeichen ihrer Würde.

Ein oft sehr zahlreiches Personal von Gehilfen und Dienern stand den Priestern in der Erfüllung ihrer gottesdienstlichen Pflichten zur Seite. Es sind das theils solche, welche nur vorübergehend bei einer Prozession, einem Opfer oder dergleichen sich beteiligen und dies als eine Ehrensache betrachten, also ohne Entgelt ihre Dienste der Gottheit widmen; theils ständige Tempeldiener, welche entweder gegen Lohn sich zur Besorgung gewisser niederer Geschäfte, wie sie mit der Besorgung des Kultus und des Tempels zusammenhängen, verdingen oder welche Sklaven und Eigentum der Gottheit sind. Dazu gehören z. B. die sog. Neokoren, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts, denen die Reinigung und Besorgung des Tempels selbst oblag; ferner Herolde, Opferdiener, Schlächter, Träger heiliger Geräte, Sänger und Musiker und andere mehr, worüber uns namentlich die Inschriften vielfach Auskunft geben. Auch diese Nebenämter konnten, wenn es sich nicht um niedrige Geschäfte, sondern um eine mit Ehre verbundene Handleistung handelte, Gegenstand des Strebens ehrgeiziger Bürger oder ein als wertvolles Privileg betrachtetes erbliches Vorrecht einer bestimmten Familie sein, wie z. B. in Olympia den Nachkommen des Phidias dauernd die Sorge für die Erhaltung des Zeusbildes, des Meisterwerkes ihres Ahnherrn, oblag.

Die beiden hauptsächlichsten Formen, in denen sich die Götterverehrung der Alten äußert, sind Gebet und Opfer. Das Gebet, sei es nun an die Götter insgesamt, sei es an einen einzelnen unter denselben gerichtet, weicht den Anfang des Tages wie sein Ende; es begleitet, vereint mit Opferspenden, Anfang und Schluß der Mahlzeiten und bildet überhaupt einen wesentlichen Bestand-



teil einer jeden wichtigen Handlung des täglichen Lebens oder sonstiger Vorkommnisse. Trugen diese Gebete selbstverständlich einen allgemeinen Charakter, so fehlte es daneben nicht an Gelegenheiten, bei denen der Inhalt des Gebetes ein spezieller, dem vorliegenden Falle angepaßter war; so verstand es sich von selbst, daß man bei Volksversammlungen den Segen der Gottheit für die abzuhaltende Beratung, beim Auszuge in den Krieg ihre Beihilfe im bevorstehenden Kampfe ersuchte, ebenso wie der Privatmann den göttlichen Beistand für seine Unternehmung, Hilfe in irgendwelcher Noth und dergl. von den Himmlischen durch das Gebet zu erreichen hoffte, obgleich die Verständigeren, und namentlich die philosophisch Gebildeten, sich nicht verhehlten, daß es eine thörichte Hoffnung sei, sich eine notwendige Erhörung des Gebetes zu versprechen, daß vielmehr das Gebet lediglich als religiöse Weihe der menschlichen Handlungen überhaupt betrachtet werden müsse. Die heute übliche Haltung des Betenden, nämlich das Falten der Hände, event. unter Kniebeugung, ist dem Altertum unbekannt; der Betende pflegte stehend die Hände nach der Gegend ausstrecken, wo man den Sitz der angerufenen Gottheit voraussetzte: also nach oben, wenn man sich an einen olympischen Gott wandte, nach vorwärts, wenn man zu einer Meerergottheit betete, zur Erde, wenn die Bitte einem unterirdischen Gotte galt, dessen Aufmerksamkeit man wohl auch durch Stampfen der Erde mit den Füßen zu erregen suchte. Die Stellung gegen Osten war dabei das gewöhnliche; erfolgte das Gebet in einem Tempel, so wandte man sich gegen den Altar und das Bild des Gottes und umfaßte wohl auch den Altar mit den Armen. Überhaupt führte die Verehrung der Tempelstatuen vielfach zu einer stark sinnlichen Auffassung des Gebetes, indem man der angebeteten Gottheit nicht bloß Rußhände zuwarf, sondern sie sogar, ähnlich, wie es im katholischen Kultus heute noch üblich ist, wirklich streichelte oder küßte; Schutzfliehende pflegten sich auch vor dem Tempelbilde zu Boden zu werfen oder wenigstens davor niederzuknien.

Damit aber das Gebet erfolgreich sei, mußte der Mensch rein von jeder körperlichen wie geistigen Befleckung vor die Gottheit treten und sich daher, wenn nötig, einer Reinigung oder Sühnung unterziehen. Es gab eine große Zahl von Anlässen im gewöhnlichen Leben, welche den Menschen unrein und des Verkehrs mit der Gottheit unfähig machten; wir erwähnten z. B. schon\*) die durch Geburt und Tod hervorgerufene Unreinigkeit, welche eine Reinigung aller, mit der gebärenden oder mit der verstorbenen Person in Berührung Tretenden notwendig machte, nicht bloß damit dieselben unbefleckt sich an die Gottheit wenden konnten, sondern damit sie ihre Unreinigkeit nicht weiter verbreiteten und wieder in Verkehr mit andern Menschen treten durften. Aber da man auch abgesehen von solchen bestimmten und unzweifelhaften Fällen nicht wissen konnte, ob man nicht zufällig durch irgend welche Berührung sich unrein gemacht hatte, so ließ man in der Regel dem Gebet eine Waschung oder wenigstens eine symbolische Reinigung durch Besprengung mit geweihtem Wasser vorausgehen. Daher pflegte am Eingange jedes Tempelbezirktes ein Gefäß mit geweihtem Wasser und ein Sprengwedel für den den Bezirk Betretenden bereit zu stehen; auch im Privat- hause fehlten ähnliche Veranstaltungen nicht, wobei ganz besonders dem fließenden Wasser, am liebsten dem Meerwasser, welchem man überhaupt reinigende Kraft zuschrieb, der Vorzug gegeben und als Sprengwedel ein Zweig irgend eines heiligen Baumes, des Lorbeers besonders, gewählt wurde. Diese Reinigung erstreckte sich nicht nur auf die Person des der Gottheit Nahenden, sondern auch auf seine Kleider, auf die bei Gebet oder Opfer zur Verwendung kommenden Geräte, sowie auf seine Behausung überhaupt; und daher spielten neben der Waschung auch die Reinigung durch Feuer und Rauch, vornehmlich vermittelt angezündeten Schwefels, eine Rolle; auch gewisse Pflanzen, denen man eine entsühnende Kraft zuschrieb, kamen hierfür in Verwen-

\*) Vgl. Bd. I, S. 97 und oben S. 74.

ding, wie man z. B. eine Meerzwiebel über der Hausthür aufzuhängen pflegte.

In noch viel höherem Grade war selbstverständlich eine derartige Reinigung notwendig, wenn ein direktes Vergehen, eine Bluthat, mochte sie auch unfreiwillig erfolgt sein, oder sonst ein Sühnung heischendes Verbrechen den Menschen des Verkehrs mit der Gottheit untheilhaftig gemacht hatte. Hierbei hatten, neben dem schon angeführten Reinigungsverfahren, auch die

Fig. 51.



Reinigungsopfer.

Opfer eine bedeutende Rolle, indem nach altem, bekanntlich auch im jüdischen Ritus sich findenden Glauben die Sünde auf das Opfertier abgeladen und damit dem Sünder abgenommen wurde; doch gab es auch noch ganz bestimmte, gerade für solche Gelegenheiten berechnete Ceremonieen, wie namentlich die Sühnung vermittelt des Blutes von Schweinen, welchem Tiere man eine besondere Lustrations- (d. i. Sühnungs)kraft beilegte. In Athen pflegte vor jeder Volksversammlung ein Opfer von Ferkeln dar-

gebracht zu werden; die geschlachteten Tiere wurden in der Versammlung herumgetragen, die Sitze mit ihrem Blute besprengt und dann die Kadaver in das Meer geworfen. Auf einem die Entsühnung des Muttermörders Orestes darstellenden Vasengemälde hält der entsühnende Gott Apollo selbst ein Ferkel über den Kopf des Mörders; eine ähnliche Handlung zeigt das Vasenbild Fig. 51, wo die lustrierende Frau, vermutlich eine Priesterin, in der Rechten ein Ferkel, in der Linken einen Korb mit Opfergaben hält, während vor ihr drei Fackeln in der Erde stecken, deren Rauch ebenfalls als reinigend betrachtet wurde. Ähnliche Ceremonieen wurden vorgenommen, wenn man, nach weit verbreitetem Aberglauben, sich für behext hielt oder sich vor nachtheiliger Einwirkung von Liebestränken oder sonstigen Zaubermitteln schützen wollte, wenn Wahnsinn, der als Born der Unterirdischen betrachtet wurde, geheilt werden sollte u. dgl. mehr; hier war namentlich Hekate diejenige Göttin, welche es zu versöhnen galt, und das Herumtragen junger Hunde hierbei das seltsame Entsühnungsverfahren.

Neben dem Gebet ist die Hauptform der Gottesverehrung das Opfer. Die anthropomorphische Vorstellung, welche der griechische Glaube sich von den Göttern macht, brachte es mit sich, daß man die Götter gleich mächtigen Fürsten sich durch Gaben geneigt machen wollte, daß man bei ihnen größere Geneigtheit zur Erfüllung der menschlichen Wünsche voraussetzte, wenn sie durch reichliche Geschenke zufriedengestellt waren; und unter diesen Geschenken, zu denen auch die Weihgaben u. dergl. zu rechnen sind, nehmen die Opfer, als dasjenige, was zur Bewahrung des göttlichen Wohlwollens regelmäßig wiederkehren muß und niemals unterlassen werden darf, die Hauptstelle ein. Kann man zwar im weiteren Sinne unter Opfer eine jede Gabe verstehen, welche der Gottheit dargebracht wird, sodaß darnach streng genommen auch die Weihgeschenke oder Weihungen überhaupt unter den Begriff des Opfers fallen würden, so pflegt man doch meistens im engeren Sinne unter Opfer nur die

Darbringung einer solchen Gabe zu verstehen, welche nicht zum bleibenden Besitz der Gottheit, sondern, gleich Speise und Trank bei den Menschen, nur zum vorübergehenden Genuß bestimmt ist und bei der daher in den meisten Fällen eine Vernichtung, in der Regel durch Feuer, die selbstverständliche Voraussetzung und die Idee, daß die Gottheit an den leiblichen Genüssen der Menschen ebenfalls ihren Anteil haben müsse, der zu Grunde liegende Gedanke ist. Nicht alle Gaben freilich, die wir als

Fig. 52.



Darbringung von Opfergaben.

Opfer bezeichnen müssen, sind von vornherein einer augenblicklichen Vernichtung, wie sie beim Rauchopfer durch Verbrennung, beim Trankopfer durch Ausgießen erfolgt, gewidmet; Erstlinge des Feldes, Früchte, Kuchenwaren, Töpfe mit eingekochten Hülsenfrüchten, Blumen, Wollenbinden und ähnliche Dinge, die man wegen ihrer Flüchtigkeit nicht als Weihgeschenke bezeichnen kann, wurden in der Regel nur am Altar der Gottheit hingelegt oder aufgehängt; und zwar legte man sie entweder auf den Altar selbst oder auf einen eigens zur Aufnahme derartiger Gaben bestimmten

Opfertisch. Auf dem Vasenbilde Fig. 52 sehen wir einen solchen Opfertisch unmittelbar neben dem Altar stehend, dahinter wird das altertümliche Dionysosbild sichtbar; von der Seite tritt eine Frau mit dem zum Opfer bestimmten Ziegenbock hinzu, während von rechts eine andere Frau naht, welche eine flache Schüssel, offenbar mit Backwaren, herbeibringt. Ebenfalls für Dionysos bestimmt sind die Gaben, welche auf den in Fig. 53 und 54 abgebildeten Darstellungen einer Schale herzugetragen werden. Ein Satyr, welcher in der Linken einen Zweig, in der Rechten

Fig. 53.



Darbringung von Opfergaben.

eine Schale, anscheinend mit Kuchen trägt, naht sich einem Altar, auf welchem bereits ähnliche Opfergaben niedergelegt sind; auf der andern Seite sitzt neben dem Opfertisch, auf welchem Früchte und Kuchen liegen, eine Frau, vermutlich eine Mänade, welche in der Rechten einen Zweig, in der Linken einen flachen Korb mit kleinen Weihgaben hält. — Wenn nun auch bei solchen Opfergaben keine direkte augenblickliche Vernichtung durch Feuer stattfindet, so sind doch die Gaben selbst so schnell vergänglich, daß sie nicht zu den auf bleibenden Besitz berechneten

Weihgeschenken gezählt werden können; feuerlose Opfer nannten die Griechen derartige Gaben.

Die verschiedenen Arten der Opfer teilt man gewöhnlich in zwei Klassen: in blutige und unblutige. Darunter scheinen die unblutigen die ältesten zu sein; sie bestehen vornehmlich in den Erstlingen der Feldfrüchte, ferner in Kuchen, zumal von Honig, welche bei bestimmten Gottheiten für eine besonders willkommene Gabe galten. Backwerk diente auch nicht selten als Ersatz für Tieropfer, indem ärmere Leute, welche nicht imstande waren, die beträchtlichen Kosten des blutigen Tieropfers zu er-

Fig. 54.



Darbringung von Opfergaben.

schwingen, dafür das aus Teig geformte Bild etwa eines Kindes, eines Schweines, Schafes, einer Ziege, Gans u. s. w. darbrachten. Ebenfalls hierher gehörig ist das Rauchopfer. Das Verbrennen wohlriechender Hölzer und Spezereien war den Griechen wahrscheinlich von Asien her, wo dasselbe alter Brauch war, überkommen; anfangs bediente man sich dafür einheimischer Produkte (namentlich des Cedernholzes), später der von fremd her eingeführten Räucherstoffe, des Weihrauchs, Styrax und anderer wohlriechender Substanzen. Solche Rauchopfer standen oft auch in Verbindung mit Tieropfern, indem man Weihrauch-

förner oder dgl. in die Flammen des Altars, auf dem das Fleisch des Opfertieres verbrannt ward, hineinstreute, um den Brandgeruch des fettigen Fleisches zu vertreiben. Endlich müssen auch die Trankopfer zu den unblutigen Opfern gerechnet werden. Wie der Mensch von seinen Speisen den Göttern den ihnen gebührenden Anteil abgiebt, so soll er es auch von seinem Trank thun, wobei zugleich auch der Gedanke nicht fehlt, daß die Gottheit gleich den Menschen Speise und Trank gleichmäßig bedarf. Trankopfer werden daher nicht bloß dargebracht, wenn man bei der Mahlzeit zum Genuß des Weines übergeht\*), oder sonst wenn man eine Flüssigkeit irgend welcher Art genießt (will doch Sokrates sogar von seinem Schierlingsbecher den Göttern spenden), sondern kommen auch als eigene Opfer bei feierlichen Gelegenheiten häufig vor, z. B. bei Vorträgen, bei Totenopfern, bei Anrufung der Götter zu bestimmten Zwecken u. s. w. Man gießt dabei den für die Gottheit bestimmten Teil einer Flüssigkeit aus einer Schale entweder auf die Erde oder in die Flamme des Opferaltars, indem man dazu weihende Worte spricht. Am häufigsten nahm man dazu ungemischten Wein; doch gab es Gottheiten, welchen kein Wein dargebracht werden durfte, wie namentlich den Erinyen, den chthonischen Gottheiten, den Nymphen, Musen u. a. m., und diesen wurde dann ein Trankopfer aus Honig, Milch oder Öl geweiht, welche Flüssigkeiten entweder für sich oder untereinander vermischt oder mit Wasser verdünnt zur Spende genommen wurden. Hier, wie überhaupt bei den Opfern, herrscht ein sehr festes Ceremoniell in der Götterwelt, welches freilich nicht in allen Gegenden Griechenlands das gleiche war.

Was die blutigen Opfer anlangt, so deuten zwar zahlreiche Spuren in der Sage darauf hin, daß den Griechen in den Anfängen ihrer Kultur die Menschenopfer nicht fremd gewesen sind; aber in den historischen Zeiten war davon keine Rede mehr,

\*, Vgl. oben S. 37.



und überall, wo früher solche bestanden hatten, waren symbolische Handlungen dafür üblich geworden oder geradezu Tiere an Stelle der zu opfernden Menschen getreten. Bei den Tieropfern, welche weitaus die verbreitetste Art der Opfer sind, hing die Auswahl des zu schlachtenden Tieres meist davon ab, welcher Gottheit das Opfer dargebracht werden sollte. Denn wie bei den unblutigen Opfern manche Götter Gaben verwarfen, welche andern angenehm waren, so hatten viele Götter auch ihre ihnen besonders willkommenen Opfertiere, obgleich die Entstehung des Brauches resp. solcher Vorliebe sich nicht überall mehr so deutlich erkennen läßt, wie wenn z. B. dem Dionysos Böcke geopfert zu werden pflegten, weil diese die Verderber der Weinberge sind, oder der Demeter Schweine, weil sie den Ackernt Schaden zufügen. In den meisten Fällen sind neben den Ziegen und Schweinen Rinder und Schafe als die gewöhnlichsten Opfertiere zu nennen, von denen manchmal mehrere Exemplare zu einem gemeinschaftlichen Opfer vereinigt wurden; aber auch Pferde wurden geopfert (z. B. dem Poseidon und dem Helios), Hunde (der Hekate), Esel (dem Apollo) u. s. w. Auch Vögel wurden als Opfer dargebracht, z. B. Gänse, Tauben, Hühner (dem Asklepios bekanntlich Hähne); dagegen wurden Wild und Fische außerordentlich selten zu Opfern verwandt, was wohl damit zusammenhängt, daß in den ältesten Zeiten beides ein ungewöhnliches Nahrungsmittel war\*); denn der Gesichtspunkt der Eßbarkeit war doch bei der Mehrzahl der Opfertiere der vornehmlich maßgebende, wenn auch Ausnahmen davon unter den oben genannten Tiergattungen nicht zu verkennen sind.

Ursprünglich war es Brauch, der Gottheit das ganze Tier mit Haut und Haaren zu verbrennen; aber obgleich diese verschwenderische Art des Opfers später immer noch bisweilen vorkam, so wurde es doch ganz allgemein, daß man nur die Schenkel und bestimmte Fleischtheile des Tieres verbrannte, das übrige

\*) Vgl. oben S. 35.

aber zu einer Festmahlzeit verwendete. Daher kam es wohl auch vor, daß die Zahl der Opfertiere nach derjenigen der zur Opferrmahlzeit eingeladenen Personen bemessen wurde; sonst aber gab die Wichtigkeit der Veranlassung des Opfers sowie die Vermögensverhältnisse des Opfernden den Maßstab für die Zahl der Opfertiere ab, und es war auch in der historischen Zeit nichts ungewöhnliches, daß Gemeinden oder sehr reiche Privatleute eine Hekatombe (Opfer von hundert Rindern), ja selbst mehrere solche darbrachten, wobei denn freilich oft das Opfer mehr der äußere Anlaß für die damit verbundene großartige Volksspeisung war. In der Regel mußte das zur Opferung bestimmte Vieh durchaus gesund und nach jeder Richtung untadelhaft sein; nur das ökonomische Sparta, welchem man auch sonst Sparsamkeit hinsichtlich der Opfer vorwarf, nahm auch schadhafte Vieh zum Opfer. Andere Bedingungen waren, daß das Tier weder zum Dienste des Menschen noch zur Zucht gebraucht worden war (weßhalb der Ackerstier nicht geopfert werden durfte); daß ferner das Geschlecht des Opfertieres meist dem der Gottheit, welcher es dargebracht wurde, entsprach. Selbst die Farbe war nicht gleichgültig: weiße Tiere pflegte man den oberen und Lichtgottheiten, schwarze den Göttern der Unterwelt darzubringen. Dagegen scheinen betreffs des Alters keine festen Vorschriften bestanden zu haben, nur eine gewisse Reife des Tieres war jedenfalls notwendig.

Die bei den Tieropfern beobachteten Gebräuche sind so ziemlich das ganze Altertum hindurch dieselben geblieben, wie wir sie schon bei Homer finden. Von Dienern oder Gehilfen wurde das Opfertier, welches man, als dem Gotte geweiht, mit Kränzen und Binden geschmückt hatte (auch Vergoldung der Hörner des Stieres, die bei Homer vorkommt, ist später noch üblich), an den Altar geführt; man suchte dabei soviel als möglich zu erreichen, daß es sich gutwillig vorsehren ließ, weil heftiges Sträuben desselben als ungünstiges Vorzeichen galt und unter Umständen sogar dazu führen konnte, daß man von der

Opferung Abstand nahm. Ja es war sogar der naive Brauch, daß man nicht eher zum Opfer schritt, als bis das Tier durch Nicken mit dem Kopfe gewissermaßen selbst seine Zustimmung dazu zu erkennen gegeben hatte; natürlich wußte man dieser wunderlichen Zustimmung des Opfers durch allerlei Mittelchen (z. B. indem man ihm Wasser ins Ohr goß und dgl.), künstlich nachzuhelfen. Durch Besprengung mit Weihwasser (welches durch Eintauchen eines vom Altar genommenen Feuerbrandes geweiht worden war) wurden hierauf sämtliche Teilnehmer für die feierliche Handlung vorbereitet und zu andächtiger, durch keinen Laut zu störender Stille ermahnt. Die eigentliche Opferhandlung begann dann damit, daß man geröstete Gerstenkörner (als älteste, das Brot vertretende Nahrung der Vorfahren) auf das Tier streute und zum Zeichen der Todesweihe ihm ein Büschel Haare von der Stirn abschnitt und in das bereits auf dem Altar lodernde Feuer warf. Die Tötung selbst erfolgte im heroischen Zeitalter durch die Fürsten als die obersten Priester der Staaten, später in der Regel durch Priester oder Gehilfen derselben; und zwar in der Weise, daß man das Tier durch einen auf die Stirn geführten Schlag mit einer Keule oder einem Beil zu Boden schlug und ihm sodann mit dem Opferrmesser die Kehle abschnitt, um mit dem daraus hervorsfließenden Blute den Altar zu besprengen; hierbei wurde dem Tiere gewöhnlich der Kopf nach hinten zurückgebogen, bei Opfern für unterirdische Götter aber oder für Verstorbene zur Erde gedrückt. Beim Fallen des Tieres ließen die umstehenden Weiber einen lauten Aufschrei erschallen; außerdem war es in der nachhomerischen Zeit sehr gewöhnlich, daß die ganze Opferhandlung von Flötenspiel begleitet wurde. Kundige Diener zogen hierauf dem Tiere das Fell ab und zerlegten den Körper, worauf die der Gottheit bestimmten Teile, besonders die mit Fett umwickelten Schenkelknochen, zusammen mit Räucherwerk und Opferkruchen und unter begleitenden Trankspenden in den Flammen des Altars verbrannt wurden; an langen Gabeln hielt man sie in das Feuer

hinein. Diese Szene ist auf alten Denkmälern sehr oft dargestellt. Auf dem Fig. 55 abgebildeten Vasengemälde sehen wir

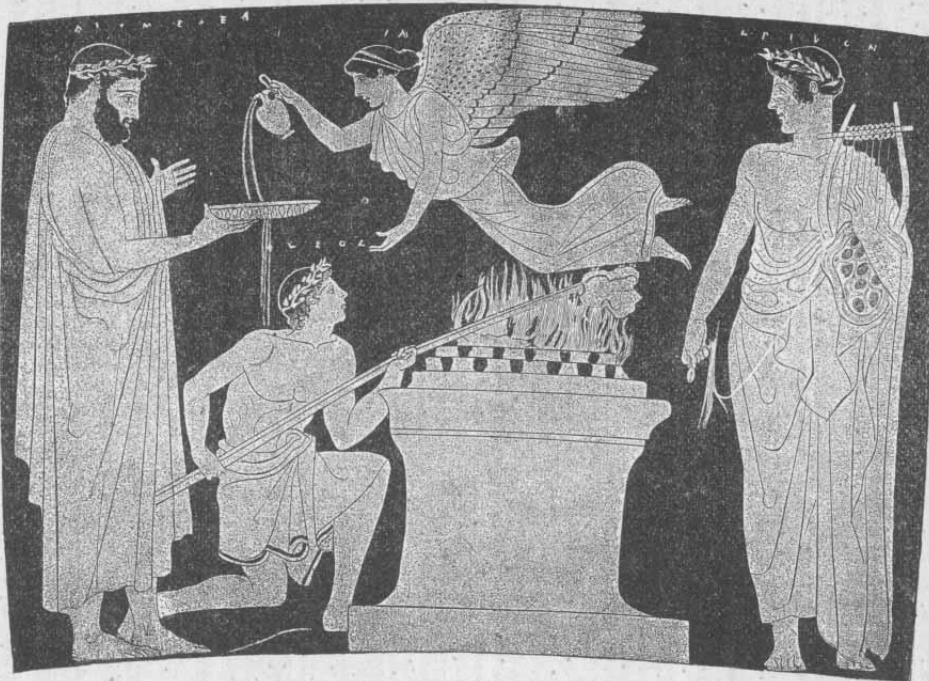


Opferzene.

Fig. 55.

einen Altar, auf dem regelmäßig geschichtetes Holz angedeutet zu sein scheint; in den brennenden Flammen sind bereits Opfer-

Fig. 55.



Opferzene.

teile kenntlich. Ein davor knieender Diener, mit kurzem Schurz um die Lenden, hält an langer Stange oder Spieß ein Stück Fleisch in die Flamme; links von ihm empfängt ein Mann von einer über dem Altar fliegenden Nise in eine dargereichte Schale einen Trank zur Spende eingegossen; rechts steht Apollo mit Veier und Plektron.

Das nicht zum Opfer benutzte Fleisch der Tiere wurde in der Regel bei dem auf das Opfer folgenden Schmause verzehrt, wovon man nur bei Toten- oder Sühneopfern abging, indem bei diesen das nicht verbrannte Fleisch vergraben oder sonstwie vernichtet, aber nicht verzehrt wurde, wie denn überhaupt auch sonst bei derartigen Opfern manche von den sonstigen Opferbräuchen abweichende Ceremonieen bestanden.

In den meisten Fällen war aber mit dem Opfer noch ein anderweitiger Zweck verbunden; es handelte sich nicht bloß darum, durch das Opfer die Götter sich geneigt zu machen oder irgend eine begangene Frevelthat dadurch zu sühnen u. dgl., sondern man wollte zugleich bei dieser Gelegenheit den Willen der Götter erforschen, und das geschah durch die Zeichen- deutung. Wenn das Gebet im wesentlichen Sache jedes einzelnen, des Priesters wie des Laien ist, und wenn das Opfer, obschon meist von Priestern dargebracht, doch ebenso gut auch vom Laien vollzogen werden kann und wird, ist die Zeichen- deutung als eine auf alten Traditionen und rituellen Kenntnissen beruhende Kunst fast durchweg Sache der Priester, wenn sie auch an und für sich von jedem einzelnen geübt werden konnte. Von dieser seit den ältesten Zeiten bekannten Opfer-Weissagung gab es mehrere Arten. Die bekanntere, aber erst nach Homer auftretende und allgemein werdende ist die Eingeweideschau, bei welcher die Beschaffenheit, d. h. Farbe, Gestalt, Integrität der innern Teile des Opfertieres, vornehmlich der Leber, der Gallenblase u. s. w., je nach Befund als glückverheißend oder als unheilverkündend betrachtet wurde. Anatomische Kenntnisse vom innern Bau der Tiere waren demnach selbstverständlich hierfür

unerläßlich, und schon dieser Umstand macht es erklärlich, daß es eine vornehmlich in der Hand der Priester liegende Wissenschaft war. Anderer Art ist dagegen die bei Homer sich findende, jedenfalls ältere Art der Weissagung, wobei es auf allerlei Erscheinungen beim Opfer selbst ankam: ob die Flamme das Opfertier sogleich ergriff oder langsam, ob sie hell brannte, ob sie gerade aufstieg, ob sie nicht erlosch, bevor das ganze Opfertier verzehrt war, ob das Holz stark knisterte, was für Gestalten die Asche des Opfers und die des Holzes bildete u. dgl. m.

Aber auch abgesehen von den Opfern spielte die Weissagung und Zeichendeutung\*) eine große Rolle im Kultus und im Leben der Griechen. Man muß da aber, nach einer schon von den Alten selbst gemachten Distinktion, unterscheiden zwischen der kunstlosen und der künstlichen Weissagung. Die kunstlose Divination wird direkt als ein Ausströmen des göttlichen Geistes in den menschlichen betrachtet und bedarf keiner äußerlichen, erst durch kundigen Mund zu deutenden Zeichen. Sie zerfällt vornehmlich in drei Arten: die Ekstase, wobei dem Menschen, ohne sein eigenes Zuthun, durch göttliche Kraft und Hingebung die Gabe der Weissagung zu teil wird; ferner die Träume, durch welche die Götter den Menschen unvermittelt ihren Willen oder zukünftige Ereignisse offenbaren; und drittens die Orakel, bei welchen freilich die Sache insofern etwas anders liegt, als hier vielfach eine Berührung mit der künstlichen Mantik stattfindet. Die Orakel gelten allerdings auch als direkte Offenbarungen des Willens der Gottheit, wenn auch die Art, wie sich die Gottheit äußert, je nach den verschiedenen Orakeln sehr verschiedenartig ist; aber der Fragende wird nicht, wie in der Ekstase und im Traum, von der Gottheit unmittelbar begeistert, sondern er bedarf eines Mittelglieders, des Priesters, der seinerseits die Offenbarungen der Gottheit allein zu deuten imstande ist.

\*) Man vgl. den Artikel „Divinatio“, von Mezger, in Pauly's Realencyklopädie II, 1113 ff. Bouché-Declercque, Histoire de la Divination dans l'antiquité. Paris 1880.



Die geringste Bedeutung hat unter diesen drei Arten, für die historische Zeit wenigstens, die erste, die Ekstase; die eigentlichen Seher, denen wir in der Sage so oft begegnen, sind späterhin kaum noch von Belang. Bei weitem wichtiger ist die zweite Art, das Traumorakel. \*) Die Vorstellung, daß die Träume Mittheilungen von seiten der Götter seien, nicht minder als die andern Orakel und Zeichen, war so allgemein verbreitet, daß sie nicht nur im Volksglauben unerschütterlich hielt, sondern auch von hochgebildeten Männern, selbst von solchen, welche sich vom alten Götterglauben mehr oder weniger losgesagt hatten, geteilt wurde. Zahlreich sind die Fälle, in denen uns die alten Schriftsteller von bedeutungsvollen Träumen berichten; unheilverkündende Träume suchte man durch religiöse Ceremonieen, durch Opfer an die das Unglück abwendenden Götter, durch Besprengen mit Weihwasser u. dgl. unschädlich zu machen. Man betete zu den Göttern um Zusendung von weissagenden Träumen; ja wir haben gesehen, \*\*) daß im Kultus des Asklepios (wie auch anderer Gottheiten) gerade durch Schlafen im Tempel hervorgerufen wurden, in denen der Hilfesuchende Rat und Anleitung empfing, wenn auch vielfach in einer ihm selbst nicht verständlichen, erst durch die Priester zu deutenden Form. Schon früh entwickelte sich daher die Ansicht, daß die Träume den Willen der Gottheit nicht direkt und unmittelbar den Menschen zu erkennen geben, sondern in der Form von Gleichnissen oder Bildern, zu deren Deutung es besonderer Verstandesschärfe und geheimer Kenntnisse bedürfe, und so entstand die Traumdeutung als eine besondere Kunst, mit welcher ebenso eine ganze Litteratur von Traumbüchern (wovon uns noch Reste, namentlich das Traumbuch des Artemidoros aus dem 2. Jahrh. n. Chr., erhalten sind) als der, freilich nicht gerade in besonderer Achtung stehende, aber nichts destoweniger von allen Klassen der Gesellschaft stark

\*) Vgl. Büchsenenschütz, Traum und Traumdeutung im Altertum. Berlin 1882.

\*\*) Oben S. 68 ff.



in Anspruch genommene Stand der Traumdeuter zusammenhängen.

Noch beträchtlich weitgreifender aber war der Einfluß der Orakel. Es gab in Griechenland und Kleinasien mehrere hundert Orte, an denen Orakel erteilt wurden; so ziemlich den meisten ist gemeinsam, daß nicht ein gottbegnadeter Mensch, sondern die Gottheit selbst es war, welche durch bestimmte Zeichen ihren Willen verkündete, und daß die Priester des Gottes nur die Interpreten seiner Willensäußerung waren; dagegen sind die Zeichen und die Methoden der Deutung von außerordentlicher Verschiedenheit. Bei weitem am bekanntesten und berühmtesten waren die Spruchorakel des Apollo, welcher ja ganz besonders der Gott der Weissagung (Mantik) war; unter ihnen wieder überragte das Orakel von Delphi alle übrigen an Bedeutung weitaus. Hier war das Medium, durch welches der Gott den Menschen seinen Willen zu erkennen gab, die heilige Priesterin, die Pythia; die Dämpfe, welche einer Erdspalte entstiegen, versetzten die Pythia, welche vorher durch Rauhen von Lorbeerblättern und Trinken aus dem heiligen Quell sich entsühnt und würdig gemacht und in reichem Schmuck, mit goldenem Haarpuß, langen, wallenden Gewändern und Kothurn auf einem Dreifuß über dem Erdspalt Platz genommen hatte, in Extase, in welchem Zustande sie ihre Orakelsprüche, die dem gewöhnlichen Laien meist unverständlich blieben, von sich gab; Sache der Priester, welche nebst dem Befragenden der Verzückung beigewohnt hatten, war es, aus den an sich sinnlosen Lauten den richtigen Sinn und Verstand herauszufinden und in poetischer Form (meist in Hexametern) den Fragenden die Antwort zuzustellen, die klugerweise in der Regel etwas dunkel und doppelsinnig gehalten war. Das geschah anfänglich nur einmal im Jahre; als aber der Ruf des Orakels mehr und mehr stieg, als jährlich tausende entweder in Person nach Delphi wallfahrteten oder ihre Boten mit den Anfragen zum Tempel sandten, wurde beständig Auskunft erteilt, und es war wegen

des Andranges notwendig geworden, daß zwei Pythien beständig miteinander abwechselnd den Dreifuß bestiegen und noch eine dritte als gelegentliche Stellvertreterin zur Hand war; nur an bestimmten Tagen, welche als Unglückstage galten, wurde kein Orakel erteilt. In der Kaiserzeit, wo der Einfluß des delphischen Orakels bedeutend gesunken war, war dasselbe allmonatlich nur einmal zugänglich. — Über die Reihenfolge, in welcher die Befragenden vorgelassen wurden, entschied in der Regel das Loß, in wenigen vereinzelt Fällen aber auch wohl der Rang des Fragers; Gebet und Opfer mußten der heiligen Handlung selbstverständlich vorhergehen, für letztere waren besonders Ziegen beliebt, weil man der Sage nach einer Ziege die Entdeckung der wunderthätigen Dämpfe verdankte.

An anderen Orakelstätten des Apollo war das Verfahren ein abweichendes; so schöpfte in Hysiä in Böotien der Weissagende seine Begeisterung aus einer Quelle, in Argos aus dem Blute des Opfers; im klarischen Apollotempel bei Kolophon stieg ein Priester in die heilige Grotte und trank vom heiligen Wasser, worauf ihm die Gabe der Weissagung überkam; im Branchidenheiligtum bei Didymä in der Nähe von Milet weisagte eine Priesterin, welche den Saum ihres Kleides und ihre Füße aus einer Nulle benetzte und den emporsteigenden Dampf auf sich einwirken ließ u. s. f. — An andern Orakelstätten offenbarte dagegen die Gottheit ihren Willen oder die Zukunft nicht in Sprüchen, sondern in Zeichen, welche die Priester des Gottes dem Fragenden zu deuten hatten. Das war der Fall bei dem ältesten und heiligsten aller griechischen Orakel, dem des Zeus zu Dodona in Epirus. Diese Zeichen waren sehr mannigfaltiger Art: bald wird das Rauschen der Zweige in der heiligen Eiche, bald das Murmeln der Quelle an ihrem Fuße, bald das Tönen eines ehernen Beckens als Zeichen betrachtet. Die in jüngster Zeit in Dodona veranstalteten Ausgrabungen haben uns zwar nicht über die Art und Weise der Orakelerteilung, wohl aber über die Form und den mannig-

fachen Inhalt der Fragen Aufschluß erteilt. Wer nämlich ein Orakel zu erhalten wünschte, mußte seine Anfrage schriftlich einreichen, und zwar geschah das in der Regel auf einem Bleitafelchen, auf dem man die

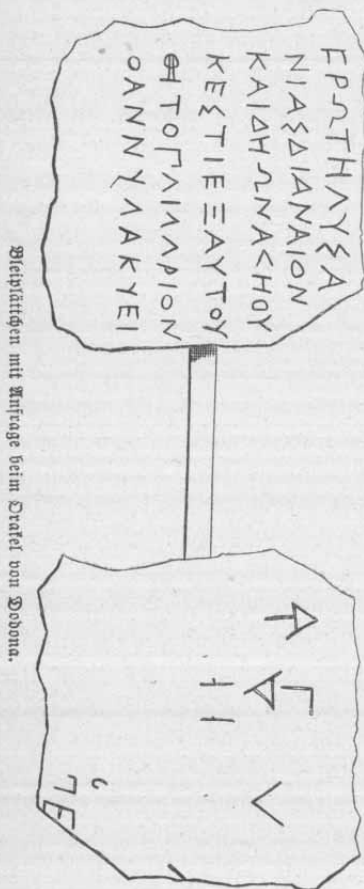


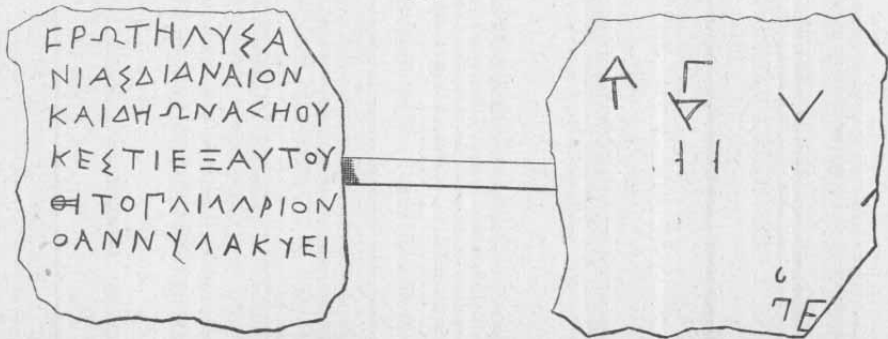
Fig. 56.

Bleitafelchen mit Anfrage beim Orakel von Dodona.

Schrift einritzte; dies wurde in ein Gefäß gelegt, welches man im Heiligtum aufstellte, damit die orakelerteilende Priesterin von der Anfrage Kenntnis nehme; die Antwort wurde dann auf einem ähnlichen Tafelchen, bisweilen auf demselben, auf dem die Frage stand, erteilt. Die gefundenen Exemplare solcher Tafelchen zeigen uns, daß dies Orakel nicht bloß, wie wir es auch von Delphi u. a. wissen, in wichtigen politischen Fragen von Gemeinden und Fürsten in Anspruch genommen wurde, sondern daß auch die allernunbedeutendsten Privatangelegenheiten zum Gegenstand der Anfrage gemacht wurden. So erkundigt sich auf dem hier Fig. 56 abgebildeten Exemplare ein gewisser Uysanias danach,

ob das Kind, welches seine Gemahlin unter dem Herzen trage, auch wirklich von ihm sei; ein anderer fragt, ob es für ihn vorteilhaft sein werde, Schafzucht zu treiben, ein dritter, wer

Fig. 56.



bleiplättchen mit Anfrage beim Orakel von Dodona.

ihm wohl seine verloren gegangenen Polster und Kissen gestohlen habe. Solcher Anfragen auf Bleitäfelchen bediente man sich auch anderwärts. Im Orakel des Apollo Koropaios auf der Halbinsel Magnesia (in Thessalien) mußten die Befragenden ihre Namen durch den Tempelschreiber auf eine Tafel eintragen lassen; dann wurden sie hiernach einzeln aufgerufen und in das Heiligtum geführt, wo ihnen die Bleitäfelchen eingehändigt wurden. Sie schrieben nun ihre Anfragen darauf; alsdann wurden die Täfelchen eingesammelt und in ein Gefäß gelegt, das mit dem Staatsiegel der weltlichen und geistlichen Behörden versehen wurde und über Nacht im Heiligtum stehen blieb. Am andern Morgen wurden die Siegel geöffnet, die Namen der Fragesteller wieder aus der Liste aufgerufen und die Täfelchen mit den Antworten zurückgegeben.

Unter den übrigen Orakelstätten nennen wir hier noch das schon frühzeitig in Griechenland zu Ansehen gelangte und viel beschickte Orakel des Zeus Ammon in der libyschen Wüste, das des Zeus Trophonios bei Lebadea in Böotien, des Amphiaraios in Dropos, letztere zu den schon oben berührten Traumorakeln gehörig, indem hier und bei den zahlreichen ihnen verwandten in der Regel keine Vermittelung durch Priester mund notwendig war, sondern die Gottheit dem Fragenden ihre Offenbarung direkt mittheilte. Ein näheres Eingehen hierauf oder ein Aufzählen der sonstigen Orakelstätten und Gebräuche können wir uns hier ersparen, da die Hauptsache für uns die Thatsache bleibt, daß das ganze griechische Altertum hindurch das Orakelwesen im Leben des Volkes wie des einzelnen von tiefeingreifender Bedeutung und ebenso für politische Maßregeln von großer Tragweite, als für unbedeutende Kleinigkeiten im täglichen Leben maß- und ausschlaggebend gewesen ist.

Von nicht minderer Bedeutung als die bisher besprochenen Arten der Weissagung sind diejenigen, welche man künstliche nennt und deren Besonderheit es ist, daß sie nicht sowohl auf einer direkten Willensäußerung der Gottheit, als auf einer Be-

obachtung und Deutung gewisser, scheinbar zufälliger, obschon immerhin auch von der Gottheit ausgehender Zeichen beruhen, sodaß der Mensch die göttliche Offenbarung nicht innerlich und unvermittelt, sondern vermittelt gewisser Zeichen vernimmt, deren Beachtung und Deutung er erlernen muß. Es liegt auf der Hand, daß schon manche der Orakel diesen künstlichen Weissagungen sehr nahe stehen. Auch hier kann man übrigens wiederum verschiedene Arten unterscheiden. Zunächst Weissagung aus Zeichen, welche sich vom Menschen ungesucht ergeben. Von der Aufzählung dieser Zeichen und ihrer Deutung kann hier um so weniger die Rede sein, als ihre Zahl unermesslich, das ganze Reich der Natur und des Lebens überhaupt ihr Gebiet ist. Zeichen am Himmel, Wettererscheinungen, Austreten von Flüssen, Erdbeben, Bildung von Spalten, wunderliche Mißgeburten u. s. w. — all dies, hinlänglich bekannt aus zahlreichen Vorkommnissen der alten Geschichte, gehört in diese Gattung; ebenso auch der ganz besonders beobachtete Vogelflug, obgleich auch andere Tiere inbezug auf ihr Verhalten beobachtet wurden oder schon durch ihr bloßes Erscheinen Glück oder Unglück verkündeten. Daß auch allerlei Erscheinungen am Menschen selbst, wie Niesen, Ohrenklingen, zufällig gesprochene Worte und dgl. häufig bestimmte Bedeutung erhielten, daß dabei namentlich auch der Platz, ob rechts oder links, wesentlich bedeutungsvoll war, das alles ist bekannt und bedarf kaum der Erwähnung. — Eine zweite Klasse dieser künstlichen Weissagung ist dann die, wobei der Mensch die Zeichen sucht und gleichsam die Gottheit herausfordert, ihm ein Zeichen ihrer Gegenwart und ihres Willens zu geben. Hierher kann man die schon besprochenen Opferweissagungen rechnen, nicht minder verschiedene unter den Orakeln; ganz besonders aber gehören hierher die ungemein verbreiteten Privatorakel, wenn wir sie so nennen dürfen, bei denen jeder einzelne (etwa wie bei uns es mit den Weissagungen aus der Karte, aus dem Kaffeesatz u. dgl. der Fall ist) auf irgendwelche Weise sich ein Zeichen verschaffen konnte, aus welchem entweder er selbst oder

ein darauf eingelernter Weissager (der in solchen Fällen freilich in der Regel direkt Gaukler oder Betrüger, selten ein Priester war) seine Prophezeiung sich zurecht legte. So dienten z. B. Würfel und Siebe zum Prophezeien; und auch die heute noch nicht verschwundene Kunst der Wahrsagung aus der Physiognomie oder aus der Handfläche wurde bereits im Altertum ausgeübt.

Es ist begreiflich, daß sowohl die priesterlichen als die profanen Vertreter der Weissagung und Zeichendeutung ihre Kunde als eine von den Göttern überkommene Kenntniss darzustellen und in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen liebten, während sonst im allgemeinen der griechische Kultus mit seiner Dogmenlosigkeit durchaus an die Öffentlichkeit und das allgemeine Verständnis sich richtete. Daneben gab es aber freilich noch einige Kulte, welche ebenso ihre Lehre als ihren Gottesdienst auf das strengste gegen die Außenwelt abschlossen und ihre Teilnehmer, von denen völlige Geheimhaltung des ihnen Unvertrauten gefordert wurde, durch Weihen verschiedener Grade hindurch allmählich dem Gipfel der Erkenntnis zuführten oder zuzuführen vorgaben. Das sind die Mysterien, welche bei ihrer allgemeinen Verbreitung über ganz Griechenland und bei der großen Zahl derer, welche sich in diese Geheimkulte aufnehmen ließen, eine wichtige Rolle im Leben der alten Hellenen gespielt haben. Unsere Kenntniss dieser Geheimlehren ist nun freilich verhältnismäßig sehr gering, was sich aus dem Charakter derselben von selbst erklärt, und es sind daher von den neueren Erforschern dieses Gegenstandes die mannigfaltigsten Auffassungen über dieselben geäußert worden. Indessen darf man nach den neuesten Untersuchungen gewiß sein, daß diese Mysterien weder, wie man früher glaubte, reinere und bessere Lehren, als die Volksreligion sie zu geben vermochte, als Reste einer uralten, geoffenbarten Weisheit enthielten, noch daß sie andererseits, wie Boß meinte, nichts als Pfaffenbetrug waren. Ihr Inhalt war vielmehr die gewöhnliche Kultuslegende, wie ihre Form der gewöhnliche Kultusbrauch; das Geheimnisvolle be-

stand wesentlich darin, daß in den Mythen das Symbolische und Allegorische vorwaltete, im Kultus die Reinigungen, Entföhnungen und Bußen einen besonders wichtigen Platz hatten, und auch die andern, mit dem Kultus verbundenen Handlungen, als Opfer, Gesänge, Tänze u. a. m., meist einen stark orgiastischen, ekstatischen Charakter trugen, wie denn auch dramatische resp. pantomimische Aufführung der mythischen Handlungen, ein reicher Aufwand künstlerischer und dekorativer Mittel dazu diente, das Gemüt des Eingeweihten in eine weisevollere, übersinnlichen Lehren zugänglichere Stimmung zu versetzen. Wirkliche tiefe Geheimnisse sind daher hinter diesen Mysterien, deren es sehr zahlreiche und fast für jede Gottheit gab, um so weniger zu suchen, als der Eintritt in dieselben keineswegs erschwert war, vielmehr jedem freien und unbescholtenen Hellenen offen stand. Ihre verschiedenen Arten und ihr Wesen im einzelnen darzulegen ist hier nicht der Ort.

---



# R e g i s t e r.

- Agonistik 134.  
 Algoranomen 7.  
 Algorastes 18.  
 Ärzte 63 ff.  
 Aschengefäße 87.  
 Asklepiosstempel 68.  
 Astragalen 54.  
 Astynomen 7.  
 Athleten 134 ff.  
 Aulos s. Flöten.  
 Ausstellung der Leichen  
   74 ff.  
 Bäder 19 ff.  
 Bahre 77.  
 Balbis 110.  
 Ballspiel 52 f., 131.  
 Barbierstuben 16.  
 Barbiton 146.  
 Batēr 99.  
 Becken 152.  
 Beerdigung 80 ff.  
 Bier 38 f.  
 Blasinstrumente 146 ff.  
 Bogenschießen 132 f.  
 Brettspiel 53.  
 Brot 36.  
 Chortänze 154.  
 Dauerlauf 101.  
 Delphisches Orakel 176 f.  
 Diaulos s. Doppellauf.  
 Diskoswurf 106 ff.  
 Divination s. Weissagung.  
 Dodonaeisches Orakel  
   177 fg.  
 Dolichos s. Dauerlauf.  
 Doppelflöte 146 fg.
- Doppellauf 101.  
 Eid des Hippokrates 65.  
 Eingeweidechau 143 fg.  
 Ertafe 175.  
 Fackellauf 105.  
 Fahrstraße 26 fg.  
 Familienmahl 30.  
 Faustkampf 122.  
 Fische 35.  
 Fleischspeisen 34 fg.  
 Flöten 146 ff.  
 Flötenbläserinnen 44 fg.  
 Fünfkampf 129 ff.  
 Gastfreundschaft 27.  
 Gaukler 46 f.  
 Gebet 160 f.  
 Geflügel 34 f.  
 Gerstenbrot 36.  
 Gerwerfen 112.  
 Gesang beim Mahle 43.  
 Grabdenkmäler 87 ff.  
 Gräber 82 ff.  
 Gräberkultus 92.  
 Gymnasten 135.  
 Gymnastik 94 ff.  
 Hahnenkämpfe 57 f.  
 Hanteln 96 f.  
 Harfe 145.  
 Haus 8 f.  
 Heilkunde 62 ff.  
 Hoplitodromie s. Waffen=  
   lauf.  
 Jagd 23 f.  
 Jatrakleipten 117.  
 Inkubation 69 f.  
 Kastagnetten 152.
- Kenotaphien 94.  
 Kithara 143 f.  
 Knöchelspiel 54.  
 Komos 61 f.  
 Korymbachie 127 f.  
 Kottabos 49 ff.  
 Krankheiten 62 f.  
 Krotala s. Kastagnetten.  
 Kuchen 37.  
 Kultus 155 ff.  
 Kymbala s. Becken.  
 Lampadodromie s. Fackel=  
   lauf.  
 Lauf 101.  
 Leichen 74 ff.  
 Leichenmahl 87.  
 Lustigmacher 47.  
 Lyra 139 ff.  
 Mahlzeiten 18 f., 29 ff.  
 Marktbesuch 16 f.  
 Maza 36.  
 Morraspiel 148.  
 Musik 138 ff.  
 Mysterien 181.  
 Nachtsch 36 f.  
 Opfer 164 ff.  
 Opfergebräuche 170 ff.  
 Orakel 176 ff.  
 Orchestik 152 ff.  
 Paean 41.  
 Panfraktion 128.  
 Pansflöte 152.  
 Pentathlon s. Fünfkampf  
 Pheiditien 3.  
 Pheorming 145.  
 Plektron 144.

Priester 157 ff.  
 — als Ärzte 68 ff.  
 Prothesis s. Ausstellung  
 der Leichen.  
 Quacksalberei 72.  
 Querflöte 152.  
 Rasiermesser 16.  
 Rätselspiele 48.  
 Rauchopfer 167.  
 Reinigungen 162 f.  
 Reisen 25.  
 Riemenstechen 56 f.  
 Ringkampf 114 ff.  
 Rosslauf 101.  
 Saiteninstrumente 139 ff.  
 Salpinx 152.  
 Sambuca 146.  
 Särge 82 f.  
 Schattenzeiger 11 f.  
 Scheiterhaufen 85 f.  
 Schenken 25.  
 Schlagriemen 125.  
 Sklavenärzte 66.

Skolien 44.  
 Sonnenuhr 12 f.  
 Sperwürf 110 f.  
 Speisen 34 ff.  
 Spiele, gesellige 49 ff.  
 Spielstuben 25.  
 Sprung 96 f.  
 Staatsärzte 67.  
 Stadion 101.  
 Straßenanlage 6.  
 Stundenmessung 9 ff.  
 Sühnungen 162.  
 Sympathetische Kuren 73  
 Symposien 37 ff.  
 Syring 152.  
 Syssitien 3.  
 Tageseinteilung 15 ff.  
 Tamburin 152.  
 Tanz 152 ff.  
 Tieropfer 169.  
 Tod 74 f.  
 Totenklage 76 f.  
 Totenkult 92.

Trankopfer 168.  
 Trauergebräuche 76.  
 Traumorakel 72, 175.  
 Trigonon s. Harfe.  
 Trinken 40 ff.  
 Tympanon s. Tamburin.  
 Vegetabilien 35 f.  
 Verbrennen der Leichen  
 85 ff.  
 Vogelfang 24 f.  
 Wachtelkämpfe 57 f.  
 Waffenlauf 104 f.  
 Wälzen beim Ringkampf  
 117.  
 Wasseruhr 13.  
 Wein 38.  
 Weissagung 174 f.  
 Wettlauf 101.  
 Wildpret 35.  
 Wirtshäuser 28.  
 Würfeln 54.  
 Zeichendeutung 173 ff.  
 Zukost 36.

# Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXIII. Band.

# Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

---

In drei Abteilungen.



Leipzig:  
G. Freytag.

1887.

Prag:  
F. Tempsky.

# Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.



## III. Abteilung:

Feste und festliche Spiele. — Das Theaterwesen. — Kriegs- und Seewesen.  
— Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. — Die Sklaven. —

Mit 15 Vollbildern und 43 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig:  
G. Freytag.

1887.

Prag:  
J. Tempisky.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
XI. Feste und festliche Spiele . . . . .	1
XII. Das Theaterwesen . . . . .	45
XIII. Kriegs- und Seewesen . . . . .	105
XIV. Landwirtschaft, Gewerbe und Handel . . . . .	144
XV. Die Sklaven . . . . .	174

## Verzeichnis der Abbildungen.

Figur	Seite
1. Aufsicht eines Wagens. Vasenbild, nach Gerhard, auserlesene Vasenbilder IV, 249 u. 250 . . . . .	9
2. Plan und Durchschnitt des großen Dionysostheaters in Athen. Nach der Zeitschr. f. bildende Kunst f. 1878 S. 193 . . . . .	48
3. Theater von Syrakus im gegenw. Zustande. Nach einer Photogr. . . . .	49
4. Theater von Syrakus, Grundriß Nach Strack, griech. Theater Taf. V, 1 . . . . .	50
5. Theater von Segesta, rekonstruiert. Nach Strack a. a. O. Taf. I . . . . .	51
6. u. 7. Tragische Maske. Terrakotta aus Vulci, nach Ann. d. Inst. 1881 tav. K . . . . .	84
8. u. 9. Komische Maske. Desgl. ebd. tav. J . . . . .	85
10. Komischer Schauspieler. Terrakotta nach Arch. Ztg. f. 1854 Taf. 69, 3 . . . . .	86
11. Komischer Schauspieler. Terrakotta, nach Kekulé, Terrakotten von Sizilien Taf. 51, 5 . . . . .	87
12. Masken aus dem Andromeda = Mythos. Pompejanisches Wandgemälde nach Arch. Ztg. f. 1878 Taf. 3 . . . . .	89
13. u. 14. Tragischer Schauspieler. Elfenbeinstatuee nach Mon. d. Inst. XI, 13 . . . . .	91
15. Komödienszene (der kranke Chiron?). Vasenb., nach Elite céramogr. II, 94 . . . . .	95
16. Komödienszene (Abenteuer des Herakles). Vasenb., nach Arch. Vorlebebl. Ser. B, Taf. 32a . . . . .	97
17. Komödienszene (Soldat und Parasit). Pompejan. Wandgemälde, nach Mus. Borbon. IV, 18 . . . . .	99
18. Kriegswagen. Vasenb., nach Comptes rendu p. 1874 pl. 5 . . . . .	109
19. u. 20. Krieger, sich rüstend. Vasenb., n. Gerhard a. a. O. IV, 269. 116 u. . . . .	117

21. Tötung des Dolon. Vasenb., nach Gerhard, Trinkschalen u. Gefäße, Taf. C 1 . . . . .	118
22. Achilleus verbindet den verwundeten Patroklos. Vasenb., nach Mon. d. Inst. I, 25 . . . . .	119
23. Abschied des Amphiaraos. Vasenb., ebd. III, 54 . . . . .	120
24. Ausrüstung eines Kriegers. Vasenb. des Duris, ebd. VIII, 41 . . . . .	121
25—27. Altgriechische Helme. Nach Helbig, Das homerische Epos, Fig. 70—72 . . . . .	122
28. Krieger beim Brettspiel. Vasenb., nach Mon. d. Inst. II, 22 . . . . .	123
29. Tod des Memnon. Vasenbild, nach Gerhard, Trinkschalen u. Gefäße Taf. D . . . . .	125
30—33. Lanzenspitzen aus Dodona. Nach Carapanos, Dodone et ses ruines pl. 57,8; 58,1; ebd. 3 u. 5 . . . . .	128
34—36. Schwerter aus Mykenä. Nach Helbig, a. a. D. Fig. 90, 86 u. 87. . . . .	129
37. u. 38. Schwerter aus italienischen Pfahlbauten. Ebd. Fig. 88 u. 89 . . . . .	129
39. Pfeilspitze aus Megalopolis. Ebd. Fig. 94 . . . . .	133
40. u. 41. Griechische Sporen aus Dodona. Nach Carapanos a. a. D. pl. 52, 1 u. 2 . . . . .	135
42. Segelschiff. Vasenbild, nach Schreiber, Kulturhist. Atlas des Altertums Taf. 45, 11 . . . . .	137
43. Schiff des Odysseus. Vasenbild, nach Mon. d. Inst. I, 8 . . . . .	138
44. u. 45. Altertümliche Stachelschiffe. Vasenbilder, nach Helbig a. a. D. Fig. 3 u. 4 . . . . .	139
46. Zweirudriges Schiff. Vasenb., nach Schreiber a. a. D. Taf. 45, 12 . . . . .	140
47. Attische Triere. Relief, nach Ann. d. Inst. 1861 tav. M. 2 . . . . .	141
48. Pflüger. Vasenb., nach Ver. d. Sächf. Gesellsch. d. Wissensch. f. 1867 Taf. 1, 1 . . . . .	148
49. Olivenernte. Vasenbild, ebd. Taf. III, 2 . . . . .	149
50. Handwerker in der Exomis. Terrakotta, nach Bullet. d. corresp. hellén. VII pl. 12 . . . . .	157
51. Schuster. Vasenb., nach Ver. d. Sächf. Gesellsch. a. a. D. Taf. III, 5 . . . . .	158
52. Schusterwerkstatt. Vasenbild, nach Mon. d. Inst. XI, 28, 1. . . . .	159
53. Schmiede. Vasenbild, ebd. Taf. 28, 2 . . . . .	161
54. Erzgießerei. Vasenb., nach Ver. d. Sächf. Gesellsch. a. a. D. Taf. V, 4 . . . . .	162
55. Vasenfabrik. Vasenb., nach Ann. d. Inst. 1876 tav. D E . . . . .	162
56. Garfuch (?). Terrakotta aus Tanagra, nach Arch. Zeitg. f. 1874. Taf. 14 . . . . .	165
57. Handel mit Silphion. Vasenb., nach Mon. d. Inst. I, 47 . . . . .	171
58. Sklave. Terrakotta, nach Bull. de corresp. hell. a. a. D. . . . .	179

## Feste und festliche Spiele.

Wie im modernen Leben, so tragen auch bei den Alten die meisten Feste, selbst wenn dieselben nicht direkt an den Gottesdienst und Götterglauben anknüpfen, sondern mit dem Wechsel der Jahreszeiten oder bestimmten regelmäßig wiederkehrenden Handlungen im Land- und Feldbau zusammenhängen, einen im wesentlichen religiösen Charakter. Der griechische Kultus hatte bereits an und für sich einen festlichen Anstrich. Daß mit den Opfern in der Regel größere Mahlzeiten verbunden waren, verlieh dieser Kultushandlung nicht minder einen solchen festlichen Charakter, als daß Gesänge und Tänze, theils von ernst feierlicher Weise, theils von mehr heiterer, selbst ausgelassener Art dabei nicht zu fehlen pflegten. Denn da man den oberen Gottheiten meist früh am Tage opferte, während die Opfermahlzeit erst am Nachmittage stattfand, so bot sich hinreichend Gelegenheit, zur Ausfüllung der Zwischenzeit allerhand Belustigungen vorzunehmen, unter denen dann neben Gesang und Tanz auch dramatische und gymnastische Aufführungen, welche bald den Charakter des Wettkampfes annahmen, ihren Platz erhielten; und ebenso ist es natürlich, daß, wenn die Opfer, wie es namentlich bei unterirdischen Gottheiten der Fall war, nachmittags oder abends stattfanden, sich daran eine Nachtfeier anschloß, die denn begreiflicherweise sehr häufig in ein etwas ausgelassenes Treiben überging. Derartige, halb mit dem Kultus



noch eng verbundene, halb für sich selbst bestehende oder an alte Volksspiele anknüpfende Belustigungen waren anfangs jedenfalls die von selbst sich ergebenden, aus dem heitern Sinn des Volkes entspringenden Thaten der zunächst rein religiösen Feiern; aber je gewöhnlicher es wurde, daß an die religiösen Feste solche Auführungen und Lustbarkeiten sich angeschlossen, umsomehr mußten sie zu einem integrierenden Teile derselben werden, und so kam es von selbst, daß sie gewissermaßen ebenfalls Bestandteile des Kultus, und ihre Vornahme nicht dem zufälligen Belieben der an den gottesdienstlichen Handlungen teilnehmenden Personen überlassen, sondern daß sie vom Staate oder von der Gemeinde in die Hand genommen und geordnet wurden.

Die vornehmlichsten Unterhaltungen, durch welche die rein rituelle oder ceremonielle Seite der religiösen Feste erweitert wurde, waren die folgenden: musikalische Auführungen, teils vokaler, teils instrumentaler oder gemischter Art; Tänze, sowohl chorische als pantomimische; szenische Auführungen; gymnastische Übungen; Prozessionen; Volksspiele u. a. m. Unter diesen sind es namentlich die ersten, die musikalischen, orchestrischen, szenischen und gymnischen Auführungen, welche schon frühzeitig zu Agonen, zu Wettkämpfen um ausgesetzte Preise für die tüchtigsten Leistungen wurden; mehrere darunter haben wir schon in ihren Einzelheiten betrachtet, andere werden noch weiterhin zu erörtern sein. Selbstverständlich wurden nicht alle Feste auf die gleiche Weise gefeiert; abgesehen von zahlreichen lokalen Verschiedenheiten ergaben sich namentlich durch den Charakter der Gottheit, zu deren Ehren ein Fest gefeiert wurde, selbst wiederum nach den einzelnen Phasen des Mythos dieser Gottheit, bedeutende Unterschiede, welche sich nicht bloß in der Art der Feier, sondern auch hinsichtlich der daran Teilnehmenden zeigten, indem manche Feste von beiden Geschlechtern gemeinsam, andere aber nur von dem einen der beiden Geschlechter mit Ausschluß des andern begangen wurden. Vor allem aber ist auf einen Punkt aufmerksam zu machen, durch welchen sich die hellenischen Feste

ganz wesentlich von unsern modernen, mit dem christlichen Kultus zusammenhängenden unterscheiden. Während nämlich das christliche Dogma es mit sich bringt, daß die großen Feste für sämtliche Befenner des gleichen Glaubens auch zu gleicher Zeit fallen und an allen Orten der zivilisierten Welt am selben Tage gefeiert werden (von der durch den Kalenderunterschied verursachten Verschiebung bei den Griechisch-Katholischen abgesehen), giebt es im griechischen Kultus keine solche, der gesamten hellenischen Welt gemeinsame religiöse Feiertage. Es giebt zwar eine Anzahl von Nationalfesten, und wir werden auf dieselben alsbald zu sprechen kommen, welche für alle Hellenen von gleichmäßig höchster Bedeutung sind: aber dieselben werden nicht an jedem Orte für sich, sondern nur an einem bestimmten Orte ein jedes gefeiert und geben daher, indem von allen Seiten her die Teilnehmer zur Festfeier dorthin zusammenströmten, die regelmäßig wiederkehrende Veranlassung zu großen nationalen Vereinigungen; bei der großen Zersplitterung des Landes die einzige Gelegenheit für die Hellenen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach zu halten und zu stärken. Sonst aber feiert jedes Land, zum Teil jede Stadt oder Gemeinde ihre eigenen Feste, hat ihren besonderen Festkalender; die Verschiedenheiten, welche innerhalb des allgemeinen griechischen Götterglaubens sich finden und die meist auf's engste mit nationalen Traditionen und Stammesbesonderheiten zusammenhängen, machen sich eben auch im Kultus geltend. Und wenn es auch bestimmte Feste gab, welche in den meisten griechischen Staaten gleichmäßig begangen wurden, so fielen sie doch keineswegs überall auf den gleichen Tag, sondern sehr häufig an verschiedenen Orten auf verschiedene Zeiten, was zum Teil damit zusammenhing, daß es im griechischen Altertum kein gemeinschaftliches Kalenderwesen gab. Ebenso waren auch die Festgebräuche je nach den Orten der Feier sehr abweichend; nur von den wenigsten derselben wissen wir genaueres, am eingehendsten sind wir über den attischen Festkalender und die dort üblichen Bräuche unterrichtet,

obwohl es auch da an bedeutenden Lücken nicht fehlt. Zunächst aber wenden wir uns der Betrachtung der großen hellenischen Nationalfeste zu, welche in Olympia, Delphi, Nemea und auf dem korinthischen Isthmus begangen wurden.\*)

Unter diesen sind die Olympien, wenigstens in ihrer allgemein-nationalen Bedeutung, die ältesten. Das Fest resp. die damit verbundenen Spiele bestanden freilich schon lange vor dem Jahre 776 v. Chr., von wo ab man zuerst die regelmäßige Wiederkehr desselben für die Zeitrechnung zu benutzen anfang; indessen kann es erst von da an als ein wirklich nationalhellenisches bezeichnet werden. Die Pythien begannen die Zeitrechnung ihrer Spiele erst 586, die Isthmien 582 und die Nemeen 573. Das olympische und das pythische Fest wiederholte sich nach je vier Jahren, die beiden andern alle zwei Jahre; und zwar fielen die Olympien immer in den ersten Vollmond der Sommer Sonnenwende, die Pythien in den Nachsommer des dritten Jahres einer Olympiade; dagegen ist bei den beiden andern Festen die chronologische Bestimmung nicht mit Sicherheit zu geben und nur so viel gewiß, daß die Isthmien in die Mitte des Sommers, die Nemeen abwechselnd in den Winter oder Sommer fielen. Bei allen lag die Hauptbedeutung neben den gewöhnlichen Kultusbräuchen, als Gebeten, Opfern u. dgl. vornehmlich in den damit verbundenen Kampfspielen; alle vier hatten auch eine solche Bedeutung weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus erlangt, daß die meisten griechischen Staaten sich durch offizielle Festgesandtschaften (sog. Theorien) daran beteiligten, und daß von weither die Mengen der Schaulustigen herzuströmten, was hinwiederum Anlaß dazu gab, daß in der Regel mit diesen Festversammlungen eine große Handelsmesse verbunden war; und diese Allgemeinheit der Festfeiern verlieh zugleich denselben den Charakter der Unverletzlichkeit und

\*) Vgl. J. G. Krause, *Ελληνικά*, Abt. I: Olympia. Wien 1838; Abt. II: Pythien, Nemeen und Isthmien. Leipzig 1841.

bewirkte, daß selbst in Kriegszeiten dieselben nicht ausgefetzt zu werden brauchten, da während der Dauer der Festspiele Waffenruhe herrschte und ein allgemeiner Gottesfriede allen Festteilnehmern gestattete, unbehelligt von Waffengetümmel den Festort aufzusuchen, sobald die Friedensherolde den Beginn des heiligen Monats zunächst im eigenen Lande, dann in den teilnehmenden hellenischen Staaten verkündigt hatten.

Bei weitem am eingehendsten sind wir über die Festfeier von Olympia, welche auch an allgemeiner Bedeutung die andern weit überragte, unterrichtet.\*). Die hauptsächlichste Bedeutung beanspruchen hier die gymnischen Spiele, denn diese waren es vornehmlich, um deren willen die Teilnehmer aus den entferntesten Gegenden der alten Welt nach der Ebene des Alpheios zusammenströmten, wie denn auch der Mythos die Entstehung des Festes überhaupt auf agonistischen Ursprung zurückführte. Zur Teilnahme an den Wettkämpfen war jeder freigeborene Hellene berechtigt; Barbaren wurden, wenigstens in der Glanzzeit der olympischen Feste, strengstens zurückgewiesen, und erst in der römischen Kaiserzeit, als die Blütezeit des Festes schon lange vorbei war, wurde von dieser Praxis abgegangen. Ausgeschlossen waren ferner alle, welche durch eine Blutschuld oder sonst einen schweren Frevel belastet oder ihrer bürgerlichen Ehren verlustig gegangen waren, weshalb vor dem Beginn der Wettkämpfe eine genaue Prüfung aller zur Teilnahme sich meldenden stattfand. Ursprünglich werden nur Jünglinge und Männer zugelassen; seit 632 ließ man aber, wenigstens für einige bestimmte Kampfarten, auch Knaben auftreten. Wenn aber auch Frauen als konkurrierend oder als Siegerinnen in den olympischen Spielen genannt werden, so ist das nicht so zu verstehen, als ob dieselben persönlich dabei aufgetreten wären: da beim Wagenrennen und beim Wettreiten nicht der Besitzer

\*) E. Curtius, Olympia. Berlin 1852. Ad. Böttiger, Olympia. Das Fest und seine Stätte. 2. Aufl. Berlin 1886.

des Pferdes in Person zu kutschieren oder zu reiten brauchte, so konnten auch reiche Frauen, die sich mit Pferdezzucht abgaben, ihre Pferde in Olympia rennen lassen und für diese, da nicht der Lenker oder Reiter, sondern der Züchter und Besitzer der Pferde bekränzt wurde, den Preis erhalten.

Die in Olympia stattfindenden Wettkämpfe waren lediglich gymnische (turnerische) und hippische (ritterliche); musische (d. h. musikalische und poetische) waren gänzlich ausgeschlossen. Aber die glanzvolle Entwicklung der gesamten Gymnastik, wie sie die olympischen Agone boten, hatte erst sehr allmählich sich vollzogen. Ursprünglich bestand der Agon bloß im einfachen Wettlauf, und noch die ersten dreizehn Olympiaden seit Beginn der Zählung kannten keinen andern. Dann (724) wurde der Doppellauf, bald darauf der Dolichos eingeführt. Im Jahre 708 tritt der Fünfkampf hinzu, und damit erscheinen die wichtigsten gymnastischen Übungen, Sprung, Speer- und Diskoswurf und Ringkampf neben dem Wettlauf auf dem Kampfplan, um fortan einen der anziehendsten Teile des ganzen Agons zu bilden. 688 tritt der Faustkampf hinzu, 680 das Wagenrennen mit Biergespannen ausgewachsener Kofse, 648 das Wettreiten und das Pankraton. Damit war die Summe aller in die Kampfspiele von Olympia aufgenommenen Kampfarten geschlossen; was sonst noch neues hinzukam, sind kleinere Modifikationen, die sich theils durch die schon erwähnte Zulassung der Knaben, welche zuerst im Wettlauf und Ringkampf, vorübergehend im Pentathlon, dann auch im Faustkampf und erst ziemlich spät (200 v. Chr.) auch im Pankraton sich um einen Kranz bewerben durften, sich ergaben, theils durch die im J. 520 erfolgende Einführung des Waffengewettlaufs, sowie i. J. 408 durch die Zulassung von Wettfahrten mit Zweigespannen ausgewachsener Hengste. Die Versuche, auch Maulesel und Stuten zuzulassen, wurden bald wieder aufgegeben, dagegen Bier- und Zweigespanne von Fohlen sowie auch Wettreiten mit Fohlen eingeführt. Aus der großen Menge dieser Kämpfe ergibt sich von selbst, daß der Agon schon sehr

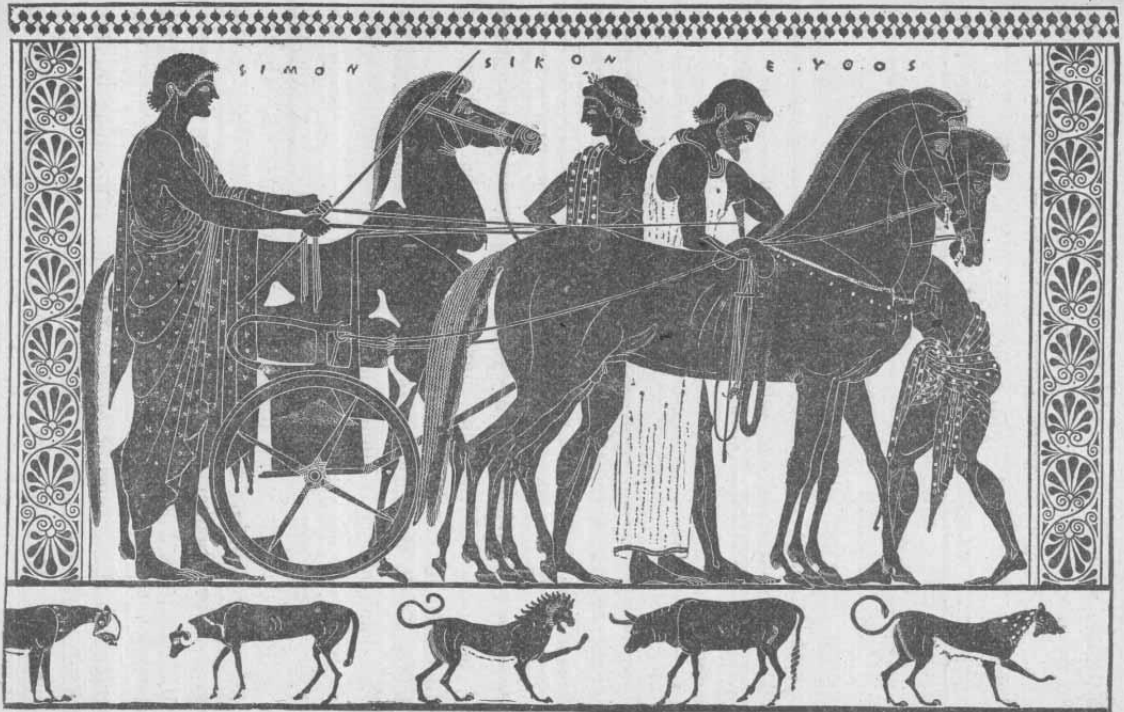
bald nicht mehr, wie es anfangs der Fall war, auf einen Tag beschränkt bleiben konnte, was auch die Mühe des Hinreisens aus weiter Ferne nicht verlohnt haben würde. Von Zeit zu Zeit wurde mit Ausnahme neuer Kämpfe auch ein neuer Tag dem Feste zugesügt, sodaß, als die Reihe der Kämpfe geschlossen war, die Dauer derselben zusammen mit den andern Festlichkeiten fünf Tage in Anspruch nahm, welche in der Weise eingeteilt waren, daß die drei mittleren Tage nur den Kampfspielen, der erste und letzte aber den allgemeinen und einzelnen Opferhandlungen, den Prozessionen und Festmahlzeiten zufielen.

Wir haben die gymnischen Übungen bereits in einem früheren Abschnitt betrachtet; hier müssen wir noch näher auf die hippischen Kämpfe eingehen, unter denen das Wettfahren mit Biergespannen von jeher als eines der glänzendsten Schauspiele betrachtet wurde. Man bediente sich dabei jener leichten zweirädrigen Wagen, welche man in der heroischen Zeit im Kampfe gebraucht hatte; dieselben hatten meist vierspeichige Räder und einen hinten offenen, nach vorn durch eine kreisrunde Brüstung abgeschlossenen Wagenkasten mit gebogenen, nach hinten zurückstehenden Bügeln, welche beim Aufspringen zum Anhalten dienen; vgl. das Vasengemälde Fig. 1. Wir sehen hier die Vorbereitung zum Fahren dargestellt; der Wagenlenker, nach altem Brauch im langen Gewande, steht hinter den beiden vor den Wagen gespannten Rossen und scheint im Begriff, ihre Anschirrung zu vollenden, wobei ihm ein Diener im kurzen Lendenschurz behilflich ist; ein anderer Diener führt ein drittes Pferd, welches zweifellos ebenfalls noch vor den Wagen gespannt werden soll, herbei, während der Herr des Wagens einstweilen die Bügel und den Stachelstab (Kentron), womit die Pferde angetrieben werden, in der Hand hält. Die Bespannung pflegte in der Weise zu geschehen, daß die beiden Mittelpferde unter einem, an der Spitze der nach vorn in die Höhe stehenden Deichsel angebrachten Soche liefen, während die äußeren Pferde zu beiden Seiten an Strängen zogen, welche an

einem, an der Rückseite des Wagenbügels befindlichen Ringe ange-  
 gebunden waren. Die Zügel liefen sämtlich durch einen ober-  
 halb der Deichsel angebrachten Ring oder Ohr; außerdem war  
 der Pflock, an dem dieser Ring befestigt war, mit einem, auf der  
 Brüstung des Wagenkorbes senkrecht stehenden Stabe durch eine  
 straff gezogene Leine verbunden, deren Zweck nicht klar ist; viel-  
 leicht sollte dadurch ein gewisses Gleichgewicht hergestellt werden  
 zwischen dem durch die Last des Lenkers beschwerten Wagen,  
 welcher nach hinten heruntergedrückt wurde, und dem Druck nach  
 vorn, den die Deichsel beim Anziehen der Pferde erhielt. An-  
 dere Details der Anschirrung, des Zaums u. s. w. sind zum  
 Teil ebenfalls aus unserer Abbildung ersichtlich.

Der Ort, an welchem das Wettfahren stattfand, war der  
 Hippodrom; derselbe ist in Olympia aber vollständig zerstört,  
 sodas wir hinsichtlich seiner Anlage ganz auf die Angaben des  
 Pausanias angewiesen sind, von dem wir freilich über die Länge  
 der von ausgewachsenen Rossen zweimal zu umkreisenden Bahn  
 gar nichts erfahren. Dagegen beschreibt er eingehend die Ein-  
 richtung der Ablaufstände, welche ziemlich kompliziert war, damit  
 kein Preisbewerber vor dem andern einen Vorzug hätte, indem  
 er entweder früher als ein anderer abfahren konnte oder ein  
 kürzeres Stück zu durchfahren nötig hatte. Zu diesem Zweck  
 waren die beiden Längsseiten des gestreckten Hippodroms von un-  
 gleicher Länge, nämlich die, an deren Ende das Ziel und die  
 Sitze der Preisrichter sich befanden, etwas kürzer, als die andere;  
 die Wagenstände aber waren nicht in gerader Linie als Ver-  
 bindung zwischen die Anfangspunkte der Langseiten gelegt, son-  
 der in Kreissegment-Form. Bei der Abfahrt wurden die Seile,  
 welche das Abfahren der Wagen vor dem gegebenen Zeitpunkt  
 verhindern sollten, nicht alle zugleich, sondern nacheinander in der  
 Weise fallen gelassen, das die Wagen der entfernten Stände  
 (an den Enden des Kreisbogens) zuerst abfahren und mit denen  
 der näheren Stände, die ein paar Sekunden später abfahren,  
 gleichzeitig an einem Punkte zusammentrafen, sodas das Wett-





Anföhrung eines Wagens.



fahren von da ab unter gleichen Bedingungen vor sich ging. Das Zeichen zum Beginn desfahrens wurde, abgesehen von Trompetensignalen, dadurch gegeben, daß infolge eines künstlichen Mechanismus ein am Anfang der Bahn an erhöhtem Platze angebrachter eherner Delphin niedersank und dafür ein bis dahin auf einem Altar ruhender Adler mit ausgebreiteten Schwingen in die Höhe stieg. Zielen auf dieses Zeichen die Schranken, so fuhren die Wagen in der angegebenen Reihenfolge heraus, der längeren Seite der Rennbahn entlang und mit Umdrehen zur kürzeren Langseite, und es begann damit jenes aufregende Schauspiel, dessen glanzvolle Schilderungen bei Homer (in der Beschreibung der Leichenspiele zu Ehren des Patroklos) und Sophokles (in der Elektra) wohlbekannt sind. Dem zuerst am Ziele, in dessen Nähe die Kampfrichter saßen, angelangten wurde der vielerstrebte Siegerlohn, der Kranz, zu teil; doch scheinen auch die demnächst folgenden nicht ganz ohne Auszeichnung geblieben, mindestens durch eine Belobigung belohnt worden zu sein.

Dies Wettfahren mit vier ausgewachsenen Rossen blieb immer am beliebtesten; daß dazwischen auch Zweigespanne fuhren und daß auch Fohlen laufen durften, wogegen das Fahren mit Maultieren nur vorübergehend eingeführt war, haben wir schon erwähnt. Als das Wettreiten aufkam, fand auch diese ritterliche Übung großen Anklang, wenn sie auch niemals jene hohe Bedeutung erlangte, welche das Wettfahren für die olympischen Spiele gehabt hat. Übrigens war, wie gleichfalls schon erwähnt, in beiden Übungen nicht sowohl der Wagenlenker und Reiter, als der Pferdezüchter der Sieger; und wenn es auch sehr häufig war, daß der Besitzer selbst oder ein Sohn desselben fuhr resp. ritt, so war es doch nicht minder gewöhnlich, ja vielleicht noch häufiger, daß es Fremde waren, oft wohl auch zunftmäßige Lenker und Reiter, welche gegen Lohn, wie heutzutage bei den Pferderennen die Jockeys, sich den Pferdebesitzern vermieteten. Anstatt des Kranzes, der ihnen im Fall des Sieges nicht zu teil werden konnte, erhielten sie eine Siegerbinde (Taenie).

Die Kampfrichter, welche den bedeutungsvollen Namen der Hellanodiken führten, waren eine von den Eleern, in deren Gebiet die Spiele stattfanden, bestellte Behörde. Ihre Zahl hat im Laufe der Zeit gewechselt. Nachdem zuerst im Jahre 576 zwei durchs Los gewählte Bürger mit der Anordnung und Überwachung der Olympien betraut worden waren, wurden 100 (oder mehr) Jahre darauf neun Hellanodiken angestellt, und zwar drei für die hippischen Agone, drei für das Pentathlon und drei für die übrigen Kämpfe; zu diesen neun trat bald darauf noch ein zehnter hinzu, doch wurde die Zahl vorübergehend wieder auf acht reduziert, um später wieder auf zehn zu steigen und dabei zu verbleiben. Ihre Wahl erfolgte auch späterhin durchs Los. Bei der ungemeinen Bedeutung, welche ihr Urteil hatte, war die Übernahme dieses verantwortlichen Amtes keine Kleinigkeit; wie die Athleten einen längeren Kursus zur Vorbereitung auf die Kämpfe durchmachten, so mußten auch die Hellanodiken in einem besonderen Gebäude auf dem Marke von Elis, in dessen Säulenhallen sie den größten Teil des Tages zubrachten, sich zehn Monate lang durch die Nomophylakes auf ihr Amt vorbereiten lassen, namentlich sich genaue Kenntniß der gymnastischen Regeln erwerben. War die Zeit der Spiele gekommen, so legten sie im Buleuterion zu Olympia vor dem Altar des Zeus Herkeios zusammen ihren Amtseid ab, der sich ebenso wie ihre Amtsdauer jedenfalls nur auf eine einzelne Festfeier erstreckte.

Ihre Aufgaben waren: die Anordnung des Agons und aller damit verbundenen Festlichkeiten; die Prüfung der auftretenden Kämpfer hinsichtlich ihrer Berechtigung; die Beaufsichtigung der im Gymnasion stattfindenden Vorübungen der Athleten und ihrer Lehrer; die Sorge dafür, daß die Athleten in den Kampfarten, die sie gewählt hatten, auch wirklich auftraten, sowie daß bei den Kämpfen selbst alles nach feststehender Ordnung vor sich ging, daß keine Verletzung der Kampfgesetze vorkam resp. ungeahndet blieb; sie waren daher auch mit Strafgewalt ausgerüstet

und berechtigt, recht bedeutende Bußgelder aufzulegen, unter Umständen selbst Körperstrafen zuzuerkennen. Schließlich hatten sie über den Sieg, der ja immer keineswegs unzweifelhaft sicher war, zu bestimmen, nötigenfalls durch Stimmenmehrheit, wenn sie untereinander uneinig waren; ein Kämpfer, der sich zurückgesetzt glaubte, konnte zwar gegen ihr Urteil an den Rat (Bule) von Olympia appellieren, aber den Sieg konnte er dadurch nicht mehr zugesprochen erhalten, höchstens erreichte er, wenn sich herausstellte, daß die Hellanodiken im Unrecht waren, deren Verurteilung zu einer Geldbuße. Den Hellanodiken standen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Vollstreckung ihrer Anordnungen Unterbeamte, denen die niedere Polizei für den Festort oblag, zur Seite, wie auch jedenfalls das ganze dienstthuende Personal, welches bei der ungeheuern Menge von Zuschauern und Kämpfern nicht klein war, unter ihren Befehlen stand.

Was dann die Reihenfolge der Kämpfe und die Einteilung der Festlichkeiten auf die fünf Tage der Feier überhaupt anlangt, so sind wir zwar nicht über alle Details derselben genau unterrichtet, im allgemeinen aber können wir uns ungefähr den Verlauf folgendermaßen denken. Als eine Art Vorfeier kann man den Einzug der von den hellenischen Staaten abgesandten Vertreter, der sog. Theoren betrachten. Denn jeder Staat hielt darauf, daß seine Abgesandten möglichst viel Pracht entwickelten, weshalb man auch stets die reichsten Leute dazu ausuchte. Wie diese Theoren bei den feierlichen Festprozessionen mit ihren Wagen und Pferden, ihrem Reichtum an kostbaren Geräten u. dgl. prunkten, so mochten sie wohl schon bei ihrer Ankunft im Alpheiosthale sich in glänzender Weise präsentieren, und so fand die Schaulust der herbeigeströmten Zuschauermengen schon vor Beginn des Festes mannigfaltige Befriedigung. Eröffnet wurde das ganze Fest zweifellos durch ein Opfer an Zeus, zu dessen Ehren ja die Spiele überhaupt veranstaltet wurden und der ihr oberster Leiter war. Sodann aber wurden

an diesem ersten Tage die Kampfrichter, die zu den Kampfspielen sich meldenden Athleten und die mit den letzteren gekommenen Turnlehrer im Rathause zu Olympia vereidigt. Nach Darbringung eines Schweineopfers mußten die Kämpfer schwören, daß sie im vollen Besiz der bürgerlichen Ehren seien, alle Bedingungen, die für die Zulassung notwendig waren, erfüllt hätten und sich den gesetzlichen Vorschriften willig zu fügen bereit seien. Eine Prüfung ihrer Berechtigung zur Teilnahme fand übrigens trotz dieses Eides (wahrscheinlich aber schon vorher) statt; es galt dabei nicht bloß, den Nachweis der bürgerlichen Berechtigung, d. h. der freien Geburt und der vollen Bürgerrechte zu führen, sondern auch die vorschriftsmäßige Vorbereitung auf die Kämpfe durch die oben geschilderte athletische Diät mußte nachgewiesen werden, weshalb eben die Anwesenheit der die Einübung der Athleten leitenden Gymnasten bei Prüfung und Eidesleistung, wenn nicht unerläßlich, so doch jedenfalls sehr erwünscht war. Ebenso wurden die Pferde für Wagen und Wettrennen geprüft. Unsicher ist, ob die Auslosung der einzelnen Kämpfer in Gruppen schon an diesem ersten Tage stattfand. Der Losung ging ein Gebet an Zeus Moiragetes, den Lenker des Geschickes, voraus; dann losten die Wagenlenker um die Stände in den Ablasschranken, die andern um die Reihenfolge des Auftretens. Die Wettläufer wurden in Abteilungen, wahrscheinlich zu je vier Mann, geordnet; das Los entschied über die Reihenfolge der einzelnen Abteilungen, und die Sieger in diesen hatten dann noch einmal unter sich um den Preis zu laufen; doch gilt dies Verfahren vermutlich bloß vom einfachen und vom Doppellauf, da für den schwereren Dolichos und den Waffenlauf wahrscheinlich niemals so viele Anmeldungen da waren, daß man mehrere Abteilungen hätte machen müssen. Ringer, Faustkämpfer und Pankratiasten losten auf diese Weise, daß kleine, paarweise mit den gleichen Buchstaben bezeichnete Lose in eine Urne gethan wurden, aus welcher jeder Athlet ein Los zog. Diejenigen, welche die gleichen Buchstaben gezogen hatten, wurden dann zusammen-

gestellt und kämpften miteinander; die Sieger mußten sodann aufs neue antreten (wenn mehr als zwei Sieger waren, mußte vermutlich abermals in der bezeichneten Weise gelost werden), bis zuletzt bloß noch ein Paar übrig blieb, von denen der eine als Sieger hervorging. Hierbei kam es dann freilich vor, daß entweder schon bei der ersten Losung oder bei einer späteren die Zahl der Kämpfer eine ungleiche war, einer also übrig blieb, welcher keinen Gegner gefunden hatte. Dieser hieß der Ephedros, und es galt für ein großes Glück, wenn man beim Lose Ephedros wurde. Allerdings war es wohl ein ganz seltener Glückszufall, daß jemand in sämtlichen Losungen Ephedros blieb und also nur zuletzt mit ganz ungeschwächten Kräften gegen einen Gegner zu kämpfen hatte, der schon mehrere Male zum Wettkampf angetreten war; aber auch wer nur einmal Ephedros geworden war, hatte den andern gegenüber einen Vorteil. Es lag darin freilich eine gewisse Ungerechtigkeit, man scheint aber keinen andern Ausweg aus dem Dilemma gefunden zu haben; auch mochte in den meisten Fällen, wenn die jedesmaligen Sieger und der Ephedros aufs neue losen mußten, der Zufall das seinige thun, daß die Bevorzugung eines einzelnen nicht zu groß werde. Ein noch größeres Glück war es, wenn jemand ohne jeden Kampf den Kranz erhielt, was z. B. der Fall war, wenn für die betreffende Kampfsart bloß zwei sich gemeldet hatten und der eine davon sich nicht zur rechten Zeit gestellt hatte oder den Kampf nicht wagte und zurücktrat; gar mancher gefürchtete Athlet konnte so schon durch den bloßen Schrecken seines Namens sich den Preis erwerben.

Vom zweiten bis vierten Tage fanden die gymnischen und hippischen Agone statt; wahrscheinlich die der Knaben am zweiten, die der Männer am dritten und vierten Tage. Über die Reihenfolge weiß man freilich nichts bestimmtes; immerhin ist eine ziemlich wahrscheinliche Vermutung\*), daß am dritten Tage zu-

\*) Vgl. Holwerda in der Archael. Zeitung f. 1880 S. 169 ff.

erst das Wettlaufen (und zwar in der Reihenfolge: Dolichos, einfacher und Doppellauf), dann Ringen, Faustkampf und Pan-  
 fration vorgenommen wurde, am vierten Tage dagegen die hipp-  
 pischen Agone des Pentathlon und zum Schluß der Waffenlauf.  
 Es mußte dabei mehrfach ein Wechsel des Lokales stattfinden,  
 da die hippischen Agone im Hippodrom, Wettlauf, Pentathlon  
 und die andern gymnischen Kämpfe aber im Stadion stattfanden.  
 Denn wenngleich in Olympia auch ein Gymnasion war, so  
 konnte dies doch die Menge der Zuschauer nicht so gut fassen,  
 wie das Stadion, und es waren daher Palästra und Gym-  
 nasion in Olympia lediglich für die Vorübungen der zu dem  
 Wettkampf dorthin gekommenen Preisbewerber bestimmt. — Am  
 letzten Tage erfolgte die Preisverteilung. Der Preis war  
 bekanntlich der denkbar einfachste: ein schlichter Kranz von Oliven-  
 zweigen, welche ein Knabe, von dem nach altem Ritus beide Altern  
 noch am Leben sein mußten, mit goldenem Messer von einem  
 im Hain Altis stehenden wilden Ölbaume abgeschnitten hatte.  
 Ein anderes äußeres Zeichen des Sieges war der dem Sieger  
 verliehene Palmzweig, weshalb die Palme häufig als Sieges-  
 symbol bei den Statuen von Olympioniken angebracht wurde.  
 Für die zur Verteilung bestimmten Kränze, welche früher auf  
 einen ehernen Dreifuß gelegt wurden, war von Kolotes, einem  
 Schüler des Pheidias, ein prachtvoller Tisch aus Gold und Elfen-  
 bein gefertigt worden, welcher gewöhnlich im Heraion aufbewahrt  
 wurde. — Einer der Hellanodiken hatte die Aufgabe, das Haupt  
 des Siegers mit dem Kranze zu schmücken, nachdem dasselbe zu-  
 vor mit einer wollenen Binde umwunden worden. Mit dieser  
 feierlichen Handlung war zugleich das Ausrufen des Namens  
 des Siegers nebst dem seines Vaters und seiner Heimatstadt  
 durch die Stimme des Herolds verbunden. Bei dem hohen Werte,  
 welchen die Alten auf den Sieg in den olympischen Spielen  
 legten, war dieser stolze Augenblick, wo unter lautem Jubel des  
 Volkes und gewissermaßen unter den Augen von ganz Hellas  
 der Sieger seinen verdienten Lohn empfing, wohl geeignet, für

alle Strapazen und Mühen, welche die Vorbereitung zu dem Wettkampfe erfordert hatte, hinreichend zu entschädigen, ganz abgesehen von den mancherlei andern Ehren, welche dem Sieger sowohl in Olympia selbst als daheim zu teil wurden und von denen früher\*) die Rede gewesen ist.

Der Verkündigung der Sieger folgten dann, ebenfalls am fünften Tage, Opfer und Festmahlzeit. Zwar ob das große Hauptopfer der Eleer, eine dem Zeus als höchsten Kampfordner dargebrachte Hekatombe, ebenfalls auf den Schluß des Festes fiel oder vielmehr dasselbe eröffnete, ist nicht bestimmt überliefert; aber sicher ist, daß zahlreiche Dankopfer sowohl der einzelnen Sieger als der von den fremden Staaten geschickten Gesandtschaften an diesem letzten Tage stattfanden. Vielfach wurde das Dankopfer des Siegers mit dem seiner Landsleute verbunden; denn auch der Staat, welchem der Sieger angehörte, fühlte sich ja durch seinen Sieg geehrt, und die möglichste Entfaltung von Pracht beim Opfer sowohl als bei der damit verbundenen Prozession war den Theorien von ihren Auftragegebern zur Pflicht gemacht. Diese feierlichen Umzüge, welche den letzten Festtag zu einem besonders glänzenden gestalten mochten, fanden unter Musikbegleitung bei Flöten- und Kitharspiel, wohl auch mit Chorgesängen, statt und bewegten sich wahrscheinlich zunächst um die Opferaltäre herum, während auf diesen die Flammen der Brandopfer loderten, berührte aber namentlich auch weiterhin noch alle geweihten Plätze der heiligen Altis.

Am Nachmittage vereinigte das große Festmahl, welches die Eleer den Siegern gaben, diese sämtlich im Prytaneion; damit war der Jubel aber noch nicht zu Ende, denn nun folgten erst am Abend und bis tief in die Nacht hinein die einzelnen Festschmäuse, welche die Sieger ihren Verwandten und Freunden, die zum Feste herbeigeilt waren, gaben und die je nach den Mitteln des Festgebers mehr oder weniger glänzend ausfielen,

\*) Bd. II, S. 137.



obgleich allerdings der Staat, welchem der Sieger angehörte, bisweilen einen Teil der Kosten übernehmen mochte. Musik und Gesang verschönerten auch diese festlichen Zusammenkünfte, und namentlich hierbei war es, wo neben alten Gesängen auch wohl mitunter schon die eigens zum Lobe des Siegers und seines Geschlechts gedichteten Siegeslieder (Epinikien) ertönten, falls es möglich gewesen war, in der kurzen Frist ein solches Preislied zu dichten, zu komponieren und einzustudieren. Doch kamen die meisten Epinikien, namentlich die uns erhaltenen des Pindar, nicht bei dieser Gelegenheit, sondern erst bei den in der Heimat zu Ehren des Siegers veranstalteten, nicht selten sich jährlich wiederholenden Festlichkeiten zur Ausführung.

War hiermit gewissermaßen das offizielle Programm der olympischen Festfeier erschöpft, so fehlte es daneben nicht an allerlei andern Unterhaltungen oder Vorführungen; denn die Gelegenheit, vor einer so großen Menge von Landsleuten aufzutreten und sich mit einem Schlage bekannt zu machen, war namentlich für Dichter und Schriftsteller, denen ja damals nicht ein entwickelter Buchhandel zur Seite stand, sehr verlockend. Diese Sitte, vor versammeltem Volke in Olympia Vorträge zu halten oder Dichterwerke vorzulesen, kam im fünften Jahrhundert auf, wo zuerst Herodot den Anfang gemacht haben soll, indem er ein Bruchstück seiner Geschichte in Olympia vorlas, eine Anekdote, die freilich nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Aber Thatsache bleibt, daß von jener Zeit ab derartige Rezitationen gewöhnlicher werden; so traten der Sophist Gorgias und der Eleer Hippias hier mit größeren Reden auf; ebenso hielten Prodikos, Anaximenes, Pythias, Sokrates u. a. Vorträge in Olympia, und auch später noch war dergleichen keineswegs selten. Ungewöhnlicher war es, daß auch Kunstwerke bei diesem Anlaß öffentlich aufgestellt wurden, wie es der Maler Néon mit seinem Gemälde der Hochzeit Alexanders d. Gr. und der Rhoyane machte, oder wie der Astronom Dinopides von Chios eine eiserne Tafel, welche eine von ihm erfundene neue Methode der Zeitrechnung



veranschaulichen sollte, ausstellte, freilich ohne Glück mit seinem verfehlten Versuche zu machen. Auch noch in anderer Weise wurde diese Öffentlichkeit der olympischen Festvorstellungen benutzt, indem nämlich wichtige Aktenstücke, als Belobigungsdekrete, Bündnisse mehrerer Staaten, gegenseitige Anerkennung verdienstlicher Handlungen, Bekräftigungsbeschlüsse und sonstige Dekrete von Bedeutung, welche man möglichst schnell zur allgemeinen Kenntniss zu bringen wünschte, durch die feierliche Stimme des Herolds verlesen und in Erz oder Stein gegraben in der Altis aufgestellt worden.

Bei den Wettkämpfen zuzuschauen und an den sonstigen Feierlichkeiten teilzunehmen war jeder freie Mann berechtigt, welchem seine Mittel es erlaubten, die Reise zu machen und den Aufenthalt am Festorte zu bestreiten. Selbstverständlich war die Beteiligung aus den benachbarten Staaten des Peloponnes immer am größten; doch kamen viele Leute auch aus sehr weiten Entfernungen herbeigeeilt. Ebenso zeigte sich die Teilnahme, welche diese Spiele überall erregten, darin, daß die mannigfaltigsten Stände vertreten waren und auch Männer von höchster geistiger Bedeutung gern hinkamen. Staatsmänner und Feldherrn, wie Themistokles, Kimon, Philopoemen; Philosophen wie Thales, Chiron, Pythagoras, Sokrates, Plato; Redner wie Gorgias, Lysias, Demosthenes; Dichter wie Pindar, Simonides, finden wir unter der Zuschauerzahl; und wenn auch Urtheile bei Dichtern (namentlich bei Euripides) und Philosophen nicht fehlen, welche sich über den Wert der in Olympia vorgeführten Kunstfertigkeiten ziemlich geringschätzig aussprechen, so blieben diese Stimmen doch immer vereinzelt und vermochten weder die Beliebtheit der Spiele noch den Ruhm der Sieger in den Augen des großen Publikums zu vermindern. Diese Teilnahme zeigt sich aber auch in der Ausdauer, mit welcher die Zuschauer bei den gerade in die heißeste Jahreszeit fallenden und den größten Teil des Tages dauernden Spielen von der frühen Tagesstunde an, zu welcher man nach Hippodrom und

Stadion wanderte, um sich einen guten Platz zu sichern, bis zum späten Nachmittag, wo manchmal erst die Entscheidung fiel, ausharrte und all die Hitze, Staub, Gedränge und Durst ertrug, stehend oder hockend, wie es gerade der Raum bot, mit jener Geduld und Abhärtung, wie sie nur der Südländer bei derartigen Gelegenheiten zeigt. Daß es während der Kämpfe an lauten Bezeugungen der Teilnahme, an aufmunternden oder spot- tendem Zurufen, an Jubel und Klagelauten nicht fehlte, ist eben- falls bei den Südländern, bei welchen jeder Affekt sich auch äußerlich in lebhaftester Weise zu verraten pflegt, ganz begreiflich.

— Frauen durften den Spielen nicht zusehen; die Angabe, daß die elischen Jungfrauen eine Ausnahme von dieser Regel ge- macht hätten, verdient schwerlich Glauben. Diejenigen Frauen oder Mädchen, welche etwa mit zum Feste gekommen waren, um als Kämpfer auftretende Männer, Söhne oder Brüder zu be- gleiten, mußten sich am jenseitigen Ufer des Alpheios aufhalten.

— Der große Zufluß von Zuschauern hatte auch die weitere Folge, daß nicht nur durch Erbauung von Gast- und Logir- häusern Unterkunft für diejenigen geschaffen wurde, welche nicht ihre eigenen Zelte mit sich brachten, wie das bei den Theorien der Fall war, sondern daß sich auch, wie schon oben angedeutet, eine Art Jahrmarkt oder Messe an die olympische Festversamm- lung angeschlossen. Händler mit allerlei Waren, teils mit Gegen- ständen, die direkt beim Fest zur Verwendung kamen, als Binden, Blumen, Lebensmittel u., teils mit allerlei andern nützlichen Dingen, schlugen ihre Buden und Zelte auf, und so entwickelte sich neben dem festlichen auch ein sehr reges geschäftliches Treiben, wie wir es ähnlich auch an andern Orten, wo zu bestimmten Zeiten große Volksanhäufungen stattfanden, vorfinden.

Die zu Ehren des pythischen Apollo begangenen Festspiele von Delphi führten den Namen der großen Pythien\*), zur Unterscheidung von den jährlich in Delphi stattfindenden kleinen

\*) Vgl. A. Wommjen, Delphika. Leipzig 1878, S. 149—214.

Pythien sowohl, als von dem gleichnamigen Feste, welches auch an andern Orten begangen wurde. Die anfänglich alle acht Jahre stattfindende Feier war seit Anfang des sechsten Jahrhunderts zu einer vierjährigen umgestaltet worden; ihre Dauer betrug mehrere Tage, namentlich als im Verlauf der Zeit die ursprünglichen Wettkämpfe durch manche Zuthaten erweitert worden waren. Denn anfangs war der musische Agon, welcher die Kithar- und Flötenspieler umfaßte, der einzige gewesen; später bildete er zwar immer noch den Hauptteil des Festes, aber es traten nach dem Vorbilde der olympischen Spiele auch gymnische und hippische Wettkämpfe hinzu. Wie mit der olympischen Feier, so war auch mit der pythischen ein Götterfriede verbunden, welcher lange genug dauerte, um auch den von weither, von den Kolonien an den Gestaden des Mittelmeers kommenden Sicherheit zur Reise nach Delphi und zurück zu gewähren. — Die Hauptbestandteile des Festes, deren Reihenfolge freilich nicht sicher ist, sind folgende:

Ein großes, dem Dreiverein Apollo, Artemis und Leto dargebrachtes Opfer, die sogenannten Tritthyen, machte vermutlich den Anfang. Sodann war ein wichtiger Teil des Festes, welcher namentlich beim Publikum lebhaftes Interesse erregen mochte, der sogenannte pythische Nomos, welcher zum Gegenstand den berühmten Drachenkampf, die Erlegung des Drachen Pytho durch Apoll hatte, dessen Charakter aber freilich ein sehr umstrittener ist. Vielfach ist vermutet worden, daß dieser Kampf mimisch-dramatisch vorgeführt worden sei; andererseits ist Gesangsvortrag mit Instrumentalbegleitung angenommen worden; und besonders lebhafteste Verteidigung hat die Annahme gefunden\*), daß dieser pythische Nomos nur ein Flötensolo-Konzert war, bei welchem die einzelnen Stadien des Drachenkampfes durch Tonmalerei nachgeahmt wurden. Es mochte dabei wohl auf

\*) Vgl. H. Guhraner, Der pythische Nomos, in den Supplem. der Neuen Jahrb. f. Philol. u. Pädag. Bd. VIII S. 309 ff.

Wiedergabe der wesentlichsten, von vornherein gegebenen Situationen der Lage (Kampf, Dankgebet, Siegeshymne) ankommen; daß man aber in der Tonmalerei ziemlich weit ging, ersieht man z. B. daraus, daß das Zähneknirschen des Drachen musikalisch wiedergegeben wurde. Zur Verstärkung derartiger Effekte traten später zu der Flöte, welche jedoch immer das Hauptinstrument blieb, an einzelnen Stellen noch Trompeten und Hirtenpfeifen als begleitende Instrumente hinzu. — Dieser pythische Komos bildete einen Teil des musikalischen Agon, welcher in den pythischen Spielen größere Bedeutung hatte, als der gymnische Agon, da ja Apollo wesentlich Repräsentant der musischen Künste ist. Abgesehen vom Einzel=Flötenspiel gehörten zu dem musischen Wettkampf noch Gesänge mit Kitharbegleitung und anfangs auch solche mit Flötenbegleitung; doch wurde letztere, als zu traurig und düster, bald wieder abgeschafft; dafür wurde Kitharspiel ohne Gesang in den musikalischen Agon aufgenommen. Erst in viel späterer Zeit, als die Verherrlichung der Feste mehr und mehr in die Hände von Künstlertruppen geriet, welche mit obrigkeitlicher Bewilligung im Lande umherzogen, wurden auch Dramen bei der Pythienfeier aufgeführt.

Über die gymnischen Kämpfe, welche nach und nach Aufnahme in die Pythien gefunden hatten, sind wir nur oberflächlich unterrichtet. Es waren im wesentlichen die gleichen, wie die in Olympia aufgeführten; nur kamen noch der Doppellauf und der Dauerlauf der Knaben hinzu, während in Olympia diese beiden Kampfarten bloß den Männern verstattet waren. Auch war die Reihenfolge eine abweichende, indem die Kämpfer der einen Altersklasse, nachdem sie ihre Leistungen in einer Kampfart ausgeführt, sich erholen konnten, während die andern Altersklassen dieselbe Übung ausführten, sodaß vermöge dieser zum Ausruhen verstatteten Zwischenzeit den Knaben größere Leistungen im Laufen zugemutet werden konnten, als in Olympia, wo zuerst die Knaben alle ihre Kämpfe zu bestehen hatten, ehe die Männer an die Reihe kamen. Zu den gewöhnlichen gymnischen

Wettkämpfen kam dann später noch der Waffenlauf und das Panfration der Knaben hinzu. — Ziemlich früh wurden auch hippische Agone aufgenommen: Wettreiten mit ausgewachsenen Pferden, Wettfahrten mit Biergespannen, später mit Zweigespannen; als in Olympia Fohlen zugelassen wurden, folgte Delphi auch hierin seinem Beispiele nach. Die Reihenfolge der Kampfspiele war vermutlich die, daß der musikalische Agon sich an die ritualischen Handlungen angeschlossen, auf ihn der gymnische und auf diesen der hippische Agon folgte. Was die Lokalität der Spiele anlangt, so wurden die gymnischen Spiele zur Zeit Pindars in der Nähe der zerstörten Kirrha, südlich von der Mündung des Pleistos, abgehalten; später war das delphische Stadion nordwestlich oberhalb der Stadt, das Wettreiten und Wettfahren fand aber am alten Stadion am kirrhäischen Ufer statt. In späterer Zeit war auch ein Theater zur Aufführung der musikalischen Wettkämpfe vorhanden.

Rechtzeitiges Erscheinen der Kämpfer war, wie in Olympia, strenges Gesetz; unfähige Auftretende wurden von den die Strafgewalt ausübenden Dienern der Amphikthyonen entfernt. Denn in den Händen der letzteren lag die Aufsicht der Spiele ebenso wie das Kampfgericht. Anfangs war beides ein Vorrecht der Bewohner von Delphi gewesen; aber seit der Neubegründung der Spiele im J. 586 war das Amt der Kampfordner und Richter an die Amphikthyonen, resp. eine von diesen bevollmächtigte Abordnung übergegangen. Wie es scheint, muß man unterscheiden zwischen den amphikthyonischen Epimeleten des Pythion, welchen die sog. Agonothese, d. h. die Feststellung des Programms für die Feierlichkeiten, des Kostenpunktes, die Bestellung oder Genehmigung der Festbeamten u. s. w. oblag, und den Brabeuten, d. h. denjenigen, welche bei den Kämpfen selbst die wichtigsten Anordnungen (z. B. die Anweisung der Plätze für die Wagen beim Wettfahren) zu treffen und über den Sieg zu entscheiden hatten; doch steht in dieser Hinsicht nichts fest. Bisweilen wurde, gegen Ende der Zeit des freien Griechenlands, die Agonothese auch

auf Herrscher (z. B. Philipp von Makedonien) übertragen, und in der Kaiserzeit war es nicht ungewöhnlich, daß ein Reicher die Kosten der Feier ganz allein oder wenigstens größtenteils trug, obgleich man auch da noch die alte Form der Agonothese wenigstens äußerlich beobachtete. — Als Kampfpreise wurden anfangs wertvolle Geschenke (Dreifüße u. dgl.) ausgeteilt; mit der Neuordnung der Spiele kam die Sitte auf, an Stelle deren wie in Olympia einen Kranz zu geben, und zwar von dem dem Apollo heiligen Lorbeer. Auch darin folgte man dem Beispiele von Olympia, daß im Laufe der Zeit epideiktische Vorträge von Dichtern und Historikern zu dem gewöhnlichen Agon hinzutraten; so hielt z. B. der Sophist Gorgias bei einer solchen Gelegenheit einen panegyrischen Vortrag.

Abgesehen von den Agonen ist als Bestandteil des Festes noch anzuführen der große Festzug (Pompe), an welchem sich die zu den Festspielen gekommenen Fremden, die Gesandtschaften der Staaten mit ihren Weihgaben, die Würdenträger und Priester beteiligten, und bei dem außer den oft sehr glänzenden Weihgeschenken auch die in den Schatzkammern aufbewahrten Prunkstücke: kostbare Waffen und Rüstungen, Prachtgewänder und Schmucksachen, Vasen und andere Geräte u. dgl. paradierten, sodaß diese, wahrscheinlich von der Vorstadt Pyläa nach dem Tempel des Apollo in der Höhe sich bewegende Prozession jedenfalls ein abwechslungs- und farbenreiches Bild darbot. Außer dem schon erwähnten Tritthenopfer fanden auch noch andere feierliche Opfer, darunter eine Helatombe an Apollo statt; daran schloß sich selbstverständlich ein großer Festschmaus, bei welchem es an musikalischen Unterhaltungen nicht fehlte.

Das dritte der großen hellenischen Nationalfeste, die Isthmien, wurden auf dem Isthmus von Korinth in dem heiligen Nichtenhain des Poseidon begangen, wo ein Hippodrom und ein Stadion für hippische und gymnische Spiele erbaut waren. Die Feier, welche seit dem Jahre 582 eine allgemein hellenische geworden war, fand alle zwei Jahre statt, und zwar im ersten

und dritten Jahre einer Olympiade; sie bestand in musischen, gymnischen und hippischen Agonen; Unterschiede gegenüber den Kampfspielen von Olympia werden uns nicht berichtet, und man darf voraussetzen, daß die gewöhnlichen Kampfarten der Männer und Knaben, zu denen hier noch als Zwischenstufe die „Bartlosen“, d. h. die Jünglinge oder Epheben kamen, auch hier sämtlich zur Aufführung gelangten. Daß auch während der Isthmien Gottesfriede stattfand, versteht sich von selbst, wie denn auch zahlreiche und glanzvolle Theorien um so weniger ausblieben, als die so günstige Lage des Festortes in der Nähe zweier Meere den Besuch der Spiele außerordentlich erleichterte. Die Agonothesie fiel den Korinthiern anheim, welche auch die Kampfrichter, vornehmlich aus der Zahl der reichen und angesehenen Bürger, stellten. Kampfpriester war ein Kranz von Eppich, an dessen Stelle erst ziemlich spät „der Fichte Kranz“ trat, welcher also zur Zeit des Sisyphus, der bekanntlich auf dem Wege zu diesem „Kampf der Wagen und Gefänge“ den Tod fand, noch nicht üblich gewesen zu sein scheint. Die spätere, namentlich die hellenistische und römische Zeit kennt auch bei den Isthmien Rezitationen rhetorischer und poetischer Werke, die jedoch nicht einen Bestandteil des musischen Agons (über den wir sonst nichts näheres wissen) bildeten.

Die Nemeen endlich, welche in Argolis in einem Thale zwischen Kleonä und Phlius stattfanden und deren Schauplatz ein zum Heiligtum des Zeus Nemeios gehöriger Hain war, hatten ihre nationale Bedeutung erst seit dem Jahre 573 erhalten. Gleich den Isthmien fanden sie alle zwei Jahre statt, und zwar im zweiten und vierten Jahr einer Olympiade. Die Spiele umfaßten ebenfalls musische, gymnische und hippische Agone; daß beim musischen Agon Kitharoden und Flötenspieler auftraten, wird uns gelegentlich berichtet. Über ihre Dauer erfahren wir nichts, doch muß dieselbe jedenfalls auf mehrere Tage veranschlagt werden. Agonotheten und Kampfrichter waren längere Zeit die Kleonäer; als aber die Argiver sich des neme-



ischen Heiligtums bemächtigt hatten, nahmen sie auch dies Vorrecht für sich in Anspruch. Siegespreis war, wie bei den Isthmien, ein Eppichkranz; hinsichtlich des Gottesfriedens und der Theorien bestanden die gleichen Verhältnisse, wie bei den andern großen Festspielen.

Nach dieser Betrachtung des Verlaufes und der Einrichtung der hellenischen Nationalfeste wenden wir uns nunmehr speziell Athen zu, über dessen Festkalender wir verhältnismäßig am besten unterrichtet sind\*), doch müssen wir uns auch hier mit einer Auswahl der wichtigsten Feste begnügen. Wir beginnen da gleich mit der größten Feier der Athener, den im ersten Monate des athenischen Kalenders, dem Hekatombäon (etwa unserem Juli) gefeierten Panathenäen.\*\*\*) Man unterscheidet zwischen kleinen und großen Panathenäen; erstere wurden alle Jahre, letztere, von Peisistratos eingeführt, alle vier Jahre begangen; der Unterschied war aber wesentlich nur der, daß an den großen Panathenäen die Agone reicher ausgestattet waren und wohl auch längere Zeit in Anspruch nahmen. Das Fest galt der Burggöttin im alten Tempel der Athene Polias; außer Opfern gehörten vornehmlich Wettkämpfe zur Feier, und zwar sowohl hippische und gymnische als musische. Der älteste musische Agon bestand in einem Wettkampf von Rhapsoden, welchen wahrscheinlich Peisistratos eingeführt hatte. Die Vorträge der Rhapsoden erstreckten sich vornehmlich auf die, auf Peisistratos' Betrieb gesammelten und redigierten homerischen Gedichte, nur wissen wir nicht, in welcher Weise um den Preis gerungen wurde; der Ort der Vorträge war das Odeion. Später wurde diese homerische Rhapsodik dadurch in den Hintergrund gedrängt, daß Perikles den musischen Agon erweiterte, indem er Kitharspiel, Gesang und Flötenvortrag hinzufügte. Daß auch Gesang

\*) Vgl. A. Mommsen, Geortologie. Antiquar. Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener. Leipzig 1864.

\*\*\*) Vgl. A. Michaelis, Der Parthenon. Leipzig 1871, S. 211 ff., mit dem Quellenmaterial S. 318 ff.



mit Kitharbegleitung (Kitharodik) sowie Gesang zur Flöte (Aulodik) hierbei vorkamen, lehren uns die Inschriften, welche auch von lykischen Chören (Dithyramben, die von Chören unter Umkreisung des Altars, auf dem das Opfer brannte, vorgelesen wurden) melden. Der Preis beim musischen Agon bestand in einem goldenen Kranz und in barem Gelde. — Der gymnische Agon war nach den Lebensaltern (Knaben, Jünglinge, Männer) geordnet; die jüngeren traten zuerst auf, und jede Altersstufe beendigte ihre Leistungen, ehe die folgende daran kam. Ebenso schritt man in den Kampfsarten von den leichteren zu den schwierigeren vor; es sind die bekannten, früher besprochenen Arten, doch wurden sämtliche nur von den Männern verlangt: die Knaben und Jünglinge traten in der älteren Zeit im Lauf, im Ring- und Faustkampf, Pankraton und Pentathlon auf; später ließ man das Pentathlon bei den Knaben fallen, fügte aber dafür Doppellauf und Dolichos hinzu, wenn auch vermutlich mit reduzierten Ansprüchen, da die wirklichen Leistungen dieser Wettläufe für Knaben entschieden zu anstrengend gewesen wären. Wo die gymnischen Wettkämpfe stattfanden, wissen wir nicht recht genau; das panathenäische Stadion wurde erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erbaut. Vorher scheint eine Ortschaft westlich vom Peiräeus, wo auch die hippischen Agone abgehalten wurden, der Schauplatz der gymnischen Kämpfe gewesen zu sein; hier wurden auch die Sieger ausgerufen und ihnen der Siegespreis ausgehändigt. Derselbe bestand in einer Quantität Öl von den altberühmten Ölbäumen der Athene in der Akademie; und zwar verabsolgte man dasselbe in thönernen Amphoren, welche auf der einen Seite das Bild der Stadtgöttin, auf der andern meist eine Szene des gymnischen Wettkampfes darstellten und von denen auch vielfach Nachahmungen in den Handel kamen, die in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Exemplaren uns erhaltenen sog. panathenäischen Preisamphoren.\*)

\*) Vgl. Kunstgewerbe im Altertum I, 56 Fig. 34 und II, 98 fg

Bei den hippischen Agonen sind verschiedene Besonderheiten namhaft zu machen, welche bei den ritterlichen Spielen der großen Nationalspiele nicht vorkamen. So zunächst das in Attika und Böotien beliebte Spiel der Apobaten, bei welchem auf dem zweirädrigen Wagen neben dem Wagenlenker noch ein Zweiter, der Apobat, stand, welcher während des schnellen Laufes des Wagens von seinem Wagenbrett ab- und wieder aufsprang, wobei ihm der Wagenlenker behilflich war; eine Übung, welche die Sage bereits auf Erichthonios zurückführte. Ferner fanden ritterliche Spiele statt, bei denen Krieger in Hoplitenrüstung auf dem Wagen standen; auch ein Wurfschützenritt wird erwähnt, wobei jedenfalls von rennendem Pferde herab nach einem bestimmten Ziele geworfen wurde; doch kennen wir diese mit den panathenäischen Spielen verbundenen kriegerischen Belustigungen mehr aus kurzen Erwähnungen als aus näherer Beschreibung. Daß im übrigen die gewöhnlichen Arten des Wettfahrens von Biergespannen mit ausgewachsenen Rossen, später auch von Fohlen, sowie Wettreiten, hier wie anderwärts zum Programm gehörten, geht aus den Inschriften zur Genüge hervor. Der Preis bestand, wie beim gymnischen Agon, in Krügen mit Öl; bei beiden Arten betrug der erste Preis in der Regel das fünffache des zweiten.

Zu den Festlichkeiten der Panathenäen gehörte ferner eine Aufführung der Pyrrhiche, eines von Sparta herübergekommenen, wahrscheinlich erst zur Zeit des Solon und Peisistratos in Athen aufgenommenen Kriegstanzes, bei welchem man später ebenfalls drei Abteilungen nach den Lebensaltern unterschied. Die einzelnen Altersklassen traten hierbei, in kriegerischer Prachtrüstung, zu Chören zusammen und führten einen von Flötenmusik begleiteten Tanz auf, welcher zwischen orchestischen und militärischen Bewegungen die Mitte hielt. Ein noch erhaltenes Relief von der Akropolis, welches ein panathenäischer Choreg, dessen Leistungen den Preis erhalten hatten (die Ausrüstung der pyrrhichistischen Chöre fiel wohlhabenden Bürgern als

Liturgie zu), zur Erinnerung an seinen Sieg aufstellen ließ, zeigt uns eine Anzahl jugendlicher Tänzer, welche mit leichten Helmen und den Schild in der Linken, sonst ohne Kleidung, einen gemessenen Tanz aufführen, wobei sie in zwei Abteilungen sich gesondert haben; der Choreg steht beaufsichtigend, im langen Chiton (als Festtracht) und Himation dabei. Wie freilich der Sieg eines Pyrrhichistenchors entschieden wurde, wissen wir nicht; Preis des Siegers war ein Kind.

Ein anderer, den Panathenäen eigentümlicher Agon war die sogenannte Euandria. Es war dies ebenso, wie die dramatischen Aufführungen, der Fackellauf, die Pyrrhiche u. a. m., eine Liturgie, die freiwillige Leistung eines vermögenden Bürgers; derselbe hatte die schönsten und kräftigsten Leute aus seinen Stammesgenossen auszusuchen, zu kleiden und auszurüsten, und führte sie beim Feste vor; diejenigen Phyle, welche hierbei nach dem Urtheil der Kampfrichter den besten Eindruck machte, erhielt den Preis. Diese eigentümliche Einrichtung hatte sich erst nach Vertreibung der Peisistratiden herausgebildet, da zur Zeit der Tyrannis eine freie Entfaltung der bewaffneten Bürgerschaft nicht zulässig gewesen wäre. — Ebenfalls eine Liturgie war die schon bei anderer Gelegenheit\*) besprochene Lampadophorie, der Fackellauf, dessen Ausübung den Gymnasiarchen zufiel; der Sieger in diesem Wettlauf erhielt eine Hydria. — Endlich gehört zu den Agonen der Panathenäen noch eine Regatta, ein Bootwettfahren, dessen Schauplatz der Peiräeus war; hier kämpften wiederum nicht einzelne, sondern Phylen um den Preis, welcher nicht unbeträchtlich war, da der siegende Stamm 300 Drachmen erhielt und außerdem noch Geld zu einem Festschmaus.

Die Kosten für diese mannigfaltigen Agone trug, soweit es sich nicht um Liturgien handelte, die Kasse der Athene Polias; die Opfer, namentlich die an den großen Panathenäen der

\*) Bd. II, S. 105.

Göttin dargebrachte Hekatombe, hatten dagegen die jährlichen Hieropöen oder Opferbesorger (die mit der Beschaffung der Opfer betrauten zehn Vertreter der einzelnen Gemeinden) zu stellen, obgleich dazu bisweilen noch Extrabeiträge kamen, indem wenigstens bei den großen Festen auch die attischen Kleruchstädte ihren Beitrag zu den Opfern sandten, und zwar, wie es scheint, je eine Kuh und zwei Schafe. Die Hekatombe wurde am Hauptfesttage dargebracht; außerdem erhielt auch die Athene Hygieia ein Opfer, und ein drittes wurde auf dem Areopag dargebracht, doch kennen wir weder für diese den Zeitpunkt, noch wissen wir, ob diese Opfer auch an den kleinen Panathenäen stattfanden.

Die Reihenfolge der Festlichkeiten läßt sich nur im allgemeinen bestimmen. Den Anfang machten die mehrtägigen Agone; und zwar begann man mit dem musischen Agon, hierauf folgte der gymnische und diesem der hippische. Daran schloß sich wahrscheinlich Pyrrhische und Euandria an. Hierauf erst folgte der eigentliche Haupttag, der Glanzpunkt des Festes, welcher am Abend vorher eingeleitet wurde durch eine mit Fackelwettlauf, Gesang und Tanz verbundene nächtliche Feier, eine sog. Pannychis. Mit Sonnenaufgang aber begann die große Pompe, der große Festzug, welcher den großen Panathenäen eigentümlich ist und bei welchem der Göttin ihr alle vier Jahre erneuertes Prachtgewand, der von den attischen Frauen und Jungfrauen kunstvoll gearbeitete Peplos, auf dem die Kämpfe der Götter und Giganten eingestickt waren, überreicht wurde. Dieser Zug, dessen wundervoll idealisiertes Abbild uns in dem Cellafriese des Parthenon erhalten ist, vereinigte alles, was Athen an Glanz und Pracht, an stolzer männlicher Jugend und zarten Frauenschönheiten aufwies. Hier sah man die Priester und Seher, die Archonten und die Schatzmeister der Athene, die Opferbesorger und Strategen, ferner die Abgesandten der attischen Kolonien mit den von ihnen dargebrachten Opfergaben, sowie sonstige Festgesandte würdevoll einherschreiten. Den ersten

Männern folgten herrliche Jungfrauen, Opfergeräte, Räucher-  
 ständer u. dgl. tragend; die Metöken erschienen mit flachen  
 Opferschalen, die mit Honigluchen, Früchten und anderen Opfer-  
 gaben gefüllt waren, und mit Hydrien, die den für die Opfer  
 erforderlichen Wein enthielten; ihre Töchter trugen den attischen  
 Bürgertöchtern die Sonnenschirme und Sessel nach. Weiterhin  
 wurden die zahlreichen, für die Opfer bestimmten Herden der  
 Kühe und Schafe in langen Reihen, von Treibern begleitet, im  
 Zuge mit aufgeführt. Daran reihten sich dann die attischen  
 Bürger, würdige Greise und kräftige Männer mit ihren Knoten-  
 stöcken, Ölzweige in den Händen tragend; hierauf folgten die  
 vierspännigen Paradewagen, welche an den vorhergehenden Tagen  
 im hippischen Agon aufgetreten waren. Den größten Teil des  
 Zuges aber nahm die Reiterei in Anspruch, bestehend sowohl  
 aus den im Heere dienenden berittenen Bürgern, als aus son-  
 stigen Besitzern stattlicher Pferde; bei der großen Vorliebe,  
 welche man in Attika für die Pferdezucht hatte, war diese Ab-  
 theilung des Zuges ganz besonders zahlreich und glänzend. Auch  
 die Hopliten unter dem Kommando ihrer Offiziere fehlten nicht,  
 ebenso wenig die Musiker, welche beim Marschieren auf ihren  
 Instrumenten, Flöte und Kithara, spielten; und daß die Sieger  
 in den verschiedenen Agonen auch am Festzuge teilnahmen, ist  
 selbstverständlich, wenn auch wahrscheinlich ist, daß sie ein jeder mit  
 seinen Gemeindegengenossen zusammengingen. An hervorragendster  
 Stelle aber erschien im Zuge der Peplos der Göttin, welcher  
 (allerdings nachweisbar erst seit Beginn des vierten Jahrhunderts)  
 wie ein Segel an Mast und Raaen eines auf Rollen laufenden  
 Schiffes befestigt und so ausgebreitet war, daß jeder die herrliche  
 Arbeit daran bewundern konnte.

So bewegte sich der unabsehbare Zug vom Kerameikos aus  
 zum Markt, sodann ostwärts zum Eleusinion nordöstlich von  
 der Akropolis und um diese herum zum westlichen Burgaufgang,  
 wo das Schiff Halt machte und der Peplos abgenommen wurde,  
 um im Zuge hinauf zum Tempel der Athene Polias, dem

Erechtheion, getragen zu werden. Hier wurde auf dem großen Altar vor dem Tempel die Hekatombe dargebracht, sowie die Opfer der attischen Kolonien. Ein reichlicher Schmaus machte den Abschluß dieses Haupttages des ganzen Festes, indem das Fleisch von den Opfern an das Volk verteilt wurde, und zwar an jeden Demos besonders, welcher eine Anzahl Gemeindemitglieder zum Empfange seines Anteils abordnete. Die Mahlzeiten fanden dann wahrscheinlich auch demenweise statt. — Die Nachfeier im Piräeus bestand vornehmlich in der erwähnten Regatta. Wie lange das ganze Fest der großen Panathenäen aber dauerte, darüber kann man kein sicheres Urtheil gewinnen; die Ansätze schwanken zwischen sechs und neun Tagen, je nachdem man für die verschiedenen Agone eine längere oder kürzere Zeit voraussetzt. — Was endlich die Oberleitung des Festes anlangt, so standen die Prozession und die Opfer, ebenso wie die Pannychis, unter der Leitung und polizeilichen Aufsicht der jährlichen Opferbesorger oder Hieropöen, während zehn auf vierjährige Amtsdauer gewählte Athlothen die Leitung der Agone unter sich hatten.

In den Monat Boedromion (ungefähr September) fiel das zu Ehren der Demeter von Eleusis gefeierte, jährlich stattfindende hochheilige Fest der Eleusinien\*) (als große Eleusinien wohl zu unterscheiden von den kleinen, welche im Frühling in Agrä begangen wurden und auf die wir hier nicht näher eintreten können), ein Fest, welches freilich als eine Mysterienfeier kein allgemeines Volksfest sein konnte, aber doch bei der großen Menge der Eingeweihten und bei der weit über die Grenzen von Attika hinausgehenden Berühmtheit der Mysterien (herrschte doch während der Eleusinien ebenso Gottesfriede, wie bei den vier großen Festspielen) als eine geradezu nationalhellenische Feier betrachtet werden darf, wie denn auch die bevorstehende Feier wenigstens bei den Nachbarstaaten durch eigene

\*) Vgl. Preller in Paulys Realencyclopädie III, 83 ff.

Gesandte oder Herolde, deren Amt in gewissen Geschlechtern erblich war, angekündigt wurde. Das ganze Fest zerfiel in zwei Theile, welche sich schon äußerlich dadurch schieden, daß der erste Teil in Athen, der zweite in Eleusis sich abspielte. Als Anfang des Festes wird uns eine allgemeine Versammlung bezeichnet, über die wir aber nichts näheres wissen, als daß sie wahrscheinlich ein lärmender Umzug war, wie dergleichen auch sonst bei Mysterienfeiern beliebt waren. Ebenfalls in den Anfang des Festes gehört jedenfalls die öffentliche Anrede an die Gemeinde, die in der Stoa poikile zu Athen gehalten wurde und in der durch den Hierophanten, den obersten Priester der eleusinischen Heiligtümer und einen der höchsten Geistlichen in Attika überhaupt, sowie durch den Daduchen, einen andern eleusinischen Beamten, die Einzuweihenden mit der Ordnung des Festes und den Bedingungen, von denen die Teilnahme an der Weihe abhing, bekannt gemacht wurden. Die Sorge dafür, daß die zahlreichen Versammelten auch wirklich diesen Verordnungen nachlebten, lag wesentlich den sog. Mystagogen ob, keinen Beamten, sondern Privatleuten, welche aller Grade theilhaftig und aller Bräuche kundig waren; die fremden Mysterienbesucher hatten namentlich bei diesen ihre erhaltenen Weihen nachzuweisen. — Vielleicht noch am selben Tage oder allenfalls am nächsten erfolgte jene Ceremonie, welche von dem Rufe: „Aus Meer, ihr Mysten“, ihren Namen erhalten hatte, und die darin bestand, daß sich die ganze Festgemeinde an die Seeküste begab, um sich und die Opfertiere, die in Schweinen bestanden, im Meerwasser für die bevorstehenden Opferreste zu reinigen; diese Waschungen wurden unter Umständen, wenn ein Mysterienbesucher sich besonderer und zahlreicher Fehlstritte bewußt war, mehrfach wiederholt und durch neuntägiges Fasten (d. h. Enthaltung von Speisen in der Zeit zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang) verschärft. Die folgenden Festtage brachten Opfer, vornehmlich das große Soterienopfer, welches die Mysterienbesorger der Demeter und Kora und den anderen Göttern, wahrscheinlich



im städtischen Eleusinion, darbrachten. Ein zweites städtisches Opfer waren die Epidaurien, angeblich gestiftet zu Ehren des von Epidaurus verspätet ankommenden Asklepios. Das Lokal dieser Feierlichkeit ist ebenso wenig mit Bestimmtheit festzustellen, als seine Zeit (man nimmt bald den vierten, bald den fünften Festtag dafür an) und seine näheren Umstände. — Hierauf erfolgte dann der Hauptteil des Festes, die große Prozession, welche den Sakchos, das heilige Götterkind, von Athen nach Eleusis führte. Im Verlauf des Tages versammelten sich die oft nach tausenden zählenden Teilnehmer an der Prozession an verschiedenen Orten der Stadt und ordneten sich auf der Agora und im Kerameikos. Die Priester und Beamten sowie die Scharen der Mythen waren mit Myrten und Eppich bekränzt und führten Ähren und Ackergeräte in der Hand, sowie Fackeln, denn man kam erst bei Anbruch der Nacht in Eleusis an. Führer des Festzuges und zugleich Geführter war Sakchos selbst; sein heiliges Bild nebst den Tempelgeräten wurde aus dem Sakchosheiligtum hervorgeholt und auf einem Wagen unter Begleitung von Ministranten, welche Sakchagogen hießen, an die Spitze des Zuges gestellt, der sich unter lautem Sakchosrufen vom Kerameikos nach dem Dipylon in Bewegung setzte und durch dies Thor seine lange Wanderung auf der heiligen Straße nach Eleusis antrat. Unter Gesang eines eigens hierfür bestimmten, angeblich vom Gott selbst verfaßten Liedes, sowie unter Tanz und sonstigen Ceremonieen bewegte sich die Prozession vorwärts; vier Stunden weit war der Weg, eine lange Zeit, weshalb reiche Frauen es vorzogen, sich eines Wagens zu bedienen, bis ein Gesetz des Redners Lykurg dies verbot. Begreiflich, daß man während dieses langen Marsches nicht bloß durch gelegentliche religiöse Übungen bei den am Wege liegenden Heiligtümern, durch kleinere Opfer und dergl. sich die Zeit verkürzte, sondern auch mit allerlei Scherzen sich belustigte, wie sie seit alters bei Demeter- und Dionysosfesten hergebracht waren; namentlich am Kephisos fanden solche Späße, Spottreden und



Reckereien statt. Auch wurden am Kallichoros-Brunnen bei Fackelschein Tänze und Spiele aufgeführt. All dies hielt natürlich noch beträchtlich länger auf, als die Ausdehnung des Weges an und für sich erfordert hätte, so daß nach der Ankunft in Eleusis und nachdem das Götterbild an seinen Platz gebracht worden war, den Teilnehmern der Wallfahrt Ruhe und Erholung notwendig war, ehe man zu den weitem Teilen des Festes schritt.

Die Festfeier in Eleusis selbst nahm ebenfalls mehrere Tage in Anspruch. Abgesehen von feierlichen Opfern und den daran sich anschließenden festlichen Mahlzeiten bestand dieselbe vornehmlich in der eigentlichen Ceremonie des Suchens der Kora und in den heiligen Vorstellungen. Was ersteres anlangt, so war dasselbe eine Nachahmung jener traurigen Irrfahrt der ihre geraubte Tochter suchenden Demeter, wobei die Mythen mit Fackeln in den weiten Räumen der eleusinischen Heiligtümer herumliefen und allerlei Scherze zum Teil derber Art daran erinnerten, daß einst auch Demeter auf ihrer Wanderung in ähnlicher Weise durch die derben Späße der Magd Jambe in ihrer tiefen Trauer erheitert worden war. Auch das Genießen des Kykeon, eines stärkenden Mischtrankes, welchen die Göttin nach langem Fasten der Sage nach in Eleusis zu sich genommen, wurde bei diesen Ceremonieen von den Mythen nachgeahmt. Aber die Hauptsache des Ganzen waren jedenfalls die im Weihetempel auf einer Schaubühne von sich gehenden geheimnisvollen, heiligen Dramen, welche die Geheimnisselehren des eleusinischen Kultus sowohl den neu aufzunehmenden, als den schon eingeweihten unmittelbar vor Augen führten, wenn auch jedenfalls nicht so, daß alle den gleichen Aufführungen beiwohnten. Vielmehr müssen gerade hier bei der Verschiedenheit der Grade auch verschiedene Schaufstellungen angenommen werden: die Anfänger, unter denen sich manchmal noch dem Kindesalter nahe stehende befanden, bekamen wohl nur Aufführungen zu sehen, welche den landläufigen Mythen von Demeter und Kora größtenteils ent-

sprachen, während erst die höchsten, nur Erwachsenen erteilten Weihen über diese populären Vorstellungen hinausführten und den wiedergeborenen Sakchos im glückseligen Verein mit Kora und Demeter vorführten. Bei diesen Aufführungen verschmähten es selbst die hohen Würdenträger der Eleusinien nicht, als Akteurs aufzutreten: der Hierophant als Demiurgos, der Daduch als Helios, der Altarpriester als Selene, der Hierokeryx als Hermes u. s. w. Mit diesen Dramen, welche vermutlich den achten und neunten Tag des Festes in Anspruch nahmen, ging der religiöse Teil der Feier zu Ende; eine letzte Kultushandlung waren die sog. Plemochoen, welche darin bestanden, daß wie bei einem Totenamt zwei mit Wasser gefüllte Thongefäße unter dem Aussprechen mystischer Worte nach Osten und Westen zu ausgegossen werden. Es folgten dann aber noch einige Tage, welche mit Belustigungen aller Art ausgefüllt waren, mit gymnischen Agonen, Volksspielen, Gesang und Tanz, in späterer Zeit auch szenischen Aufführungen.

Der Demeter allein galt das im Phyanepsion (Oktober) begangene Fest der Thesmophorien\*), welches fünf Tage dauerte und an dem nur Frauen teilnahmen. Die Vorbereitung darauf begann mit neuntägiger Enthaltensamkeit, da alle Frauen, welche am Fest sich beteiligen wollten, während dieser Zeit sich des ehelichen Umganges enthalten mußten; teils als Symbol der Reinheit, teils um unreine Begierden sich fern zu halten, legten sie sich kühlende Kräuter und Blätter (namentlich von Agnus castus) in ihr Lager. Nach dieser Vorbereitungszeit zogen die Weiber nach Halimus, dem Ort der Thesmophorienfeier, wenn auch nicht in großer Prozession, so doch jedenfalls in kleineren Trupps, und zwar nächtlicher Weile; der scherzhafte Charakter der Demeterfeste verleugnete sich auch hierbei nicht, die einzelnen Wandernden begegneten sich unterwegs, verlangten und gaben scherzhafte Erkennungszeichen und trieben allerhand Mutwillen,

\*) Vgl. Preller, Demeter und Persephone S. 342 ff.

der namentlich ausgelassen wurde, wenn ihnen zufällig ein Mann in die Hände geriet. In Halimus wurden sodann im Thesmophorienheiligtum nächtliche Mysterien, welche einen stark orgiastischen Anstrich gehabt haben mögen, begangen, der Tag aber theils mit Reinigungsbädern in der Meerflut, theils mit Spiel und Tanz am Strande zugebracht. Nachdem dies ein bis anderthalb Tage gedauert, zogen die Frauen, diesmal aber in großer, gemeinschaftlicher Prozession und unter Einhertragung der Geseße der Demeter (Thesmoi, daher der Name des ganzen Festes), welche in Kapseln von heiligen Frauen auf dem Kopfe getragen wurden, nach Athen zurück, wo die Feier im städtischen Thesmophorion oder in dem des Piræus fortgesetzt wurde. Diese speziell städtische Thesmophorienfeier nahm dann noch außer dem Tage der „Heimkehr“ zwei weitere in Anspruch: zunächst kam der Tag der „Fasten“, so benannt, weil die Weiber an diesem Tage in finstrier Totentrauer auf der Erde saßen und keine Speise nahmen, womit wahrscheinlich auch Klagegesänge und sonstige Gebräuche des Totenkultus verbunden waren, auch wurden den Mächten der Unterwelt Schweineopfer dargebracht. Dafür trug der dritte Tag, „Kalligeneia“ genannt, wieder einen mehr heitern Charakter; der Name, die „Geburt schöner Kinder“ bedeutend, scheint auf die nunmehr versöhnte Demeter zu gehen, welche den Frauen schönsten Kindersegen schenkt. Opfer, Tänze und heitere Spiele füllten diesen Tag, doch ist näheres nicht bekannt. Bei all diesen Festen war die Anwesenheit der Männer aufs strengste verpönt; von Frauen durften nur Vollbürgerinnen, wahrscheinlich auch nur verheiratete teilnehmen.

Wir wenden uns schließlich, mit Übergehung zahlreicher kleinerer Feste, nunmehr zur Betrachtung der für das hellenische Leben nicht minder als für Litteratur und Kunst hochwichtigen Dionysosfeste, deren in Athen es im Jahre vier gab. In den Monat Poseideon (Februar) fallen die ländlichen Dionysien, auch die kleinen genannt. Daß sie ein Weinfest sind, ist beim Charakter der gefeierten Gottheit natürlich; hingegen

sind gegen die sonst ziemlich verbreitete Meinung, daß sie ein Fest der Weinlese war, schwerwiegende Bedenken gemacht worden, unter denen namentlich das eine hervorgehoben werden soll, daß die Zeit des Festes für die Weinlese zu spät scheint. Eher mochte das Fest damit zusammenhängen, daß der junge Wein hierbei zum ersten Male gekostet wurde. An eine bestimmte Ortschaft war diese Feier nicht gebunden; in jedem Dorfe, und nicht bloß in Attika, sondern wo sonst in Griechenland Weinbau war, wurden ländliche Dionysien begangen, und überall trugen sie den Charakter einer heitern, mit allerlei Mutwillen und scherzhaften Auführungen verbundenen Volksbelustigung. In den Acharnern des Aristophanes feiert ein Bauer für sich und seine Familie allein das Fest: es beginnt mit Gebet und einer Prozession zum Opfer, wobei die Tochter als Kanephore das Opferkörbchen auf ihrem Haupte trägt, der Sklave mit dem Symbol der Fruchtbarkeit und der nie erlöschenden Zeugungskraft der Erde, dem Phallus, folgt und der Hausherr selbst sein übermütiges phallisches Liedchen singt, während die Hausfrau vom Dach des Hauses dem Zuge zuschaut. Was hier eine einzelne Familie im Kleinen vornimmt, müssen wir uns bei der wirklichen Feier im großen Maßstabe von den gesamten Dorfgemeinden begangen denken; es kommen freilich noch andere Bestandteile des Festes hinzu, vornehmlich der beim Bocksopfer um den Altar herumstehende, in Rede und Lied, vielleicht auch Wechselgesang den Gott preisende Chor, welcher von Geburt, Leiden und Sterben des Dionysos sang und ebenso für den Dithyrambos als für das Drama der Ausgangspunkt gewesen ist, da letzteres, wie bekannt, den Dionysosfesten seine Entstehung verdankt, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Übrigens fanden an verschiedenen Orten auch wirkliche dramatische Auführungen an den kleinen Dionysien statt; namentlich war es gewöhnlich, daß herumziehende Schauspielertruppen bei dieser Gelegenheit ältere Theaterstücke, welche in der Stadt schon gegeben worden waren, den Landbewohnern vorführten. — Unter den anderweitigen Ergötzlichkeiten,

womit man neben Festzügen, Chören, Mahlzeiten u. s. w. sich die Zeit vertrieb, sind besonders hervorzuheben die sog. Askolien, ein Spiel, wobei die Dorfjugend auf gefüllten, mit Öl bestrichenen Schläuchen herumsprang, einer den andern herunterzustößen suchte und die Fallenden frohes Gelächter der Umstehenden erregten, die geschickt sich oben Haltenden aber Preise erhielten. Diese Belustigung, die etwa mit unserm Sacklaufen in Parallele gestellt werden kann, war auch sonst bei andern Dionysosfesten üblich.

Speziell Athen eigentümlich, vermutlich aber ursprünglich nur eine nach der Stadt verlegte Feier der ländlichen Dionysien, war das zweite athenische Dionysosfest, welches nach der Örtlichkeit, wo es begangen wurde, nämlich dem sogenannten Lenäon im Stadtquartier Limnä, den Namen Lenaeen führte und im Monat Gamelion (Januar) gefeiert wurde. Der Name deutet auf ein Kelterfest hin, was mit die Zeit der Feier freilich nicht übereinstimmt; an Versuchen, die hier liegende Schwierigkeit zu heben, hat es nicht gefehlt, doch ist eine nach allen Seiten befriedigende Lösung noch nicht gefunden. Das ganze Fest oder ein besonderer Teil desselben führte auch den Namen „Ambrosia“, wahrscheinlich davon, daß man dabei recht viel von dem jungen Weine, den man mit diesem göttlichen Namen bezeichnen mochte, trank, wie denn überhaupt reichliches Bechen bei allen diesen Festen des Weingottes selbstverständlich ist. Sonst gehörte zu den Festlichkeiten ein großes Mahl, für welches der Staat das Fleisch lieferte, und eine feierliche Prozession in die Stadt, bei der viele Teilnehmer zu Wagen fuhren und allerlei tollen Scherz und Neckerei trieben, sodaß „Späße vom Wagen“ sogar sprichwörtlich waren. Im Lenäon, wohin sich die Prozession nebst den Opfertieren bewegte, wurden feierliche Dithyramben im Wettkampfe gesungen, wobei der Preis ein Epheukranz war; außerdem wurden auch dramatische Vorstellungen gegeben, bei denen teils alte, teils neue Stücke zur Aufführung gelangten.

Das dritte Dionysosfest sind die in den Monat Anthesterion (Februar) fallenden Anthesterien, welche drei Tage dauerten

und in noch speziellerer Weise, als die Lenäen, an den Genuß des neuen Weines anknüpfen. Der erste Tag dieses Festes führte den bezeichnenden Namen Pithoigien, d. h. „Faßöffnung“. Sie sind wesentlich eine häusliche Feier. Die Fässer mit dem jungen Weine, welche am nächsten Tage ihren Inhalt für die Gelage hergeben sollten, wurden von den Knechten herbeigeschafft und geöffnet, der Wein auf Amphoren und sonstige handliche Gefäße abgezogen und dabei begreiflicherweise schon mancher gute Schluck genommen, welchen man ganz besonders den Sklaven nicht verwehrte. Denn der Athener, welcher überhaupt seine Sklaven gut zu behandeln pflegte, gönnte ihnen an diesem frohen Feste ihren redlichen Anteil, und wenn er am Pithoigentage sein Opfer darbrachte und beim Weinabziehen half, so füllte er wohl selbst den Knechten und Lohnarbeitern den Krug mit der neuen Gabe des Bacchus. Alle andere Arbeit aber ruhte an diesem Tage ebenso wie an dem nächsten, auch die Kinder hatten Schulferien. Das alte Kultusbild des Dionysos, welches bei der Prozession des folgenden Tages seinen feierlichen Einzug in die Stadt halten sollte, wurde ebenfalls an diesem ersten Tage aus seinem Tempel im Lenäon nach einer Kapelle im äußern Kerameikos gebracht. So waren die Pithoigien so recht eigentlich die Vorbereitung auf den Haupttag, die sog. Choön oder „Kannenfest“, welche mit Sonnenuntergang (wie denn überhaupt meist die Festtage von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang berechnet wurden) mit einer großen Pompe (Prozession) ihren Anfang nahmen. Zu diesem Zuge versammelten sich die Teilnehmer bekränzt und mit Fackeln, denn die Prozession erfolgte erst bei Eintritt der Dunkelheit, im äußern Kerameikos; auch Kinder, mit Ausnahme der unter drei Jahre alten, beteiligten sich daran, vermutlich in Begleitung ihrer Mütter oder zu Wagen; denn viele Teilnehmer fuhren, und es war, ähnlich wie bei den ländlichen Dionysien, Brauch, vom Wagen herab Begegnende und Vorübergehende zu verspotten. Überhaupt trug dieser Teil des Festes ganz den Charakter einer lustigen Fastnachtsfeier; viele erschienen

denn auch in Kostüm, als Horen, Nymphen, Bacchanten u. dgl., und umschwärmten in munterem Scherz den Triumphwagen, auf welchem die am Tage vorher aus ihrem Tempel abgeholtte Statue des Dionysos Eleuthereus nach der Stadt geleitet wurde. Unterwegs wurden an verschiedenen, durch die Sage geheiligten Stätten religiöse Ceremonien vorgenommen; an einer Stelle wurde die Basilinna, d. h. die Gemahlin des Archon Basileus, auf den Wagen neben die Statue des Dionysos gesetzt, denn an diesem Tage war sie die Braut des Gottes, und so zog sie, gleich einer Braut auf dem Hochzeitswagen, in das Lenäon ein, wo zunächst ein geheimes Opfer für das Wohl des Staats im Allerheiligsten des Tempels von der Basilinna im Verein mit den vom Archon Basileus für diesen Zweck ernannten vierzehn Ehrendamen, den sogenannten Geraren, dargebracht wurde. Letztere wurden vor der heiligen Handlung von der Königin vereidigt, und zwar nach einem uralten Formular, welches auf Steinsäulen im Tempel verzeichnet war; nach dem Opfer, mit welchem noch andere geheime Ceremonien verbunden waren, erfolgte die symbolische Vermählung der Basilinna mit dem Dionysos. Indessen diese heiligen und nur wenigen Teilnehmern zugänglichen Handlungen im Innern des Tempels vor sich gingen, ergöhten sich die übrigen feiernden in verschiedenartiger Weise. Am nächsten Tage aber, dem eigentlichen Choën-Tage, erfolgte die Hauptlustbarkeit, das große Gastmahl mit dem damit verbundenen Becher-Wettkampf. Bei dieser großen öffentlichen Speisung war der Archon Basileus der Ordner des Festes, die Kosten aber bestritt der Staat, und zwar ursprünglich wohl in natura, später aber in der Weise, daß jeder Bürger eine bestimmte Geldsumme erhielt und damit sowohl sein Essen bestritt als die Kanne reinen Weines, die jeder vor sich stehen hatte und nach der dieser Festtag seinen Namen trug. Ort des Mahles wie des Bechkampfes war höchst wahrscheinlich das Theater im Lenäon, wo der Dionysos-Oberpriester für Polster, Tische und sonstige Bequemlichkeiten Sorge zu tragen hatte. Ein in altertümlicher Form gehaltener Heroldsruf leitete bei diesem

Gelage die interessanteste Szene, das Wetttrinken, ein. Auf ein durch die Trompete gegebenes Zeichen setzten dann alle, welche sich daran beteiligten, ihre Kannen an den Mund, und die Richter erkannten demjenigen, der zuerst seinen Krug geleert hatte, den Preis zu, welcher in einem Schlauch Wein, Kuchen oder dgl. bestand. Neben diesem öffentlichen Gelage fanden aber auch von solchen, welche es vorzogen, den Feiertag für sich im Kreise guter Freunde zu verleben, private Gastereien statt, bei denen nicht minder tüchtig gezecht wurde; namentlich pflegten die Sophisten, die an diesem Tage ihren Ehrensold und Geschenke erhielten, ihre Bekannten zum Mahle zu laden. — So ging das lustige Treiben am Choöntage bis zur anbrechenden Nacht; dann nahm jeder Gast seine Kanne und begab sich mit dem Kranze aus frischen Blumen, den er bei der Mahlzeit getragen, nach dem mit einem Seil eingehegten Heiligtum des Dionysos Eleuthereus, wo die Kränze der Priesterin übergeben und der Rest der Kanne als Spende für den Gott ausgegossen wurde.

Der dritte Tag führte den Namen Chytren, „das Topf= fest“, und zwar nach einem Opfer, welches dem chthonischen Hermes und den Geistern der Verstorbenen dargebracht wurde, und zwar nach der Überlieferung zunächst denjenigen Toten, welche in der deukalionischen Wasserflut umgekommen waren. Bei diesem Opfer spielten Töpfe mit allerlei zusammengekochten vegetabilischen Speisen eine Hauptrolle, und mit eben solchen Gerichten begnügte man sich auch bei der Mahlzeit an diesem Tage, an dem kein Fleisch genossen wurde. Auch die Geraren (s. oben) brachten an sechzehn, eigens errichteten Altären dem Dionysos ein Opfer dar, welches vermutlich noch mit besonderen Bräuchen verbunden war, wie denn überhaupt dieser dritte Tag des Anthesterienfestes mit seinem etwas ernstern Ceremoniell seltsam gegen die Lustigkeit der vorhergehenden Tage absticht und an den ähnlichen Kontrast der christlichen Fastnacht und des darauf folgenden Aschermittwoch erinnert. Doch fehlte es auch am Chytrentage nicht an Volksbelustigungen; von Dichtern wurden kyklische Chöre auf=



geführt, nur eigentliche Schauspiele scheinen nicht abgehalten worden zu sein. Ob früher dramatische Agone vorkamen oder ob, wie man hat annehmen wollen, nur solche Wettübungen gestattet waren, welche zum Zweck hatten, daß die an diesem Chytren-Agon siegenden Dichter und Schauspieler zur Konkurrenz bei den großen Dionysien zugelassen wurden, ist eine streitige Frage.

Das Hauptfest des Dionysos in Attika waren aber die großen oder städtischen Dionysien im Elaphebolion (März), welche mindestens fünf Tage, vielleicht noch mehr in Anspruch nahmen und deren Hauptbedeutung in den an diesen Tagen zur Aufführung gelangenden Dramen liegt. Die erste feierliche Handlung der großen Dionysien galt dem Asklepios, welchem ein Staatsopfer dargebracht wurde. Sodann gab es auch hier eine Prozession, bei der die Bildsäule des Dionysos Eleuthereus einhergetragen wurde: die im lenäischen Heiligtum aufbewahrte Statue (ob freilich das alte Schnitzbild, wie bei den Lenäen, oder die neuere Bildsäule des Alkamenes, ist zweifelhaft, doch war letztere von Gold und Elfenbein und daher kaum transportabel) wurde abgeholt und bei Fackelschein in das Dionysos-theater getragen, wo man sie in der Orchestra aufstellte. An dem darauf folgenden Tage (der aber nach der oben erwähnten Rechnungsweise mit dem vorhergehenden Abende zusammengehört) erfolgte der Umzug, bei welchem wahrscheinlich die Opfertiere sowie die von den Bundesgenossen gesandten Geschenke mit aufgeführt wurden, über den wir aber sonst nichts näheres wissen. Auf dem Markte hielt die Prozession an, und ein kyklischer Chor führte einen Tanz um den dort befindlichen Zwölfgötter-Altar auf. Beim Weitergehen scheint man das im Theater stehende Dionysosbild aufgehoben und im Festzug wieder nach dem Heiligtum im Lenäon zurückgetragen zu haben. Auf diese Prozession folgten die Opfermahlzeiten, wie denn auch an den übrigen Tagen reichliches Essen und Trinken selbstverständlich zur Feier gehörte. — Die folgenden Tage wurden

wesentlich durch die Aufführungen in Anspruch genommen; und zwar scheint die Reihenfolge die gewesen zu sein, daß zunächst lyrische Chöre auftraten, sowohl von Knaben, als von Männern, deren nicht unbedeutende Kosten von Bürgern als Choregen getragen wurden. Ein Komos\*), welcher sich erwähnt findet, machte vielleicht den Abschluß dieses Tages; schloß sich doch auch sonst häufig ein derartiger öffentlicher Umzug an gemeinschaftliche Gelage an, und hier, wo es galt, den Gott des Weines ganz besonders zu ehren, mag sich derselbe vornehmlich glänzend gestaltet haben. Die nächsten Tage wurden mit den Aufführungen von tragischen Tetralogien und Komödien ausgefüllt; ob hierfür zwei oder mehr Tage bestimmt waren, ist nicht deutlich überliefert, doch hat die Vermutung am meisten für sich, daß es drei Tage waren und daß an jedem dieser drei Tage vormittags eine Tetralogie, nachmittags eine Komödie aufgeführt wurde (näheres hierüber, sowie über die Preisrichter u. im nächsten Abschnitt). Am Abend des dritten Schauspieltages, mit welchem das ganze Fest schloß, mochte die Preisverteilung erfolgen; Preise in diesen musischen Agonen waren Stiere und Dreifüße, und letztere pflegten von den Siegern auf hohen Postamenten öffentlich in einer Straße aufgestellt zu werden, welche danach den Namen der Tripodenstraße erhalten hat.

Einen ganz andern Charakter, als diese eben besprochenen Dionysosfeste Attikas trug die nächtliche Dionysosfeier, welche an den verschiedensten Punkten Griechenlands, vornehmlich aber am Rithäron und Parnas, auf den Inseln und in Kleinasien alle zwei Jahre begangen wurde und an der bloß Weiber, und zwar sowohl Frauen als Jungfrauen, teilnahmen. Die sehr orgiastisch-wilde Feier dieser Dionysien, war von Thracien ausgegangen, hatte sich aber sehr schnell verbreitet und bei den Frauen, welche leicht zu ekstatischen Kulte geneigt sind, großen Anklang gefunden. Sie fiel in die Mitte des Winters, um die

\*) Vgl. Bd. II, S. 60.

Zeit des kürzesten Tages; die Weiber versammelten sich dazu in bakchischem Kostüm, mit umgeworfenen Hirschfellen und aufgelösten Haaren, in den Händen Thyrsusstab und Tamburin, auf den ihren Wohnsitzen benachbarten Höhen und begingen allerhand bedeutungsvolle Ceremonien, Opfer, Tänze u. dgl. und jubelten, berauscht von dem sonst selten genossenem Blut der Rebe, in ausgelassenster Weise. Wie toll es dabei herging, davon kann man sich aus dichterischen Schilderungen und aus den bildlichen Darstellungen des Treibens der Mänaden eine Vorstellung machen, obgleich immerhin festgehalten werden muß, daß Dichter wie Künstler bei ihren Darstellungen nicht die Bräuche der Gegenwart, sondern mythische oder heroische Zeiten schildern und daher manche Übertreibung sich gestatten, welche der Wirklichkeit nicht entsprach.

Mit diesen Schilderungen griechischen und speziell athenischen Festlebens müssen wir, obgleich sie nur eine sehr kleine Zahl der Feste, welche in Griechenland und den Kolonien üblich waren, repräsentieren, uns hier begnügen, zumal wir von den meisten derselben nur wenig mehr als den Namen wissen. Wer sich noch ein anschauliches Bild eines großen, auf orientalischen Ursprung zurückgehenden, wenn auch hellenisierten Festes, wie es zur Zeit der Diadochen in einer großen Residenz gefeiert wurde, verschaffen will, der lese die prächtige Schilderung, welche Theokrit in seinem fünfzehnten Idyll von dem Adoniszeste in Alexandria gegeben hat.

## XII.

## Das Theaterwesen.\*)

Daß das griechische Drama, Tragödie wie Komödie, seinen Ursprung in den Volksbelustigungen und Choraufführungen der dionysischen Feste gehabt hat, haben wir oben erwähnt; diesem Ursprung weiter nachzugehen und die Entwicklung des Dramas aus diesen Anfängen näher zu verfolgen, ist Aufgabe der Literaturgeschichte und liegt uns daher hier fern. Dagegen können wir uns einer Darlegung des Bühnenwesens, wie es zur Zeit der höchsten Blüte des Dramas in Athen sich gestaltet hatte, nicht entziehen, zumal gerade hier Nachrichten und Denkmäler in so reicher Fülle vorhanden sind, daß wir uns ein recht anschauliches Bild jener, von den modernen so ganz und gar abweichenden Aufführungen zu machen imstande sind.

So außerordentlich groß der Fortschritt ist, welchen das griechische Drama von jenen rohen, volksmäßigen Anfängen bis zu seiner höchsten Stufe gemacht hat, und so unendlich sich die Tragödien der drei großen Meister und die Lustspiele des Aristophanes in ihrer ganzen Anlage wie in den Details der Dramaturgie und des Bühnenwesens von den kyklischen Chören und den bäurischen Späßen der alten Dionysien unterscheiden, so sind es doch eine Anzahl Punkte, in denen das Drama auch in seiner höchsten Vollendung die Spuren seines Ursprungs nicht

\*) Wieseler, Artikel „Griechisches Theater“ in Ersch-Grubers Encyclopädie Ser. I Bd. 83 S. 243 ff. nebst desselben „Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens“, Göttingen 1851. Alb. Müller, Lehrbuch der syenischen Altertümer“ (als Bd. II, 2 von C. F. Hermanns Lehrbuch der griech. Altertümer), Freiburg im Br. 1886. Vgl. dazu W. Donaldson, The theatre of the Greeks, London 1849. 9. Aufl. 1879 (unbedeutend).

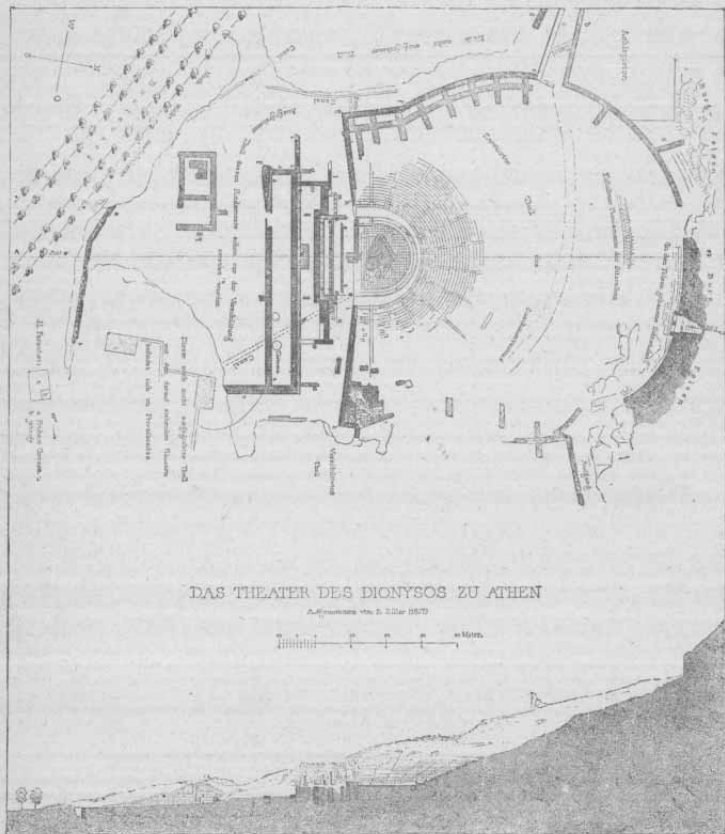
verleugnet. Das ist zunächst schon die rein äußerliche Thatsache, daß die Theater Vorstellungen bis zuletzt niemals, wie bei uns, stehende, täglich sich wiederholende Unterhaltungen, sondern außergewöhnliche, nur zu bestimmten festlichen Zeiten im Jahre wiederkehrende Aufführungen gewesen, und daß sie beständig im Zusammenhang mit dem Kultus des Dionysos und gewissermaßen religiöse Akte geblieben sind, wenn auch gegen den Ausgang der althellenischen Zeit theatralische Aufführungen auch bei nicht-dionysischen Festen gewöhnlich wurden. Dies hatte hinwiederum die weitere Folge, daß die Bauart der Theater darnach eingerichtet, vor allem der Zuschauerraum bedeutend größer sein mußte, als der moderne Theaterbau, welcher für ständige Vorstellungen berechnet ist, es verlangt; da nur einige Male im Jahre Aufführungen stattfanden, und da zu diesen nicht nur die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend, sondern noch viele Fremde von außerhalb zusammenströmten (es gilt das ganz besonders von Athen, dessen Bühnenverhältnisse überhaupt für uns maßgebend sind, da wir nicht nur von den an andern Orten bestehenden sehr wenig wissen, sondern offenbar Athen auch für die meisten Muster und Vorbild gewesen ist), so mußte der Zuschauerraum so groß gemacht werden, daß er für viele Tausende, ja Zehntausende Platz gewährte, und zugleich so eingerichtet sein, daß von jedem Platze aus die Aufführung bequem gesehen werden konnte. Damit war von vornherein die Anlage überdeckter Räume ausgeschlossen (bedeckte Theater oder sogenannte Odeen sind nicht für dramatische, sondern für musikalische Aufführungen bestimmt gewesen); und nicht minder war es eine notwendige Folge, daß die Aufführungen, was übrigens auch mit den sonstigen Einrichtungen des Bühnenwesens zusammenhing, nicht bei Nacht, sondern am hellen Tage stattfanden, womit ein Verzicht auf Illusion, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, verbunden war, wie andererseits die Größe des Zuschauerraumes und die bedeutende Entfernung der meisten Zuschauersitze von den Schauspielern gewisse Eigentüm-

lichkeiten im Kostüm der letzteren verursachten, von denen noch die Rede sein wird.

Sodann hat sich die Erinnerung an die Entstehung des Dramas aus Chören, zu welchen erst im Verlauf der Entwicklung dramatische, von Schauspielern getragene Handlung hinzukam, darin bewahrt, daß auch später noch im Drama eine Trennung stattfand zwischen den die Handlung vorführenden Schauspielern und dem die Handlung mehr begleitenden, als in dieselbe eingreifenden Chöre; eine Trennung, welche erst zu der Zeit, da die Mittel für die mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Ausrüstung eines Chores nicht mehr ausreichten, zu verschwinden anfang. Diese Trennung von Schauspielern und Chor war aber nicht bloß in der Komposition des Dramas vorhanden, sondern auch äußerlich kenntlich, indem die Schauspieler an einem andern Platze agierten, als die Chöreuten; letztere, welche nicht bloß zu singen, sondern auch Tanz- und Marschbewegungen auszuführen hatten, brauchten einen verhältnißmäßig großen Platz für ihre Evolutionen, während die Schauspieler, deren Zahl ja überhaupt sehr gering war, sich mit weniger Raum begnügen konnten. Daher kommt es denn, daß während bei uns das Theatergebäude bloß in zwei Teile, Bühne nebst Zubehör und Zuschauerraum, zerfällt, das griechische Theater drei Bestandteile aufweist: außer Zuschauerraum und Bühnengebäude nämlich noch die zwischen beiden belegene Orchestra als Platz für den Chor. Wir wenden uns nun zunächst der Betrachtung dieser Baulichkeiten zu, wobei uns neben den Nachrichten der Alten vornehmlich die noch erhaltenen Reste griechischer Theater als Hilfsmittel dienen. Zur Veranschaulichung geben wir in Fig. 2 den Grundriß der Ruinen des großen Dionysostheaters in Athen (wobei allerdings zu bemerken, daß dieser aus dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. herrührende Bau mannigfache Umbauten in römischer Zeit erfahren hat); in Fig. 3 eine Ansicht des Theaters von Syrakus in seinem gegenwärtigen Zustande, mit dem rekonstruierten Grundriß desselben Fig. 4,

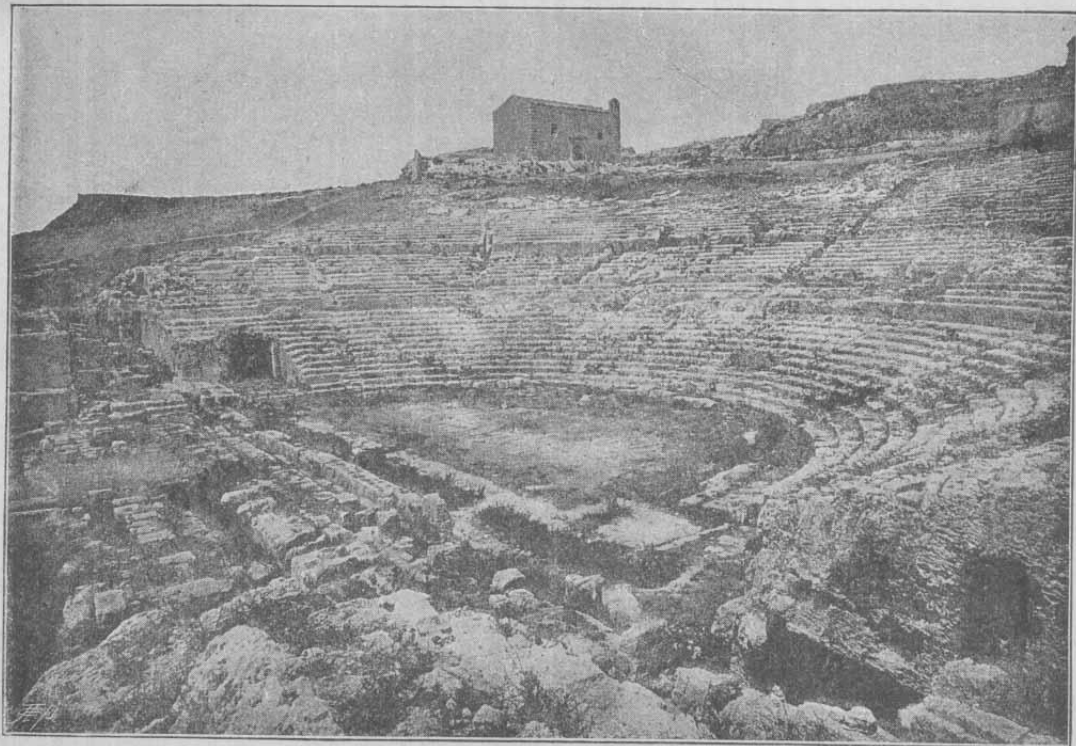
und in Fig. 5 eine restaurierte Ansicht des Theaters von Gesta, nach der Rekonstruktion von Strack.

Fig. 2.



Plan und Durchschnitt des großen Dionysos-Theaters in Athen.

Als Mittelpunkt der ganzen Anlage darf die Orchestra betrachtet werden. Dieser, ursprünglich nichts als ein einfacher, gebneter Tanzplatz, hatte meist die Form eines unvollständigen

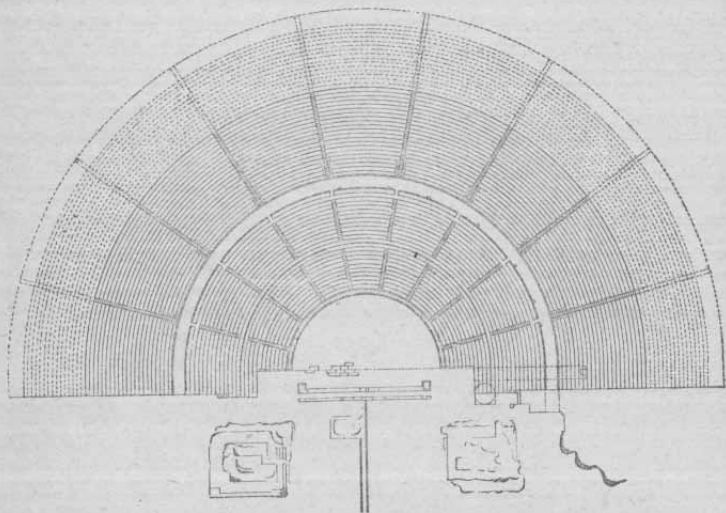


Theater von Syrakus im gegenwärtigen Zustande.



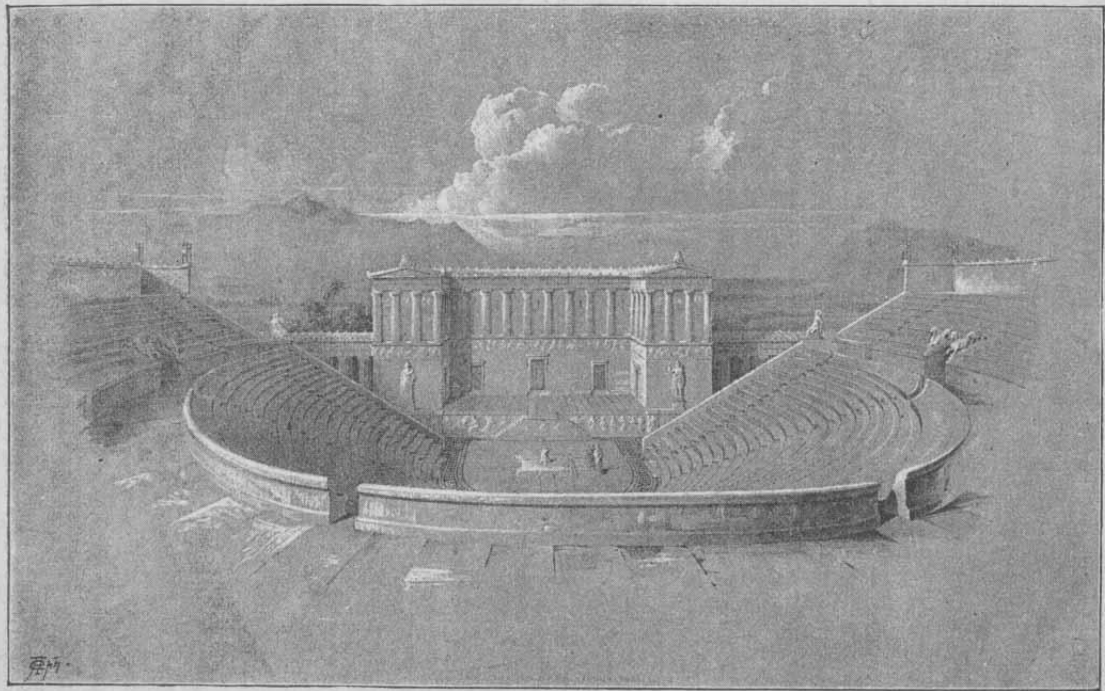
Kreises, indem nämlich ein Teil des Kreises durch das längs der Orchestra im rechteckigen Grundriß sich hinziehende Bühnengebäude abgeschnitten wurde; diesem gegenüber umgaben die immer höher und höher ansteigenden Sitzreihen des Zuschauerraumes (des Theatron im eigentlichen Sinne) die Peripherie der Orchestra in konzentrischen Linien. Eine feste Norm für die Gestalt der Orchestra und des ihr entsprechenden Zuschauerraumes

Fig. 4.



Theater von Syrakus, Grundriß.

existiert nicht; bald ist es ein Halbkreis, der an beiden Enden um ein Stück in der Peripherie verlängert, bald sind die Verlängerungen in der Tangente geführt oder schließen sich sonstwie geradlinig der Kreisklinie an. Im großen Dionysostheater war die Orchestra sogar ursprünglich ein voller Kreis; dagegen ist reine Halbkreisform, die bei römischen Theateranlagen häufig ist, bei griechischen Bauten ungewöhnlich. Wie bei andern, zur Abhaltung von Spielen bestimmten großen Anlagen (z. B. Stadien,



Theater von Segesta, rekonstruiert.

Hippodromen), so strebten die Griechen auch bei ihren Theaterbauten darnach, sich so sehr als möglich die natürlichen Verhältnisse des Erdbodens nutzbar zu machen. Man legte daher den Zuschauerraum gern an einer natürlichen Höhe an (wie das große Dionysostheater sich an den Süabhäng der Akropolis anlehnt) und stellte sogar, wenn eine solche Anhöhe nicht vorhanden war, sie bisweilen durch künstliche Erdausschüttung her, abweichend von römischem Brauch, welcher vermöge seiner viel höher entwickelten architektonischen Technik imstande ist, die Theater ganz frei hinzustellen und den Zuschauerraum durch gewaltige Substruktionen zu stützen. Die griechische Bauweise freilich hat nicht nur den Vorzug größerer Billigkeit und Sicherheit, sondern auch den, daß, wenn die übrige Beschaffenheit des Terrains es erlaubte, auch auf andern Seiten als von unten her Ein- und Ausgänge für das Publikum geschaffen werden konnten; auch am Dionysostheater sehen wir solche seitliche Zugänge von der Höhe her. Meist lag auch der Zuschauerraum der griechischen Theater an einer landschaftlich ausgezeichneten Stelle, von der aus die Theaterbesucher, wenigstens die auf den höheren Plätzen, welchen das Bühnengebäude die Aussicht nicht hemmte, einen weiten Blick hatten; so z. B. das Theater von Syrakus (Fig. 3) mit seinem herrlichen Anblick auf Hafen und Stadt; überhaupt sind fast alle in der Nähe des Meeres belegenen Theater so gebaut, daß der Zuschauerraum sich nach dem Meere zu öffnet und der frische Hauch des Seewindes dem Publikum in den heißen Stunden Erquickung bringen kann.

Die Sitzstufen waren, je nachdem es die Lokalität bedingte, entweder geradezu aus dem gewachsenen Felsboden herausgehauen oder auf künstlichen Fundamenten errichtet. In Athen saß man anfänglich auf der bloßen Erde des Akropolis-Abhanges oder auf hinzugetragenen Holzbänken; im vierten Jahrh. wurden dann die steinernen Stufen gelegt. Dagegen ist in Syrakus, Syhion und anderwärts fast der ganze Sitzraum mit den Stufen aus dem Fels gehauen. Ganz massiv erbaut mußten

aber fast überall die vorspringenden Enden oder Hörner des Theatrons sein, wo die Sitzplätze ihren Abschluß gegen das Bühnengebäude zu fanden. Hin und wieder, obgleich häufiger bei römischen als bei griechischen Theaterbauten, stößt der Zuschauer-raum auch direkt an die Seitenflügel des Bühnengebäudes an; aber diese Bauart empfahl sich deswegen nicht so sehr, weil eine beträchtliche Zahl von der an dieser Steinmauer sich entlang ziehenden Plätzen keinen oder doch wenigstens einen sehr mangelhaften Anblick auf die Bühne hatten. — Den Zugang zum Zuschauerraum vermittelten für das Publikum gewöhnlich die großen Portale, welche rechts und links zwischen Theatron und Bühnengebäude hineinführten und die zugleich, wenn die Zuschauer sich versammelt hatten, die Eintrittsthore für den Chor, die sog. Parodoi, abgaben. Allerdings gab es, sobald das Theater auf einer Anhöhe lag, noch andere Zugänge, welche zu den Absätzen der oberen Stockwerke vom Berge her führten; dieselben wurden aber vielleicht bloß bei der Entleerung der Theater, nicht beim Eingang benutzt; denn da man beim Eintritt sein Entree bezahlen resp. seine Eintrittsmarke abgeben mußte, so wird vermutlich behufs Vereinfachung der Kontrolle die Zahl der Zugänge beschränkt gewesen sein. Bei solchen Theatern, wo die Sitzreihen sich bis zum Bühnengebäude verlängerten, waren die Zugänge, da sie unterhalb der Sitzreihen hindurchführten, überwölbt (vgl. die Ansicht des Theaters von Syrakus), in der Regel aber haben wir sie uns als unbedeckt vorzustellen. — Die Einrichtung der Sitzplätze war die, daß die von der Orchestra an bis zum höchsten Rand des Theaters emporsteigenden Stufen zugleich als Sitze dienten; man saß unmittelbar auf dem Stein, wenn man sich nicht, wie viele thaten, zu größerer Bequemlichkeit ein Kissen mitbrachte oder von seinem Sklaven nachtragen ließ. Eine Anzahl von Plätzen, und zwar in den untersten Reihen, waren allerdings dadurch vor den andern ausgezeichnet, daß man Ehrensessel, ebenfalls von Stein, meistens von kostbarem Marmor, anbrachte; eine größere Zahl solcher Ehren-

fessel, wenn auch erst aus römischer Zeit herrührend, haben sich im Dionysostheater gefunden. Die gewöhnlichen Sitzstufen wurden meist in einer Höhe von M. 0,42—0,48 und in einer Tiefe von M. 0,60—0,70 angelegt. Eine Teilung der Sitze gab es nicht; und wenn man schon darauf gehalten haben mag, daß nicht zu viel Personen sich nebeneinander drängten, so waren doch keineswegs besondere Linien gezogen, welche jedem seinen bestimmten Platz zuwiesen. — Sehr zweckmäßig und dabei außerordentlich einfach ist die Art, auf welche man verhinderte, daß die Füße des höher Sitzenden den hinter ihm Sitzenden inkommodierten oder beschmutzten. Denn abgesehen davon, daß die Tiefe der Sitze an sich schon meist bedeutend genug war, um Berührungen möglichst zu verhindern, pflegte man auch die Stelle der Stufe, wo die Sitzenden ihre Füße hinstellten, etwas zu vertiefen. Manche Stufen zeigen sogar drei verschiedene Flächen: die den Höher Sitzenden zunächst liegende, vertiefte für die Füße, dann ein Gang für diejenigen, welche sich nach oder von ihren Plätzen begeben wollten und so hindurchschreiten konnten, ohne die Sitzenden zu belästigen; und als dritte Fläche die Sitzfläche der zunächst niedrigeren Reihe. Lehnen waren natürlich in der Regel nicht vorhanden; nur da, wo ein größerer Umgang war, wo also nicht unmittelbar auf die eine Sitzreihe die andere, nächsthöhere folgte, waren in der Regel solche angebracht, und zwar mit der Sitzstufe selbst aus einem Stück gearbeitet.

Bei größeren Theatern war der Zuschauerraum fast immer durch Abfäße in mehrere Stockwerke geteilt. Diese Abfäße liefen natürlich ebenfalls konzentrisch mit den Sitzstufen um das Theatron herum und hatten den Zweck, die Zirkulation des Publikums zu erleichtern; sie wurden daher in der Regel von beträchtlicher Breite gemacht (vgl. Fig. 5), ja bisweilen legte man zwei Umgänge unmittelbar nebeneinander, einen höher und einen tiefer belegenen, sodaß die Leute auf beiden, ohne sich zu drängen, bequem sich bewegen konnten. Den Verkehr zwischen den

einzelnen Sitzstufen vermittelten überall Treppen. Denn obschon die Anlage des ganzen Zuschauerraumes mit seinen allmählich immer höher aufsteigenden Sitzen eine treppenförmige ist, so waren doch diese Sitzstufen viel zu hoch, als daß man sie selbst hätte als Treppenstufen benutzen können; es mußten also eigene Treppen angelegt werden. Es giebt da im wesentlichen zwei Arten von solchen: kleinere Treppenabsätze, welche in der Richtung der Sitzreihen gehen und meist den Zweck haben, von einem Umgang aus zur nächsten Sitzstufe hinauf zu führen; und dann Haupttreppen, welche die Sitzstufen von unten nach oben in ihrer ganzen Anlage durchschneiden und zu dem Kreise, den das Theatron repräsentiert, gewissermaßen Radien bilden. Die Zahl dieser radialen Treppen ist je nach Bedürfnis größer oder kleiner; vielfach werden sie nach oben zu, wo die Entfernungen zunehmen, verdoppelt, indem zwischen je zwei Treppen noch eine dritte eingelegt wird; manchmal gehen auch die unten beginnenden Treppen weiter oben nicht weiter, sondern es tritt ein Wechsel in den Radien ein. Das gewöhnlichste freilich ist, daß die Treppen radial das ganze Theater durchschneiden bis hinauf zu den höchsten Sitzen und demnach den ganzen Zuschauerraum in eine Anzahl keilförmiger Abschnitte zerlegen, die denn auch die Bezeichnung Keile (*Kerkides*) führten. Mitunter hatten diese Keile auch besondere Benennungen, etwa nach Bildsäulen, die dort aufgestellt waren (so z. B. im Theater von Syrakus); und diese Bezeichnungen erleichterten dem Besucher das Auffuchen seines Platzes, falls er in einem ihm bestimmt zugewiesenen Keile Platz zu nehmen hatte. In der Regel sind die Stufen der Treppen so angelegt, daß je zwei Treppenstufen auf eine Sitzstufe kommen, also jede Treppenstufe halbe Höhe der Sitzstufe hat.

Den oberen Abschluß der Sitzreihen bildeten in späterer Zeit häufig offene Säulenhallen; die Römer legten hier auch gern, wenn das Terrain es erlaubte, Promenadenwege und sonstige Anlagen auf der Anhöhe des Theaters an, wo die Zuschauer sich während der Pausen ergehen konnten. Nach unten,

nach der Orchestra zu, war der Zuschauerraum durch eine Grundmauer abgeschlossen, welche so hoch sein mußte, daß die auf der ersten Stufe Sitzenden bequem die Bühne, welche schon ziemlich hoch über der Orchestra lag, überschauen konnten. Bisweilen befand hinter dieser Grundmauer, welche durch eine niedrige Brüstung eingefast war, bereits der erste für die Zirkulation des Publikums bestimmte Umgang; in diesem Falle führten Treppenstufen der erstbezeichneten Art seitwärts aus der Orchestra hinauf (s. Fig. 5).

Die Größe des Zuschauerraumes ist außerordentlich verschieden. Soweit wir bestimmte Messungen von Theaterbauten haben, gilt das Theater von Ephesos für das größte von allen; Falkener berechnet, daß es 56 700 Menschen hätte fassen können. Das größte in Europa befindliche Theater, das von Megalopolis, veranschlagt man auf 44 000 Plätze; das Dionysostheater auf 30 000. Die Berechnungen sind aber alle sehr unsicher, weil man nicht weiß, wie viel Fuß Sitzbreite für eine Person ungefähr berechnet wurde, und da würde ein Unterschied von einem halben Fuß eine sehr beträchtliche Differenz ergeben.

Die wichtigste Frage, welche sich an die Orchestra knüpft, ist die nach der bei den alten Schriftstellern oft erwähnten Thymele. Früher nahm man ziemlich allgemein an, es sei dies ein aus dem alten Dionysosaltar, um den ursprünglich die Chöre stattfanden, hervorgegangener Altarbau, welcher im Mittelpunkt der Orchestra belegen gewesen sei und um den herum sich der Chor gruppiert habe, während der Chorführer bei der Thymele selbst oder auf den Stufen derselben seinen Platz genommen hätte; auch die die Theaterpolizei vertretenden Beamten hätten dort gestanden. Nach dieser Vermutung ist die in Fig. 5 mitgeteilte Ansicht von Strack hergestellt, auf der wir inmitten der Orchestra einen altarähnlichen Bau mit Stufen angebracht finden. Indessen diese Deutung der Thymele hat sich als unhaltbar erwiesen; und wenn auch eine absolut sichere Lösung der Frage nicht möglich zu sein scheint, so ist doch unter den verschiedenen

Lösungsversuchen derjenige Wieseler's als der wahrscheinlichste zu bezeichnen, daß nämlich die Thymele ein hölzernes, in der Orchestra aufgeschlagenes Gerüst war, auf welchem der Chor seine Tänze aufführte. Hauptzweck dieses Gerüsts oder Podiums war wohl weniger der, die Choreuten auf einen höheren Boden zu stellen, als vielmehr ihnen Spiele und Tanz zu erleichtern, weil man auf dem elastischen Boden des Brettergerüsts sich leichter bewegen und tanzen konnte, als früher in der staubigen Orchestra (die darnach auch den Namen Konistra, „Staubplatz“, führte) oder selbst auf dem Steinpflaster, welches man später den Orchestren gegeben zu haben scheint. Ob vom Boden der Orchestra auf dieses Gerüst Stufen hinaufführten, wissen wir nicht, da wir über die Höhe desselben überhaupt nichts feststellen können. Die Größe des Podiums muß ziemlich beträchtlich gewesen sein, da es hinreichenden Raum für eine große Zahl von Choreuten abgeben mußte. Und abgesehen von diesen, deren Zahl bei lykischen Chören selbst bis auf 50 stieg, nahmen auch die Musiker, welche den Chor begleiteten, dort Stellung; ja allem Anschein nach sogar auch die Rhabdophoren, welche die Theaterpolizei ausübten; denn so sonderbar es uns auch erscheinen mag, daß man die Polizei, welche auf Ordnung im Publikum zu sehen hatte, an einem so exponierten Platze, zu den Seiten des Chores, aufgestellt haben sollte, so sind doch die Gründe, welche für diese Einrichtung sprechen, nicht zu entkräften. — Die gewöhnlichen Eingänge der Orchestra, durch welche der Chor seinen Einzug in dieselbe hält, sind dieselben Parodoi, die auch dem Publikum als Eingangspforten dienen; ähnlich wie bei den Eingängen auf der Bühne, galt auch bei den Choreingängen als Regel, daß die rechte Parodos (vom Beschauer aus) den Zugang aus der Nähe, von Stadt oder Hafen her, die linke aber die Ankunft aus der Fremde bedeutete.

Das Bühnengebäude war in den Anfängen des Theaterwesens nicht viel mehr, als ein bloßes Brettergerüst, auf welchem die Schauspieler auftraten, während der Chor in der tiefer



belegenen Orchestra seine Tanzbewegungen ausführte; daran schloß sich an der von der Orchestra abgewandten Seite ein Zelt, welches den Schauspielern als Aufenthaltort diente, wenn sie nichts auf der Bühne zu thun hatten, und von diesem Zelte, Skene, hat dann das Bühnengebäude später seinen Namen erhalten, obgleich auch später noch zwischen der eigentlichen Bühne und den damit in Verbindung stehenden Baulichkeiten unterschieden wird. Die eigentliche Bühne war ein oblonger, etwa 3,00—3,60 M. über dem Boden der Orchestra erhöhter Raum, welcher Proskenion genannt wird, auch wohl die spezielle Bezeichnung Logeion, d. h. „Redeplatz“ führt. Die untere Stütz- oder Frontmauer desselben war in der römischen Zeit in der Regel mit architektonischen Verzierungen, mit Reliefs oder Malereien ausgeschmückt; ob dies auch beim griechischen Theater der Fall war (wie es Strack in seiner Rekonstruktion angenommen hat), ist nicht überliefert, doch ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß man die Skenenfront, welche den Blicken, des Zuschauers ganz bloß lag, nicht als schmucklose Wand wird belassen haben. — Auf der Ansicht Stracks sehen wir auch Treppen angebracht, welche von der Orchestra auf das Logeion hinaufführen. Ob diese regelmäßig bei den Theatern angebracht waren, darüber haben wir ebenfalls keine sichere Entscheidung. Zwar sind Treppen, welche Orchestra und Bühne verbinden, in denjenigen Theaterstücken, in denen der Chor (wie z. B. im Philoktet) die Orchestra verläßt und auf die Bühne kommt, ganz unerläßlich; aber es ist sehr leicht möglich, daß man für diese Fälle eigens hölzerne Treppen angebracht, welche wieder entfernt wurden, wo eine solche Verbindung nicht notwendig war. Die Existenz derartiger beweglicher Treppen ist auch ausdrücklich bei alten Schriftstellern bezeugt.

An dies Proskenion schlossen sich nun die Baulichkeiten des Bühnengebäudes an, und zwar als ein meist mehrere Stockwerke hohes Haus, welches den Bühnenraum von drei Seiten einschloß; vgl. Fig. 5. In dem Plane des Dionysostheaters Fig. 2 (die

älteren, noch dem vierten Jahrhundert angehörigen Mauerreste sind hier leichter schraffiert, als die späteren Umbauten) hat man die Bühnenwand, die eigentliche Skene, in dem Stück g—z zu erkennen; rechts und links schlossen sich Seitenflügel, die sog. Paraskenien, an, als deren Abschluß seitwärts die Mauern 12 und 13 dienen. Die neuesten Untersuchungen Dörpfelds haben ergeben, daß das (vom Redner Lykurg erbaute) Bühnengebäude des Dionysostheaters ursprünglich gar kein festes Proskenion hatte, sondern daß damals der Spielplatz noch jedesmal eigens aus Holz hergestellt wurde. Erst in späterer Zeit hat man von den beiden Paraskenien ein Stück abgeschnitten und zwischen ihnen eine feste Szenerie angelegt. — Von dem Skenengebäude führten verschiedene Thüren nach der Bühne, und zwar waren an der Rückwand in der Regel drei Thüren angebracht, von denen angeblich eine jede ihre besondere Bedeutung gehabt hätte: die mittlere nämlich, heißt es, wäre diejenige des Hauptakteurs, des sog. Protagonisten, gewesen und hätte entweder einen Königspalast oder ein Wohnhaus oder eine Höhle bedeutet, je nach dem Inhalt des Stückes; die rechte Thür wäre für den zweiten Schauspieler bestimmt gewesen, die linke aber hätte keine besondere Bedeutung gehabt. Indessen dürfen diese Angaben keineswegs so verallgemeinert werden, wie es vielfach geschehen ist. Das Bühnengebäude hatte zwar wahrscheinlich in den meisten Fällen drei Ausgänge auf die Bühne (im Dionysostheater hat die Szenenwand freilich nur eine einzige Thür); aber da die Front desselben in der Regel durch eine Dekoration verdeckt war, so wurden diese Ausgänge nicht direkt benutzt, sondern die Schauspieler traten aus ihnen erst in den zwischen der Bühnenwand und der Dekoration noch bleibenden schmalen Raum und von da erst durch die Thüren in der Dekoration auf die Bühne. Je nachdem es nun der Inhalt der Handlung verlangte, war die Hintergrunds-Dekoration verschieden und dem entsprechend auch bald eine, bald mehrere Thüren oder Eingänge angebracht; ja unter Umständen wird vielleicht hier gar keine Thür gewesen sein, da ja die Schau-

spieler außerdem auch noch die von den Seitenflügeln her führenden Eingänge zur Disposition hatten. Sene Angabe paßt daher nur auf gewisse Stücke, namentlich auf solche Tragödien, in denen die Hauptperson des Stückes ein König ist; in diesem Falle allerdings mochte die Mittelthür diejenige sein, welche zum Königspalaste führte und deren sich daher wesentlich nur der Protagonist bediente, obgleich selbstverständlich damit nicht gemeint sein kann, daß derselbe immer nur durch diese Thüre ging und kam, was der Inhalt der Stücke vielfach von selbst verbieten würde. Auch kam es nicht selten vor, daß zwar ein König im Stücke auftrat, seine Rolle aber eine Nebenrolle war und nicht in der Hand des Protagonisten lag, und dann konnte vom Festhalten jener angeblichen Regel erst recht nicht die Rede sein.

Die Seitenflügel dienten theils zum Aufenthalt für die Schauspieler, theils vielleicht auch zu dem der Chöreuten; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der Chor vor seinem Auftreten und während der Zeit, wo er nicht in der Orchestra war, dorthin sich zurückzog und daß demnach von diesen Paraskenien auch Ausgänge nach den Parodoi führten. Daß auch Thüren von hier nach der Bühne gingen, haben wir schon erwähnt; und diese Thüren hatten allerdings, ebenso wie die Parodoi in der Orchestra, ihre bestimmte Bedeutung, insofern nämlich durch die rechts belegene diejenigen die Bühne betraten, welche von der Heimat, in der das Stück spielt, kamen, durch die linke aber die aus der Fremde ankommenden, z. B. Boten, Gäste, Heimkehrende u. dgl.

Dekorationen hatte man nur für die Bühne, während die Orchestra derselben gänzlich entbehrte und wahrscheinlich auch nicht einmal sogenannte Versatzstücke aufwies. Es ist reine Phantasie, wenn von mancher Seite für einige Dramen eine Verbindung von Bühne und Orchestra in der Weise angenommen worden ist, daß das Ganze einen Berg mit felsigen Höhlen u. s. w. vorstellte. Der Grieche wünschte zwar auch eine gewisse Illusion, aber eben nur auf der Bühne; wie es vor derselben beschaffen war, das störte ihm seine Illusion eben so wenig,

wie uns heutzutage etwa in der Oper das davor sitzende Orchester stört. Die Orchestra erhielt ihre Bedeutung erst durch die jedesmalige Szene; stellte diese einen Palast dar, vor welchem das Logeion gleichsam den Vorplatz bildete, so wurde die Orchestra dadurch zu einem öffentlichen Platze, auf welchem sich das Volk versammelte; stellte der Hintergrund einen Tempel vor, so war die Orchestra das Temenos, der geweihte Raum unmittelbar vor demselben etc. Nur das sog. Hypostenion d. h. die untere Frontmauer des Logeion, hat man vielleicht manchmal mit in die Bühnendekoration hineingezogen, so daß also, wenn die Bühne z. B. eine wilde Waldgegend mit einer Höhle vorstellte, auch die Szenenfront eine entsprechende Ausstattung erhielt. —

Die Dekorationsmalerei oder Skenographie, in welcher zuerst die griechische Malerei sich einigermaßen an die Aufgaben der perspektivischen Zeichnung herangewagt zu haben scheint, hatte nun freilich nicht entfernt so schwierige und verwickelte Aufgaben, wie die moderne Bühnenmalerei. Die wesentlichsten Dekorationsstücke sind der Hintergrund und die sogenannten Periakten. Der Hintergrund oder auch das Proskenion hatte die Aufgabe, die Wand des Bühnengebäudes zu verkleiden und zugleich das Lokal der Handlung: einen Platz mit einem Palast, oder eine Straße mit Privathäusern, oder einen Wald u. s. w. zu bezeichnen. An die große Abwechslung, welche die moderne Bühne in ihren Dekorationen kennt, darf man nicht denken; auch die Ausführung wird sich mit den allgemeinsten Andeutungen begnügt haben. Wahrscheinlich hing dies Hintergrunds-Tableau in einem hölzernen Gerüst oder Rahmenwerk und ruhte in der unmittelbaren Nähe der inneren Szenenfront auf dem Bretterboden der Bühne auf. In welcher Weise freilich bei einer Verwandlung der Szene, wie sie auch im alten Drama bisweilen nötig war, die Dekoration des Hintergrundes gewechselt wurde, wissen wir nicht; vielleicht wurde in solchem Falle schon vor der Aufführung hinter der ersten eine zweite Dekoration aufgehängt, so daß man, ähnlich wie heute, bei der Verwandlung die vordere Dekoration

nur zu beseitigen brauchte (etwa durch Versenkung oder Teilung in zwei seitwärts gezogene Hälften, denn Aufziehen ist, bei dem Fehlen eines Schnürbodens, nicht gut denkbar), um die dahinter liegende zweite erscheinen zu lassen.

Die zweite Art der Dekoration, welche die Stelle unserer modernen Koulissen vertritt, sind die sogenannten Periakten: nämlich zwei, auf den beiden Seiten der Bühne in einiger Entfernung von den Parastenien befindliche, drehbare Vorrichtungen von der Gestalt eines dreiseitigen Prismas, welche unten mit der Axe im Bretterboden der Bühne hafteten und um diese Axe sich bewegten; jede derselben hatte also drei Flächen für Dekorationen, sodaß man durch Umdrehung drei verschiedene Szenen andeuten konnte, und damit hat man zweifellos für jedes Theaterstück ausgereicht, denn in den uns erhaltenen Stücken kommt überhaupt nur in zweien (in den Eumeniden des Aeschylus und im Nias des Sophokles) Szenenwechsel vor, und in jeder dieser Tragödien nur einmal. Auch für diese Periakten hatte man jedenfalls einen kleinen Vorrat von Dekorationen, da man ja sehr leicht die an sich wahrscheinlich nur aus einem einfachen Gestell bestehenden Gerüste mit wechselnden Malereien bekleiden konnte. Die Auffassung, daß die antike Bühne überhaupt nur drei Periakten-Ansichten gehabt hätte, nämlich eine für die Tragödie, eine für die Komödie und eine für das Satyrspiel, ist sicherlich verfehlt.

Anderer Dekorationen, als den Hintergrund und die Periakten, hat die griechische Bühne nicht besessen; nur etliche Verfaßstücke müssen vorgekommen sein, als Ruhebänke, Altäre, Grabmäler u. dgl., worauf wir schon durch den Inhalt mehrerer der uns erhaltenen Dramen geführt werden. Dagegen ist es durchaus fraglich, ob das griechische Theater sich, wie das römische, bei welchem es allerdings feststeht, eines Vorhanges (der aber bei der römischen Bühne nicht nach oben ging, sondern in den Erdboden sank, wenn die Bühne sich öffnete) bedient habe; ein unbestreitbares Zeugnis dafür liegt, obgleich von

manchen behauptet, nicht vor. Ganz und gar unbekannt aber war die Einrichtung des abscheulichen, noch immer die moderne Bühne verunzierenden Souffleurkastens, da man offenbar überhaupt ohne Souffleur gespielt hat.

Ziemlich verwickelt ist dagegen das Maschinenwesen der alten Bühne gewesen. Wir wissen freilich mit den zahlreichen Namen solcher Theatermaschinen, die uns überliefert sind, nicht viel anzufangen und können nur von wenigen eine etwas deutlichere Vorstellung gewinnen. Eine sehr häufig zur Verwendung kommende Vorrichtung ist das sog. Ekkyklema („Herausrollmaschine“), welches nach den Angaben der Alten die Aufgabe hatte, Vorgänge im Innern des Hauses (hinter der Bühne, würden wir sagen) dem Zuschauer zu zeigen, da im griechischen Drama niemals ein Zimmer Ort der Handlung ist, sondern alles unter freiem Himmel vor sich geht. Die Beschaffenheit dieser Vorrichtung ist aber, zum Teil deshalb, weil unsere Quellen selber keine recht sichere Kenntniss der Sache mehr besaßen, schwer zu beurteilen; wahrscheinlich teilte sich auf irgendwelche Weise der Hintergrund und die Person oder die Gruppe, welche auf dem Ekkyklema gezeigt werden sollte, wurde auf einem leicht auf Rollen oder Rädern gehenden Brettergerüst, welches man sich natürlich etwas verkleidet denken muß, „herausgerollt“; unter Umständen war wohl auch keine besondere Auseinanderschließung des Hintergrundes notwendig, sondern es genügte, wenn das Ekkyklema durch eine der drei Hintergrunds-Thüren herausgeschoben wurde. Daß eine ähnliche Vorrichtung auch Personen, welche im oberen Stockwerk eines Hauses gezeigt werden sollten, in der entsprechenden Höhe über der Bühne herausrollte, geht aus den Acharnern des Aristophanes hervor, wo Euripides in solcher Weise auf einem balkonartigen Gerüst des Oberstockes zum Vorschein kommt. — Eine andere Vorrichtung führte direkt den Namen „Maschine“, Mechanē; sie diente dazu, plötzlich auftretende Götter (daher die Redensart „Deus ex machina“, wenn ein vom Olymp herabkommender Gott gewaltsam den

Knoten der Handlung durchhieb), Heroen oder Sterbliche, namentlich aber solche Personen, welche von oben her, gleichsam fliegend, auftreten sollten, in der Luft schwebend zu erhalten. Wo und wie diese Maschine angebracht war, darüber ist freilich wiederum keine Klarheit zu gewinnen; es scheint, als hätte sich auf jeder Seite der Bühne, oberhalb der Seiteneingänge an den Paraskenien, eine solche Einrichtung befunden, wobei die linke nur von Göttern benutzt wurde, während die rechte auch bei anderen Gelegenheiten zur Verwendung kam. Die Maschine selbst befand sich also für gewöhnlich auf irgendwelchem Oberboden des Bühnengebäudes. Es muß eine ziemlich lustige und nicht ungesährliche Prozedur gewesen sein, auf solcher Maschine aufzutreten; die Schauspieler, welche diese Luftreise anzutreten hatten, wurden in der Regel mit Stricken oder Gurten festgebunden; und nicht umsonst bittet im Frieden des Aristophanes Trygaios, als er sich auf seinem Lustroß, dem Mistkäfer, also auf einer jedenfalls ähnlichen Fliegemaschine, befindet, den Maschinenmeister, welchem die Besorgung aller dieser Einrichtungen oblag, er möge doch hübsch acht geben, daß ihm kein Unglück passiere. Dagegen war das Theologeion, wie es scheint, bloß ein über dem Haupteingange der hinteren Bühnenwand befindliches Gerüst, auf welchem die Götter, wahrscheinlich von Wolken umgeben, erschienen; von der Mechane unterscheidet es sich dadurch, daß es nicht dazu bestimmt ist, die olympischen Götter auf die Erde zu bringen, sondern sie in der Höhe ruhig thronend zu zeigen; denn nur die zur Erde herabsteigenden Götter kommen auf der Mechane, die im Olymp gedachten aber erscheinen auf dem Theologeion. — Mit der Mechane verwandt war der sog. Kranich (Geranos), ein aus der Höhe herabgelassenes, krahnartiges Werkzeug, dessen man sich bediente, wenn Menschen von der Bühne fort in die Höhe gehoben werden sollten, wie z. B. wenn Eos den Leichnam des Memnon durch die Luft entführte.

Sodann gab es Maschinen, um Blitz und Donner zu erzeugen. Wie man freilich den Blitz gemacht, darüber fehlen

uns alle Andeutungen; und man kann sich auch schwer vorstellen, wie das beim hellen Tageslicht mit Erfolg sollte möglich gewesen sein. Der Donner aber wurde dadurch bewirkt, daß in dem unter der Bühne befindlichen Raume Schläuche, welche mit Steinchen gefüllt waren, auf Erzplatten hin- und hergewälzt wurden. In diesem gleichen Kellerraume befanden sich wahrscheinlich auch die sog. Charonischen Treppen, eine Vorrichtung, durch welche Geister von Verstorbenen auf die Bühne gebracht wurden. Es ist zwar alles nähere Detail über diese Treppen von hypothetischer Art; indessen darf es doch als höchst wahrscheinlich bezeichnet werden, daß sie nach Art unserer Versenkungen gearbeitet waren, da es ja hinlänglich zweifellos ist, daß der Boden der Skene einen hohlen Raum einschloß und sich demnach eine derartige Vorrichtung sehr leicht anbringen ließ.

Bevor wir uns nun nach dieser Besprechung der baulichen Einrichtung der Theatergebäude den Aufführungen selbst und den damit verbundenen Umständen zuwenden, haben wir einige kurze orientierende Bemerkungen über die zur Aufführung gelangenden Theaterstücke selbst vorauszuschicken. Auf der altgriechischen Bühne wurden bekanntlich drei Arten von Dramen aufgeführt: Tragödien, Komödien und Satyrspiele. Während aber die Komödien von jeher einzeln zur Aufführung kamen und eine jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bildete, hatte sich bei der Tragödie, im Zusammenhang mit der Entwicklung derselben aus dem Dionysos-Mythos und einer damit verbundenen Dreiteilung der Handlung, der Gebrauch herangebildet, daß ein größerer Mythenkreis in drei inhaltlich unter sich zusammenhängenden, obwohl jede für sich ein abgerundetes Ganze bildenden Tragödien behandelt wurde, in einer sogenannten Trilogie. Ungefähr gleichzeitig aber entstand die auf den ersten Blick etwas überraschende Sitte, daß man auf diese drei ernstesten Stücke mit ihrem hochpathetischen, oft tief erschütternden Inhalte ein lustiges Satyrspiel des gleichen Dichters folgen ließ, eine tolle Posse, bei welcher ein Chor von Satyrn in der aus-



gelassensten Weise mit irgend welcher mythischen Handlung, die natürlich auch in travestierter Form erschien, in Verbindung gebracht war; und diese Vereinigung von vier Dramen hieß eine Tetralogie. Leider haben wir keine einzige Tetralogie vollständig erhalten; nur die uns aufbewahrte Trilogie des Aeschylos, welche die Orestessage behandelt (I. Agamemnon: die Ermordung Agamemnons durch Klytämnestra und Aegisthos; II. Choëphoren: die Rache an den Mördern durch Orestes; III. Eumeniden: die Entführung des Muttermörders durch den Aëropag), giebt uns einen Begriff davon, in welcher Weise die tragischen Dichter ihren Stoff trilogisch gliederten. Indessen hat sich der Brauch, daß die tragischen Dichter bei den Dionysien mit vollständigen Tetralogien, bei denen die Trilogien innerlich zusammenhingen, gegeneinander kämpften, nicht sehr lange erhalten. Vollständig zur Geltung gekommen war er erst unter Aeschylos; aber bereits Sophokles hatte sich davon wieder frei gemacht, und bei den Tetralogien, mit denen er sowohl als Euripides auftraten, war der innere Zusammenhang der Tragödien aufgegeben. Noch später wurde es üblich, daß die einzelnen Tragödien, welche für sich allein schon ein abgeschlossenes Ganze bildeten, auch einzeln aufgeführt wurden, sodaß die Dichter mit Drama gegen Drama in die Schranken traten; doch lehren uns Inschriften, daß auch im vierten Jahrhundert noch Trilogien, wenn auch ohne inneren Zusammenhang, aufgeführt wurden. — Von diesen drei Dramengattungen hat eine jede im Verlaufe der griechischen Litteraturblüte mehr oder weniger bedeutende Wandlungen durchzumachen gehabt.

Die Tragödie, welche zu ihrem Inhalt in den allermeisten Fällen einen Mythos hatte, aber auch nicht davor zurückschreckte, zeitgeschichtliche Stoffe, wie die Einnahme Milets, die Kämpfe mit den Persern, zu behandeln, zeigte anfänglich ein bedeutendes Vorwalten der lyrischen, vom Chor vorgetragenen Partien gegenüber dem rein dramatischen Teile. Vor Aeschylos war von dramatischer Behandlung überhaupt noch wenig die Rede; da-

malß hatte man nur einen einzigen Schauspieler, welcher zusammen mit dem Chor die ganze Handlung trug und sich dabei hauptsächlich erzählend verhalten mußte, sodaß von Vorführung bewegter Situationen und von Dialog noch wenig die Rede war. Aeschylos führte sodann einen zweiten Schauspieler ein, und da durch Umkleiden der Schauspieler die Zahl der Rollen vermehrt werden konnte, so wurde die Handlung erweitert und belebt, der Dialog lebhafter. Als dann Sophokles noch einen dritten Schauspieler hinzufügte, eine Neuerung, von welcher auch Aeschylos noch in seiner letzten Periode Gebrauch machte (über drei Schauspieler ist das griechische Drama nicht hinausgekommen), da war der Sieg des dramatischen Theiles über den lyrischen entschieden, und von da ab tritt der Chor in seiner Bedeutung gegenüber den Schauspielern mehr und mehr zurück, um schließlich ganz zu verschwinden. Denn in der Tragödie des Euripides war das Dramatische bereits so überwiegend geworden, daß der Chor eigentlich entbehrlich geworden war; freilich konnte Euripides noch nicht wagen, diese durch Religion und Tradition geheiligte Einrichtung aus der Tragödie zu entfernen, aber indem er den Anteil des Chors an der Handlung immer mehr verminderte, bereitete er seinen Ausfall vor. Während daher bei Aeschylos die Festlieder und Reflexionen des Chores noch einen beträchtlichen Raum füllen, der Chor sogar bisweilen insofern eine thätige Rolle übernimmt, als er die Handlung überragt und eine mitwirkende Persönlichkeit wird, ist bei Euripides seine Anwesenheit eine mehr zufällige; er ist der Sprecher der Dogmen und der Ansichten des Dichters, aber in den Gang der Handlung greift er nicht ein, ja in den meisten Tragödien könnte er ohne Beeinträchtigung der Handlung ganz gut fehlen. Nur bei Sophokles sind Chor und Dialog in harmonischem Gleichgewicht. — Entsprechend dieser verschiedenartigen Bedeutung des Chors waren auch die dem Chore zufallenden Vortragspartieen im Verlauf der Entwicklung des Dramas von wechselnder Art. Auf Details können wir uns hier freilich nicht

einlassen; im allgemeinen möge gesagt sein, daß man in der Regel ein Einzugs- oder Austrittslied des Chores (Parodos) zu trennen hat von den im weitem Verlauf der Handlung vorge-  
tragenen, einen Ruhepunkt bildenden Chorliedern, welche zwar auch mit Marschbewegungen, aber ohne Verlassen der Orchestra vorgetragen werden und daher Standlieder (Stasima) heißen; durch diese größeren Chorpartieen wird das Drama in eine Anzahl von Theilen zerlegt (Epeisodia), welche sich mit unsern Akten vergleichen lassen, indem während der Chorlieder die Handlung stillsteht und der Zuschauer Zeit hat, sich zu sammeln und das Gehörte und Gesehene auf sich wirken zu lassen; wobei denn das inzwischen ertönende Chorlied dazu beiträgt, daß die durch die Handlung in ihm erweckte Stimmung nicht verloren geht, oder ihn wohl auch auf das Kommende vorbereitet.

Die ältere Komödie, deren Hauptvertreter Aristophanes ist, bediente sich gleich der Tragödie des Dialoges und des Chorgesanges. Inhaltlich stand sie größtentheils auf dem Boden der Wirklichkeit. Sie entnahm ihre Stoffe meist der Gegenwart, behandelte politische, soziale, litterarische und sonst allgemein interessierende Fragen, jedoch in phantastischer Form, mit den abenteuerlichsten Masken und tollsten Erfindungen, dabei mit ausgelassener Freiheit Hiebe nach allen Seiten austeilend und ebensowenig den gewöhnlichen Bürgermann, als die mächtigen und hochstehenden Persönlichkeiten verschonend. Dabei war dann die Rolle, welche der Chor zu spielen hatte, in mancher Beziehung von der, welche er in der Tragödie übernahm, sehr verschieden; namentlich darin, daß der komische Chor öfters ganz und gar aus dem Rahmen der Handlung austritt und als der Herold des Dichters, welcher diese Gelegenheit benützt, um seine politischen und sonstigen Ansichten an den Mann zu bringen, persönliche Händel auszufechten und überhaupt zu sagen, was er auf dem Herzen hat, sich an das Publikum wendet: das sind jene Chorlieder der Komödie, welche den Namen Parabasen führen. Auch äußerlich unterschied sich der komische Chor vom

tragischen, abgesehen von dem abweichenden Kostüm, noch dadurch, daß letzterer in der Regel aus zwölf Choreuten, jener aus der doppelten Anzahl bestand; und daß die Tanzbewegungen und Rhythmen der komischen Chöre größtenteils einen ganz andern Charakter trugen, als die der tragischen, versteht sich von selbst. — Indessen noch bei Aristophanes' Lebzeiten begann die Umwandlung der Komödie in ihrer äußern Gestalt wie in ihrem innern Wesen. Außerlich geschah diese Veränderung durch den Wegfall des Chors, zu dessen kostspieliger Ausstattung sich die Bürger nicht mehr bereit finden ließen; und damit war jene treffliche Gelegenheit, mit lachendem Munde derbe Wahrheiten zu sagen, geschwunden und die allmähliche Veränderung des Inhalts vorbereitet. Der gänzliche Umschwung vollzog sich in der sogenannten neuern Komödie der Attiker, welche des Chors gänzlich entbehrt und anstatt politischer oder sozialer Satire Sittenbilder aus dem athenischen Leben, Liebesintriguen, komische Verwechslungen u. dgl. zu ihrem Gegenstande macht, mithin auf dem gleichen Boden steht, wie das moderne Lustspiel. Damit verschwand dann natürlich das lyrische Element, welches die ältere Komödie ebenso wie die Tragödie nicht bloß in den Chorpartieen, sondern auch in den dramatischen Abschnitten der Schauspieler aufzuweisen hatte; die Handlung wird durchweg dialogisch, und das musikalische Element, welches früher auch in der Komödie eine sehr wesentliche Rolle gespielt hatte, wird, indem es sich auf die Begleitung der Rezitation beschränkt, von ganz untergeordneter Bedeutung.

Das Satyrspiel endlich ist dasjenige von den dreien, an welchem wir am wenigsten Veränderungen nachweisen können, das aber freilich auch nur ein kürzeres Dasein gehabt hat. Erfunden ward es von einem Zeitgenossen des Aischylos, Pratinas; wahrscheinlich geschah es in der Absicht, dem Publikum, welches nach Einführung der Tragödie die volkstümlichen Späße schmerzlich vermissen mochte, die früher die Dionysosfeier erheitert hatten, einen Ersatz dafür zu bieten und sein Verlangen nach

derberer Kost zu befriedigen. Anfangs scheint man das Satyr-  
drama den Tragödien vorausgeschickt zu haben, was aber bald  
aufgegeben wurde. Satyrspiele allein, ohne vorausgehende Tra-  
gödien, hat man in der Blütezeit des Dramas niemals aufge-  
führt; sie gehörten so sehr zur Tragödie, daß es auch nur  
Tragödiendichter sind, welche uns als Verfasser von Satyrdramen  
genannt werden. Unter Pratinas und Äschylos war die Blüte-  
zeit des Satyrdramas; auch Sophokles und Euripides haben  
solche verfaßt, und von letzterem ist uns bekanntlich eines, der  
„Kyklops“, noch erhalten; aber damals hatte es bereits seinen  
Höhepunkt überschritten, zumal es nicht mehr den notwendigen  
Abschluß einer dramatischen Tetralogie bildete. Immerhin haben  
sich Satyrspiele noch Jahrhunderte lang, bis ins zweite Jahr-  
hundert hinein, auf der Bühne erhalten; ja es ist sogar vor-  
übergehend der freilich bald wieder aufgegebene Versuch von den  
alexandrinischen Dichtern gemacht worden, das Satyrspiel wieder  
tetralogisch mit Tragödien zu verbinden. Über den Inhalt dieser  
späteren Satyrdramen wissen wir allerdings nur wenig; die er-  
haltenen Titel alexandrinischer Satyrspiele zeigen aber, daß man  
damals zum Teil auch das wirkliche Leben hineinzog, woneben  
die mythologischen Stoffe, welche den alleinigen Inhalt des  
alten Satyrdramas ausgemacht hatten, auch noch weiter beibe-  
halten wurden.

Das alte Drama, worunter wir demnach die alte Tra-  
gödie, das Satyrspiel und die alte Komödie verstehen, war eine  
Verbindung dreier Künste: der Poesie, Musik und Orchestik.  
War letztere in der Regel auf den Chor beschränkt, — daß ein-  
mal ein Schauspieler einen Tanz ausführte, kam höchstens im  
Lustspiel vor, — so fiel der musikalische Teil nicht bloß  
dem Chore, sondern auch den Schauspielern zu; denn wenn  
auch der gewöhnliche Dialog in bloßer Rezitation bestand, so  
gab es doch größere Partien auch des rein dramatischen Teils,  
welche von den Schauspielern nicht deklamiert, sondern gesungen  
wurden. Freilich gehen die Ansichten der Neueren über die

Vortragsweise der rein dialogischen Partien sehr auseinander. Ohne daß wir uns auf eine Darlegung der verschiedenen Meinungen einlassen können, bezeichnen wir es als das wahrscheinlichste, daß in der Komödie weit mehr ohne jede musikalische Begleitung im Dialog nur gesprochen wurde, während in der Tragödie durchgeführte musikalische Komposition mit mehr dramatischem Vortrag (gesprochener Rezitation unter Musikbegleitung) und selbst mit einfacher Deklamation wechselte. Dazu kamen dann die ganz durchkomponierten, auch im Metrum lyrisch gehaltenen Solovorträge der Schauspieler, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit den Bravourarien der modernen Oper haben; sie sind in der älteren Tragödie seltner, als in der des Euripides, bei dem sie bisweilen einen unverhältnismäßig großen Platz beanspruchen. Endlich gab es auch musikalische Wechselgesänge zwischen Schauspielern und Chor resp. Chorführern. — Die zur Begleitung dienenden Instrumente waren zunächst Lyra und Kithara, sodann namentlich die Flöten. Die Saiteninstrumente scheinen besonders zum Nachschlagen gebraucht worden zu sein, wie etwa die Akkorde bei unseren Rezitationen; die Flötenbegleitung dagegen gab vermutlich nur die Haupttöne an und führte die Melodie des einstimmig gesetzten Chores oder des Solosängers entweder in der gleichen Höhe oder um ein bis zwei Oktaven höher durch. Flötenspiel begleitete die meisten Chorlieder; mit dem Chore zusammen zog ein Flötenspieler ein, welcher seinen Platz gleichfalls auf der Thymele nahm. Als in der späteren Tragödie die früher sehr einfach gehaltene Musik polyphoner und glänzender wurde, bliesen mehrere Flötenspieler gemeinschaftlich und übertönten nicht selten mit ihren grellen Instrumenten den Gesang; doch blieb für die Einzelgesänge von der Bühne die Begleitung einer einzigen Flöte das übliche.

Die Orchestrik des Dramas, welche, wie gesagt, wesentlich dem Chore zufiel, bestand in der Tragödie vornehmlich in marschartigen Bewegungen und allerlei wechselnden Aufstellungen,

wie sie etwa in der modernen Polonaise oder bei turnerischen Aufmärschen heutzutage geübt werden. Dagegen waren die Tänze der Choreuten in der Komödie viel lebhafter, nicht selten stark lasciv, und auch die Tanzbewegungen des Satyrnchors trugen durchweg burlesken, stellenweise sogar obszönen Charakter. Doch bestand die chorische Tanzkunst zweifelsohne nicht bloß in gewissen, der Musik sich anschließenden taktmäßigen Bewegungen der Füße, sondern es trat auch der ganze Körper und vor allem die Arme und Hände jednfalls mit in Thätigkeit, so daß der Tanz vielfach an unser modernes Ballet oder an die Pantomime erinnern mochte. Eine ganz deutliche Vorstellung davon zu gewinnen, ist für uns sehr schwer; die zumal in neuester Zeit hierüber vorgebrachten Hypothesen schweben nicht minder in der Luft, als die oft sehr wunderlichen Ausnahmen, welche über den Vortrag der chorischen Partieen, über die Verteilung einzelner Verse, ja selbst Worte der Chorlieder unter Halbhöre, Chorführer oder einzelne Choreuten aufgestellt worden sind. Auf jeden Fall aber war die Aufgabe, welche dem Chore zufiel, keine leichte, und das gilt in um so höherem Grade, als die Choreuten nicht, wie die Schauspieler, Berufskünstler, sondern Dilettanten waren, welche eigens für jede Aufführung einexerziert werden mußten. Das hängt mit dem Wesen der nunmehr von uns zu besprechenden Einrichtung der Choregie zusammen.

In ältester Zeit war die Ausstattung und Aufführung der Dramen noch nicht, wie später, Staatssache, sondern der Dichter übernahm die Kosten hierfür und suchte sich durch Einziehung eines bestimmten Eintrittsgeldes schadlos zu halten. Als aber die Theateraufführungen einen regelmäßigen Bestandteil der dionysischen Feste bildeten, da nahm der Staat die Sache in die Hand und regelte die Verhältnisse in der Weise, daß er die Auslagen für den Chor als sog. Liturgie einem wohlhabenden Bürger überband und die übrigen Kosten selbst trug. Diese liturgische Leistung heißt Choregie, weil ursprünglich derjenige, welcher die Kosten übernahm, auch den Chor selbst ein-

studierte und anführte. Für die verschiedenen chorischen Auf-  
führungen, welche bei den mannigfaltigen Festen notwendig  
waren (abgesehen von den tragischen und komischen Chören  
handelte es sich auch um lyrische und andere Choraufführungen),  
wählte jede Phyle je einen Choregen, und zwar immer schon im  
Jahre vorher, weil die Vorbereitungen viel Zeit erforderten.  
Wollte nun ein Dichter an irgend einem Feste ein Drama von  
sich aufführen lassen, so handelte es sich für ihn nicht darum,  
die notwendigen Schauspieler zu erlangen, sondern er brauchte  
einen Chor. Er wandte sich daher an denjenigen Archonten,  
welchem die Beforgung des betreffenden Festes oblag und er-  
suchte ihn um Zuweisung eines Choregen; und es scheint, als  
ob es in der Hand dieses Beamten gelegen habe, das Drama  
anzunehmen oder abzulehnen. Vermuthlich reichten die Dichter  
ihre Stücke im Manuscript ein. Beschränkungen hinsichtlich der  
Meldung gab es, abgesehen davon, daß der Dichter selbstver-  
ständlich Bürger und unbescholten sein mußte, nur betreffs der  
Komödie, da man hierbei wegen ihres politischen Charakters vom  
Dichter ein bestimmtes Alter (30 Jahre nach den meisten An-  
gaben) forderte. Nahm der Archont das Drama an, so wies  
er dem Dichter einen der Choregen zu (durch Wahl oder Los).  
Dabei war es keineswegs gleichgiltig, ob es sich um Tragödien  
oder Komödien handelte; denn die Tragödie erforderte zu der  
Zeit, da man mit Tetralogien konkurrierte, einen mindestens noch  
einmal so großen Aufwand, als die Komödie, wegen der größeren  
Zahl der Choreuten; es ist daher wohl möglich, daß die Choregen  
mitunter vom Staate einen Zuschuß zu ihren Kosten erhielten, zu-  
mal es, als es mit der Blüte Athens und dem Reichthum seiner  
Bürger abwärts ging, immer mehr Mühe machte, Leute zu fin-  
den, welche sich zur Tragung dieser bedeutenden Ausgabe bereit  
erklärten, und es kam später auch nicht selten vor, daß mehrere  
Choregen sich gemeinschaftlich für einen Chor zusammenthaten.

Aufgabe des Choregen war es nun, zunächst das  
erforderliche Personal zusammenzubringen und solche, welche



nicht umsonst aufzutreten verpflichtet waren, zu besolden. Er mußte ferner einen Chorlehrer, welcher den Chor einzuüben hatte, wählen und honorieren, und dieser Chorodidaskalos übernahm dann meist auch bei der Aufführung die Stelle eines Chorführers. In früherer Zeit freilich, wo dies Chorlehren noch keine Profession war, wie später, und wo auch der Dichter selbst noch bei der Einübung half, übte der Choreg oft selbst seinen Chor ein, ja trat wohl auch bei der Aufführung des Stückes selbst als Chorführer auf; aber später wurde das immer seltener. Der Chorege hatte ferner für die Übungen des Chores ein Lokal zu beschaffen, event., wenn er selbst keines zur Disposition hatte, zu mieten, die Choreuten während der Übungszeit zu beköstigen und sie mit festlichen Kleidern und Kränzen für die Aufführung zu versehen. Ob er in letzterer Hinsicht größeren oder geringeren Aufwand machen wollte, stand in seinem Belieben; nur riskierte ein Choreg, welcher etwa einen komischen Chor spärlich ausrüstete und kärglich beköstigte, daß der Dichter ihn dafür bei anderer Gelegenheit vor dem Publikum durchhechelte; und auch bei Erlangung eines Preises kam sicherlich neben der guten Erfüllung der Aufgabe des Chors auch sein äußeres Auftreten in Betracht.

Die Choreuten waren meist freie Bürger; Fremde wurden eifersüchtig ausgeschlossen. Unbedeutend war ihre Aufgabe übrigens keineswegs; es war ebenso körperliche Gewandtheit für die Tänze, als tüchtige musikalische Bildung erforderlich, und Einsicht im Vortrage, Verständnis des poetischen Textes durfte ihnen nicht abgehen, wenn sie das Werk des Dichters dem feinsühligen attischen Publikum in zufriedenstellender Weise vorführen wollten. Es ist daher begreiflich, daß ein tüchtiger Choreg sich alle mögliche Mühe gab, gute Choreuten zu bekommen, umsomehr, als auch die Choregie ein Agon war, indem bei den Aufführungen nicht bloß die Dichter, sondern auch die Choregen um den Preis rangen. Zu den genannten Leistungen der Choregen traten aber dann bisweilen noch anderweitige Ver-

pflichtungen hinzu, als Besorgung von Requisiten, Dekorierung der Parodoi, vielleicht auch Besorgung von Opfertieren, wenn solche im Drama gebraucht wurden. In späterer Zeit, als der Chor seine Bedeutung verloren hatte und daher auch die Kosten dafür geringer geworden waren, muß der Choreg auch für das Kostüm der Schauspieler gesorgt haben, wovon in der Blütezeit des Dramas keine Rede ist. Überhaupt trat in der hellenistischen Periode eine totale Umgestaltung der Choregie ein, wie uns die Inschriften lehren. Es wurde nämlich üblich, daß vom Volke *Agonotheten* auf ein Jahr gewählt wurden, denen die Besorgung der musischen Agone an den Dionysien und anderen Festen oblag. Sie hatten für die regelmäßige und würdige Aufführung der Agone, für gewisse Opfertiere u. dgl. Sorge zu tragen, was oft eine recht kostspielige Sache war, und legten, wie alle Beamten, nach Ablauf ihrer Amtsdauer Rechenschaft ab. Bei dieser Einrichtung übernahm der Demos gewissermaßen die Choregie und übertrug seine Verpflichtungen auf den einen *Agonotheten*, der dann sämtliche Chöre zu besorgen hatte, deren es ja damals nicht mehr so viel gab, als in der Glanzzeit des Dramas. Die Neuerung war dadurch notwendig geworden, daß die Zahl der reichen Familien, deren man pekuniäre Opfer zumuten konnte, sehr klein geworden war, und aus diesen nahm man dann die *Agonotheten*. Diese Veränderung im Wesen der Choregie scheint unter der Staatsverwaltung des Demetrios von Phaleron, gegen Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr., vor sich gegangen zu sein.

Was dann die Schauspieler anlangt, so ist zunächst schon hinlänglich bekannt, daß im alten Theater niemals Frauen die Bühne betraten und daß sämtliche Frauenrollen von Männern dargestellt wurden; auch erwähnten wir bereits, daß, nachdem anfangs bloß ein einziger Schauspieler gewesen war, welcher verschiedene Rollen hintereinander darstellte und mit dem Chorführer in Gespräch trat, Aeschylos einen zweiten, Sophokles einen dritten hinzugefügt hat. Anfangs war der Dichter selbst

als Schauspieler aufgetreten, und zwar, als mehrere solche da waren, als Protagonist, d. h. als Darsteller der Hauptrolle; seit aber Sophokles, welcher selbst noch mehrere Male aufgetreten war, diese Gewohnheit aufgegeben hatte, kam sie mehr und mehr in Abnahme, und auch der erste Schauspieler wurde, wie die beiden andern, dem Dichter vom Staate zugewiesen. Die Zuteilung der Schauspieler an die Dichter erfolgte in der Regel durch das Los; es scheint aber, daß, bevor der Staat einen Schauspieler in Sold nahm, dieser sich erst einer Prüfung zu unterziehen hatte, und daß nur diejenigen, welche schon aufgetreten und deren Leistungen bekannt waren, von dieser Prüfung ausgenommen werden konnten. Der Staat nahm dann wohl für jedes Fest eine den wettkämpfenden Dichtern entsprechende Zahl von Protagonisten, Deuteragonisten und Tritagonisten in Sold, also z. B. für drei konkurrierende Dichter zusammen neun Schauspieler (vorausgesetzt daß, was wir nicht wissen, dieselben Schauspieler die ganze Tetralogie hindurch in Thätigkeit blieben, was freilich seine Bedenken hat); und von diesen wurden jedem Dichter aus jeder der drei Rangklassen drei durch das Los zugeteilt. Da wir indessen auch wissen, daß manche Dichter ihren stehenden Protagonisten hatten, welcher in der Regel in ihren Stücken auftrat, ja dem sie wohl gelegentlich eine Rolle „auf den Leib geschrieben“, so muß daneben die Einrichtung bestanden haben, daß Dichter, welche schon gesiegt hatten, sich ihre Protagonisten auch ohne Los vom Staate selbst ausbitten durften und daß diese Gewohnheit später zur Regel geworden ist. Wie es freilich alsdann mit den beiden andern bestellt war, bleibt fraglich.

Unter diese drei Schauspieler verteilten sich nun die Rollen des Stückes; die Hauptrolle, die in der Regel auch die schwierigste war, erhielt der Protagonist, die nächst bedeutende, namentlich diejenige, welche am meisten mit der Hauptperson in Berührung kam, der Deuteragonist; und der Tritagonist übernahm Nebenrollen, Boten, Herolde u. dgl., weshalb diese Schauspieler

der untersten Art beim Publikum auch nicht in sonderlicher Schätzung standen. Da indessen die Dramen mehr als drei Rollen enthielten, so mußte jeder Schauspieler mehrere übernehmen; und daher mußte bereits der Dichter bei Abfassung des Stückes darauf Bedacht nehmen, daß den Schauspielern auch jeweilen, wenn sie in anderer Rolle aufzutreten hatten, die zum Umkleiden notwendige Zeit blieb, daß die Entfernung eines Schauspielers, den man anderweitig verwenden wollte, motiviert wurde u. s. w. Nun gab es aber auch Dramen, bei denen es thatsächlich unmöglich war, mit drei Schauspielern auszukommen, und dafür gab es denn einen Ausweg, über dessen Beschaffenheit allerdings die Ausleger der einschlägigen Schriftquellen abweichender Meinung sind, zumal auch in letzteren Irrtümer oder Entstellungen vorzuliegen scheinen. Das wahrscheinlichste ist dies, daß in dem Falle, wo ein Dichter noch mehr als die drei ihm vom Staate gestellten Schauspieler brauchte, er sich deshalb an den Choregen zu wenden und mit diesem in's Einvernehmen zu setzen hatte; dieser stellte ihm dann einen vierten, event. sogar einen fünften Schauspieler (es handelte sich dabei ja immer nur um kleinere Rollen), ebenso wie der Chorege auch, wenn es nötig war, für einen zweiten oder Nebenchor, dergleichen in einigen Dramen auftrat, sorgte; und jede solche besondere Leistung des Choregen hieß *Parachoregema*. — Endlich gab es noch stumme Personen oder Statisten, die man auch „Speerträger“ (Trabanten) nannte, weil gerade solche Rollen meist bloße Statistenrollen waren. Ob diese der Staat besoldete oder der Choreg, wissen wir nicht. Überhaupt fehlen uns nähere Angaben über die Soldverhältnisse der Schauspieler, welche begreiflicherweise je nach ihren Leistungen sehr verschiedene waren; in der makedonischen Zeit hatten berühmte Schauspieler sehr hohe Gagen.

Eine wesentliche Umgestaltung erfuhr das Schauspielwesen in der hellenistischen Periode. Als nämlich infolge Aufhörens des Chores die Aufführung von Dramen bedeutend erleichtert

wurde, und auch an andern Festen, als an den dionysischen, Theaterstücke zur Aufführung gelangten, bildeten sich Vereine von Schauspielern, welche sich „dionysische Künstler“ nannten und über deren Verhältnisse uns namentlich die Inschriften interessante Aufschlüsse gewähren\*). Aus kleineren Schauspielgesellschaften entstanden durch Vereinigung heilige Genossenschaften, welche in größeren Städten ihren Sitz hatten und in die kleineren sowie in die Provinzen bis weit nach Kleinasien hinein ihre Mitglieder in kleineren Abteilungen zu den Festaufführungen entsandten. Am genauesten kennen wir die Einrichtungen der dionysischen Künstler-Gesellschaft von Teos, einer ionischen Stadt an der Lydischen Küste; diese trat nicht bloß in Kleinasien auf, sondern hatte auch für Delphi, Theben, Thespiä u. s. Konzessionen. Sie umfaßte zahlreiche Mitglieder, nicht bloß Schauspieler, sondern auch Dichter von Tragödien, Komödien und Satyrspielen, von epischen Gedichten und Enkomien (Lobgesängen), Komponisten, Musiker, Tänzer, Maschinisten, Dekorateurs, Garderoben-Verleiher u. s. w.; sie hatte auch eine dramatisch-musikalische Schule errichtet, eine Art Konservatorium, in welchem Zöglinge aus den verschiedensten Theilen Griechenlands ihre Ausbildung erhielten, die dann meistens wiederum Mitglieder der Gesellschaft wurden. Es ist der Mühe wert, die Details der Verwaltung, die innere Organisation, das Leben der Mitglieder u. bei diesen Schauspielverbänden der alexandrinischen Zeit näher zu verfolgen, was wir uns hier leider, um nicht zu sehr in's einzelne zu geraten, versagen müssen.

Wenn nun schon die bisher besprochenen Einrichtungen und Verhältnisse den großen Gegensatz des antiken Theaterwesens gegen das moderne erkennen lassen, so ist doch nichts in so hohem Grade unseren sonstigen Anschauungen widersprechend als das griechische Theaterkostüm, vor allem, daß die griechischen

\*) Vgl. Lüders, Die dionysischen Künstler. Berlin 1873.

Schauspieler stets mit Masken vor dem Gesicht auftraten. Für unser modernes Gefühl ist dieser vollkommene Verzicht auf das Mienenspiel, auf Wechsel in Wiedergabe der Empfindungen, dieser beständige Anblick der starren, ewig den gleichen Ausdruck bewahrenden Züge der Maske geradezu unbegreiflich. Man hat diese eigentümliche Sitte auf sehr mannigfaltige Weise zu erklären gesucht. Aber wenn man gemeint hat, in den großen griechischen Theatern wäre das feine Mienenspiel eines Schauspielers nicht mehr zu verfolgen gewesen, während die groben und plumpen Züge der Maske gerade auf solche Entfernung berechnet wären, wo ihre Unveränderlichkeit weniger auffallen mußte, so ist dies keineswegs richtig. Denn man spielte ja am hellerlichten Tage, in dem scharfen, klaren Lichte des südlichen Himmels; hier hätten die Zuschauer auch von den entferntesten Plätzen aus noch das Mienenspiel der Schauspieler verfolgen können, zumal die Alten keine so schlechten Augen hatten, wie unsere heutige Generation in den Großstädten. Ebenso wenig ist es richtig, wenn man gesagt hat, die Maske wäre notwendig gewesen, damit durch die am Munde derselben angebrachte trichterförmige Vorrichtung der Schall verstärkt würde; denn die Akustik ist im griechischen Theater meist so ausgezeichnet, daß man selbst das leiseste, auf der Bühne geflüsterte Wort im Zuschauerraum verstehen mußte. Richtig ist nun allerdings, daß die Durchführung von mehreren Rollen durch einen einzigen Schauspieler, zumal mit schnellem Wechsel der Rollen nicht möglich gewesen wäre ohne Masken; aber andererseits darf man doch auch die Frage so stellen, ob man denn an diesem System der Verteilung sämtlicher Rollen auf drei Schauspieler so streng festgehalten hätte, wenn man nicht eben schon die Masken und damit die Möglichkeit dieser Beschränkung gehabt hätte? — Ebenso ist die Einführung wirklicher Persönlichkeiten, deren Gesichtszüge treu nachgeahmt werden, durch die Masken selbstverständlich bedeutend erleichtert, aber für hervorragende Mimiker auch ohne solche möglich, wie Beispiele aus der neueren Schau-

spielkunst beweisen. Alle diese Gründe haben also keinesfalls zur Erfindung der Masken geführt; vielmehr sind diese hervorgegangen aus den religiösen Bräuchen, welche die Anfänge des Dramas bilden, und später, zugleich mit manchen andern Resten des religiösen Ursprungs, einfach beibehalten worden, da man sich daran gewöhnt und sie bequem gefunden hatte. Bei jenen Dionysosfesten, aus denen das Drama hervorging, war es von früh ab üblich gewesen, sich das Gesicht entweder durch Beschmierung (mit Trestern z. B.) zu entstellen oder durch vorgekommene Umhüllung zu verummen, mit Kränzen von Eppich, Epheu u. dgl. zu verhängen u. dgl. An Stelle der Bemalung und der Blätter traten dann Leinwandlappen, anfangs formlos, bloß zur Verdeckung und Unkenntlichmachung des Gesichts bestimmt, später durch Nachahmung menschlicher Züge zur Maske gestaltet.\*) Diese blieb dann als ein durch das Herkommen geheiligter Brauch bestehen, wie ja auch die ganze Theateraufführung selbst beständig als eine heilige, dem Dionysos zu Ehren vollzogene Feier gegolten hat.

Die Theatermasken,\*\*) deren Material auch später noch vornehmlich Leinwand mit Gips u. dgl. überzogen, außerdem aber auch Holz, Baumrinde u. a. m. war, unterschieden sich dadurch von unsern modernen Masken, daß sie nicht bloß das Gesicht, sondern den ganzen Kopf, Gesicht wie Hinterkopf des Schauspielers bedeckten. Der Schauspieler, der die Maske aufgesetzt hatte, sah natürlich bloß durch die ausgeschnittenen Augen; ja es kam öfters vor, scheint sogar namentlich in der älteren Zeit das gewöhnlichere gewesen zu sein, daß nicht, wie bei uns, das ganze Auge ausgeschnitten war, sondern bloß die Pupille, während die Iris noch an der Maske selbst angebracht und bunt bemalt war, so daß der Schauspieler die schwierige

\*) Vgl. Sommerbrodt, *Scaenica* (Berlin 1876), S. 199 ff.

\*\*\*) Vgl. Arnold, in den Verhandlungen der 29ten Philologen-Versammlung 1875. S. 16 ff.

Aufgabe hatte, bei seinem Spiel nur durch die Pupille hindurch sehen zu können, die freilich, da die Dimensionen der Masken in der Regel größer waren, als die normal menschlichen, ebenfalls größer sein mochte, als in der Wirklichkeit. Selbstverständlich waren die Masken auch sonst durchweg bemalt, namentlich Augenbrauen, Lippen, Wangen, Stirnfalten u. dgl.; der Bart, wie das Haupthaar waren von wirklichen Haaren oder von Wolle oder sonst einem Surrogat nachgeahmt. Dazu kam bei gewissen tragischen Masken ein hoher Haarbusch über der Stirn, der auch diese noch erhöhte, der sog. Dntos, welcher offenbar keinen andern Zweck hatte, als die Gestalt des Schauspielers noch größer, gewaltiger erscheinen zu lassen, worauf ja auch andere Eigentümlichkeiten des tragischen Kostüms abzielen. Die Ohren waren nicht immer sichtbar. Der Mund war meist sehr weit geöffnet, mit Lippen, bisweilen auch mit künstlichen Zähnen versehen. Die große Weite der Mundöffnung bezweckte, Deklamation und Gesang des Schauspielers frei und ungehindert heraus zu lassen. An komischen Masken (s. unten Fig. 8 u. 9) findet sich sehr häufig eine trichterförmige Mundöffnung, welche dem ganzen Gesicht einen sehr grotesken Ausdruck giebt und bei der man nicht weiß, ob mit derselben noch eine besondere technische Absicht verbunden oder lediglich eine Erhöhung des komischen Effektes beabsichtigt war. — Beim Anziehen der Maske packte man sie am Kinn und zog sie von unten nach oben über den Kopf; dann wurde sie mit Bändern unter dem Kinn befestigt, während der Hals des Schauspielers durch die Maske sowie durch die Kleidung fast vollständig verdeckt war: daher kommt der eigentümliche, fast möchte man sagen asthmatische Eindruck, welchen die Abbildungen antiker Schauspieler so häufig auf uns machen.

Im allgemeinen unterscheidet man nun, nach den drei Arten des Dramas, tragische, komische und Satyrmasken, und es ist nicht schwer, unter den uns erhaltenen zahlreichen Abbildungen von Masken auf antiken Kunstwerken diese drei Arten aus-



einander zu halten, da zunächst schon der Ausdruck der Masken in der Regel entscheidend ist, indem bei den tragischen Masken bald ruhiger Ernst, bald tiefe Trauer, wilder Zorn u. s. w., jede Leidenschaft aber in großartiger, meist auch würdevoller Weise wiedergegeben ist, bei den komischen dagegen stets eine Verzerrung, eine Hinneigung zur Karrikatur vorhanden ist, und die Masken für das Satyrspiel selbstverständlich, soweit sie für Satyrn berechnet sind, auch deren tierische Physiognomie wiedergeben. Aber neben diesen allgemeinen Kennzeichen gab es eine außerordentlich große Zahl von Nuancen zum Theil sehr feiner Art, welche uns beweisen, daß die alten Maskenverfertiger, welche einen besonderen Erwerbszweig ausmachten, sich ausgezeichnet auf ihr Handwerk und auf Physiognomik verstanden haben müssen. In der älteren Zeit scheint man für jedes Drama eigens die Masken angefertigt zu haben, so daß dieselben genau im Charakter der Rolle gehalten waren. Das gilt ebenso von der Tragödie, als von der älteren Komödie; Aeschylus, welchem vornehmlich Neuerungen und Erfindungen auf diesem Gebiete zugeschrieben werden, brauchte z. B. für seine Cumeniden, die man früher noch nie auf dem Theater gesehen hatte, ebenso besondere neue Masken, als Aristophanes und die andern Dichter der älteren Komödie sich für ihre phantastischen Charaktere (Frösche, Wolken, Vögel u.) nicht minder als für die in der Komödie auftretenden wirklichen Persönlichkeiten (Euripides, Sokrates, Kleon) eigene Masken mußten anfertigen lassen und allenfalls nur für die gewöhnlichen typischen Figuren von Bürgern und Bürgerfrauen, Sklaven u. dgl., sowie für die mythologischen Personen (Herakles, Dionysos z. B.) sich schon vorhandener Exemplare von Masken bedienen konnten. Das neuere attische Lustspiel dagegen mit seinen stehenden Charakterfiguren bedurfte eigens hergestellter Masken nur noch in Ausnahmefällen; und so war es üblich geworden, daß sich im Requisitenapparat jeder Bühne oder Schauspielergesellschaft ein beträchtlicher Vorrat von Charaktermasken aller Art fand, welcher in den meisten Fällen für den

Bedarf ausreichen mochte. Es ist daher eigentlich etwas oberflächlich, wenn man schlechtweg von tragischen und komischen Masken spricht; denn wenn auch eine direkt komische, d. h. schon in ihrem verzerrten Außern lächerlich wirkende Maske niemals in einer Tragödie zur Verwendung kommen konnte, so gab es doch ernste Masken, die in der Komödie benutzt werden konnten; und es wäre sehr falsch, wenn man sämtliche Personen, z. B. eines Lustspieles des Menander in solchen Masken, die man speziell komische zu nennen gewöhnt ist, sich vorstellen wollte.

Bei den stehenden Masken unterschied man, abgesehen vom Geschlecht, zunächst nach Alter und Leibesbeschaffenheit (so z. B. gab es eine Maske, welche das junge Mädchen hieß, oder die magere Alte, die dicke Alte u. s. f.), ferner nach Farbe oder Schnitt des Haupthaars (der kraushaarige Jüngling, die kurzgeschorene Jungfrau, der blonde Mann, der graue Satyr) oder des Bartes (der Spitzbärtige, der langbärtige Alte, der bartlose Satyr); auch nach der Farbe des Teints (der gebräunte Mann, die Bleiche mit gelösten Haaren), und selbst nach dem Schnitt der Nase (der stülpnasige Satyr). Andere Masken wurden charakterisiert durch die soziale Stellung, welche sie wiedergaben (die alte Haushälterin, der Landmann, die alte Hetäre, der Soldat, die wohlfrisierte Kammerzofe) oder auch nach bestimmten geistigen und Charakter-Eigenschaften (der tüchtige junge Mann, die geschwähige Alte); selbst vorübergehende Seelenstimmungen oder Affekte wurden in der Maske festgehalten, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sogar, wenn im Drama ein bedeutender Wechsel der Stimmung bei einer und derselben Person eintrat, der Schauspieler hinter der Szene die Maske wechselte. Die Schriftquellen zeigen uns auch an zahlreichen Beispielen, mit welchen verschiedenartigen Mitteln man bestimmte Charakterzüge äußerlich anzudeuten suchte; ein solches Merkmal war z. B. die Gesichtsfarbe: gebräunten Teint erhielten die kräftigen, viel im Freien lebenden oder mit körperlichen Übungen sich ab-

Fig. 6 u. 7.



Tragische Maske.

Fig. 8 u. 9



Römische Maske.

Fig. 10.



Komischer Schauspieler.

gebenden Männer; weißen, außer den Frauen, zarte und weichliche Jünglinge; bleichen oder gelblichen Kranke oder geistig Leidende, z. B. unglücklich Liebende. Ferner war auch die Farbe und der Ausdruck der Augen bedeutsam; man unterschied matte, stehende, finstere, traurige u. s. w., und all dies gab nicht der Schauspieler wieder, sondern es war bereits in der Maske angedeutet; ebenso sind die Augenbrauen bezeichnend: hochgezogene bedeuteten z. B. in der Komödie Hochmut und Prahlucht, kamen daher Parasiten, Soldaten u. s. w. zu; gesenkte gaben Ernst oder traurige Stimmung wieder. Nicht minder war die Behandlung der Stirn, der Nase u. von Bedeutung für den Charakter der Maske.

Zur Veranschaulichung des Gesagten geben wir hier zunächst in Fig. 6 und 7 die Vorder- und Seitenansicht einer tragischen Maske aus Terrakotta, die mit ihrem weitgeöffneten Munde, den aufgerissenen Augen, hoch heraufgezogenen Brauen und der gerunzelten Stirne den Eindruck der Angst und des Entsetzens macht. Ein Gegenstück dazu ist die komische Maske, Fig. 8

und 9, mit der trichterförmigen Mundöffnung, der stumpfen Nase, den schielenden Augen und den nach der Mitte zu herabgezogenen Brauen. Ähnlich ist die Maske, welche der in Fig. 10 abgebildete Komiker trägt, der sonst in der Tracht des gewöhnlichen Lebens, d. h. im kurzen Sklaventleide erscheint, und entsprechend karriert die Maske des Komikers Fig. 11.

Neben solchen stehenden Masken, welche also einen bedeutenden Vorrat bildeten und unter denen sich die Schauspieler die für ihre Rollen passenden aussuchten, wenn nicht der Dichter es geradezu schon vorgeschrieben hatte, gab es aber auch später noch solche, welche für außerordentliche Situationen, für ganz absonderlich gestaltete Persönlichkeiten, allegorische Figuren und dgl. hergestellt werden mußten und sich sonst nicht weiter beliebig verwenden ließen. Namentlich die Tragödie hatte mehrfache Gelegenheit, ungewöhnliche Masken auf die Bühne zu bringen; auch die unteritalische Komödie, welche in grottesker Weise mythologische Vorwürfe behandelte, mochte von solchen Masken, die eigens hergestellt werden mußten, öfters Gebrauch machen. So ist z. B. unter den auf dem pompejanischen Wandgemälde Fig. 12 (welches zweifellos auf griechische Vorbilder zurückgeht) befindlichen Masken aus dem An-

Fig. 11.



Römischer Schauspieler.

dromeda-Mythus die links befindliche eines braunen Jünglings, der durch die geflügelte Kappe und die am Boden lehrende Harpe als Perseus charakterisiert ist, eine außerordentliche, ebenso die des Ungeheuers in der Mitte, während die der Andromeda rechts oben und die rechts unten befindlichen, nicht ganz deutlichen Masken recht gut dem gewöhnlichen stehenden Vorrate entnommen sein könnten.

Nicht minder eigenartig und von unsern modernen Verhältnissen abweichend war das übrige Kostüm der griechischen Bühne. Wenn wir zunächst vom tragischen Kostüm ausgehen, so kann man den Gegensatz zwischen damals und heute kurz so charakterisieren, daß man sagt: dem Griechen war bei der Wahl des tragischen Kostüms Zweck die Idealisierung, für uns ist es die Individualisierung. Wir suchen im Theaterkostüm, wie in der Kunst, jetzt vor allen Dingen historisch treu zu sein; die Geschichte der Tracht und der Mode bildet für die modernen Bühnenleiter einen Gegenstand des eifrigsten Studiums. Die antike Tragödie hatte aber nur ganz ausnahmsweise historischen Inhalt, behandelte sonst meist Mythen; für die auftretenden Gestalten mußte daher ein Kostüm gewissermaßen erst erfunden werden. Denn dasjenige, welches die bildende Kunst bot, konnte man in den wenigsten Fällen brauchen, weil die Kunst sich für die Götter- und Heroenwelt mit Vorliebe der Nacktheit bediente; das Theater aber, welches ja zugleich eine religiöse Institution war, wobei also die Mitwirkenden gewissermaßen als Festfeiernde betrachtet wurden, glaubte im Gegenteil wirken zu müssen durch Pracht der Gewandung. So entwickelte sich denn die stehende Tracht für die Tragödie, als eine nicht der Wirklichkeit noch der der Vergangenheit entnommene, sondern eine ideale Tracht, am meisten noch erinnernd an religiöse Festkleidung. Wenn dazu noch gewisse eigentümliche Mittel traten, durch welche man darauf ausging, die Gestalt des Schauspielers über das Maß der Wirklichkeit hinaus zu erheben, so darf man auch dies nicht darauf zurückführen, daß etwa der große Raum, von dem aus man die Schauspieler betrachtete, es wünschenswert machte, sie so groß als möglich erscheinen zu lassen; vielmehr sind diese Vergrößerungsbestrebungen durch den Wunsch hervorgerufen, die Darsteller als übermenschliche, heroische Wesen erscheinen zu lassen, die ebenso an Körperkraft und Würde über den gegenwärtigen Menschen standen, wie die gewaltigen Thaten der homerischen Helden über dem schwächlichen Treiben der Epigonen. — Etwas

Fig. 12.



Masken aus dem Andromeda-Mythos.



anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich des Kostüms im Lustspiel, wo zwar für die Götter- und Heroen-Rollen die gleiche Tracht üblich war, als in der Tragödie, daneben aber Sklaven oder Persönlichkeiten des täglichen Lebens auftraten, welche man nicht in jene festliche Kleidung stecken konnte. Feste Normen kann man aber in der Komödie umsoweniger aufstellen, als hier nicht bloß die Unterschiede zwischen altem und neuem Lustspiel sich auch beim Kostüm geltend machen, sondern auch die außerhalb Attikas vorkommende Komödie z. B. der Siphonier, der Tarentiner u. s. w., wieder ihre besondere Form und jedenfalls auch ihre besondere Tracht hatte, so gut wie der Arlecchino der venetianischen Volkskomödie in anderer Tracht erscheint, als der florentinische Stenterello und der neapolitanische Pulcinella, obgleich sie ursprünglich alle drei dieselbe Figur sind. — Was endlich das Satyrspiel anlangt, so war für den Satyrchor ein besonderes Kostüm nicht nötig, da es hier nur galt, so gut als möglich zu verkörpern, was aus den Kunstdenkmälern zur Genüge bekannt war.

Auch bei der Bühnentracht muß man, wie bei der des gewöhnlichen Lebens, zwischen Unter- und Oberkleidern unterscheiden. Das Unterkleid des tragischen Schauspielers wie des Choreuten, und zwar sowohl in männlichen als in weiblichen Rollen, war der lange Chiton, jene in Attika vor Perikles allgemein übliche, auf Jonien zurückgehende Tracht\*), welche die Bühne beibehielt, weil sie besonders Festestracht geworden war; und wie die Festkleider, so waren auch die Theatergewänder bunt, mit Stickereien oder angefügten Streifen reichverziert und nicht selten sehr kostbar, wenn ein reicher Chorege seinen Chor recht glänzend ausstatten wollte. In der Regel war dieser Chiton gegürtet und zwar, nach der alten Mode, die wir z. B. auch bei den Kitharoden finden, nahe unter den Achseln, also mit sehr hochsitzender Taille. Es gehörten dazu auch lange, bis zur Hand reichende Ärmel, eine aus dem Leben verschwun-

\*) Vgl. Bd. I. S. 22.

dene Eigentümlichkeit der festlichen Kleidung. Zur Erhöhung des Pomps pflegte sogar eine Schleppe den Chiton zu zieren,

Fig. 13 u. 14.



Tragischer Schauspieler.

welche nicht bloß bei den Frauen, sondern auch bei den Männern vorkam. Als Oberkleid trug man teils die auch im gewöhnlichen

Leben üblichen, Himation und Chlamys, teils solche, welche speziell der Bühne eigentümlich waren und von denen wir zwar eine Anzahl Benennungen, aber keine näheren Details über Schnitt und Tragweise wissen. Buntheit war auch hier gewöhnlich, schwarze Kleidung trugen nur Elende und Verfolgte. Denn bei solchen ging man selbstverständlich von dem feierlichen Kostüm, welches einen zu scharfen Kontrast mit ihrer Rolle gebildet haben würde, ab; Philoktet, Telephos u. a. erschienen nicht im prunkvollen Königsornat, sondern in schlichten Gewändern, ja auch wohl in Lumpen. Man erinnere sich der Schilderung, welche im Ödipus auf Kolonos von dem Außern des unglücklichen, vertriebenen Fürsten entworfen wird; und daß Euripides ganz besonders durch klägliches Bettlerkostüm auf das Mitleid der Zuschauer spekulierte, ist aus Aristophanes' Späßen darüber hinlänglich bekannt. — Das Kostüm der Frauen glich im allgemeinen dem beschriebenen; vielleicht war nur in der Art, das Oberkleid anzulegen, ein Unterschied vorhanden. Dagegen traten untergeordnete Persönlichkeiten in der Tragödie, Boten, Trabanten, Sklaven u. s. w., im kurzen Chiton auf, Pädagogen in der oben beschriebenen, dem barbarischen Kostüm entlehnten Tracht, sodaß dadurch Abwechslung in die Erscheinung der Auftretenden kam, indem die pomphaste Festtracht nur für die Standespersonen u. dgl. aufbewahrt blieb. — Eine vortreffliche Vorstellung der tragischen Tracht bietet die in Fig. 13 u. 14 von zwei Seiten abgebildete Elfenbeinstatuetten eines Schauspielers. Er trägt den (im Original blau gemalten) langen Ärmelchiton, der mit drei breiten, vom Gürtel zu den Füßen herabgehenden Streifen und horizontalen Streifen um die Ärmel verziert ist. Die Maske mit dem hohen Dnfos trägt den Ausdruck wilden Grimmes; auffallend aber ist die bedeutende Größe der Augenlöcher, durch welche hindurch man die Augen des Schauspielers mit ihrer nächsten Umgebung deutlich erkennt. Da bei den griechischen Masken meist nur die Pupille durchbohrt war, so vermutet der Herausgeber (C. Robert) des interessanten Figür-

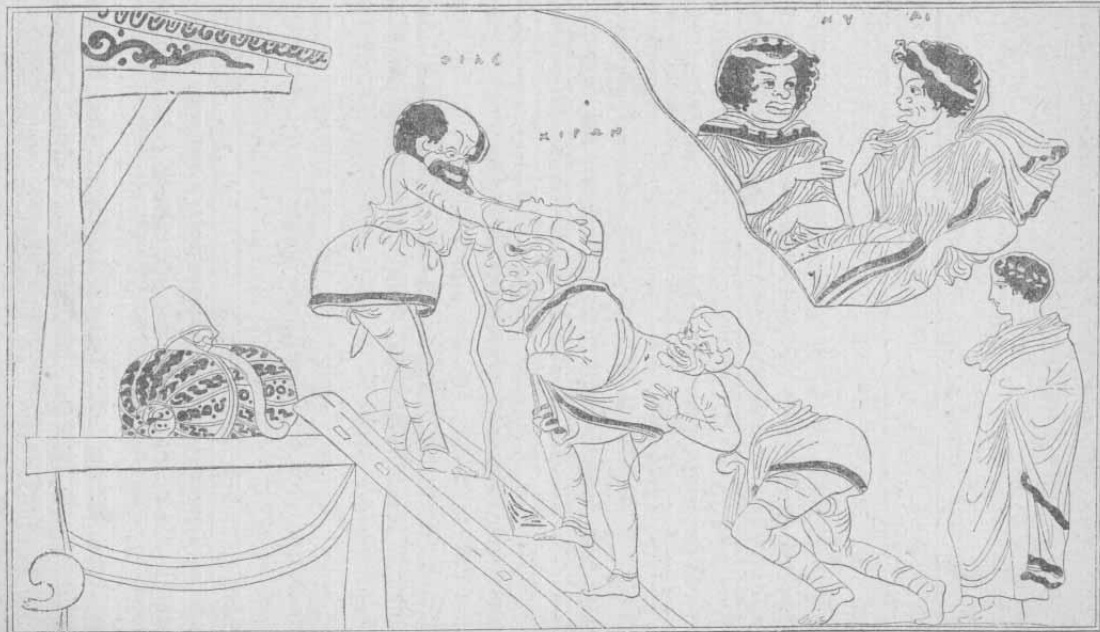
chens, daß wir hierin erst römischen Brauch der Kaiserzeit zu erkennen haben.

Sehr lehrreich ist diese Statuette auch für die Form des Kothurns, der gewöhnlichen Fußbekleidung der tragischen Schauspieler. Der Kothurn war ein ziemlich hoch hinaufgehender Schuh, der nicht einem jeden Fuß besonders angepaßt ist, sondern auf beide Füße angelegt werden kann; der tragische Kothurn speziell zeichnet sich durch sehr hohe Korksohlen aus, welche die Gestalt um ein beträchtliches vergrößern. Wie man hier sieht, ist der Fuß mit dem eigentlichen Schuh noch unter dem Kleide verborgen, nur die hohen, die Form der Sohle noch bewahrenden Sohlen kommen darunter hervor. Wenn nun so, durch Dufos und Kothurn, die Größe des Schauspielers erhöht wurde, so mußte man auch der übrigen Figur ein etwas mächtigeres Aussehen geben; zu diesem Zwecke hatte man Polster oder Kissen, mit denen man sich Brust und Leib ausstopfte, ferner Handschuhe mit langen Fingern, welche, wie es scheint, an den Ärmeln befestigt waren u. dgl. m. Alles in allem ergab ein Ensemble, das unserem Geschmack schwerlich zusagen würde, aber im Grunde noch lange nicht so seltsam war, als die in Hoftracht und Allongeperrücke agierenden Helden Corneilles und Racines, an denen das 17. Jahrhundert ja auch keinen Anstoß nahm. — Natürlich kommen zu diesem Kostüm je nach Bedarf noch allerlei Requisiten hinzu: Waffenstücke bei den Kriegern, ein Szepter für die Könige, beim Herakles Löwenfell und Keule, bei der Artemis ein Hirschfell u. s. w.

In der Komödie traten die Frauen vermutlich durchweg in der Tracht des täglichen Lebens auf. Bei den männlichen Rollen war, abgesehen von den phantastischen Charakteren, der kurze Chiton anscheinend das gewöhnlichste, namentlich für Persönlichkeiten untergeordneten Standes, wie für die im neueren Lustspiel nie fehlenden Sklaven die Arbeitertracht der Gromis. \*)

\*) Vgl. Bd. I. S. 24.

Auch der Bauernpelz, der Lederrock der Landleute kam vor, dazu Kränze und Knotenstock als Ausstattung. Die spätere Komödie pflegte auch ihre einzelnen Gestalten für die Zuschauer schon von vorn herein dadurch kenntlich zu machen, daß man den Kleidern eine bestimmte Farbe gab: so erschienen die Parasiten im schwarzen oder grauen Rock, die Bordellwirte und Kuppler in einem bunten mit Mantel darüber, Sklaven in der weißen Exomis, Sünglinge im weißen Chiton mit Purpurbesatz, Köche in ungewalkten Kleidern u. s. w.; in ähnlicher Weise unterschieden sich auch die weiblichen Rollen, die alten Frauen, die Bürgermädchen, die Erbtöchter, die Kupplerinnen, Hetären zc. In der unteritalischen Komödie, deren Tracht wir aus einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Vasenbildern kennen, tragen die Darsteller männlicher Rollen meist einen dem Körper dicht anliegenden Anzug, welcher die Beine bis an die Knöchel und die Arme bis zur Hand bedeckt, dazu einen enganliegenden gegürteten Kittel, welcher Arme und Beine freiläßt (vgl. Fig. 15). Offenbar vertritt hier der untere Anzug die Stelle unserer Trikots: Arme und Beine sollen als nackt gedacht sein. Soll, was auch vorkommt, der Schauspieler ganz unbekleidet scheinen, so tritt an Stelle jenes Kittels ein, meist mit falscher Brust und Bauch grottesk ausgestopftes, enganliegendes Leibchen, mit Andeutung von Brustwarzen und Nabel. Dazu kam dann noch der bekannte komische Phallos, ein Rest der alten derben Volksbelustigungen, bei denen das Geschlechtliche noch eine Hauptrolle spielte, wie ja auch namentlich die ältere Komödie sich nach dieser Richtung hin noch die größten Freiheiten erlaubte. Doch ist der Phallos in der späteren Komödie mehr und mehr in Abnahme gekommen; auf zahlreichen Darstellungen mit Komödien- szenen fehlt er gänzlich, und zumal das jüngere Lustspiel mit seinen Szenen des bürgerlichen Lebens entbehrte dieser obszönen Zuthat jedenfalls, während jene Possen, in denen Mythen oder Stoffe der Heroensage in travestierter Behandlung vorgeführt wurden, dadurch derber und komischer gemacht werden mochten.



Wir geben hier mehrere Beispiele antiker Komödienbilder. In Fig. 15, deren Deutung freilich ganz unsicher ist, zeigt die Bühne auf der linken Seite ein mit einem Schuttdach versehenes Brettergerüst, zu welchem eine Treppe heraufführt; auf dem Boden des Gerüsts liegt ein Bündel mit Betten oder Teppichen, eine Mütze und ein Tragholz. Die Treppe hinauf steigt mühsam und gebückt, sich auf einen derben Knotenstock stützend, der (inschriftlich bezeichnete) Chiron; von hinten stößt ihn ein Sklave in die Höhe, während der auf den obersten Stufen stehende Xanthias ihn am Kopfe faßt, als wolle er ihn heraufziehen. Im Hintergrunde, nur mit dem Oberteil sichtbar, sind zwei nicht sehr verführerische Nymphen (durch Inschrift so bezeichnet) dargestellt; der Jüngling rechts, im Himation und ohne Maske, gehört nicht zum Bühnenpersonal. Dargestellt ist vielleicht, wie der kranke Chiron bei einem Nymphenheiligtum Heilung sucht. Das Kostüm sowohl, die Trikots mit dem Phallos, die Kleidung u., als die grotesken Masken sind sehr beachtenswert. — Auch das Vasengemälde Fig. 16 hat noch keine plausible Deutung gefunden. Daß Herakles in irgend welchem Liebesabenteuer den Gegenstand bildet, zeigt das Löwenfell, womit der mit der Jungfrau scherzende Schauspieler bekleidet ist, und die daneben lehrende Keule. Die Figur rechts stellt wahrscheinlich ein altes Weib vor; links steht ein die Szene beobachtender Mann. Die Masken sind mit Ausnahme von der des Mädchens oder der Frau in der Mitte, stark karrifiziert; das Kostüm der beiden Männer dem in Fig. 15 ähnlich. — Fig. 17, ein pompejanisches Wandgemälde, darf hier zur Vergleichung herangezogen werden, weil es offenbar auf griechische Vorbilder zurückgeht und die in der Mitte dargestellte Szene dem jüngeren Lustspiel angehört. Denn der eine Schauspieler mit der seltsamen Kopfbedeckung und dem Speer scheint eine Art Miles gloriosus zu sein, der mit ihm in devoter Haltung Sprechende aber ein Parasit. Die drei dabeistehenden Jünglinge tragen keine Masken, und es ist daher fraglich, ob man sie als an der Auf-

Fig. 16.



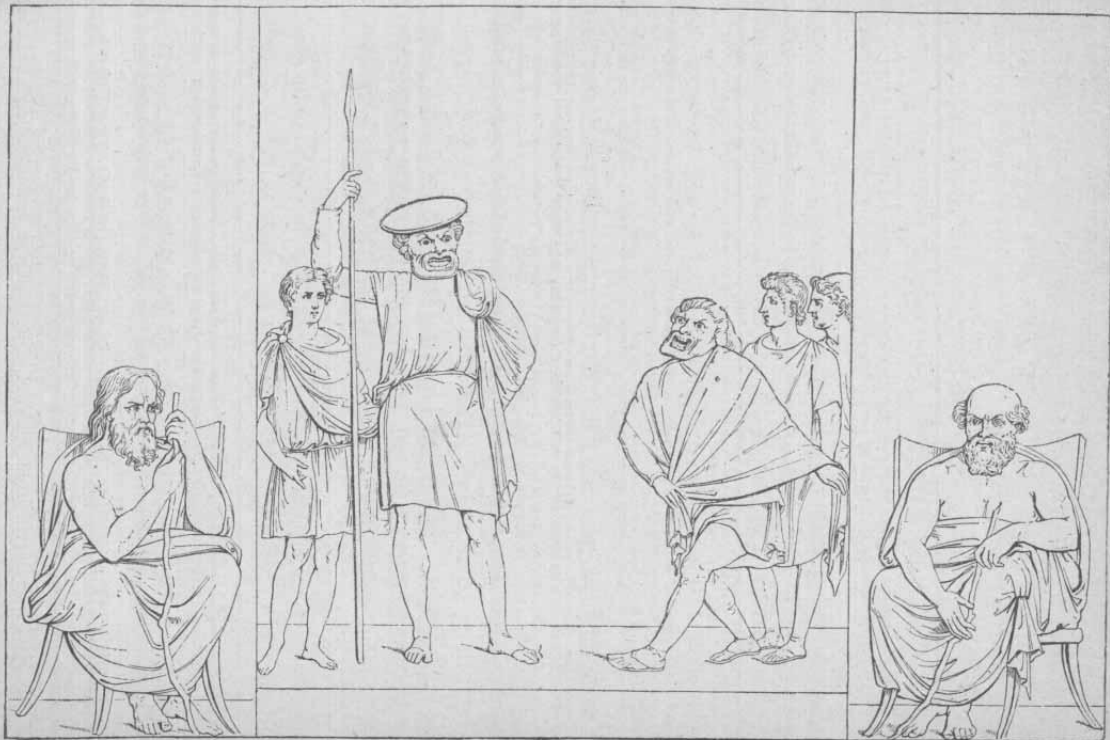
Komödienszene (Abenteuer des Herakles).



führung beteiligt (etwa als Statisten, die vielleicht unmaskeirt auftraten) betrachten soll. Die beiden, rechts und links von der Mittelszene auf etwas tieferem Plan sitzenden Greise, die sich mit strenger Amtsmiene auf ihre Knotenstöcke lehnen, sind sicherlich Rhabduchen, d. h. Beamte, welche während der Aufführung auf Ordnung und Ruhe zu sehen haben. Wo wir uns freilich ihren Platz im Theater denken sollen, ist nicht zu sagen.

Das Kostüm des Satyrspiels endlich lernen wir aus einem äußerst interessanten, aber aus gewissen Gründen hier nicht mittheilbaren und daher nur kurz zu beschreibenden Vasenbilde kennen, welches uns die bei einem Satyrspiele mitwirkenden Personen vor Beginn der Aufführung zeigt. Nicht zum Personal gehörig ist eine Gruppe in der Mitte der oberen Reihe: Dionysos mit Ariadne auf einer Kline gelagert, neben ihm eine Frau, die eine Maske emporhält, vermutlich die Muse und der kleine Gros-Himeros. Rechts und links von dieser, als der ideale Mittelpunkt gedachten Gruppe stehen drei Schauspieler, jeder seine Maske in der Hand haltend (man bemerkt die Handhabe, an der die Masken getragen werden); rechts zunächst Herakles, kenntlich durch Löwenfell, Keule und Köcher; neben ihm der Papposilen, den ganzen Körper mit Fell bekleidet, ein Panterfell über den linken Arm geworfen und einen kurzen Stab haltend; der dritte Schauspieler links ist nicht zu benennen. Der Chor der Satyrn besteht aus elf Personen, die alle, bis auf eine, ihre Masken noch nicht angelegt haben; nur jener eine übt sich bereits in lustiger Tanzbewegung auf die Vorstellung ein. Von den Choreuten sind die meisten ganz gleich kostümiert, nämlich nur mit einem Schurz aus Fell um die Lenden mit dem kurzen Satyrschwänzchen; einer hat statt dessen einen Schurz aus gemustertem Stoff und ein zweiter trägt ein gesticktes Gewand mit Himation: man würde ihn für einen Schauspieler halten, wenn seine Maske nicht den Satyrtypus trüge, wie die übrigen, die Stumpfnase und die spizen Ohren.

— In der Mitte der untern Reihe sind zwei Musiker darge-



Komödienzene: Soldat und Parasit.

7\*

stellt: ein prächtig gekleideter Flötenbläser sitzend, vor ihm stehend der Ritharist. Weiter links sitzt ein junger Mann mit einer Rolle in der Hand, eine andere Rolle liegt am Boden, eine Lyra ist hinter ihm sichtbar; dieser Jüngling ist vermutlich, trotz der auffallenden Jugendlichkeit, der Chorlehrer oder der Dichter selbst. Die Schauspieler sind bärtige Männer, die Choreuten durchweg bartlose Jünglinge. Zwei in der Nähe aufgestellte Dreifüße sollen wohl eine Hindeutung auf den zu erwartenden Preis im Wettkampfe sein.\*)

Es bleibt uns noch übrig, einiges über das Außerliche der Aufführungen, über das Publikum und über die Aufnahme der Stücke mitzuteilen. Anfänglich war der Zutritt zu den Theater Vorstellungen frei, wie das bei einer religiösen Feier, an der das ganze Volk teilnehmen soll, eigentlich selbstverständlich ist. Allein das hatte, als der Zudrang größer wurde, seine Unzutraglichkeiten, ja es kam nicht selten zwischen Bürgern und Fremden zu Streitigkeiten wegen der Plätze. Als nun in Athen — wie die Verhältnisse an andern Orten lagen, wissen wir nicht — im Jahre 500 das alte hölzerne Theater bei einer Vorstellung zusammengestürzt war und man das neue steinerne Dionysostheater erbaute, da benutzte man diese Gelegenheit, um fortan ein Eintrittsgeld zu erheben; über die Höhe desselben weiß man nichts bestimmtes. Schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts scheinen die Einnahmen von diesen Entreegeldern an einen Theaterpächter gegangen zu sein, welcher dafür die Pflicht hatte, das Gebäude in Stand zu erhalten; dieser zahlte an den Staat eine bestimmte Summe und bezog dafür seinerseits die Eintrittsgelder. Es ist nun bekannt, daß Perikles, theils in der menschenfreundlichen Absicht, auch den Ärmeren den Besuch des Theaters allgemein zugänglich zu machen, theils um durch diese demokratische Maßregel seine Popularität zu erhöhen,

\*) Dies sehr merkwürdige Vasenbild ist eingehend besprochen von Wieseler: Das Satyrspiel, Göttingen 1848.

das Gesetz durchbrachte, daß die Erhebung des Theatergeldes zwar bestehen bleiben, aber daß jeder Bürger den Betrag seines Eintrittsgeldes vom Staat ausgezahlt erhalten sollte. Das ist das sog. Theorikon oder „Schaugeld“, eine Einrichtung, welche jahrhundertlang bestanden zu haben scheint, die aber trotzdem in vieler Hinsicht noch sehr unaufgeklärt ist. Zunächst war dieselbe freilich bloß auf die Armen berechnet; allein auch die Reichen machten Gebrauch davon, schon um bei dem leidigen Sykophantenwesen, das damals in Athen herrschte, etwaigen Vorwürfen wegen Hochmuts oder Überhebung zu entgehen. Eine eigene Behörde hatte die Verteilung zu überwachen; das Theorikon wurde den Bürgern nach Phylen Mann für Mann eingehändigt von eigens ausgelosten Kassierern, welche darauf zu achten hatten, daß nicht Unberechtigte es in Empfang nahmen; man verteilte es daher innerhalb der einzelnen Phylen auf Grund der Eintragungen im Bürgerregister nach Demen. — Was die Höhe des Theorikons anlangt, so lauten die Angaben der Alten darüber nicht übereinstimmend; doch ist die wahrscheinlichste der neueren Hypothesen, daß das Theorikon für einen Spieltag zwei Obolen, für die drei Spieltage der großen Dionysien eine Drachme betrug. Das Geld wurde beim Eintritt in's Theater entrichtet, und zwar an den erwähnten Pächter, welcher entweder selbst in Person oder durch seine Kontrolleure oder Kassierer den Betrag von jedem Besucher erheben ließ; an eben diese zahlten auch alle diejenigen, welche das Theorikon nicht erhalten hatten, als Metöken, Fremde u. s. w. — Sehr schwer ist die Entscheidung darüber, ob das Theorikon in barem Gelde an die Bürger ausgezahlt wurde oder nicht. Es ist die Ansicht aufgestellt worden\*), die Bürger hätten anstatt des Geldes Marken erhalten, welche im Gebrauche Geldeswert erhielten und die Auszahlung wie die Rückzahlung vereinfachten;

\*) D. Benndorf, Beiträge zur Kenntnis des attischen Theaters, in der Zeitschr. f. östereich. Gymnasien v. 1875.

die in zahlreichen Exemplaren erhaltenen Marken mit theatralischen Emblemen seien eben solche Theorikon-Marken gewesen. Indessen sind gegen diese Meinung auch gewichtige Bedenken geltend gemacht worden; und im allgemeinen bleibt es doch wahrscheinlicher, daß die Bürger wirklich das bare Geld erhielten, mit dem sie dann machen konnten, was sie wollten: entweder sich ein Billet für das Theater kaufen (und es ist sehr wahrscheinlich, daß die erwähnten Marken eben solche verkaufte Entreebillets sind) oder es sonst nach Belieben anders verwenden. Eine Kontrolle hierüber war nicht möglich, und eben darin mochte ja auch das Verderbliche der Einrichtung liegen, die oft als ein Krebschaden der attischen Demokratie bezeichnet worden ist, da sie ähnliche Einrichtungen auf andern Gebieten hervorrief, wodurch die unproduktiven Ausgaben des attischen Budgets eine immer größere Ausdehnung erreichten. Übrigens waren eine Anzahl Plätze im Theater Gratis- oder Ehrenplätze, z. B. die vom Staat für fremde Gesandte reservierten, die Plätze für Priester und wer sonst das Recht der Proödie hatte; der Staat hatte den Ausfall für diese Plätze natürlich dem Theaterpächter gegenüber zu decken.

Eine vielfach behandelte Frage ist die, ob Frauen und Kinder das Theater besuchen durften. Für die Tragödie darf man die Anwesenheit der Frauen auf keinen Fall in Zweifel ziehen, da hierfür hinreichend beweisende Stellen uns vorliegen. Nun folgte freilich auf die Tragödie das Satyrspiel, welches an Derbheit der Sprache und Mimik nichts zu wünschen übrig ließ; bei diesem also müssen die Frauen auch ruhig ausgehalten haben, und wir können dies im Grunde nicht so sehr wunderbar finden, denn teils war damals von irgend welcher Prüderie des weiblichen Geschlechts offenbar keine Rede, teils war das Satyrspiel wohl stellenweise obszön und die Witze nach unseren Begriffen gemein, aber frivol war es nicht, und hierin dürften ihm die modernen, ja auch von Damen besuchten Operetten voraus sein. Bedenklicher sieht es mit der Komödie aus, zumal

mit der älteren; denn da ist oft der ganze Inhalt lasciv und es kommen da bekanntlich Situationen vor, welche durchaus unzweideutig genannt werden müssen und bei denen man sich die Anwesenheit von Frauen und gar von Knaben schwer denken kann. Und dennoch kann man, wenn man alle Indicien inbetracht zieht, nicht umhin, sich auch hier dafür zu entscheiden, nur mit der Beschränkung, daß vermutlich anständige Frauen, welche auf sich und ihren Ruf etwas hielten, nicht in die Komödie gingen; die Hetären, die uns überhaupt als eifrige Theaterbesucherinnen bezeichnet werden, mögen wohl den Hauptbestandteil des weiblichen Publikums im Lustspiel ausgemacht haben. Daß auch Knaben zuschauen durften, kommt uns vielleicht noch seltsamer vor, steht aber auch hinlänglich fest. — Übrigens war auch Sklaven der Besuch des Theaters gestattet; manche Sklaven verdienten sich ja selbst Geld und konnten davon ihr Entree bezahlen, andere mochten in Begleitung ihrer Herren mitgehen oder sonst das Geld zum Eintritt geschenkt erhalten. Aber schwerlich haben die Sklaven mitten unter den Bürgern gefessen; für sie werden vermutlich bestimmte Plätze angewiesen gewesen sein, wie man das, allerdings mit fraglichem Recht, auch für andere Kategorien von Besuchern hat annehmen wollen. Fest steht das nur betreffs der untersten Plätze, welche Ehrensitze für Beamte, Priester u. dgl. waren. Ferner ist wahrscheinlich, obgleich nicht ganz sicher, daß auch die obersten Plätze reserviert waren, und zwar für Fremde. Auch für die Frauen hat man angenommen, daß dieselben an entfernteren Plätzen gefessen hätten, und daß sie wenigstens nicht in den vordersten Reihen Platz nahmen, werden wir zugeben müssen; sonst aber findet sich keine zweifellose Belegstelle dafür, daß in Athen die Sitze der Männer von denen der Frauen getrennt gewesen wären.

Wie stand es aber überhaupt mit dem Besetzen der nicht reservierten Plätze? Eine Numerierung derselben fand sicherlich nicht statt, wäre auch bei den vielen tausenden schwer möglich gewesen; wohl aber konnte eine allgemeine Einteilung des Thea-

ters nach den Keilen und nach den einzelnen Abschnitten eines jeden Keiles erfolgen und darnach die Eintrittsmarken bezeichnet werden. Benndorf hat die Ansicht aufgestellt, daß in Athen jeder Keil den Mitgliedern einer bestimmten Phyle angewiesen gewesen sei; auf der einem jeden Bürger zugestellten Marke sei gleich durch ein Symbol die der betreffenden Phyle zukommende Abtheilung bezeichnet gewesen. Allein diese Hypothese, welche an sich schon nicht unbedenklich ist, ist nur dann annehmbar, wenn man mit Benndorf annimmt, daß die Bürger das Theorikon nicht in barem Gelde, sondern in Marken empfangen; kauften aber die Besucher sich die Theaterbillets beim Pächter entweder für ihr Theorikon oder für ihr eigenes Geld, dann kann eine Verteilung der Sitzplätze nach Phylen nicht existiert haben, denn da wäre eine erneute, sehr umständliche Kontrolle nach den Bürgerregistern unumgänglich gewesen. Wir müssen also annehmen, daß zwar die beim Theaterpächter gekauften Marken in der Regel nach Keilen und Keilabteilungen bezeichnet waren, und daß darnach die Besucher ihre Plätze einzunehmen hatten, daß aber sonst eine Verpflichtung, in einer bestimmten Abtheilung Platz zu nehmen, mit Ausnahme von gewissen Kategorieen von Besuchern nicht bestand.

Jede Art der drei musischen Wettkämpfe, welche an den großen Dionysieen aufgeführt wurden, d. h. Tragödien mit Satyrspielen, Komödien und kyklische Chöre, hatten ihre besonderen Kampfrichter. Wenn die Choregen für die Festfeier aufgestellt waren, was schon lange vor der Feier geschah (s. oben), so wurde im Rat der Fünfhundert, vermutlich unter Aufsicht des Archon, in Anwesenheit der erwählten Choregen und in geheimer Abstimmung die Wahl derjenigen vorgenommen, aus denen dann durch das Los wiederum diejenigen ausgeschieden wurden, welche den Richterspruch zu thun hatten. Für die Komödie wurden, wie wir das bestimmt wissen, fünf Richter ernannt; die gleiche Zahl wurde wahrscheinlich auch für die Tragödie bestimmt, obgleich allerdings einmal der Ausnahmefall

vorkommt (bei einem Wettkampf zwischen Aeschylos und Sophokles), daß zehn Kampfrichter urteilten, eine Abweichung von der Gewohnheit, welche durch die große Aufregung im Publikum und durch die Besorgnis, die Richter möchten sich durch dieselbe in ihrem Urtheile beeinflussen lassen, motiviert war. — Dreierlei war es, was die Richter zu beurteilen hatten: das Werk des Dichters, die Leistungen des Chors und der Choregen, und die Leistungen der Schauspieler. Die Belohnung für den siegenden Dichter war ein Kranz von Epheu; der Choreg erhielt die Erlaubnis, für seinen Sieg ein öffentliches Denkzeichen aufzurichten, und zwar weiheten, wie oben erwähnt, die Choregen der tragischen Chöre in der Regel Dreifüße, die der komischen Chöre aber Säulen, Thyrsusstäbe und sonstigen Festschmuck; ihre Verdienste wurden dabei auch durch Inschrift verewigt. Bei den Schauspielern dagegen bestand der Preis wahrscheinlich nur darin, daß sie außer dem ihnen gesetzlich zustehenden Honorare noch besondere Geldgeschenke erhielten.



vorkommt (bei einem Wettkampf zwischen Aeschylos und Sophokles), daß zehn Kampfrichter urteilten, eine Abweichung von der Gewohnheit, welche durch die große Aufregung im Publikum und durch die Besorgnis, die Richter möchten sich durch dieselbe in ihrem Urtheile beeinflussen lassen, motiviert war. — Dreierlei war es, was die Richter zu beurteilen hatten: das Werk des Dichters, die Leistungen des Chors und der Choregen, und die Leistungen der Schauspieler. Die Belohnung für den siegenden Dichter war ein Kranz von Epheu; der Choreg erhielt die Erlaubnis, für seinen Sieg ein öffentliches Denkzeichen aufzurichten, und zwar weihten, wie oben erwähnt, die Choregen der tragischen Chöre in der Regel Dreifüße, die der komischen Chöre aber Länien, Thyrsusstäbe und sonstigen Festschmuck; ihre Verdienste wurden dabei auch durch Inschrift verewigt. Bei den Schauspielern dagegen bestand der Preis wahrscheinlich nur darin, daß sie außer dem ihnen gesetzlich zustehenden Honorare noch besondere Geldgeschenke erhielten.

### XIII.

## Kriegs- und Seewesen.

So geringfügig die Veränderungen oder Bereicherungen sind, welche Wehr und Waffen der Hellenen von der Urzeit an bis auf die römische Zeit erfahren haben, so bedeutend sind andererseits die Fortschritte, welche das griechische Kriegswesen\*) in dem Jahrtausend, welches zwischen dem Zeitalter des trojanischen Krieges und den Kämpfen Alexanders d. Gr. und seiner Nachfolger liegt, gemacht hat. Freilich sind unsere

\*) Vgl. W. Müstow und H. Böckh, Geschichte des griechischen Kriegswesens. Marau 1852.



Quellen für die früheste Periode nur sehr dürftig; während wir über die Kriege des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. durch Geschichtsschreiber, welche zum Theil selbst militärische Kenntnisse besitzen, eingehend unterrichtet werden, müssen wir uns für die Anfänge des Kriegswesens mit den Beschreibungen des Dichters begnügen, welcher, eben weil er ein Dichter ist, bei seinen Schilderungen ganz andere Gesichtspunkte und Ziele hat, als der Historiker. Können demnach die homerischen Epen für uns nicht eine Quelle sein, welcher wir unmittelbar wie einem in jeder Beziehung zuverlässigen Zeugen folgen, so erhalten wir doch immerhin aus ihnen ein Bild von dem Zustande des damaligen Kriegswesens und von der Art der Kriegsführung im allgemeinen.

Denselben patriarchalischen Charakter, welchen die Regierungsformen des heroischen Zeitalters aufweisen, tragen auch die kriegerischen Verhältnisse jener Zeit. Das noch in historischer Zeit in zahlreiche getrennte Völkerschaften zerfallende Griechenland war damals nichts als eine Menge zahlloser kleiner, beständig miteinander im Fehde lebender Stämme, welche namentlich häufige Raub- und Plünderungszüge auf Nachbargebiet unternahmen, wobei die Vornehmen, für die darin nach damaliger Anschauung durchaus nichts Unehrenhaftes lag, sich an die Spitze einer Anzahl unternehmender Männer aus dem Volke stellten. Vereinigte einmal ein größeres gemeinschaftliches Interesse mehrere Stämme unter einheitlichem Oberbefehl, so war die Macht dieses Oberbefehlshabers doch keineswegs eine unumschränkte; die einzelnen Stämme, welche unter ihren Fürsten und Edeln am Zuge teilnahmen, standen zunächst unter deren Befehl, und es hing vom guten Willen dieser kleinen Könige ab, ob sie sich den Anordnungen des obersten Kommandierenden fügen wollten oder nicht. Demnach war von einer gemeinschaftlichen Ordnung des Heeres, von Einteilung der Menge nach bestimmten Waffengattungen oder dgl. keine Rede; man ging nach den Stämmen geordnet in den Kampf.

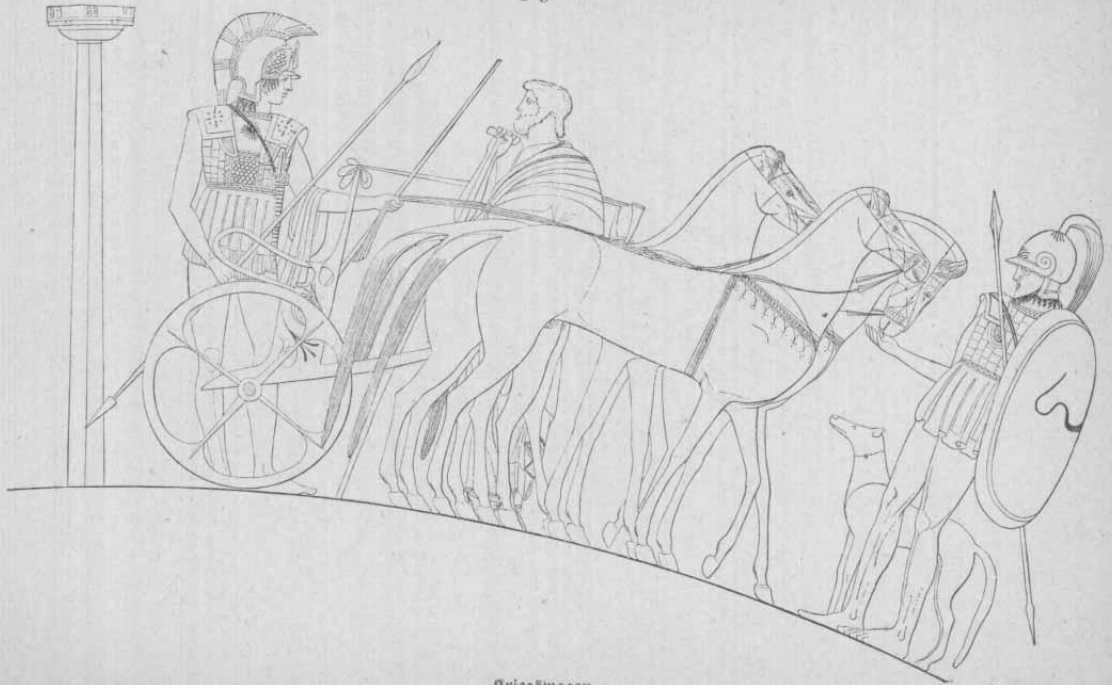
Auch der Kampf selbst erfolgte ohne bestimmten Schlachtplan, wie der Zufall es gab. Die Hauptbedeutung lag vornehmlich bei den Edeln, welche auf ihren Streitwagen kämpften und deren Einzelkämpfe mit hervorragenden Führern der Gegenpartei nicht nur das allgemeine Interesse so erregten, daß während derselben oft der ganze übrige Kampf der Massen ruhte, sondern auch in ihrem Ausgange nicht selten für Sieg oder Niederlage einer Partei entscheidende Bedeutung erhielten. In voller Bewaffnung erschienen die Vornehmen, von ihrem Wagenlenker begleitet, auf dem Streitwagen, der in der Regel mit zwei Rossen bespannt war. Wenn der Maler des Fig. 18 abgebildeten Vasenbildes vier Pferde vor dem Wagen gemalt hat, so folgt er dabei wohl weniger einer alten Tradition, da zur Zeit des Vasenmalers die Sitte, zu Wagen zu kämpfen, längst abgekommen war, als der allgemeinen Sitte der alten Vasenmalerei, welche den Streitwagen, nach dem Beispiele der in den Wettkämpfen zur Verwendung kommenden Viergespanne, stets vier Pferde giebt; der Krieger, der in der Linken die Zügel, in der Rechten den Speer hält, hat den Wagen noch nicht bestiegen; er ist in voller Rüstung, gleich dem vor dem Wagen stehenden Krieger, so daß wir berechtigt sind, hier in der That einen Kriegswagen zu erkennen. Aus den Reihen ihrer Abtheilung in vollem Sturm gegen den Feind losfahrend, suchte der Wagenkämpfer sich einen Gegner und forderte denselben, oft mit bitter höhennenden Worten, zum Zweikampf heraus, welcher zunächst mit den Lanzen, weiterhin, wenn die Kämpfer dicht an einander geraten sind und wohl auch ihre Wagen verlassen haben, mit dem Schwerte geführt wird; ja selbst Feldsteine werden in der Hitze des Gefechts nicht als Waffe verschmäht. Die Massen des Fußvolkes (Reiterei kennt das homerische Kriegswesen nicht) kommen seltner in's Handgemenge; häufiger wird aus der Entfernung mit Bogen und Wurfspeer gekämpft. Kommt es aber zum Wettkampf, so rücken sie, Schild an Schild geschlossen, in mehreren Gliedern heran; das Prinzip der geschlossenen Pha-

lang, der für das griechische Kriegswesen so bedeutsam gewordenen Schlachtordnung, ist bereits in der heroischen Zeit im Keime vorhanden. — In der Art, wie der Krieg geführt wird, zeigt sich noch vielfach der unzivilisierte Zustand der damaligen Hellenen. List und Hinterhalt sind ebenso erlaubte Mittel, als Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit gegen den unterliegenden Feind allgemein ist. Der Kriegsgefangene wird, wenn er nicht Lösung findet, Sklave, ja nicht selten mitleidlos geopfert; den gefallenen Gegner mitten im Kampfgetümmel seiner Rüstung zu berauben, ist eine rühmliche That, seine Leiche unbeerdigt den wilden Thieren zum Fraße liegen zu lassen, gilt nicht als unedel. Nur den eigenen Kampfgenossen gegenüber finden sich wohlthüendere Züge edler Selbstaufopferung und kameradschaftlicher Hingebung.

Die folgenden Jahrhunderte bringen, nach mannigfaltigen Umwälzungen und inneren Kämpfen, jene Gliederung in Einzelstaaten hervor, welche mit geringen territorialen Änderungen bis zur makedonischen Zeit bestehen bleibt. Aber so wenig die Verhältnisse es den Griechen verstatteten, ein einheitlicher großer Staat oder auch nur ein Staatenbund zu werden, so wenig konnten sie es zu einem gemeinsamen Heerwesen bringen; und so mannigfaltig daher die Verhältnisse in den vielen Kleinstaaten von Hellas sind, so mannigfach waren auch ihre Heerordnungen. Von den wenigsten freilich wissen wir näheres; am meisten nur von Lakëdämon und Athen.

Von diesen beiden war besonders Lakëdämon ein Staat, welcher dem ganzen Charakter seiner Bewohner nach in hervorragendem Maße ein kriegerischer, und in welchem daher auch die ganze Verfassung auf militärische Prinzipien begründet war. Jeder Spartiat, d. h. jeder aus altspartanischer Bürgerfamilie stammende Mann, war vom 20. bis zum 60. Jahre zum Kriegsdienst für das Vaterland verpflichtet. Selbstverständlich wurden im Kriegsfalle nicht alle Wehrhaften gleichzeitig aufgeboden, sondern die Ephoren bestimmten in jedem einzelnen Falle, welche

Fig. 18.



Kriegswagen.

Altersklassen sich zu stellen hatten. Die von jeder der fünf Gemeinden Spartas gestellte Truppenabteilung hieß *Lochos*; diese war dann wieder in Unterabteilungen gegliedert, zu welchen auch die früher erwähnten\*) *Syssitien* gehörten. Später, d. h. gegen Ausgang des fünften Jahrhunderts, war die Einteilung eine andere; die ganze Wehrkraft der Lakedaemonier zerfiel damals in sechs *Moren*, jede zu zwei *Lochen*; die Größe dieser Abteilungen wechselte je nach Bedürfnis. Auch die Nichtbürger wurden zu kriegerischen Leistungen herangezogen; und zwar die nicht leibeigenen *Perioeken* als besondere Truppenabteilungen, welche zwar für gewöhnlich nicht mit den Spartiaten in Reih und Glied standen (immerhin kam das später auch vor), aber wie diese als *Hopliten*, d. h. als schwerbewaffnetes Fußvolk dienten, wogegen die leibeigenen *Heloten* ihren Herren als Diener, namentlich als *Schildknappen*, in die Schlacht folgten und auch in der Schlacht selbst als Leichtbewaffnete zur Verwendung kamen. — Den Oberbefehl im Kriege hatte einer der beiden Könige, und zwar bestimmte die Bürgerschaft, welcher von beiden im betreffenden Falle die Führerschaft übernehmen sollte; außerdem hatten die einzelnen Truppenabteilungen ihre besonderen Anführer, denen wahrscheinlich schon in Friedenszeiten die militärische Ausbildung und Einübung der Mannschaft oblag. Inbezug auf kriegerische Tüchtigkeit waren die Spartiaten den meisten andern Hellenen weit überlegen, weil ihre ganze Erziehung und Jugendbildung auf militärischer Grundlage beruhte und kein Ruhm für höher erachtet wurde, als der kriegerische. Da außerdem kein Spartiat sich irgendwelchem Gewerbe oder einem sonstigen bestimmten Berufe widmen durfte, sondern seine vollen Kräfte lediglich dem Staate opfern mußte, so waren nur die Spartaner Berufssoldaten im eigentlichen Sinne des Wortes. Freilich waren sie nur stark als Fußvolk; die Reiterei war an Zahl wie Qualität sehr unbedeutend. Es gehörte zu jeder

\*) S. Bd. II. S. 3.

More eine Abteilung Kavallerie; aber da man zum Reiterdienste gerade die schwächeren, für den Hoplitendienst untauglichen Leute nahm, so spielte diese Truppengattung in der spartanischen Heere niemals eine Rolle, und man war sogar öfters genöthigt, fremde Reiter in Sold zu nehmen.

So war denn für den kriegerischen Spartiaten ein Kriegszug eine erwünschte Gelegenheit, die im Frieden geübten Kräfte zu erproben, und eine Art Fest. Mit Opfern und Erforschung der Zeichen wurde der Ausbruch zu einem Feldzuge eingeleitet. In Feindesland schlug man ein Lager auf, und zwar nicht ein viereckiges, wie sonst griechischer Brauch, sondern ein rundes, aber unbefestigt; die Bewachung war Sache der ausgestellten Posten sowie der als Vorposten ausgeschickten Reiterei. Außerhalb des Lagers lagerten sich die Heloten. Im Lager selbst wurde zwar fleißig exerziert und sonst militärische Übungen vorgenommen, im allgemeinen aber lebte man im Felde weniger streng der Disziplin nach, als für gewöhnlich daheim, wie denn auch Purpurkleider und wohlgesträhltes, kränzeschmücktes Haar getragen wurde, was zu Hause im Frieden nicht üblich war. Vor einer Schlacht wurden in früher Stunde Opfer dargebracht; dann ging es unter lustigem Klang der Flöten und während das ganze Heer ein Marschlied anstimmte, in geschlossenen Reihen und regelmäßigem Tritt gegen den Feind. Mit welcher heldenmüthigen Tapferkeit, mit welcher entsagenden Standhaftigkeit selbst bei völliger Aussichtslosigkeit ihrer Sache die Lakedämonier gekämpft haben, wie namentlich hier jene edeln Freundschaftsverhältnisse zwischen älteren Männern und Jünglingen sich im schönsten Lichte zeigten, ist bekannt genug und soll hier nicht näher dargelegt werden.

In Athen waren die Bürger ebenfalls bis zum 60. Lebensjahre zum Kriegsdienst verpflichtet, doch erstreckte sich diese Dienstpflicht nicht so allgemein auf einen jeden, wie in Lakedämon. Verpflichtet zum Dienst waren nämlich nach der Solonischen Verfassung nur die Bürger der drei obersten Steuerklassen, hin-

gegen waren die sog. Thetes, die vierte Steuerklasse, davon frei, und nur ausnahmsweise, was freilich später in den langen und schweren Kriegen öfters vorkam, wurden auch diese als Leichtbewaffnete, namentlich aber als Matrosen für die Flotte ausgehoben. Als durch die Revolution des Kleisthenes Attika in zehn Phylen eingeteilt worden war, wurde diese politische Einteilung auch für die Aushebung maßgebend; es wurde auf Grund der Bürgerrolle ein Verzeichnis der dienstpflchtigen Leute in jeder Phyle und in jedem Demos geführt und bei der regelmäßigen Aushebung durch Volksbeschluß bestimmt, welche Altersklasse jedesmal ausgehoben werden sollte; doch war Regel, daß die beiden ersten Altersklassen, vom 18. bis 20. Jahre, die Epheben, nicht zum Felddienste, sondern zum Dienste im Lande, als reitende Gensdarmarie gewissermaßen, verwandt wurden und die Bürger erst vom 20. Jahre ab auch außerhalb des Landes Dienste thun mußten. Die Mitglieder des Rats, sowie die höheren Beamten und verschiedene Behörden waren vom Kriegsdienste während der Zeit ihrer Amtsdauer befreit. — Nach der Zahl der Phylen zerfiel demnach das athenische Heer in zehn Abteilungen oder Taxis; diese wiederum in Lochen und weitere Unterabteilungen, deren Stärke jedoch keine feststehende war, sondern sich nach der Größe der Aushebung und mit dieser nach den Kriegsverhältnissen richtete. Die Metöken (d. i. die schutzverwandten Nichtbürger), welche ebenfalls zum Kriegsdienste verpflichtet waren, dienten sowohl auf der Flotte, als im Landheere beim Fußvolk, jedoch nicht in der Reiterei; sie wurden vornehmlich zur Besetzung der festen Plätze und zur Verteidigung der Städte verwandt. Die Reiterei war in Athen viel bedeutender, als in Sparta. Jede Phyle stellte hierfür 100 Reiter, welche zusammen zwei, von Hipparchen befehligte Abteilungen zu je 500 Mann bildeten. Verpflichtet zu diesem etwas kostspieligen Dienste (denn der Staat lieferte die Pferde dafür nicht, sondern deren Beschaffung und Ernährung war Sache jedes einzelnen) waren nur die beiden ersten Steuerklassen. Diese Kavallerie-



regimenter, welche den Stolz der athenischen Bürgerschaft ausmachten, wurden auch im Frieden fleißig eingeübt und von Zeit zu Zeit durch den Rat der Fünfhundert inspiziert, wie denn auch diese berittene Mannschaft, wie oben erwähnt, am panathenäischen Festzuge hervorragenden Anteil nahm.

Die Führung des Heeres im Kriege, welche in den ältesten Zeiten der König, dann der Archon (so lange es bloß einen solchen gab) gehabt hatte, fiel später einem der neun Archonten, dem Polemarchen, zu. Aber nach den Reformen des Kleisthenes wurde es Brauch, daß jede Phyle einen Strategen wählte und daß das Oberkommando im Kriege unter diesen Strategen nach einer bestimmten Reihenfolge Tag um Tag wechselte. Dazu kamen dann die Unterbefehlshaber, die Taxiarchen, für die Reiterei die zwei Hipparchen und zehn Phylarchen. Indessen verloren fast all diese Ämter, sowie die militärische Organisation der Bürgerschaft ihre Bedeutung, als, was schon seit der Zeit des peloponnesischen Krieges begann und dann mehr und mehr überhandnahm, das Söldnerwesen aufkam. Man hatte ursprünglich namentlich solche Truppen aus fremden Völkerschaften um Sold geworben, welche im eigenen Heere nicht vorhanden waren: Schleuderer vornehmlich, welche aus Rhodos kamen, Bogenschützen, die man von Areta bezog; aber im Verlaufe des vierten Jahrhunderts wurde die eigentliche hellenische Bevölkerung, besonders aber die attische, immer mehr unfriegerisch; und da die Fürsten von Makedonien und von andern nicht hellenischen Staaten anfangen, sich eigene stehende Heere aus wohlgeschulten Soldgruppen zu bilden, so blieb den hellenischen Republiken nichts übrig, als bei der Abnahme der eigenen Wehrkraft diesem Beispiele zu folgen. Dies Söldnerwesen hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, die Selbständigkeit Griechenlands zu untergraben und seine Unterwerfung unter die makedonische Herrschaft zu erleichtern. Schon zur Zeit des peloponnesischen Krieges waren die Arkadier bereit, für jeden, der ihnen Sold zahlte, zu kämpfen, und wäre es gegen ihre eigenen Landsleute gewesen;

auch im Feldzuge der Zehntausend bildeten sie einen bedeutenden Bruchtheil der für den jüngeren Kyros kämpfenden, und nicht den schlechtesten. Je mehr die vielen Kriege die Verarmung der Bevölkerung gefördert hatten, um so bereitwilliger fanden sich auf den Ruf eines tüchtigen Kondottiere diese antiken Landsknechte von allen Seiten, vornehmlich aus dem Peloponnes, zusammen, so daß es sogar vielfach möglich war, daß die Angehörigen eines Staates oder Stammes als besondere Heeresabteilung beisammen blieben; und je mehr die Kriegstüchtigkeit unter den Bürgern, welche zu bequem wurden, um die Strapazen des Dienstes auf sich zu nehmen, schwand, umso geschulter und schlagfertiger wurden diese unter dem Oberbefehl von trefflich begabten Feldherrn stehenden Mietsheere. Der Sold für den gemeinen Mann betrug in der Regel vier Obolen für den Tag (ungefähr 52 Pf.), wovon die Hälfte als Löhnung, die andere Hälfte als Verpflegungsgeld betrachtet wurde; dieses Geld wurde aber unter Umständen erhöht. Der Lohage erhielt das doppelte, der Stratege das vierfache vom Solde des gemeinen Mannes. Mehr aber als der Sold lockte die Aussicht auf Beute; denn bei dem damaligen Stande der Kriegführung war jeder Feldzug zugleich ein Verheerungs- und Plünderungszug, und die Söldner, welche rein aus persönlichen Interessen in den Krieg zogen, schonten dabei weder Freund noch Feind, zumal ihnen die Führer dabei meist mit dem Beispiel vorangingen.

Wenden wir uns, nach diesen allgemeinen Bemerkungen der griechischen Bewaffnung zu,\*) so müssen wir da zunächst das schon oben Ange deutete wiederholen, daß in dieser keine wesentlichen Änderungen erfolgt sind. Die volle Bewaffnung des homerischen Helden, bestehend aus Beinschienen, Panzer, Helm, Schild, Schwert und einer oder zwei Lanzen, ist im wesentlichen auch die des Hopliten oder Schwerbewaffneten der historischen

\*) Für die homerische Zeit vergl. W. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, S. 195—250.

Zeit; nur in der Form sind gewisse Modifikationen in den auf Homer folgenden Jahrhunderten erfolgt. — Die Schutzwaffen des Hopliten sind Helm, Harnisch, Beinschienen und Schild. Man begann, wenn man sich waffnete, in der Regel damit, die Beinschienen anzulegen, da es schwer fiel, den gepanzerten Körper zu beugen, und so sehen wir es auch meistens auf den alten Bildwerken, obschon Ausnahmen vorkommen. Die Beinschienen\*) waren halbgebogene Platten aus Erz, inwendig mit Leder oder Wollenstoff gefüttert; sie mußten elastisch sein, weil man sie beim Anlegen auseinanderbog und sie vornehmlich durch ihre Elastizität dem Bein, dessen vorderen Teil sie bis über das Knie hinaus deckten, anhafteten, obgleich auf alle Fälle noch ein festhaltender Ring um den Knöchel lag, vielleicht auch oberhalb noch eine solche Befestigung vorhanden war. In Fig. 19, welche zusammen mit Fig. 20 die Darstellungen einer bemalten rotfigurigen Schale wiedergibt, sehen wir ganz rechts einen jugendlichen Krieger, welcher sich niederbeugt, um sich eine Beinschiene anzulegen, die er zu diesem Zwecke auseinanderbiegt; abweichend von der sonstigen Gewohnheit hat der Jüngling über seinem Chiton bereits Panzer und Chlamys angelegt. In Fig. 21, dem Innenbilde einer Trinkschale, welches die Tötung des Dolon vorstellt, sehen wir den griechischen Helden (Diomedes) mit Beinschienen bewehrt, an denen man unten den festhaltenden Ring deutlich erkennt.

Der Panzer der heroischen, wie der historischen Zeit ist zwar kürzer, als der bei den Römern übliche, reicht aber doch meist noch so weit herab, daß durch ihn der größte Teil des Unterleibes bedeckt ist, wie das auch die Bildwerke veranschaulichen; nur reichen seine massiven Bestandteile in der Regel nicht über die Taille herunter, und den Schutz für den tiefer liegenden Teil des Unterleibes übernehmen die beweglichen, am Panzer

\*) Über die künstlerische Behandlung derselben s. m. Kunstgewerbe im Altert. II, 218.

angebrachten Lappen. Meist war der Harnisch aus Bronze gefertigt und bestand aus zwei Platten, von denen die eine die Brust, die andere den Rücken deckte, und welche sowohl an den untern Rändern als unter und über den Schultern durch Schnallen oder Hefstel befestigt wurden. In der Folgezeit kommen zu diesen Bestandteilen noch die bei Homer nicht erwähnten Schulterblätter hinzu, welche am Rücken befestigt sind und, wenn der Panzer angelegt ist, von dort über die Schulter gezogen und vorn auf der Brust mit Kettchen oder Schnüren an Ringen oder Hefsteln festgemacht werden. In Fig. 20 hat

Fig. 19.



Krieger, sich rüstend.

der Mann rechts, welcher sich waffnet, seinen Panzer bereits angelegt; die beiden Schulterblätter sind jedoch noch offen, und er steht im Begriff, das rechte Schulterblatt nach vorn zu ziehen, um es dort am vordern Panzerblatt fest zu machen. Noch deutlicher sehen wir es in Fig. 22, einer heroischen Genreszene, wo Achilleus dem verwundeten Patroklos seinen wunden Arm verbindet; hier ist das rechte Schulterblatt des Patroklos befestigt, das linke dagegen, damit der verwundete linke Arm nicht geniert sei, geöffnet. In welcher Weise die Schulterblätter am Panzer festgemacht wurden, erkennt man am deutlichsten an der Rüstung

des Amphiaraios in Fig. 23 einem den Abschied des Amphiaraios vorstellenden Vasengemälde. — Was die Form des Harnisches anlangt, so kommen vornehmlich zwei Arten vor: Panzer mit steifen Platten und Schuppenpanzer. Bei den ersteren ist diejenige Form der Platten am häufigsten, welche sich nicht dem Körper anschmiegt, sondern nur allgemein die Rundung desselben wiedergiebt; derart sind die Panzer der Krieger in Fig. 19 u. 20 einen solchen trägt auch Amphiaraios in Fig. 23 und in Fig. 24, von einer Schale des Duris, nimmt der Jüngling, der in den Kampf zieht, eben einen solchen Panzer in Empfang (vgl.

Fig. 20.



Krieger, sich rüstend.

auch oben Fig. 18). Bisweilen findet sich der Plattenpanzer auch in der, bei den Römern weitaus häufigeren Form, welche genau Brust und Rücken des menschlichen Körpers nachahmt, mit Wiedergabe der Muskulatur in ihren Hauptzügen\*). Schuppenpanzer tragen dagegen die Krieger in Fig. 22: dieselben bestehen offenbar aus Leder, das mit kleinen, schuppenartig übereinandergreifenden Erzplättchen besetzt ist. Einige Teile auch dieser Schuppenpanzer scheinen aus Platten hergestellt zu sein; so beim Achilleus der Gurt und ein Streifen am Rücken, beim Patroklos

\*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 214.

der obere Teil des Brustschildes; dagegen sind die Schulterblätter aus Schuppen gemacht, da bei diesen ja Biegsamkeit besonders notwendig ist. — Zum Schutz des Bauches dienen lederne, mit Metall beschlagene Streifen oder Lappen, welche

Fig. 21.



Tötung des Dolon.

vom untern Rande des Panzers herabzuhängen und einen Teil der Oberschenkel zu bedecken pflegen; vgl. Fig. 21 u. 22. Zum Festhalten des Panzers um die Hüften nahm man in der Regel einen erzbeschlagenen Ledergürtel; einen solchen hat man vielleicht

in dem Gegenstande zu erkennen, welchen in Fig. 20 rechts der Knabe dem sich den Harnisch anlegenden Krieger darbietet.

Unter dem Panzer trug man einen kurzen Chiton, welcher aus besonders starken Fäden gewebt war, weshalb er bei Homer

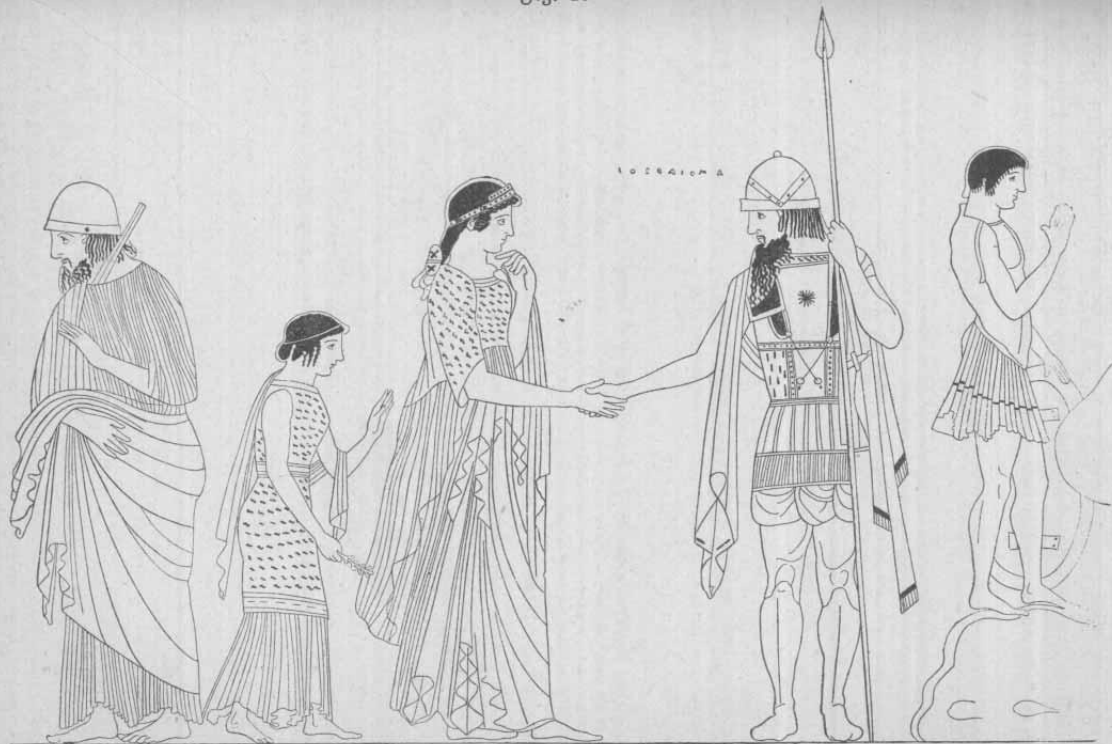
Fig. 22.



Achilleus verbindet den verwundeten Patroklos.

öfters die Bezeichnung gedreht oder geflochten bekommt. Er hat meist kurze, nur wenig über die Achseln fallende Ärmel und bedeckt unterhalb nur einen Teil der Oberschenkel; vgl. die Abbildungen. Bei Homer wird außerdem mehrfach ein breiter, mit

Fig. 23.



Abchied des Amphiaros.



Erz beschlagener Gurt oder Mitra erwähnt,\*) welchen man unmittelbar über dem Chiton trug, und zwar so, daß der obere Teil des Gurtes vom Panzer bedeckt war, während der untere

Fig. 24.



Ausrüstung eines Kriegers.

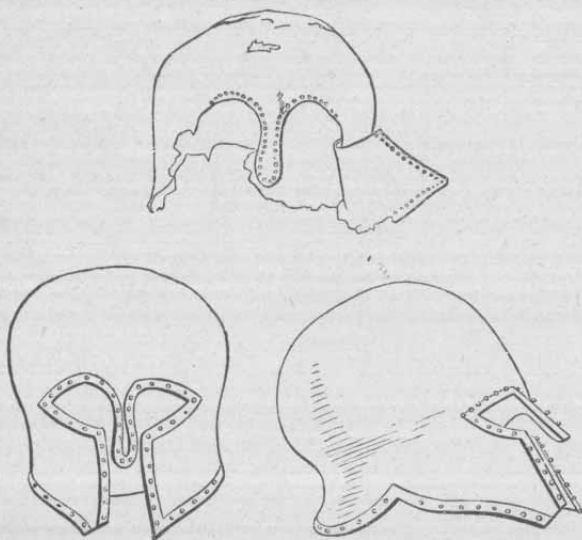
frei lag. Dieser Gurt scheint aber bald nach Ablauf der homerischen Epoche außer Gebrauch gekommen zu sein, da er sich auf keinem Bildwerke nachweisen läßt. Die schon bei Homer

\*) Kunstgewerbe im Altertum II, 207.

vorkommenden, später noch häufiger werdenden linnenen Koller waren wohl aus starkem Gewebe hergestellt und, wenn auch nicht durchweg, so doch an den am meisten exponierten Stellen mit Erz belegt.

Der Helm,\*) welcher schon in den frühesten Zeiten die Stelle der ursprünglichen Kopfbedeckung aus Tierfell eingenommen hatte, wurde ebenfalls meistens aus Bronze gearbeitet, und

Fig. 25, 26 u. 27.



Altgriechische Helme.

zwar, wie teils Angaben Homers, teils noch vorhandene Originale zeigen, häufig aus drei Schichten, einer stärkeren in der Mitte und je einer dünneren über und unter derselben. Der Hauptteil des Helmes legte sich in Kappenform dem Kopfe an, Stirn und Schläfe bedeckend; vorn reichte er in zwei getrennten Schirmen über die Wangen herab; Öffnungen für die Augen

\*) Über künstlerische Ausstattung desselben s. Kunstgew. i. N. II, 210.

blieben zwischen Nasenschild und Backenschirmen frei. Wahrscheinlich waren in der älteren Zeit die Helmkappe und die Backenschirme aus einem Stück gearbeitet, wie wir das an den hier Fig. 25 — 27 abgebildeten altgriechischen Helmen (aus Olympia und Sardinien) sehen, die auch mit Nasenschild versehen sind, so daß vom Gesicht des damit bedeckten Kriegers nicht mehr viel zu erkennen war. Eine Verstärkung erhielt der Helm in der Regel durch einen über die Mitte der Helmkappe vom Hinterkopf nach der Stirn zu sich erstreckenden Bügel, in welchem der Helmbusch eingesezt war; es kamen auch Helme vor

Fig. 28.



Krieger beim Brettspiel.

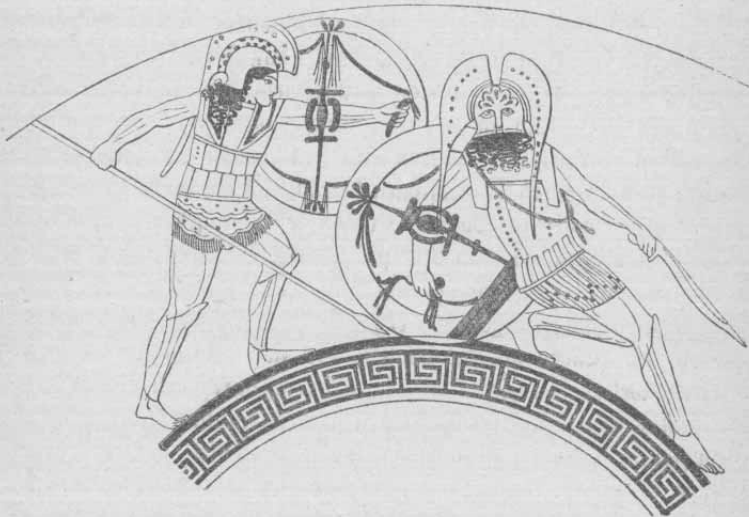
welche zur Vermehrung der Widerstandskraft mit zwei Bügeln versehen waren, welche dann auch zwei Büsche aufwiesen. Häufig ist der Helmbusch, welchen man von sehr bedeutender Größe zu machen pflegte, nicht direkt in den Bügel eingelassen, sondern vermittelt einer schmalen und hohen Röhre mit demselben verbunden, sodaß er den Helm selbst hoch überragt. Solche Helme sehen wir in dem Fig. 28 abgebildeten Vasenbilde, welches zwei Krieger beim Brettspiel vorstellt; der eine hat seinen Helm abgenommen und auf den Schild neben sich gestellt, der andere trägt ihn, über die Stirn zurückgeschoben, auf dem Kopfe; die

Helmform gleicht der von den in Fig. 25 ff. abgebildeten Originalen. Bisweilen ist aber der Helmbusch auch ohne Bügel in die Helmkappe selbst eingelassen, wie in Fig. 18 bei dem Krieger rechts. — In der späteren Zeit traten mannigfaltige Veränderungen der Helmform auf, welche vornehmlich darauf beruhen, daß der Nasenschild und die Backenschirme bald beweglich gemacht werden, bald fest bleiben, aber andere Gestalt annehmen; so hat der Helm des Achilles Fig. 22 seinen festen Stirn- und Nasenschild behalten, dagegen sind die Backenklappen in einem Scharnier beweglich, und der Held hat sie der Bequemlichkeit halber in die Höhe geschlagen. Von den drei in Fig. 19 abgebildeten Helmen scheint der rechts am Boden liegende ebenfalls bewegliche Backenschirme zu haben, dagegen fehlt der Nasenschild und es ist bloß ein, vermutlich auch zurückzuschlagender Stirnschild vorhanden; die beiden andern haben feste, mit der Kappe aus einem Stück gearbeitete Nasen- und Backenschirme, doch sind letztere nicht spitz zugehend, wie meist bei der älteren Form, sondern abgerundet. Vgl. auch Fig. 18, 21 u. 24. Meist kommt auch der Nackenschirm hinzu, wie wir ihn auf mehreren unserer Abbildungen sehen. Die Bildwerke zeigen uns auch, in wie reicher Weise man oft die Helme künstlerisch verzierte; vgl. den Helm des Diomedes in Fig. 21. Bisweilen gab man dem Helm auch die Form des menschlichen Gesichtes, indem man Stirnfalten, Augenbrauen u. s. w. im Erz nachahmte. Daß eigentümlicherweise diese Maskenform selbst auf die Rückseite des Helmes übertragen werden konnte, zeigt Fig. 29, den Tod des Memnon vorstellend, wo man unterhalb des Helmes die langen Nackenhaare des Kriegers zum Vorschein kommen sieht, falls nicht hier nur eine Ungeschicklichkeit des Vasenmalers vorliegt; übrigens ist dieser Helm auch dadurch interessant, daß er zwei Büsche hat. — Neben diesen hohen und zum Teil prunkvollen Helmen blieben aber auch später die einfach kappenförmigen Helme üblich, welche zur Verstärkung mit einigen Bügeln oder aufgenagelten Erzblechen beschlagen waren;

einen solchen trägt Amphiaraoß in Fig. 23. — Endlich mag hier noch erwähnt werden, daß man, damit der Helm nicht zu sehr auf den Kopf drücke, unter demselben eine dicht anliegende Filzkappe zu tragen pflegte, wie wir dieselbe in Fig. 22 beim Patroklos sehen.

Von Schilden\*) waren zur homerischen Zeit vornehmlich zwei Arten im Gebrauch: ein kreisrunder kleinerer und ein

Fig. 29.



Tod des Memnon.

ovaler von beinahe Mannshöhe. Sie bestanden aus mehreren Lagen übereinandergenähter Rindshäute und waren auf der Außenseite in der Regel mit Bronze beschlagen. Indem die Durchmesser der übereinandergenähten Häute von außen nach innen und die Stärke der Metallbeschläge von der Mitte nach dem Rande zu allmählich abnahm, wurde erzielt, daß die Mitte des Schildes, welche am meisten auszuhalten hatte, auch am

\*) Vgl. Kunstgewerbe II., 221.

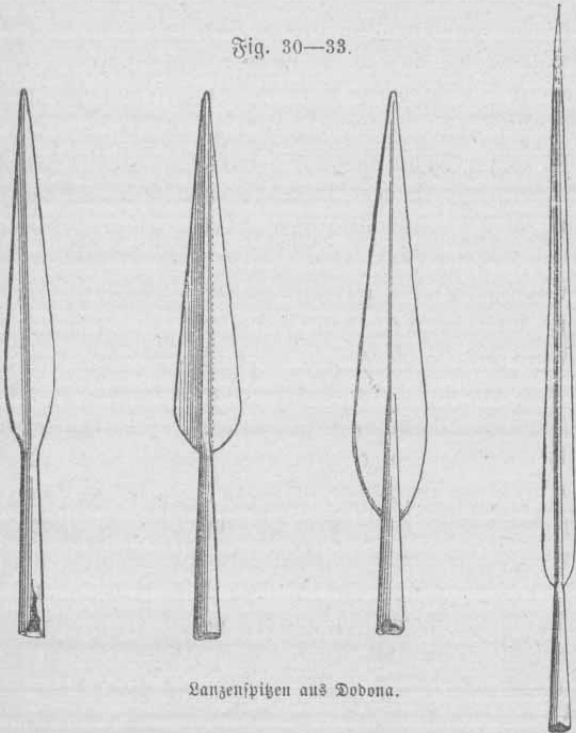
stärksten war; außerdem war meist noch im Zentrum der Außen-  
 seite eine starke runde oder konvexe Bronzeplatte angebracht, der  
 sogenannte Omphalos, an dessen Stelle später das Schildzeichen  
 trat. Getragen wurde, wie es scheint, der mittelgroße kreis-  
 runde Schild an einem Doppelbügel, und zwar indem man  
 durch den einen, in der Mitte der Höhlung angebrachten Bügel  
 den Arm steckte, den andern, am Rande befindlichen mit der  
 Hand faßte (vgl. Fig. 21); dagegen war bei den großen Schil-  
 den eine solche Art des Tragens nicht möglich, und es müssen  
 dieselben lediglich durch eine einzige Handhabe regiert worden  
 sein, wobei man nicht vergessen darf, daß diese sehr schweren  
 Schilde außerdem noch durch Tragriemen am Körper ange-  
 hängt waren. Auch in der Folgezeit finden wir vornehmlich  
 die beiden Formen des runden und des ovalen Schildes; aber  
 letztere sind in ihren Dimensionen beträchtlich vermindert worden,  
 was sehr erklärlich ist, da das Tragen jener ungeheuern Schilde  
 äußerst unbequem und im Kampfe hinderlich gewesen sein muß.  
 Beide Arten haben mäßige Wölbung und einen etwas vor-  
 stehenden Rand; außerdem erhalten die Schilde, und zwar  
 sowohl die runden als die ovalen, oft zwei Einschnitte an den  
 Seiten, welche den Zweck hatten, daß der durch den Schild ge-  
 deckte Krieger gelegentlich über einen solchen Einschnitt hinweg nach  
 dem Feinde spähen, auch wohl durch den Einschnitt hindurch seinen  
 Speer schleudern konnte; man erkennt diese Einschnitte z. B. an  
 den Fig. 28 abgebildeten Schilden. Was die Art des Tragens  
 anlangt, so finden wir bald zwei Handhaben, die beide in  
 einiger Entfernung vom Mittelpunkt angebracht sind, wie an  
 dem von der Innenseite sichtbaren Schilde in Fig. 23, bald geht  
 eine Querstange über die ganze innere Breite des Schildes hin-  
 weg, durch die man den Arm steckt, während am Rande mehrere  
 Handhaben von Riemen angebracht sind, die man bequem fassen  
 konnte und welche die Möglichkeit ergaben, daß man den Schild  
 weiter benutzen konnte, auch wenn eine dieser Handhaben ab-  
 reißen sollte. Etwas abweichend ist die Vorrichtung an dem

von innen sichtbaren Schilde in Fig. 19, indem da anstatt einer Querstange im Durchmesser drei von Radiusgröße, die im Mittelpunkte zusammentreffen, angebracht sind; auch hier muß man wohl Handhaben am Rande voraussetzen. Vielfach waren die Schilde inwendig mit buntem Stoff gefüttert und mit Troddeln oder Schnuren verziert; bei kleineren Rundschilden findet sich bisweilen auch noch ein breiter, herunterhängender Schurz von Leder oder dgl. angebracht, welcher dem Kämpfer eine, wenn auch weniger genügende Deckung des Unterleibes gewährte. Die Schildzeichen, welche außerordentlich mannigfaltig und vielfach bedeutungsvoll gewählt sind, waren teils im Relief angebracht, wie der Satyrkopf in der Mitte des einen Schildes in Fig. 28, teils flach von anders gefärbtem Metall eingelegt oder aufgenagelt.

Die Truzwaffen trennt man in Nahwaffen, nämlich Lanze und Schwert, und Fernwaffen, nämlich Wurfspieß, Bogen und Schleuder. — Der Speer oder die Lanze bestand aus einem in der Regel von Eschenholz gearbeiteten Schaft, welcher an beiden Seiten mit einer ehernen Spitze versehen ist; die eine Spitze dient zum Angriff, die andere, abweichend gestaltete (vgl. Fig. 18) dazu, den Speer, wenn man ihn nicht brauchte, in die Erde zu stoßen. Das Material für die Spitze war in der heroischen Zeit vornehmlich noch Erz, später Eisen. Die Klinge der für den Angriff bestimmten Spitze ist gewöhnlich blattförmig und zweischneidig (vgl. Fig. 30—33, nach Originalen aus Dodona), in einer Länge von 18—20 cm, in der Mitte etwa 6 cm breit; vermittelt einer Tülle war sie auf das obere spitze Ende des Schaftes aufgesetzt und diese Tülle, behufs festeren Haltes, noch mit einem Ringe umgeben. Dagegen ist das untere Ende oder der Schuh meist nur eine kurze, konische Spitze. Die Länge des Speeres war in der heroischen Zeit größer als später; bei Homer kommen Speere von ungefähr fünf Metern Länge sehr oft vor (im Schiffskampf sogar einer von ungefähr zehn Meter, der ist aber aus meh-

reren Stücken zusammengesetzt und wohl nur beim Schiffskrieg gebraucht, um das Entern zu verhindern); später aber war die gewöhnliche Länge etwa 2,05—2,30 M. Das ist ungefähr die Länge der Speere, welche wir in Fig. 19, 20 und 23 abgebildet sehen. Häufig findet man, wie in Fig. 28, zwei Speere

Fig. 30—33.

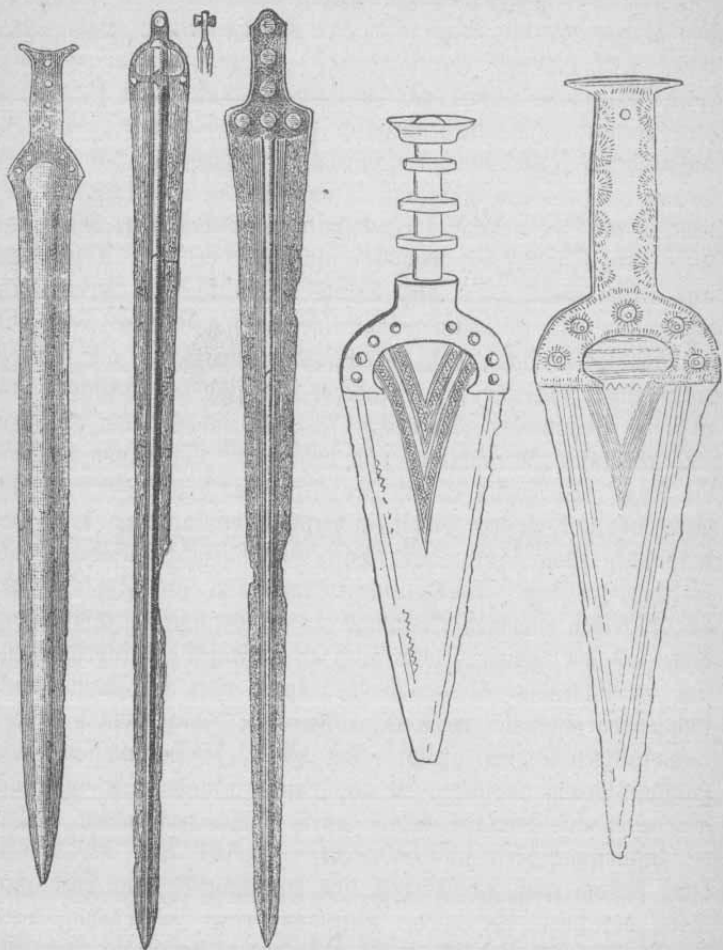


Lanzenspißen aus Dobona.

in der Hand eines Kriegers; dies geschah vornehmlich dann wenn der Krieger sich seines langen Speeres nicht bloß zum Stoßen, sondern auch zum Werfen bedienen wollte, wobei denn ein Reservespeer natürlich notwendig war. Beim Stoß wie beim Wurf faßte man den Speer mit der rechten Hand allein in der Mitte.



Fig. 34—38.



Schwerter aus Mykerä und aus italienischen Pfahlbauten.

Noch mehr, als der Speer, welcher vermöge seiner Länge nur bei einer gewissen Entfernung gebraucht werden kann, ist das Schwert die Waffe für das Handgemenge. Sein Material war anfangs ebenfalls Erz (bei Homer nur solches), später Eisen; die Klinge war zweischneidig und in der heroischen Zeit ziemlich lang, wahrscheinlich von der Form des Fig. 34 abgebildeten, aus Mykenä stammenden Schwertes; dasselbe ist 60 cm lang, die zweischneidige Klinge und die Angel des Griffs, welcher mit einem von Nägeln festgehaltenen Beschlage von Holz, Bein oder dgl. verziert war, der nicht mehr erhalten ist, bestehen aus einem Stück. Da dies Schwert und die ihm verwandten Exemplare auf Hieb und Stich gleichmäßig berechnet sind, so hat Helbig's Ansicht, daß dieselben den homerischen am meisten entsprechen, viel für sich. Anderer Art sind die ebenfalls aus Mykenä stammenden Schwerter Fig. 35 und 36; die Klingen sind ebenfalls zweischneidig und haben eine Länge von 80 cm, die Angel des Griffs ist mit der Klinge auch aus einem Stück gearbeitet und es war damit ein Beschlag von anderem Material verbunden; doch scheint diese Waffe ausschließlich auf den Stich berechnet zu sein. Wieder von anderer Art sind Fig. 37 und 38; dieselben stammen allerdings aus italienischen Pfahlbauten, doch soll die gleiche Form auch in Griechenland vorkommen. Die zweischneidige Klinge ist hier kurz, oben sehr breit, aber unmittelbar schmaler werdend, so daß die Form beinah einem spitzwinkligen Dreieck gleicht. Der Griff, dessen unteres Ende halbkreisförmig ausbiegt, ist aus einem besonderen Bronzestück gearbeitet und mit der Klinge durch Nägel verbunden. — In der historischen Zeit sind die Schwerter meist kurz, die Klinge etwa 50 cm lang, schilfförmig und zweischneidig, auf Hieb und Stoß berechnet; der in der Regel mit einer Parierstange versehene Griff ist ziemlich klein; vgl. das Schwert in Fig. 21, wo auch Schwertscheide und Behrgehänge gut wiedergegeben sind. Erstere war öfters von wertvollem Material und künstlerisch verziert, bei gewöhnlichen Exemplaren von Leder; das

Wehrgehänge ist meist ein lederner Riemen mit Metallbeschlägen; dasselbe wurde über die rechte Schulter gehängt, und zwar so lang, daß das Schwert an der linken Hüfte herabhing, doch trug man später nicht selten das Schwert auch auf der rechten Seite. — Neben den bezeichneten Formen des Schwertes kommen dann noch einige andere vor; vornehmlich diejenige, welche man speziell als das lakedämonische Schwert bezeichnet, dessen Klinge vom Griff aus auf der einen Seite etwas gekrümmt und dort scharf ist, während die andere Kante gerade verläuft und offenbar stumpf war; diese Art von Schwert war jedenfalls nur zum Hiebe brauchbar. — Gegen den Ausgang des hellenischen Altertums wurden, durch die Neuerung des Sphikrates, wieder längere Schwerter in den griechischen Heeren gebräuchlich, bis gegen 90 cm lang (mit dem Griff); doch behielten wohl die Hopliten das kurze Schwert auch weiterhin noch bei.

Zwei andere Nahwaffen, nämlich die Keule und die Streitaxt, kommen beim griechischen Kriegswesen nicht in betracht. Jene kommt wesentlich in den mythischen Kämpfen der Vorzeit vor, diese, in den Kunstwerken die gewöhnliche Waffe der Amazonen, spielt zwar bei Homer noch ein paar Mal auch als Waffe eines griechischen Helden eine Rolle, war aber später nur bei einigen orientalischen Völkern als wirkliche Kriegswaffe in Gebrauch.

Die Fernwaffen kommen vornehmlich den Leichtbewaffneten zu. Das heroische Zeitalter kennt den Wurfspeer wesentlich nur als Jagdwaffe; die Helden bedienen sich beim Wurf meist ihrer gewöhnlichen langen Lanze. Der leichte, etwa 2,50 M. lange Wurfspeer ist aber in der Folgezeit, wo die Leichtbewaffneten einen stehenden Teil der Heere bilden, eine sehr gewöhnliche Angriffswaffe; derselbe gleicht durchaus dem in den gymnischen Wettkämpfen (vornehmlich im Fünfkampf) üblichen, d. h. er war, wie dieser, mit einer Schleife versehen, welche sich der Werfende um die Finger wickelte. Wir haben über die Art des Wurfs mit diesem Speer oben gesprochen\*). — Die zweite

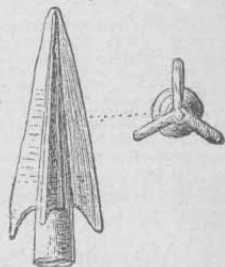
\*) Vgl. Bd. II. S. 112

Fernwaffe sind Pfeil und Bogen. Letzterer erscheint in doppelter Form: zunächst als einfacher, aus einem einzigen Stück elastischen Holzes bestehender, mit etwas aufwärts gebogenen Enden; seine Form ist nur wenig gebogen und erst, wenn er gespannt wird, erhält er die Form einer stärkeren Kurve. Dieser Bogen führt den Namen des skythischen oder parthischen, begegnet uns aber auch auf griechischen Bildwerken und war vermutlich die ältere Art. Die andere Form ist die des doppelten Bogens, bei welchem zwei gekrümmte Teile aus Horn durch einen metallenen, geraden Zwischenteil von Zylinderform miteinander verbunden sind; diese Form ist im griechischen Heere die gewöhnliche gewesen, und auch als man für den Bogen nicht bloß Hörner von Ziegen, Gazellen u. s. w. als Material, sondern auch Holz nahm, behielt man diese Gestalt bei. Der metallene Beschlag der Mitte bildete zugleich das Auflager für den Pfeil; auch die Enden des Bogens, an denen die Sehne angeknüpft wird, waren meist mit Metall beschlagen. Die Sehne war von geflochtenem Rindsdarm gefertigt und hing für gewöhnlich, wenn der Bogen außer Gebrauch war, nur an dem einen Ende des Bogens befestigt, lose herab, damit nicht, wenn der Bogen beständig durch die Sehne straff gespannt war, die Elastizität desselben vermindert wurde. — Der Pfeil besteht aus einem meist von leichtem Rohr gemachten, ungefähr 60 cm langen Schafte, an welchem mit einer Schnur die mit zwei oder mehr Widerhaken versehene Spitze befestigt ist; am andern Ende hat er in der Regel ein mit Kerbe (zum festeren Aufsetzen auf die Sehne) versehenes Endgewicht. Für den dreischneidigen Pfeil, welcher bei Homer vorkommt, haben wir Belege in griechischen Funden; vgl. Fig. 39, eine aus Megalopolis stammende Pfeilspitze. Zur Aufnahme der Pfeile dient der Köcher, aus Leder oder Flechtwerk, von welchem zwei Arten vorkommen: eine breite Form, mit ungefähr dreieckigem Durchschnitt, welche an der linken Hüfte getragen wird und in der Regel in Verbindung mit dem sog. skythischen Bogen vorkommt; und eine schmalere,

zylindrische, welche am Rücken über der linken Schulter getragen wird und zu dem griechischen Bogen gehört. — Die Schleuder endlich bestand aus einem an den beiden Enden schmälern, in der Mitte breiteren Strick oder Riemen, vermittelst dessen man kleine Geschosse warf, indem man dieselben auf die breite Mitte des Riemen legte, die beiden Enden des letzteren mit der Hand zusammenfaßte und ein paarmal über dem Kopf schwang: unter genauem Zielen ließ man dann das eine Ende des Riemen los, worauf das Geschöß in der Richtung, welche es durch den Schwung erhalten hatte, fortflog. In der heroischen Zeit sind die Schleudergeschosse lediglich steinerne Kugeln, später nahm man auch Bolzen von Thon oder Blei, vielfach in Eichelform, dafür.

Den Hauptbestandteil der griechischen Heere in der historischen Zeit, und zwar sowohl der früheren Volks-, als der späteren Söldnerheere machen natürlich die Hopliten aus, die Schwerbewaffneten. Man taxiert das Gesamtgewicht, welches ein Hoplit zu tragen hatte, Schutz- und Trußwaffen zusammengenommen, auf ungefähr 35 Kg.; allein dies sehr respectable Gewicht trug der Soldat nur in der Schlacht, auf dem Marsche ließ man einen Teil der Waffen auf Gepäckwagen nachfahren, oder man übergab den Schild, auch wohl den Helm, einem Sklaven, dem sog. Hypaspisten, zum Tragen. Indessen machte sich, da die Inkonvenienz der Bagagewagen zu Tage lag und auch die Zahl der Sklaven, welche früher oft sehr beträchtlich gewesen war (bei den Lakedaemoniern kam es vor, daß auf einen Spartiaten im Heere sieben Heloten kamen), sich vermindert haben mochte, allmählich die Tendenz geltend, die Ausrüstung der Hopliten zu erleichtern, zunächst durch Ersetzung des ganz ehernen Panzers durch einen ledernen, mit Erzplatten und Schulterstücken versehenen Koller, später auch, indem an Stelle

Fig. 39.



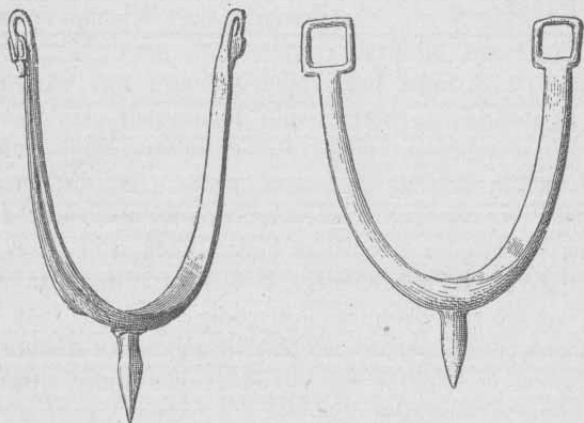
Pfeilspitze.

des großen ovalen Schilds der kleinere Rundschild trat. — Das leichte Fußvolk trat seit den Perserkriegen wesentlich an die Stelle der Sklaven, welche man früher, damit sie nicht als unnützer Troß das Heer begleiteten, mit Wurfspeeren und Handsteinen bewaffnet hatte. Da aber die verschiedenen Fertigkeiten, welche der Dienst bei den Leichtbewaffneten erforderte, nicht bei jedem Volke verbreitet waren, so war namentlich hier der Ersatz durch geworbene Söldner notwendig. So genossen, wie schon erwähnt, besonderen Ruhm als Bogenschützen die Kreter; von Rhodos und aus Thessalien kamen treffliche Schleuderer, von Akarnanien und Aitolien die besten Wurfschützen. Man unterschied vornehmlich diese drei Arten Leichtbewaffneter, welche sämtlich ohne Schutz Waffen in den Kampf gingen, auch als Kopfbedeckung keinen Helm, sondern nur eine leichte Filzkappe oder irgend einen nationalen Hut trugen. Dazu kamen dann noch, als gewissermaßen zwischen Hopliten und Leichtbewaffneten in der Mitte stehend, die Peltasten, ursprünglich eine thra-kische Nationalwaffe, welche ihren Namen von der Pelta führen, einem kleinen hölzernen, mit Leder überzogenen Schilde, welcher in seiner Gestalt dem halbmondförmigen Amazonenschilde gleicht; als Trugwaffe hatten sie das Schwert, einen langen Speiß und vier bis fünf kleinere Wurfspeere. Die Leichtbewaffneten und Peltasten wurden im Felde bald vor, bald hinter der Front des Heeres, auf den Flügeln oder wo es der Feldherr sonst für gut befand, aufgestellt; man verwandte sie vielfach auch als Schwärm- oder Schützenkolonnen, als Rundscharer, im Hinterhalt u. s. w.

Der Reiterei legten die Griechen keinen hohen Wert bei, was mit dem meist gebirgigen Terrain ihres Landes zusammenhing, wo Kavallerieregimenter nur selten zu voller Entwicklung kommen konnten. Daher ritt die griechische Reiterei im allgemeinen schlecht und unsicher; sie kämpfte nur untereinander, wagte sich nicht an geschlossenes Fußvolk, sondern nur bei der Verfolgung an aufgelöstes; auch waren regelrechte Kavallerie-

Angriffe, bei denen das Pferd nicht bloß Vehikel, sondern zugleich Stoßwaffe ist, unbekannt. — Die Pferde trugen Satteldecken (keine eigentlichen Sattel), die aus Gebiß und Zügeln bestehende Kandare und eine aus Kopspanzer, Brustschild und Seitenstücken bestehende Rüstung. Der Reiter trug einen ehernen Panzer mit Halsberge, zur Deckung des Bauches den gewöhnlichen Lederschurz mit Metallbeschlag, sowie eine besondere Panzerbekleidung für Arme und Achseln; ebenso waren die Hüften bedeckt. Der

Fig. 40 u. 41.



Griechische Sporen aus Dobona.

Schild wurde im gewöhnlichen Dienste nicht getragen; Truwaffen waren eine lange Lanze und das Schwert. Daß Sporen bereits gebräuchlich waren, ist nicht zu bezweifeln, doch trug man dieselben vielleicht (worauf die Amazonenstatuen hindeuten) nur an einem Fuße; noch erhaltene griechische Sporen sind in Fig. 40 und 41 abgebildet. Dagegen waren Hufeisen, sowie Steigbügel unbekannt; der Reiter sprang mit Hilfe seiner Lanze aufs Pferd, wenn er nicht einen Stein, Ast oder sonst ein Hilfsmittel zum Aufsteigen benutzen konnte.

Auf die Details des griechischen Heerwesens hinsichtlich Einteilung und Disziplin, Taktik und Strategie näher einzugehen, liegt unserer Aufgabe fern. Mit einigen wenigen Worten wollen wir dagegen noch des Festungskrieges\*) gedenken. Wie großartig viele der schon in den Urzeiten angelegten Festungswerke waren, davon haben Schliemanns Ausgrabungen in Mykenä und Tiryns den deutlichen Beweis geliefert. Es ist darnach begreiflich, daß die Belagerung einer stark befestigten Stadt für ein griechisches Heer eine schwere Sache war, zumal man erst sehr allmählich verschiedene wirksame Belagerungsmaschinen erfunden hat. Jahrhunderte lang begnügte man sich vornehmlich damit, die Stadt einzuschließen, um sie durch Hunger zu zwingen; noch lieber suchte man, von List oder Verrat Gebrauch zu machen; zu stürmen aber konnte man eben so wenig wagen, als Breschen zu legen. Die erste Belagerungsmaschine, welche von den Griechen verwendet wurde, war der von den Karthagern erfundene Widder, der jedoch auch sehr festem Mauerwerk gegenüber unwirksam blieb. Man griff daher vielfach statt dessen zu dem Mittel, die Mauern teilweise zu untergraben, um sie zum Einsturz zu bringen; auch suchte man durch Aufführung eines Dammes das Angriffsterrain zu erhöhen oder durch bewegliche Thürme den Nachteil, von unten gegen die höher postierte Besatzung kämpfen zu müssen, auszugleichen. Endlich wandte man noch allerlei Verfahren an, um die feindliche Stadt oder zum mindesten die Befestigungen in Brand zu stecken; und wenn die Lokalverhältnisse es erlaubten, brachte man die Belagerten durch Abschneiden des Trinkwassers oder durch Verursachung einer künstlichen Überschwemmung in Not. Diese primitive Art des Festungskrieges wich erst in den makedonischen Kriegen einer rationelleren Methode; es war speziell das Verdienst des Königs Philipp, an Stelle der Einschließung den

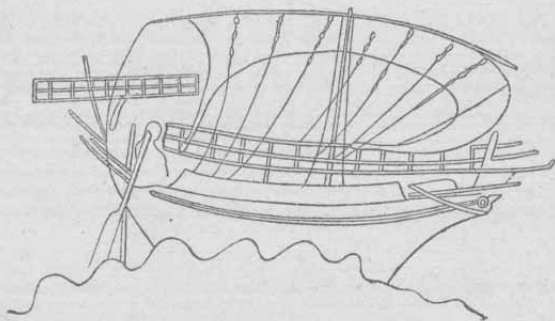
\*) Zu vgl. Jähns, Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance. Leipzig 1880, und der übersichtliche Artikel von A. Müller in Baumeisters Denkmäl. d. klass. Altert. I, 525 ff.



Angriff auf einen Punkt der Mauer, in den man Bresche zu legen suchte, zu konzentrieren. Daher fällt die Erfindung neuer grober Geschütze, die Bervollkommnung der Breschwerkzeuge, der beweglichen Battereien, Deckmaschinen, Wandeltürme u. s. w. wesentlich in die Zeit der Diadochen.

Viel rascher und bedeutender hatte sich, wie das bei der geographischen Lage Griechenlands begreiflich ist, das Seewesen entwickelt. \*) Bereits die heroische Zeit weist Schiffe auf, welche mit einer gewissen Vollkommenheit gebaut sind, wenn sie auch mehr für Küstenschiffahrt, als für das offene Meer sich eignen;

Fig. 42.



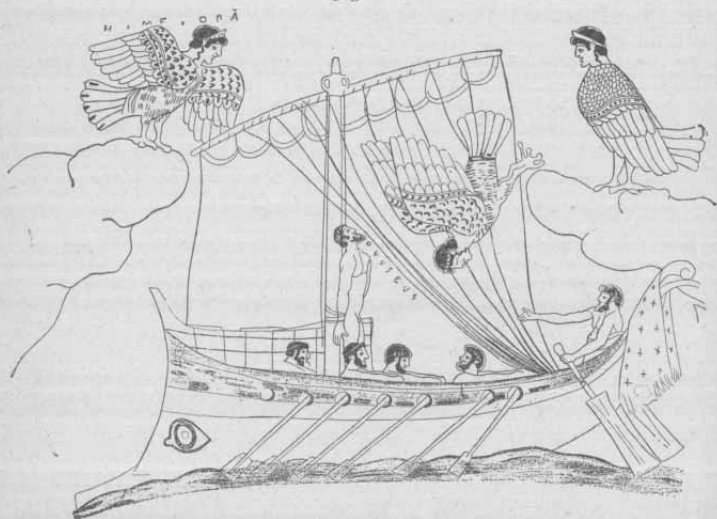
Segelschiff.

sie werden von 20 bis 50 zu beiden Seiten der Schiffswände auf Ruderbänken sitzenden Matrosen, deren Ruder zwischen Pflöcken in ledernen Riemen hängen, fortbewegt, bei günstigem Wind tritt an Stelle der Ruder das am Mastbaum mittelst einer Raue aufgezo- gene Segel; im Hinterteil lenkt der Steuermann den Lauf des Schiffes mit dem Steuerruder. So stellt sich auch die spätere Kunst noch das Schiff des Odysseus vor,

\*) Vornehmlich zu vgl. Boeckh, Urkunden über das Seewesen des attischen Staates, Berlin 1840; über Schiffsbau besonders Graser, de veterum re navali, Berlin 1864, A. Cartault, La trière athénienne, Paris 1880; neuesterding's A. Breusing, die Nautik der Alten. Bremen 1886.

wie es die Meerflut durchsucht; vgl. Fig. 43. Freilich kann uns dies aus viel späterer Zeit herrührende Bild keine Vorstellung von der Bauart der Schiffe zur Zeit Homers geben; eher dürfte das, trotz der Rohheit und Kleinheit der Zeichnung, der Fall sein mit den in Fig. 44 u. 45 abgebildeten Schiffsdarstellungen nach altertümlichen Vasen; nur sind diese beide am Vorderbug mit einem starken Sporn versehen, waren also anscheinend für den Seekrieg bestimmt, von dem die homerische

Fig. 43.



Schiff des Odysseus.

Zeit noch nichts zu wissen scheint.\*) Die Schiffe der heroischen Zeit hatten vermutlich auf beiden Seiten hervorragende, ausgeschweifte Enden.

Wie in der homerischen Zeit, so war auch noch in der nächstfolgenden Periode die Einrichtung der Schiffe derart, daß dieselben ziemlich flach gebaut waren und nur eine Reihe Ruderer

\*) Vgl. Helbig, das homerische Epos, S. 110

zu jeder Seite saß, so daß bei größeren Schiffen bis zu fünfzig Ruderer und darüber an einem Schiffbord Platz fanden. Indessen bald ging man dazu über, statt dessen die Schiffe höher zu bauen und die Ruderer in mehreren Reihen über einander anzuordnen; so in zwei Reihen wie in Fig. 46, am häufigsten in drei Reihen, und diese Schiffe hießen darnach Trieren (Dreiruderer); später, namentlich seit dem vierten Jahrh., auch in vier bis sechs Reihen, ja angeblich noch darüber hinaus. Die Einrichtung dieser Ruderbänke ist von besonderem Interesse und wird

Fig. 44 u. 45.



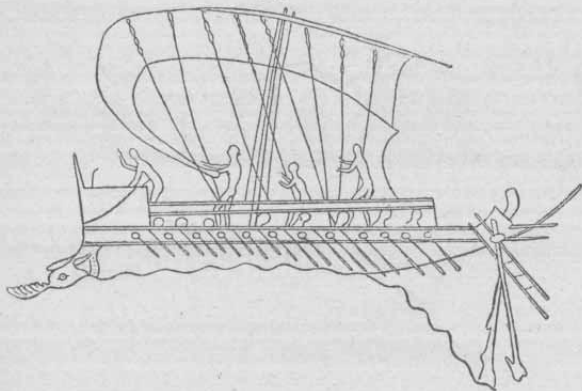
Alttertümliche Stachelschiffe.

teilweise veranschaulicht durch das in Fig. 47 abgebildete Relief aus Athen.\*) Die Ruderbänke nahmen an den beiden Langseiten des Schiffes den ganzen Raum, die beiden Schiffsenden ausgenommen, ein; sie lagen in Reihen von verschiedener Höhe übereinander, nicht durch Zwischenwände getrennt, sondern nur

\*) Man vergl. den Aufsatz von Raoul Demaitre, Sur la disposition des rameurs sur la trière antique, in *Revue archéologique* p. 1883 p. 89 ff., der aber in seinen Resultaten von Grazer abweicht. Die Frage nach dem Rudersystem der Trieren ist noch immer eine offene, siehe Breusing a. a. O. S. X.

durch das offene Balkengerüst unterbrochen. In jeder Reihe saß jeder Ruderer unmittelbar vor seinem Vordermann, in gerader Linie; wie aber die Ruderbänke räumlich verteilt waren, darüber gehen die Ansichten auseinander. Nach Grazer lagen sie direkt eine unter der andern; die Ruderer aber saßen nicht unmittelbar senkrecht übereinander, sondern, theils um möglichst Raum zu sparen, theils weil die Bewegungen dadurch erleichtert wurden, in der Weise, daß der Sitz des höher Sitzenden immer in gleicher Richtung und Höhe mit dem Kopfe des um eine

Fig. 46.

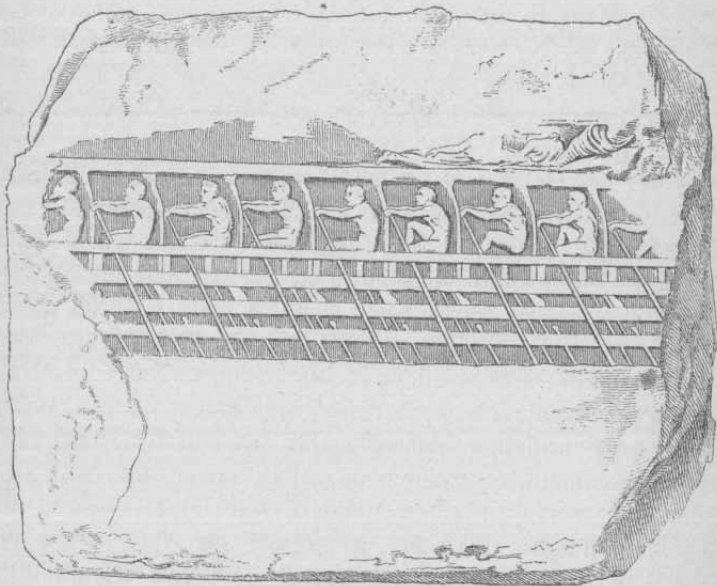


Zweirubriges Schiff.

Stufe tiefer Sitzenden lag; so daß also jeder demnächst tiefer Sitzende nicht direkt unter seinem Obermann, sondern etwas nach hinten zurück saß und bei der Ruderbewegung seine Arme sich ungefähr unmittelbar unter dem Sitz des Obermannes befanden. Dagegen nimmt Lemaitre an, daß nur die unterste Bank dicht am Schiffsbord lag, die darüber befindliche aber um die Breite der Ruderbank davon entfernt, und die dritte um zwei Breiten, wobei denn auch das Höhenverhältnis ein derartiges war, daß das Ruder des höher Sitzenden immer gerade über den Kopf des tiefer Sitzenden hinwegging. Auf eine Erörterung dieser

Hypothesen können wir uns begreiflicherweise hier nicht einlassen; beide bieten mancherlei Bedenken. Denn je nach der Entfernung der Ruderer von der Wasserfläche nahm natürlich die Größe der Ruder zu, welche bei den die oberste Ruderbank einnehmenden am längsten waren; bei der Graferschen Anordnung nahm die Länge der Ruder bei jeder höhern Reihe um etwa 90 Cm. zu,

Fig. 47.



Attische Triere.

sodaß bei einem Fünfreihenschiff die unterste Reihe Ruder von 2,25 M., die oberste solche von 5,85 M. führte; bei der Lemaitreschen Anordnung werden die Ruderlängen sogar noch bedeutender, dafür ist hier der Vorteil da, daß die längeren Ruder auch einen längeren Hebelarm bekommen, sich also leichter regieren lassen. Je größer die Zahl der Reihen war, um so bedeutender wurde natürlich die Länge der Ruder; nichts desto-

weniger war man imstande, Kriegsschiffe von 15—16 Reihen zu bauen und zu dirigieren. Das Prachtschiff des Ptolemäus Philopator soll nicht weniger als 40 Reihen gehabt und die Länge der obersten Ruder 17 M. betragen haben; aber freilich war dies kein Kriegsschiff und nur in ruhigem Wasser zu gebrauchen; ja, ein neuerer Kenner des Seewesens hält sogar die ganze Beschreibung von dieser Tessarakontere für eine Satire! Selbstverständlich bedurften die Schiffe umsomehr Ruderer, je größer sie waren, und je mehr Reihen sie hatten; eine Triere wurde von 175, eine Pentere (Fünfruderer) von 310 Mann gerudert, wobei die Einrichtung die war, daß jede höhere Reihe immer zwei Mann mehr hatte, als die darunter liegende, weil sich der Schiffskörper nach oben verbreiterte. Beim Rudern war die größte Gleichmäßigkeit der Bewegung unerläßlich; dieselbe wurde bewirkt, indem, abgesehen vom Kommando eines eigenen Befehlshabers, noch durch Flöten der Takt für die Bewegung angegeben wurde, damit sämtliche Ruder zugleich in die Flut eingriffen. Freilich ergibt sich hier die noch ungelöste Schwierigkeit, wie es möglich war, daß die langen Ruder der obern Reihen mit den kurzen der untern gleichen Schlag halten konnten; denn bei einheitlichem Kommando für alle Ruderbänke war das ja aus physikalischen Gründen unmöglich, indem die Schwingung eines langen Ruders selbstverständlich mehr Zeit erfordert, als die eines kurzen. Auch die große Zahl der Ruder knechte, die für Attika, das ja über eine bedeutende Zahl von Schiffen verfügte, außerordentlich groß gewesen sein muß, hat Bedenken erregt; indessen war dafür die Zahl der Matrosen und Seesoldaten sehr gering, was damit zusammenhängt, daß beim Schiffskampf die Hauptaufgabe war, die feindlichen Schiffe mit dem Schnabel in den Grund zu bohren, während man sich auf Fernkampf mit Geschossen u. dgl. nicht viel einließ.

Was im weiteren die Bauweise der Schiffe anlangt, so sind Vorder- und Hinterteil im allgemeinen gleich konstruiert; beide endigten oben in der Regel in Voluten; dazu war oberhalb der

Volute des Hinterstevens meist noch ein hohes Blatt- oder Federnornament angebracht, während am Vorderstevens das Bild einer Gottheit oder ein Thierkopf oder sonst ein Abzeichen, welches häufig den Namen des Schiffes andeutete, in Holz oder Bronze befestigt war und oben auf der Spitze eine Flagge wehte. Unter dem Vordertheil lag, größtenteils unter Wasser, der starke Schiffsschnabel, aus fest in den Bug verzapften und vorn mit mächtigen Eisenspitzen bewehrten Balken bestehend. Auf dem Verdeck befand sich in der Regel am Vor- wie am Hinterschiff ein kleines Halbdeck; dasselbe ist in Fig. 46 am Vorderdeck vorhanden, und anscheinend auch in Fig. 43 (wenn nicht hier damit ein zum Schutz gegen die Sonne bestimmtes Zeltdach damit gemeint sein soll, wie ein solches öfters auf dem Oberdeck aufgespannt wurde). Dagegen fehlt in unsern Darstellungen das Hinterkastell, sowie das kleine Häuschen des Steuermanns, von wo aus derselbe die beiden Steuerruder dirigierte. Die alten Schiffe haben nämlich je rechts und links vom Hinterteil ein Steuerruder; mittelst einer mechanischen Vorrichtung (die allerdings in den Abbildungen nicht angedeutet ist) ließen sich die beiden Steuerruder gleichzeitig und in paralleler Stellung handhaben.

Wir bemerken endlich in Fig. 44 u. 45 in der Nähe des Vorderstevens eine runde Öffnung, welcher in Fig. 43 ein in derselben Gegend angebrachtes Auge entspricht; diese Öffnung ist dazu bestimmt, daß durch dieselben die Ankertaue aus dem Innern des Schiffes nach den Anker laufen. Die Anker, welche im wesentlichen die Form der noch jetzt gebräuchlichen haben, wurden, wenn sie nicht im Gebrauch waren, bei den sogenannten Ohrensätzen aufgehängt, Vorsprünge, welche sich zu beiden Seiten des Schiffsschnabels, schräg nach außen gerichtet, befanden und zugleich den Zweck hatten, beim Ausweichen vor einem Angriff des Gegners denselben vom Schiffe fern zu halten. — An dem großen Hauptmast hatte man in der Regel zwei große, übereinander befestigte Raafegel von viereckiger Form,

mit einem dritten darüber, und an der Spitze des Mastes zwei dreieckige Topsegel. Außerdem hatten die Kriegsschiffe noch zwei in der Längsrichtung des Schiffes gestellte Segel, welche namentlich bei Seitenwind für das Wenden des Schiffes von Bedeutung waren. Über anderweitige Details des Seewesens erhalten wir vornehmlich aus attischen Inschriften eingehende Belehrung, doch haben dieselben wesentlich nur für Fachleute näheres Interesse.



mit einem dritten darüber, und an der Spitze des Mastes zwei dreieckige Topsegel. Außerdem hatten die Kriegsschiffe noch zwei in der Längsrichtung des Schiffes gestellte Segel, welche namentlich bei Seitenwind für das Wenden des Schiffes von Bedeutung waren. Über anderweitige Details des Seewesens erhalten wir vornehmlich aus attischen Inschriften eingehende Belehrung, doch haben dieselben wesentlich nur für Fachleute näheres Interesse.

#### XIV.

### Landwirtschaft, Gewerbe und Handel.\*)

Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und Handel sind die Hauptgebiete, in denen sich die Erwerbsthätigkeit im Altertum konzentriert. Der Erwerb durch geistige oder künstlerische Arbeit, welcher heutzutage neben den genannten eine nicht minder mächtige Stellung einnimmt, kommt im alten Griechenland kaum in betracht, weil der Künstler, wenn er gegen Bezahlung arbeitet, durchaus auf eine Stufe mit dem Handwerker gestellt wurde, und es geistige Berufsarten, die mit Gelderwerb verbunden waren, überhaupt nur sehr wenige gab. Freilich wurden diese Verhältnisse im hellenistischen Zeitalter etwas anders; aber auch da kann die geistige Arbeit von Lehrern, Ärzten u. dgl. nicht mit den andern Berufsarten in eine Reihe gestellt werden, nur daß allmählich, wie der Verdienst durch diese Arbeit, so auch die Achtung derselben zunahm.

Was nun das statistische Verhältnis, in welchem die drei Berufsarten der Landwirtschaft, Industrie und des Handels zueinanderstehen, anlangt, so hat dasselbe selbstverständlich ebenso

\*) Vgl. Büchsenhüt, Besitz und Erwerb. Halle 1869.

im Laufe der zunehmenden Kulturentwicklung sehr wesentliche Veränderungen erfahren, als im einzelnen in jedem Teile Griechenlands, in jeder Landschaft und vielfach in jeder Stadt bald lokale Bedingungen, wie geographische Lage, Beschaffenheit des Terrains, Kulturverhältnisse des Bodens u. s. w. nicht ohne Bedeutung für die am meisten ausgeübten Berufsbranche sein mußten, bald Stammeseigentümlichkeiten, nationale Vorurteile auch für die Wahl des Berufes häufig von entscheidendem Einflusse waren. Freilich ist es nicht bloß eine dem dorischen Stamm allein eigentümliche, sondern nur bei diesem ganz besonders scharf ausgeprägte Anschauung, daß streng genommen jegliche Erwerbsthätigkeit für einen tüchtigen Bürger ungehörig sei, daß der Bürger seine ganze Thätigkeit allein und unentgeltlich dem Staate zu widmen habe; allein dieser, auch von Philosophen, wie Plato und Aristoteles, im wesentlichen verteidigte Grundsatz, welcher auf der Voraussetzung beruht, daß jeder Bürger einen für sich und seine Familie ausreichenden Besitz haben muß, dessen Ertrag ihm durch Sklavenarbeit zufließt, hat sich erst nach und nach in solcher Schärfe entwickelt und ist sowohl der homerischen Zeit als der nächstfolgenden Epoche, in welcher Hesiodos noch ungeschert sagen konnte, daß Arbeit keine Schande sei, wohl aber Unthätigkeit, fremd. Das wurde anders mit den veränderten politischen Verhältnissen. Als an die Stelle des alten Königtums die Herrschaft der Oligarchen trat und die bevorzugte Klasse, im Besitz von Grundeigentum und zahlreichen Sklaven, ihre ganze Thätigkeit dem Kriegswesen und den Staatsämtern widmete, da kam das Vorurteil auf, daß nur eine solche Beschäftigung allein eines freien und edeln Mannes würdig, dagegen alle Arbeit niedrig und knechtisch sei; und es ist begreiflich, daß diese Auffassung gerade in Lakädämon sich besonders schroff erhalten hat, weil eben dort die Verfassung sich am meisten den Charakter der Oligarchie bewahrt hatte. Anderwärts freilich machte sich vielfach eine gesündere Auffassung der Erwerbsverhältnisse geltend, und

namentlich suchten die Tyrannen der älteren Zeit die Abneigung der Bürger gegen die Erwerbsthätigkeit zu bekämpfen, was allerdings bei ihnen nicht bloß aus nationalökonomischen Gründen, sondern zugleich in politischer Tendenz geschah, um nicht durch eine unbeschäftigte, kriegerische und nach Teilnahme an der Regierung lüsterne Bürgerschaft ihre Herrschaft gefährdet zu sehen. Aber diese Bestrebungen waren nur teilweise von Erfolg gekrönt; und wenn wir auch in der Zeit der ausgebildeten Demokratie zahlreiche Bürger einen mit Gelderwerb verbundenen Beruf ausübend finden, so war das alte Vorurteil, daß derjenige eigentlich doch eine Stufe höher stehe, welchem sein Vermögen es erlaubte, ohne bestimmten Beruf zu leben, immer noch lebendig und man trifft überall auf die Spuren desselben, selbst bei einem Weisen wie Sokrates, dessen Ausspruch, die Unthätigkeit sei die Schwester der Freiheit, in besonderer Schärfe die Auffassung der Mehrzahl der Gebildeten wiedergiebt.

Dies Vorurteil gegen die Erwerbsthätigkeit trifft freilich nicht eine jede derselben im gleichen Maße. Am wenigsten hatte darunter die Landwirtschaft zu leiden. In den heroischen Zeiten bildet die Landwirtschaft die Hauptbeschäftigung der damaligen Menschen, und zwar nicht bloß der gewöhnlichen Bevölkerung, sondern selbst der Vornehmen und Fürsten, die es für keine Schande halten, die verschiedenen landwirtschaftlichen Berrichtungen zu beaufsichtigen oder thätig selbst mit Hand anzulegen. Mußte in diesen patriarchalischen Verhältnissen auch allmählich eine Veränderung eintreten, an der nicht bloß die politischen Umwälzungen, sondern auch die Fortschritte der Kultur, das Wachsen des industriellen und kommerziellen Lebens in Griechenland Anteil hatte, so blieb die Landwirtschaft immerhin doch eine verhältnismäßig geachtete Beschäftigung, welche namentlich in denjenigen Staaten, die durch ihre geographische Lage vom großen Handelsverkehr abgeschnitten und durch ihre Bodenverhältnisse auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen waren, auch durch die Bürger gepflegt wurde, wenn gleich mancher-

orts, wie namentlich in Sparta, die Ausübung der eigentlichen Handarbeit nicht mehr von den Bürgern selbst vorgenommen, sondern Sklaven oder freien Unterthanen übertragen wurde. Daß dagegen in den großen Städten, wie z. B. Athen, wo Handel und Industrie zu größerer Blüte gelangten, zugleich aber auch eine immer zügelloser werdende Demokratie durch offizielle Schenkungen an die Bürger, als Theorika, öffentliche Speisungen u. dgl., den Müßiggang beförderte, die Landwirtschaft an Wert- schätzung verlor und der Großstädter den fleißigen Landmann als ein Wesen niederer Ordnung ansah, ist begreiflich und findet in manchen modernen Verhältnissen seine Analogie. Allerdings mochten auch die lokalen Bedingungen vielfach von Einfluß sein bei der Stellung, welche man der ackerbauenden Bevölkerung einräumte. Wo guter Boden und reicher Ertrag war, da stand der Landwirt in höherem Ansehen, als wo nur spärliche Ernte die mühsame Arbeit lohnte. Denn der Boden Griechenlands war nicht überall für den Ackerbau günstig, und an vielen Stellen gelang es nur durch sorgsamste Pflege, ihm die Frucht abzurufen. Die Gebirgslandschaften überwiegen bekanntlich in Hellas vor vor den unmittelbar zur Kultur geeigneten Ebenen; da mußten denn an manchen Orten geradezu künstliche Terrassen angelegt werden, weil der steinige Boden sonst keine Frucht zu tragen imstande war. Ebenso machte in vielen Gegenden der Wassermangel, welcher in der heißen Jahreszeit nicht selten bis zur völligen Dürre stieg, künstliche Bewässerung durch Anlage von Kanälen und Drainagen notwendig, wie andererseits die in der Regenzeit oft übertretenden Gebirgsbäche, die die Fluren zu verheeren drohten, durch Dämme reguliert werden mußten. Von derartigen Anlagen haben sich außer den Nachrichten darüber vielfach noch Spuren auf dem Boden Griechenlands erhalten, welche teilweise sogar von sehr beträchtlicher technischer Erfahrung Zeugniß ablegen; und daß man auch von Staats wegen nach dieser Richtung hin Sorge trug, zeigt das an manchen Orten bestehende Amt der Wasseraufscher, welche über die vorhandenen

natürlichen und künstlichen Wasserläufe Aufsicht zu führen und unerlaubten Gebrauch zu verhindern, resp. zu bestrafen hatten.

Wenig wissen wir über die Bewirtschaftung der Landgüter und über die Verhältnisse, welche hinsichtlich der Verteilung von Grund und Boden an größere Grundbesitzer oder kleinere Ackerbürger in den einzelnen Landschaften von Hellas stattfanden. Von Latifundien, wie sie in Italien nach und nach entstanden waren, hat das griechische Altertum keine Spuren aufzuweisen; es gab zwar auch große Güter mit zahlreichem Sklavenpersonal, aber in den meisten Fällen waren kleinere Landgüter das gewöhnliche; in manchen Gegenden, wie z. B. in Arkadien, bildete der kleine Bauernstand den Hauptbestandteil der Bevölkerung, und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn dort auch die ersten Männer des Staates von der persönlichen Beteiligung an landwirtschaftlichen Arbeiten, welche sonst von größeren Grundbesitzern den Sklaven und Aufsehern überlassen wurden, nicht zurückschreckten. Dem Athener freilich erschien das derbe Wesen dieser kleinen Ackerbürger als unfein, und die bäuerischen Manieren reizten die Spottlust des in den Umgangsformen gewandteren Großstädters; kaum bricht sich irgendwo die Erkenntnis Bahn, daß ein gesunder, kräftiger Bauernstamm neben dem gewerbsleißigen Bürgerstande die beste Gewähr abgibt für die Lebenskraft eines Staates.

Technisch ist die antike Landwirtschaft so ziemlich das ganze Altertum hindurch auf dem gleichen Standpunkt geblieben, welchen sie in der heroischen Zeit einnahm und den sie wahrscheinlich größtenteils schon als indogermanisches Erbteil mitgebracht hatte. Schon bei Homer finden wir die auch weiterhin beibehaltene Sitte, daß man nur zwischen Ernte und Brache wechselt; Wechsel- oder Dreifelderwirtschaft scheint auch der Folgezeit noch unbekannt geblieben zu sein. Mangelhaft wie zu Anfang blieben die Werkzeuge, mittelst deren man die notwendigsten ländlichen Verrichtungen vornahm, namentlich der primitive Pflug, welcher nicht imstande war, das Erdreich genügend aufzureißen, sodaß

der Karst nachhelfen mußte; die Egge war unbekannt, ebenso die Sense, deren Stelle durchweg die Sichel vertrat; und gar das Dreschverfahren, welches fast durchweg darin bestand, daß man Rinder, Pferde oder Maulesel über die Tenne trieb und die Ähren durch ihre Hufe austreten ließ, war äußerst unvollkommen, da dabei ein großer Teil des Ertrages verloren gehen mußte. Nur durch die große Menge von Arbeitskräften, welche infolge des bedeutenden Sklavenbesitzes den Grundeigentümern zu gebote standen und unter Umständen, wenn die Arbeit drängte, noch durch gemietete Lohnarbeiter verstärkt wurden, und indem man wenigstens für Düngung, Verbesserung des Bodens u. s. w. Sorge trug, war es möglich, daß überhaupt die Landwirtschaft ihren Mann zu nähren imstande war. Große Reichtümer haben Grundbesitzer im alten Griechenland wenigstens beim Getreidebau schwerlich gesammelt; eher konnten Wein- und Ölplantagen, obgleich auch hier die zur Verwendung gelangenden Werkzeuge noch sehr einfach waren, reichere Einnahmen liefern, weil der Boden hierfür zum Teil außerordentlich günstig war. Namentlich mit Öl konnte Griechenland selbst das Ausland noch versorgen, während das Getreide bei weitem nicht in einer den Bedarf deckenden Menge produziert wurde und daher sehr bedeutende Einfuhr von auswärts, vornehmlich vom schwarzen Meer, später auch aus Ägypten, notwendig war.

Vom Leben des griechischen Landmannes erfahren wir aus den Schriftstellern wenig; als Ersatz mögen hier ein paar naive Darstellungen von Vasenbildern dienen. Fig. 48 zeigt uns, umgeben von allerlei Tieren (Rehe, Eidechsen, eine Schildkröte und ein seltsamer Vogel, vielleicht auch eine, allerdings arg mißglückte Heuschrecke), drei Landleute, welche jeder einen von zwei Rindern gezogenen Pflug lenken, indem sie mit der einen Hand die Sterze desselben, in der andern den Stachelstock zum Antreiben der Zugtiere halten; hinter dem einen Pflüger geht ein Mann mit einem großen Henkelkorb am linken Arm, in dem jedenfalls Samen zu denken ist, den er mit der rechten Hand



Fig. 48.

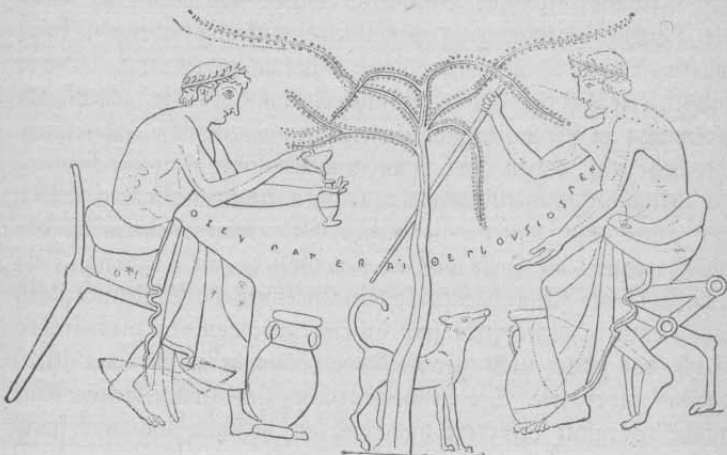


Plüger.



Landschaften ausgenommen. Die gebirgige Natur des Landes erschwerte den Gebrauch der Pferde für Wagen ungemein, auch zum Ziehen von Lasten scheint man sie nicht verwandt zu haben; am meisten Verwendung fanden sie als Reittiere, außer für die kriegerische Reiterei auch für die Reise, für Wettrennen u. dgl.; namentlich im Zusammenhang mit dem Rennsport wurde die Pferdezucht vielfach zu einer aristokratischen Liebhaberei, durch welche sich in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges, wo dieser Pferde-

Fig. 49.



Olivenernte.

sport direkt zur Manie geworden war, manche junge Leute ruinierten. Am ausgedehntesten war die Pferdezucht in Thessalien, dessen weite Ebenen sich trefflich dafür eigneten; die thessalische Reiterei war auch von Alters her ebenso zahlreich als tüchtig. — Im wirtschaftlichen Gebrauch vertraten Maultiere und Esel die Stelle der Pferde, namentlich als Lasttiere; die Maultiere wurden besonders zum Ziehen, auch des Pfluges, verwandt, während die Esel mehr zum Tragen von Lasten gebraucht wurden. — Die Rinderzucht scheint in der homerischen Zeit

bedeutender gewesen zu sein, als später, wo der Bedarf der Bevölkerung nicht durch die einheimische Zucht gedeckt und Einfuhr fremden Viehes vom schwarzen Meer und aus Afrika notwendig waren. Es hängt dieser verhältnismäßig geringe Bestand an Rinderherden zum Teil damit zusammen, daß man im griechischen Altertum nur wenig Kuhmilch, vielmehr meistens Ziegenmilch trank. Dagegen war die Schafzucht ebenso verbreitet als vervollkommnet, da man nicht bloß Fleisch und Milch der Schafe zur Nahrung, sondern ganz besonders Fell und Wolle derselben zur Kleidung brauchte. Leinwand wurde ja wenig getragen; die Landbevölkerung trug Schafpelze und die übrige Tracht wurde fast ganz und gar aus Schafwolle gefertigt. Darin produzierte sowohl das eigentliche Hellas, als die griechischen Kolonien in Kleinasien und Unteritalien vorzügliche Qualitäten, und sehr viel davon ging nach dem Auslande, wo namentlich die kleinasiatischen, attischen, megarischen Wollenstoffe von Alters her guten Ruf hatten. — Ziegen hielt man vornehmlich der Milch wegen; die Felle dienten den Bauern zur Kleidung, Verarbeitung der Ziegenhaare fand in Griechenland selbst nicht statt, wohl aber in Nordafrika und Cilicien, wo man eine Art grobes Tuch, das jedoch nicht zur Kleidung verwandt zu werden pflegte, daraus fabrizierte. Die Leichtigkeit der Ziegenzucht, welche keine große Sorgfalt erfordert und auch auf felsigem und nur spärlichen Graswuchs bietenden Terrain betrieben werden kann, beförderte ihre Verbreitung, und so finden wir sie denn in der That im alten Griechenland fast überall heimisch. Dagegen spielt die Schweinezucht eine sehr kleine Rolle; sie war zu wenig lohnend. Denn wenn man auch immer noch das Fleisch zur Nahrung benutzte, so war dasselbe doch in der historischen Zeit kein so beliebtes Gericht, als zur Zeit Homers; und sonst verstand man sich nicht darauf, die Rohmaterialien des Schweines gewerblich zu verwerten.

Ziemlich rationell verfuhr man im Betriebe der Viehzucht. Man verwandte große Aufmerksamkeit auf die Auswahl der

zur Zucht gebrauchten Tiere und machte schon früh Versuche, die Rasse zu veredeln, indem man fremde Sorten von auswärts her importierte. Die Ernährung des Viehes erfolgte größtenteils auf der Weide; man trieb die Herden nicht nur im Sommer aus, sondern, wo das Klima dies erlaubte, auch im Winter, und zwar brachte man sie im Sommer in Gebirge und Waldungen, im Winter in die Ebenen. Die meiste Aufmerksamkeit schenkte man den Schafen, weil hier die Güte der Wolle sehr von der Pflege abhing. Bekannt ist der Ausdruck des Diogenes, es sei in Megara besser, wenn man als Bock, denn als Sohn eines Megarers zur Welt komme, denn die Schafe decke man dort sorgfältig zu, die Kinder aber lasse man nackt herumlaufen. Dieser Brauch, die Schafe mit Fellen zu bedecken zur Konservierung der Wolle, fand sich aber auch anderwärts. Da Griechenland nicht reich an Wiesenboden ist, so hatte es allerdings mitunter seine Schwierigkeiten, das Weideterrein für die Herden zu beschaffen; man mußte dieselben vielfach nach entfernteren Gegenden schicken und es kam vor, daß Staaten untereinander Verträge schlossen, welche den Bürgern des einen Landes gestatteten, die in anderen belegenen Weidplätze während einer bestimmten Zeit zu benutzen.

Was sodann die gewerbliche Thätigkeit oder das Handwerk anlangt,\*) so finden wir zur homerischen Zeit die Handwerker noch in einer Stellung, welche, entsprechend der oben dargelegten Auffassung jener alten Zeit über die körperliche Arbeit, durchaus nicht als verachtet oder geringgeschätzt erscheint. Es begreift sich das umso leichter, als ja die Götter selbst die Arbeit des Handwerkers nicht scheuen, indem Hephästos schmiedet, Athene webt; und so sehen wir auch die Heroen selbst, die Fürsten und Vornehmen, gelegentlich als Zimmerleute, Schreiner u. dgl. mit Hand anlegen und sich diesen oder jenen Gegenstand

\*) Vgl. W. Drumann, die Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom. Königsberg 1860.

ihres Haushalts mit eigenen Händen anfertigen. So findet man denn nirgends bei Homer eine Spur von Mißachtung gegen das Handwerk ausgesprochen. Freilich ist dasselbe damals auch noch sehr wenig entwickelt, und es ist nur eine kleine Zahl von Gewerben, welche direkt als Berufsarten angesehen werden können, Schmiede, Goldarbeiter, Zimmerleute, Steinmetzen u. s. w., während eine Menge von Hantierungen, die später einem bestimmten Gewerbe anheimfielen, im Hause durch Herren und Sklaven gethan wurden. — In diesen Verhältnissen trat nun, im Zusammenhang mit den oben kurz berührten politischen und sozialen Umwandlungen, eine sehr bedeutende Veränderung ein. Während nämlich Ackerbau und Viehzucht immerhin doch noch als eine Beschäftigung galten, welche auch der freie Mann betreiben kann, ohne sich selbst zu erniedrigen, da ja die eigentliche niedere Arbeit durch Sklaven oder Lohnarbeiter besorgt wird und der Bürger nur die Aufsicht darüber führt, gilt die Arbeit des Handwerkers mit jenem für uns unübersehbaren Ausdruck als „banausisch“. Es liegt in diesem Worte die ganze Verachtung des freien, von seinen Mitteln unabhängig lebenden Bürgers, welcher seine geistigen und körperlichen Kräfte dem Staate widmet, kurz des „Gentlemani“, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, gegenüber dem Mann mit der schwielen Faust, welcher mühselig in seiner Werkstatt schafft, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Nicht den reichen Besitzer einer für ihn arbeitenden, irgend ein Handwerk betreibenden Sklavenmenge aber traf der Vorwurf des Banausischen; der Fabrikbesitzer selbst brauchte ja nicht Hand anzulegen, er hatte dafür seine Werkführer und Aufseher: verachtet war der kleine Mann, der keine fremden Hände für sich arbeiten lassen konnte und selbst den Hammer schwang oder in der Walkgrube das Tuch bearbeitete. Umsonst, daß einsichtige Gesetzgeber die Bürger auf den Segen des Handwerks, auf die Ehrenhaftigkeit dieses Erwerbs hinwiesen; umsonst, daß in den Demokratien die politische Gleichberechtigung der Handwerker im Prinzip festgehalten wurde, daß der Handwerker

wie jeder andere Bürger in der Volksversammlung stimmen und reden durfte, daß es selbst verboten war, einen Bürger wegen seines Gewerbes öffentlich zu schelten; mochte auch in manchen Staaten, in denen die gewerbliche Thätigkeit einen bedeutenden Teil des Volkswohlstandes ausmachte, eine gemäßigtere Auffassung jenes scharfen Gegensatzes sich Bahn brechen, im allgemeinen blieb die Mißachtung des Handwerks doch bestehen, und umso mehr, als selbst die Philosophen dasselbe gewissermaßen nur als ein notwendiges Übel betrachteten. Man erkannte den Nutzen des Handwerks wohl an, aber man blieb dabei, eine solche Thätigkeit in der Werkstatt, am rauchenden Kamin oder in der dunstigen Stube, schicke sich eigentlich nicht für einen freien Bürger, das Streben nach Gelderwerb, welches damit verbunden, schädige den Geist, mache ihn roh und ungebildet; und so wird banausisch schließlich gleichbedeutend mit niedrig, gemein und dumm. Was Wunder, wenn selbst die Künstler, die ja im Handwerk wurzelten und mit geringen Ausnahmen ihre Werke auch gegen Bezahlung herstellten, in eine Reihe mit Schustern, Bäckern und Schmieden gestellt wurden! Es ist in der That zu bewundern, daß diese Geringschätzung des Handwerkes, welche sich in der Litteratur durchweg geltend macht, das griechische Gewerbe doch in seiner Produktionskraft und in der Vervollkommnung seiner technischen Leistungen nicht hat hindern können. Freilich giebt es zahlreiche Zweige darunter, welche in merkwürdiger Stabilität ohne jeden technischen Fortschritt Jahrhunderte lang auf dem gleichen Standpunkt verharren sind; aber trotzdem sind es nicht bloß die Luxusgewerbe, welche es im Altertum zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, obgleich allerdings gerade bei diesen, wo es nicht allein auf das praktische, sondern auch auf das künstlerische ankam, der angeborene Schönheitssinn des Hellenen immer siegreich durchbricht, sodaß es zahlreiche Produkte des antiken Kunstgewerbes giebt, mit denen selbst unsere heutige so fortgeschrittene Gewerbeteknik nicht rivalisiren kann. Ja, man möchte fast behaupten

ten, daß — wenn wir etwa absehen von Gewerben wie Bäckern oder Metzgern oder Walfnern u. dgl. — das griechische Gewerbe in jeder einzelnen Branche zum Kunstgewerbe wird, während heutzutage nur vereinzelt Zweige es sind, welche sich über das Handwerksmäßige hinaus zur Kunst erheben.

Der Betrieb des Handwerkes\*) ruhte theils in den Händen von Bürgern, theils in denen von freien Niedergelassenen (Metöken) und von Sklaven. Das Verhältniß, in welchem sich die arbeitende Bevölkerung unter diese drei Klassen verteilte, war freilich je nach Zeit und Art gleichfalls sehr verschieden. In Athen war die Zahl der Vollbürger, welche ein Handwerk betrieben, trotz der Geringschätzung des Standes, nicht klein; auch im Peloponnes war es nur Lakädämon, wo der freie Bürger sich von jedem Gewerbe gänzlich fernhielt, während in den anderen Staaten die Verhältnisse ähnlich wie in Athen und anderwärts gelegen zu haben scheinen. Einen sehr bedeutenden Bruchteil machten aber im Arbeiterstande auch die Metöken aus; zu den Zeiten, wo in Attika die Industrie am meisten blühte, scheint der größte Teil des Betriebes in ihren Händen gelegen zu haben; und daß in denjenigen Ländern, wo der freie Bürger sich vom Handwerk fernhielt, gerade die Niedergelassenen es waren, welche mit Hilfe von Sklaven den Gewerbebetrieb ausübten, könnte man, auch wenn es nicht ausdrücklich überliefert wäre, von selbst vermuten. Sklaven zur Arbeit hielt sich jeder einigermaßen besser situierte Handwerksmeister; reichere Kapitalisten legten ihre Gelder auch wohl in größeren Unternehmungen an, bei denen eine beträchtliche Zahl von theils eigenen theils gemieteten Sklaven irgend welches Gewerbe fabrikmäßig betrieb. Auf diese Sklavenarbeit und auf die dabei obwaltenden Verhältnisse kommen wir noch im nächsten Abschnitt zu sprechen.

\*) In geographisch-statistischer Hinsicht sind zu vergl. Büchsenenschütz, die Hauptstätten des Gewerbsfleißes im klass. Altertum, Leipzig 1869, und des Vf. Schrift: Die gewerbliche Thätigkeit der Völker des klass. Altertums, Leipzig 1869.

Von der Organisation des Handwerks wissen wir nur wenig. Kasten, für welche bestimmte Gewerbe gesetzlich vorgeschrieben gewesen wären, gab es nicht, wenige Ausnahmen abgerechnet, da allerdings an einigen Orten gewisse Beschäftigungen erblich waren, wie z. B. in Sparta die Röche und Flöten- spieler immer bestimmten Familien angehör- ten. Wo wir aber sonst Erblichkeit in Be- rufsarten finden, da ist es nicht gesetzlicher Zwang, sondern fand sich von selber, wie z. B. daß die Söhne von Bildhauern sehr oft ebenfalls Bildhauer wurden oder daß der ärzliche Beruf sich in gewissen Familien fort- pflanzte u. dgl. m. — Ebensowenig gab es in Griechenland die in Italien schon früh- zeitig ausgebildeten Innungen oder Zünfte; solche finden sich erst in römischer Zeit in Kleinasien hier und da vor. — In wie weit sich der Staat um das Gewerbe und seine Erzeugnisse bekümmerte, darüber haben wir nur einige wenige vereinzelte Nachrichten. Irgendwelche Beschränkungen des Gewerbe- betriebes scheinen nicht bestanden zu haben, etwa solche polizeiliche Vorschriften ausge- nommen, wie die in Athen bestehende, daß die Gerber und Käsehändler wegen des schlechten Geruches ihrer Werkstätten und Läden außer- halb der engeren Stadt ihr Geschäft betreiben mußten. Auch von Gewerbesteuern erfahren wir nichts; es gab wohl in Athen eine He- tärensteuer, in Byzanz zahlten Gaukler, Wahrsager u. dgl. ebenfalls eine Abgabe, aber daß die Handwerker in gleicher Weise herangezogen worden wären, wird nicht be- richtet.

Fig. 50.

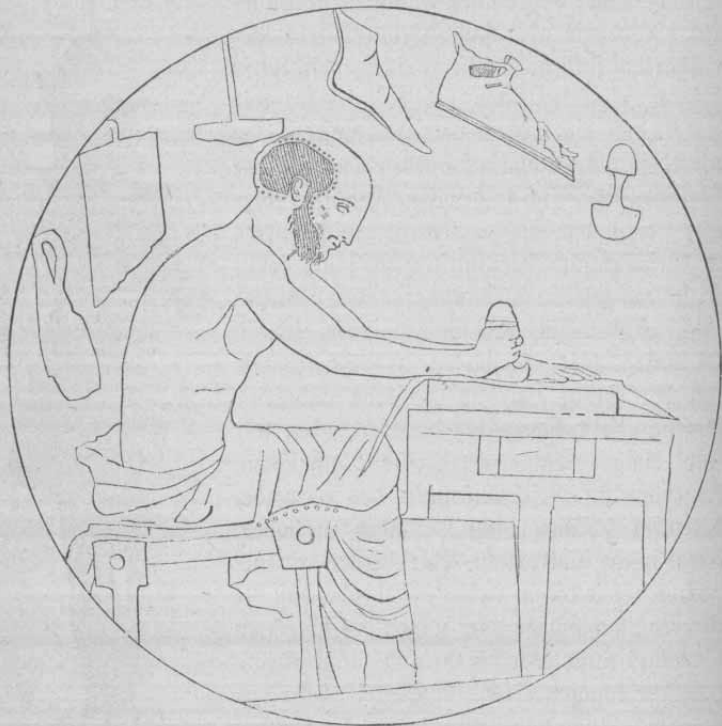


Handwerker in der Eromis.

Auf die einzelnen Gewerbe in technischer Hinsicht einzugehen,

würde hier zu weit führen.\*) Wir besprechen statt dessen einige dem Handwerkerleben der Griechen entnommene Darstellungen. Die Terrakotta Fig. 50 zeigt uns einen Handwerker in seiner gewöhnlichen Tracht, in der die rechte Seite freilassenden Exomis

Fig. 51.



Schuster.

und dem Pilos, der Filzklappe; welches Gewerbe er betreibt, geht aus der Darstellung freilich nicht hervor, da der in seiner Linken getragene Gegenstand undeutlich ist. Fig. 51 führt uns

\*) Hierüber handelt des Verf. Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griech. u. Römern. 4 Bde. Leipzig 1875—87.





Schusterwerkstatt.

einen ehrsamem Schuster bei der Arbeit vor; er sitzt auf seinem niedrigen Schemel vor dem Arbeitstisch und hält mit der Linken das, über ein Brett von Hartholz gelegte Stück Leder fest, welches er mit dem gebogenen Schustermesser (ein zweites solches hängt oben neben einigen Schuhen, einem Hammer und einigen Lederstreifen an der Wand) zu zerschneiden im Begriff steht. Ebenfalls in die Werkstatt eines Schuhmachers führt uns Fig. 52. Ein junges Mädchen läßt sich hier eben zu einem Paar Schuhe maßnehmen; sie ist zu diesem Behufe auf den Tisch getreten, damit der bärtige Arbeiter, der davor sitzt, an dem Leder, auf das sie sich gestellt hat, den Umriß der Sohlen vermerke. Der Schuhmacher hält in der Rechten den sogenannten Schusterhalbmond, ein Messer mit stark gebogener Schneide; der an der andern Seite sitzende junge Bursche hält ein Stück zusammengebogenes Leder, das vermutlich zum Oberleder für die Schuhe bestimmt ist, in der Hand. Ein weißhaariger Alter, vielleicht der Herr der Werkstatt oder der Vater des Mädchens, der dasselbe begleitet hat, steht, einen Auftrag erteilend, dabei; Werkzeuge, Modelle von Schuhen (Leisten), Lederstreifen und dergl. hängen an den Wänden herum. — Fig. 53, das Gegenstück zu Fig. 52, stellt eine Schmiede vor. Neben dem Herd, von dem nur ein Stück zum Vorschein kommt, kauert ein junger Arbeiter, der mit der in der Rechten gehaltenen Zange ein Stück Eisen auf den Amboss hält, auf welches ein anderer Arbeiter, der gleich jenem ganz unbekleidet ist, mit einem gewaltigen, in beiden Händen über den Kopf geschwungenen Hammer losschlägt. Zwei Männer im Himation, vielleicht Besucher der Werkstatt, sitzen auf niedrigen Sesseln dabei. Am Boden liegt ein Hammer und eine Zange; an den Wänden hängen teils Werkzeuge: Hämmer, Meißel, Drillbohrer mit Bogen, teils Fabrikate der Werkstatt, ein Schwert und eine Ranne.

In das Atelier eines Künstlers und eines Erzgießers versetzt uns Fig. 54. In Gegenwart zweier, auf ihre Stäbe sich stützender Männer im Himation sind zwei Arbeiter damit



Schmiede.



Fig. 54.

Erzgießerei.

beschäftigt, die unter einem Gerüst aufgestellte Kolossalfigur eines in angreifender Stellung dargestellten Kriegers zu ziselieren resp. zu überarbeiten; die Figur ist im übrigen ganz vollendet; dagegen ist bei einer zweiten, ebenfalls kolossaligen Figur eines zu Boden gefallenen, nackten Jünglings, welcher die Arme wie hilfesehend ausbreitet, der Kopf noch nicht angefügt (die Alten setzten namentlich die kolossaligen Erzfiguren meistens aus mehreren Stücken zusammen) und liegt neben der Statue am Boden, während ein Arbeiter mit einem Hammer an letzterer herumarbeitet, vielleicht um Unebenheiten des Gusses zu beseitigen. Diese zweite Figur scheint mit der ersten zusammen zu gehören und das ganze eine Kampfgruppe vorzustellen. Weiterhin sieht man den Ofen, hinter welchem ein Gehilfe halb hervorguckt; ein auf niedrigem Schemel hockender Arbeiter, der die bei Feuerarbeitern oft vorkommende, daher auch bei Hephästos gewöhnliche Kappe trägt, stochert mit einer langen, am Ende gekrümmten Stange die Kohlen im Ofenloche zu neuer Glut an, wobei ihm ein zweiter, auf seinen Hammer sich lehrender Geselle müßig zuschaut. An den Wänden hängt allerlei Werkzeug: Hämmer, Feilen, eine Säge u. dergl., ferner Modelle von Füßen und

Fig. 54.



Erzgießerei.



Vasenfabrik.

Köpfen, sowie Täfelchen mit Skizzen ganzer Menschen und Tierfiguren.

Nicht minder interessant ist die Fig. 55 dargestellte Werkstatt eines Vasenmalers. Wir sehen hier einen Jüngling, der im Lehnstuhle sitzend einen großen zweihenkligen Becher aus Knie genommen hat und denselben mit dem in der Rechten gehaltenen Pinsel zu bemalen im Begriff steht; neben ihm steht ein niedriges Tischchen, auf dem sich mehrere Töpfe mit Farbe oder Firnis befinden. Hinter ihm bemalt ein junger Bursche, der auch Farbertöpfe am Boden neben sich stehen hat, eine große Amphora; weiter rechts arbeiten ein zweiter Knabe und ein junges Mädchen an einem Krater und an einer anderen Amphora, während ein Krug und ein großer Kantharos am Boden stehen und andere Gefäße an der Wand aufgehängt sind. Athene, die Beschützerin der Künste, und Nike eilen herbei, die geschickten Arbeiter für ihren Fleiß durch Kränze zu belohnen.

Mit was für einer Art von Arbeit der prächtige Alte Fig. 56, eine Terrakottafigur aus Tanagra, beschäftigt ist, bleibt unsicher; er hat vor sich ein Brett, auf dem er hantiert, und einen kleinen Kof. Er ist bald für einen Bäcker, bald für einen Verfertiger von gegipften Anschlagtafeln, bald für einen Gerber erklärt worden; auch an einen Garföcher könnte man denken, der auf offener Straße sitzend irgend welches schnell bereitete Gericht über dem Kof brät, um es an die gewöhnlichen Leute, die oft ihre Nahrung von solchen hausierenden Garföchern einkauften, abzusetzen.

Schlimmer als die Lage der Handwerker war die der eigentlichen Lohnarbeiter, d. h. derjenigen Arbeiter, welche zwar freie Bürger waren, aber keine technische Fertigkeit gelernt hatten, um sich und den Ihrigen den Lebensunterhalt verdienen zu können, und die daher genötigt waren, sich zu schwerer körperlicher Arbeit zu verdingen. Nicht bloß Bürger, sondern auch Bürgerfrauen wurden oft durch traurige Vermögensverhältnisse

zu solchen niedrigen Berrichtungen als Tagelöhner in Mühlen oder bei der Feldarbeit auf dem Lande gezwungen; viele Lohnarbeiter arbeiteten als Lastträger im Hafen, halfen beim Ein- und Ausladen der Waren, trugen Steine bei Bauten u. s. w. Der Lohn war, schon wegen der Konkurrenz durch die Sklavenarbeit, sehr gering; mehrfach werden drei bis vier Obolen als Tagelohn genannt, wenn auch höhere Sätze vorgekommen sein

Fig. 56.



Garfoch (?)

mögen. Die Bemannung der Flotten, vornehmlich die Ruderer, pflegten sich ganz besonders aus dieser gesellschaftlich am tiefsten stehenden Klasse der sog. Thetes zu rekrutieren.

Die Handeltreibenden stehen in den Augen des Griechen im allgemeinen auf gleicher Stufe mit den banausischen Handwerkern. Es ist freilich ein Unterschied da; wenn der feingebildete, sich nur mit höheren geistigen Zwecken beschäftigende



Hellene den Handwerker geringschätzte, weil ihm seine körperliche Thätigkeit eines Freien unwürdig schien, so galt ihm der Kaufmannsstand als verwerflich, weil schnöde Gewinnsucht seine alleinige Triebfeder, Übervorteilung der anderen Menschen sein Streben sei. All der Nutzen und Reichtum, welchen der Handel so vielen griechischen Staaten gebracht hat, war doch nicht imstande, das Vorurteil gegen die mit Gelderwerb verbundene Beschäftigung zu vermindern; zumal der gemeine Mann war nicht imstande, zu begreifen, daß der Kaufmann wegen der ihm drohenden Gefahren des Verderbens oder gar des Verlustes seiner Waren, wegen der schwankenden Preisverhältnisse und schließlich doch auch wegen seiner eigenen Mühe genötigt war, einen höhern Preis für seine Waren zu fordern, als der ursprünglich von ihm bezahlte Wert derselben betrug; und daher war die Ansicht, daß das kaufmännische Gewerbe auf Gewinnsucht und Betrug begründet sei, so allgemein verbreitet, daß selbst ein philosophischer Geist wie Aristoteles unter dem Eindrucke dieses allgemeinen Vorurtheiles stand. Nun mögen freilich die griechischen Kaufleute den Ruf der Unredlichkeit, in welchem sie standen, in vielen Fällen wohl verdient haben; ihren Vorgängern, welche vorher den gesamten Handel in Griechenland in Händen gehabt hatten, den Phöniziern, hatte man Betrug und selbst Menschenraub und Piraterie nicht umsonst vorgeworfen, und manches davon mag an den griechischen Kaufleuten hängen geblieben sein. Zwar traf die Mißachtung des kaufmännischen Standes nicht alle in gleicher Weise; der Großhändler, welcher seine Waren von weit her einfuhrte und nur wenig mit dem Publikum in Berührung kam, wurde davon in geringerem Grade betroffen; in Handelsstaaten wie Agina und Athen gehörte ja ein bedeutender Teil der reichen Bürgerschaft diesem Stande an. Aber umso mehr traf der Vorwurf des falschen Maßes und Gewichtes, der Verfälschung der Waren, besonders der Lebensmittel, sowie allerlei betrügerischer Praktiken den kleinen Handelsmann. Man hört da dieselben Klagen, wie sie heute noch er-

tönen, daß der Weinhändler Wasser zusetze, der Tuchkaufmann die Stoffe künstlich herrichte, um sie solider erscheinen zu lassen, als sie sind, daß der Geflügelhändler die Vögel aufblase, damit sie fetter aussehen u. s. w. Am schlimmsten war der Ruf der Getreidehändler, welche ja auch heute noch nicht zu den Lieblingen des Volkes gehören.

Die Trennung zwischen Großhändler und Krämer scheint im griechischen Altertum noch etwas schärfer gewesen zu sein, als heutzutage, schon weil jene nicht bloß Kaufleute, sondern auch Seefahrer sind. Die Großhändler sind nämlich meistens gleichzeitig Rheder; sie holen auf ihren Rauffahrteischiffen ihre Waren selbst oder beauftragen damit einen zuverlässigen Diener. Das Schiff wird in der Heimat mit Waren beladen, welche man am fremden Ort, wohin man segeln will, abzusetzen hofft; natürlich erkundigt sich der Besitzer vorher, ob dort, wohin er sie schickt, ein geeigneter Absatzort für seine Waren ist, wie etwa die Privatverhältnisse stehen, ob Konkurrenz da ist u. s. w. Man war daher auch schon wohl darauf bedacht, die richtige Konjunktur abzupassen, und ließ es bisweilen selbst an künstlichen Manövern, um den Preis einer Ware in die Höhe zu treiben, nicht fehlen. Am Bestimmungsort angelangt, wurden die Waren öffentlich zum Kauf ausgestellt, wofür in großen Hafenplätzen eigene Bazars errichtet waren; dann übernahm entweder wiederum ein Großhändler die gesamten Vorräte auf einmal oder dieselben wurden in Parteien von Kleinhändlern erstanden; hierbei gab es auch bereits Kommissionäre oder Makler, welche gegen einen Anteil am Gewinn die Vermittelung zwischen dem Käufer und dem ortsfremdem Verkäufer übernahmen. Für den Erlös wurden in der Regel andere Waren gekauft, Landesprodukte meistens, welche daheim wieder mit Gewinn abgesetzt werden konnten; schon deshalb war man oft zu neuen Ankäufen genöthigt, weil das eingenommene Geld in der Heimat keinen Kurs hatte; attisches Geld nahm man freilich überall. — Nicht immer genügte es für den Kaufmann, einen einzigen Hafen anzulaufen; oft mußte er

weitere benachbarte Hafenplätze auffuchen, unterwegs kleinere Zwischenstationen mitnehmen, überall bald verkaufend, bald kaufend, und manchmal mochte die Ladung eines Schiffes wohl drei bis viermal erneut werden auf solcher Reise. Wahrscheinlich gaben sich demnach die Großhändler nicht gerade bloß mit bestimmten Waren ab, wie heute, sondern man nahm alles, was lohnenden Absatz versprach, Getreide, Wein, Öl, Honig, Felle, Wolle, Kleider, Thonwaren, Metallsachen, selbst Statuen und Bücher. Das Zahlungsmittel war, nachdem der noch zur homerischen Zeit übliche Tauschhandel wenigstens in den zivilisierten Gegenden aufgehört hatte (in manchen Ländern, z. B. bei den Anwohnern des schwarzen Meeres, blieb der Tauschverkehr freilich auch weiterhin noch bestehen), gemünztes Geld, wobei die Abrechnung, bei den verschiedenen Münzsystemen, welche im Altertum herrschte, nicht immer ganz leicht gewesen sein mag.

Ganz anders ist Stellung und Geschäft des Kleinhändlers oder Krämer. Derselbe geht nicht zur See, kaum über Land; meist betreibt er seinen Handel an einem und demselben Ort. Er bezieht seine Waren theils direkt vom Produzenten, theils vom Großhändler und hält sie in offenen Läden oder in Buden auf dem Markte feil; in größeren Städten gab es sogar für bestimmte Waren ganz bestimmte Standplätze oder Spezialmärkte, doch sind die an solchen Stellen Feilhaltenden häufiger noch als Produzenten zu fassen, wie als Kaufleute, und am Topfmarkte in Athen z. B. werden wohl wesentlich wirkliche Töpfer, welche ihre feilgebotenen Waren auch selbst fabriziert hatten, gefessen haben. Man muß daher zwischen Krämern, welche nur vom Handel leben und nicht selbst produzieren, und den gewerblichen oder landwirtschaftlichen Produzenten, welche ihre Waren selbst auf den Markt bringen, unterscheiden; letztere haben den Alten wohl kaum als Kaufleute gegolten, und der Haß, wo man von solchem sprechen kann, traf wesentlich jene Kleinhändler, welche ihre Waren zu möglichst hohen Detailpreisen absetzten. In kleineren Städten mögen die Verhältnisse allerdings vielfach

anders gelegen haben, als in den großen; denn da dort jedenfalls nur die hauptsächlichsten, für Nahrung und Kleidung notwendigen Gewerbe betrieben wurden, gewisse Gewerbszweige aber wenig oder gar nicht vertreten sein mochten, so mußten an solchen Orten viele Produkte durch die Vermittelung der kleinen Kaufleute von auswärts bezogen werden. Freilich ging der Kleinstädter wie der Landmann vielfach, wenn er seinen Bedarf decken wollte, nach der Hauptstadt, namentlich zu den großen, an bestimmten Tagen des Monats, besonders an jedem ersten, abgehaltenen Märkten; auch die Nationalfeste boten, wie oben erwähnt, Gelegenheit zu allerlei Einkäufen, indem damit eine Art Messe verbunden zu sein pflegte.

Die Marktplätze größerer Städte hatten meist bedeckte Hallen, in denen die Kaufleute und Händler ihre Waren aufstellten, ja mancherorts gab es solche Markthallen für ganz bestimmte Gegenstände, wie z. B. für Getreide, für Öle und Salben u. dgl. Abgesehen von solchen dauernden Verkaufsplätzen gab es aber auch leichtere, vorübergehend aufgeschlagene Verkaufsstände, welche zeltartig aus Rohrgeslecht oder Ruten und Leinwand hergestellt waren. Der Verkehr auf den Marktplätzen mag dem heutigen, so vielfach interessanten Marktleben des Südens sehr ähnlich gewesen sein; namentlich das laute Ausrufen und Anpreisen der Waren war auch schon im alten Griechenland üblich, auch das Überfordern von Seiten des Verkäufers, das Herabhandeln seitens des Käufers sind ebenso wenig der Neuzeit eigentümlich, als die anscheinend mit dem Gewerbe selbst untrennbar verbundene und zu allen Zeiten berückichtigte Grobheit der Hölzer- und Fischweiber. Auch der Hausierhandel, das Feilbieten herumgetragener Waren in den Häusern, wird mehrfach erwähnt und erstreckte sich namentlich auf den Vertrieb von Lebensmitteln.

Bildliche Darstellungen aus dem Handelsleben sind aus griechischer Zeit sehr selten. Wir geben hier in Fig. 57 ein Vasengemälde, welches zwar eine karrifizierte Behandlung, aber um

des Gegenstandes willen ein besonderes Interesse darbietet: ein (vermutlich sagenhafter) König Arkesilas von Kyrene, als Silphionhändler dargestellt. In Kyrenaika wuchs nämlich jene von den alten Gastronomen hochgeschätzte Silphionpflanze, welche einen hervorragenden Handelsartikel des Landes ausmachte. Wir sehen hier unter einem Zeltbaldach, dessen Tücher an Ringen befestigt sind, eine große Wage angebracht, an welcher fünf Männer mit dem Abwägen der theils auf den Wagschalen aufgehäuften, theils am Erdboden herumliegenden Waren beschäftigt sind. Die meiste Ware ist noch unverpackt; nur jene Arbeiter haben bereits große geflochtene Säcke damit angefüllt und während der eine den seinen noch zubindet, trägt der andere seinen Sack fort. Wägen und Verpackung erfolgt unter Aufsicht des dabei sitzenden Herrschers Arkesilas, der in der Linken sein Szepter hält, mit der Rechten einem vor ihm stehenden Arbeiter Anweisungen zu erteilen erscheint; seine Tracht ist teilweise wunderbarlich fremdartig. Ein Panther unter dem Sessel des Fürsten, eine Eidechse, ein Storch (oder Kranich), ein Affe und mehrere Tauben beleben das Bild und deuten teilweise wohl auch auf den Ort hin, wo die Szene vor sich geht. Unterhalb des Hauptbildes, wo man sich den Vorratskeller zu denken hat, bringen Arbeiter unter Aufsicht eines Mannes im Mantel fertige Ballen zu anderen, bereits dort aufgestapelten hinzugeschleppt.

Wir haben endlich noch der Geldgeschäfte zu gedenken, welche im Altertum bereits eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewonnen hatten. Die Kaufleute, welche sich mit solchen Geschäften abgaben, die Bankiers und Geldwechsler, hießen bei den Griechen Trapeziten, nach dem Wechseltisch, auf welchem sie ihre Geschäfte ursprünglich erledigten. Ihre Thätigkeit war im wesentlichen eine doppelte: abgesehen von dem eigentlichen Wechselgeschäft übernahmen sie die Anlage von Kapitalien und die Vermittlung sonstiger Geldgeschäfte. Sobald nämlich durch vermehrte Ausprägung von Geld und durch die Zunahme von Handel und Wandel größerer Geldbesitz in einzelnen Händen sich

vereinigte, mußte für diejenigen, welche ihre Kapitalien nicht in Waren oder Grundbesitz oder Sklaven angelegt hatten, der Wunsch entstehen, davon auf andere Weise Nutzen zu ziehen, und so entwickelte sich von selbst das Darlehnsgeschäft, indem der Kapitalist demjenigen, welcher Geld zu irgend welchem kauf-

Fig. 57.



Handel mit Silphion.

männischen Unternehmen brauchte, gegen Sicherheit und Zinszahlung solches auslieh. In dem in Gegenwart von Zeugen aufgenommenen Schuldscheine wurde die Höhe des ausgeliehenen Kapitals, der verabredete Zinsfuß, sowie die Zeit, auf welche das Darlehen gegeben wurde, verzeichnet. Zu größerer Sicher-

heit diente entweder die Bürgschaft, welche ein dritter für den Schuldner übernahm, oder die Verpfändung eines Gegenstandes, dessen Wert ungefähr dem der ausgeliehenen Summe entsprach. Man unterschied dabei wie heute zwischen Faustpfändern, als welche allerlei bewegliche Gegenstände: Vieh, Gerät, Sklaven u. s. w. dienten, und Hypotheken, welche theils auf bewegliche Dinge, namentlich Fabrikklaven, theils auf unbewegliches Eigentum ausgestellt wurden. Sehr gewöhnlich war ein solches Hypothekendarlehen im Seehandel, in den sog. Bodmereiverträgen. Der Großhändler, welcher von einem vermögenden Bürger Geld lieh, um damit ein bestimmtes Geschäft zu machen, verpfändete dem Gläubiger in einem Vertrage das Schiff, mit welchem er seinen Handel betrieb, oder die Waren, um welche es sich handelte, oder auch beides. Durch sehr genaue Bestimmungen hinsichtlich des Zieles der Reise, der Gattung der Ware u. s. w. suchte man sich soviel Sicherheit als möglich zu verschaffen; auch waren die Zinsen in solchen Geschäften sehr hoch, weil der Gläubiger Gefahr lief, durch Seesturm oder Piraterie oder ungünstige Konjunkturen sein Pfand ganz oder teilweise einzubüßen. — Auch auf Grundstücke wurden Hypotheken genommen und das Eigentumsrecht des Gläubigers daran durch steinerne Tafeln, welche auf dem betreffenden Grundstück aufgestellt wurden und den Namen des Gläubigers nebst Angabe der Schuldsomme enthielten, gewahrt. An manchen Orten wurden auch von Staatswegen Hypothekenbücher geführt, in denen sämtliche Grundstücke nebst Angabe der Hypotheken, die darauf lasteten, verzeichnet waren. — Der Zins war hier sowohl, wie bei anderweitigen Darlehen ziemlich hoch, was mit der Unsicherheit des Verkehrs und mit den in vieler Hinsicht noch sehr wenig entwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen jener Zeit zusammenhängt. Buchergesetze gab es nicht; wenn daher 10 bis 20 Prozent, bei Seezinsen auch noch höhere Sätze das gewöhnliche sind, so kommen doch Fälle vor, wo 36, ja 48 Prozent genommen werden. Freilich nicht ohne daß über Bedrückung Klage geführt wird.

Die Vermittelung bei solchen Geldgeschäften lag nun meist in der Hand der Trapeziten. Ihre ursprüngliche und häufigste Thätigkeit war das Umwechseln des Geldes, der verschiedenen Münzsorten, die durch den auswärtigen Handel in den Verkehr kamen, wobei sie ihren Gewinn in dem zu zahlenden Agio fanden. Außerdem aber liehen sie Geld aus, sowohl kleinere Summen als größere Kapitalien für Handels- und sonstige Geschäftsunternehmungen; und hier lag besonders ihr Anteil an den eben besprochenen Geldgeschäften. Vermögende Leute legten häufig ihr Geld bei einem solchen Bankier an, der ihnen dafür Zinsen zahlte und Sicherheit oder Bürgschaft leistete; er selbst lieh dann das Geld weiter an Geschäftsleute aus, wobei er dann, seines Risikos wegen, natürlich höheren Zins nahm, als er selbst zahlte. Aber auch wenn die Darlehung eines Kapitals von einem Kapitalisten an einen Kaufmann direkt geschah, nahm man doch oft die Vermittelung des Bankiers beim Abschluß des Vertrages in Anspruch; denn diese Geschäftsleute waren wegen ihres ausgebreiteten Verkehrs beim Publikum allgemein bekannt, besaßen bedeutende Geschäftskennntnis und genossen in der Regel, trotzdem manche als Wucherer verschrien waren und auch Betrügereien und Bankerotte vorkamen, doch ein solches Vertrauen, daß man sie gern bei Geschäftsverträgen zu Zeugen nahm, Kontrakte bei ihnen deponierte und auch wohl ihnen Gelder anvertraute, über welche man im Augenblick keine Verfügung treffen konnte und die daheim aufzubewahren nicht sicher genug erschien, wobei dann freilich, wenn das Kapital nicht arbeitete, der Bankier auch keine Zinsen zahlen konnte, im Gegenteil wohl noch irgend eine Summe für die Aufbewahrung sich zahlen ließ. Viele aber überließen auch ihr Geld dem Wechselr direkt zur Vermehrung seines Geschäftskapitals; und in welcher ausgedehnten Weise dies geschah, zeigt das Beispiel des zur Zeit des Demosthenes lebenden Bankiers Pasion, welcher bei einem Geschäftskapital von fünfzig Talenten (235 770 M.). elf Talente (51 870 M.) als von Privaten geliehene Einlage hatte.



## XV.

## Die Sklaven.\*)

Die gesamten sozialen und nationalökonomischen Verhältnisse des Altertums beruhen auf der Institution der Sklaverei und sind nur durch diese möglich; ja man kann sagen, das Sklavewesen ist so innig mit dem Leben des Altertums verwachsen, daß selbst die politische Entwicklung der alten Völker, sowie ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Industrie, wenigstens zu einem großen Teile nur durch das Vorhandensein einer zahlreichen Sklavenbevölkerung erklärlich sind. Diesen Zusammenhang näher darzulegen, müssen wir uns leider versagen; aber wir können bei dieser einschneidenden Bedeutung, welche das Sklavewesen für Altgriechenland gehabt hat, unsere Schilderung des griechischen Lebens nicht schließen, ohne einen Blick auf die eigentümlichen Verhältnisse dieser Klasse geworfen zu haben.

Die Einrichtung der Sklaverei ist in Griechenland uralte; es ist nicht möglich, ihren Ursprung nachzuweisen und schon in den frühesten uns bekannten Zeiten finden wir sie so eingebürgert, daß sie geradezu als Naturnotwendigkeit betrachtet wird, ein Standpunkt, den auch die ganze Folgezeit, und darunter die aufgeklärtesten Philosophen des Altertums, eingenommen hat. Wenn auch später bisweilen Stimmen sich hören ließen, welche das Naturgemäße der Institution bezweifelten, welche so etwas wie eine Ahnung von allgemeinen Menschenrechten zeigen, so bleiben dieselben doch ganz vereinzelt. Das Recht des Stärkeren hatte schon von den frühesten Zeiten an dazu geführt, daß die im Kriege Gefangenen, wenn sie nicht getötet oder ausgelöst wurden, die Sklaven der Sieger oder von diesen in die Sklaverei

\*) Wallon, *histoire de l'esclavage dans l'antiquité*, 2 éd. Paris 1879. Büchsenhüß, *Besitz und Erwerb*, S. 104—208.

verkauft wurden; und dieser in der homerischen Zeit ganz allgemeine Brauch bleibt auch in der historischen Zeit bestehen, und zwar so sehr, daß man nicht bloß bei Kämpfen von Hellenen gegen Barbaren darnach verfuhr, sondern bei den zahlreichen Fehden von Hellenen gegen Hellenen selbst die eigenen Landsleute zum harten Los der Leibeigenschaft zu verurteilen sich nicht scheute, wenn man auch später nur in Fällen besonderer Erbitterung so weit ging, sonst aber meistens es vorzog, gefangene Hellenen entweder auszutauschen oder gegen Lösegeld freizulassen. Abgesehen von den Kriegen war es vornehmlich der anfangs als keineswegs unehrenhaft betrachtete Seeraub, welcher das Material für die Sklavenmärkte lieferte; und obgleich später der Piraterie möglichst Schranken gesetzt wurden, hörte der Menschenhandel doch nie auf, da der Bedarf an Sklaven ja nicht bloß in Griechenland, sondern mehr noch in den orientalischen Ländern sehr bedeutend war.

In den historischen Zeiten waren die Sklaven in Griechenland allerdings zum weitaus größten Teile Barbaren, namentlich aus den Landschaften im Norden der Balkanhalbinsel und aus Kleinasien. Von den großen Sklavenmärkten, welche in den Städten am Schwarzen Meer und an der asiatischen Küste des Archipelagos abgehalten und nicht bloß von den Barbaren selbst, sondern auch von Griechen, namentlich von den sehr lebhaft Sklavenhandel treibenden Chiern, mit Menschenware versorgt wurden, bezogen die Sklavenhändler Griechenlands ihren Bedarf, um denselben daheim zum Verkauf zu stellen. In Athen waren besonders die am ersten jedes Monats abgehaltenen Märkte dafür bestimmt; da standen die Sklaven auf Gerüsten, damit die Kauflustigen sie von allen Seiten betrachten und untersuchen konnten; denn beim Ankauf kam es in den meisten Fällen auf fehlerlosen Körper und kräftige Glieder, welche zu schwerer Arbeit fähig waren, an, und deshalb mußten auch, wenn der Käufer es wünschte, die Sklaven entkleidet werden. Freilich waren gerade diese Sklaven, die lediglich um ihres kräftigen Körpers

willen gekauft wurden, die minder wertvollen; höher im Preise standen diejenigen, welche sich auf irgend eine Fertigkeit verstanden oder sich zu Vertrauensposten eigneten, und nicht minder wurden für hübsche Sklavinnen oder schöne Knaben recht bedeutende Liebhaberpreise gezahlt. So schwankten denn die Preise ungemein; zur Zeit des Xenophon zahlte man für einen gewöhnlichen Mühlsklaven, der also nur zur groben Arbeit sich eignete, eine halbe Mine (39,29 Mk.), sonst durchschnittlich 2 Minen (157,20 M.), bei Sklaven aber, die im Besiz technischer Fertigkeiten oder höherer Bildung waren, stieg der Preis auf fünf bis zehn Minen (Mk. 392,00—785,00) ja konnte selbst in Ausnahmefällen ein Talent (4715 Mk.) erreichen.

Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Sklavenbevölkerung machten die in der Sklaverei geborenen aus, d. h. die von einer Sklavin mit einem andern Sklaven oder mit ihrem Besitzer selbst oder mit sonst jemand erzeugten Kinder, welche in der Regel auch Sklaven wurden, es sei denn, daß der Eigentümer es anders verfügte. Wir haben freilich keinen Maßstab dafür, um zu berechnen, ob in Griechenland die Zahl dieser im Hause geborenen Sklavenkinder bedeutend war oder nicht; in Rom bildeten dieselben bekanntlich einen sehr großen Bruchteil der Sklavenbevölkerung, aber die Verhältnisse lagen in Italien vielfach anders als in Griechenland, und der römische Gutsbesitzer pflegte auf Vermehrung seiner Sklaven ebenso sehr bedacht zu sein, wie auf die des Viehstandes. Gegenüber diesen beiden Klassen der Sklavenbevölkerung, den durch Krieg oder Raub in die Sklaverei geratenen und den als Sklaven geborenen, kommt eine dritte Klasse nur wenig inbetracht. In früheren Zeiten nämlich konnten Freie auch auf ganz gesetzmäßige Weise in die Sklaverei geraten: Metöken z. B., wenn sie ihre gesetzlichen Obliegenheiten versäumten, und Hellenen selbst, wenn sie zahlungsunfähig waren, durften vom Gläubiger in die Sklaverei verkauft werden, eine Härte, welche durch die solonische Gesetzgebung in Athen beseitigt wurde, aber in einigen andern griechischen Staaten noch

fortbestanden zu haben scheint. Ausgesetzte Kinder wurden das Eigentum desjenigen, der sie aufnahm und erzog; viele Hetären oder Flötenspielerinnen waren auf solche Weise der leibeigene Besitz von Kupplern geworden.

Endlich ist bekannt, daß in einigen Ländern die ursprünglich dort ansässige hellenische Bevölkerung bei der Einwanderung fremder Stämme von diesen unterjocht und zu Leibeigenen gemacht worden waren, deren Stellung sich von der der gefauften Barbarenklaven nur in einigen Hinsichten unterschied. Derartige eingeborene Hörige waren die Heloten in Lakädämon, die Penesten in Thessalien, die Klaroten in Kreta u. s. w. Am meisten wird uns über Stellung und Behandlung der Heloten berichtet; nur müssen da freilich die Nachrichten der Schriftsteller mit großer Behutsamkeit aufgenommen werden, da dieselben ganz zweifellos stark übertreiben, wenn sie von der Grausamkeit berichten, mit welcher die Spartaner ihre Heloten behandelten. Allerdings ist es gewiß, daß das Los der Heloten in mancher Hinsicht ein trauriges war; in der beständigen Furcht, welche die an Zahl viel geringeren Spartiaten vor Massenaufständen der Heloten hatten, und in der furchtbaren Härte, mit der sie nicht nur wirkliche Aufstände unterdrückten, sondern selbst den bloß befürchteten entgegentraten, liegt der Beweis dafür, daß jene Nachrichten über die schlechte Behandlung der Heloten keineswegs jeglichen Grundes entbehren. Aber die Heloten thaten doch für gewöhnlich nicht im Hause der freien Bürger niedrige Sklavendienste, sondern bebauten ihnen die Ländereien und konnten, da sie nur einen bestimmten Teil des Ertrages an die Eigentümer abzuliefern hatten, den Rest aber für sich behalten durften, unter Umständen sich Vermögen erwerben, ja sich ihre Freiheit erkaufen. Man hört auch nicht gerade, daß der einzelne Spartaner gegen die ihm unterstellten oder zuerteilten Heloten besonders streng gewesen sei, vielmehr sind die meisten Fälle, welche uns von Härte gegen die Heloten berichten, solche, in denen die spartanische Staatsraison ein derartiges Verfahren zu for-

bern schien, und treffen nicht den einzelnen, sondern die Gesamtheit der Leibeigenen. Es kommt dies daher, daß die Heloten nicht, wie andere Sklaven, Privatbesitz jedes einzelnen Bürgers, sondern Eigentum des Staates waren, welcher sie einem bestimmten Grundstück und mit diesem auch dem jeweiligen Inhaber des Grundstückes zuwies, aber ohne daß letzterer dadurch Eigentumsrecht über dieselben erhielt. Die Heloten dürfen also keineswegs mit den gewöhnlichen Sklaven auf eine Stufe gestellt werden; sie sind vielmehr Staatsklaven, und eben darum besser daran, als die im Besitz eines einzelnen sich befindenden. Es ist übrigens sicher, daß man in Sparta neben den Heloten auch Privatklaven, namentlich für die persönliche Bedienung im Hause besaß.

Lage und Behandlung der Sklaven wechselt mit den Zeiten und war auch in den einzelnen Gegenden Griechenlands eine verschiedene. Ganz patriarchalisch sind auch hierin die Zustände des heroischen Zeitalters, und der Unterschied im Leben der Freien und der Sklaven nicht so sehr groß, wie später. Zuverlässige Sklaven beaufsichtigten ausgedehnte Güter und zahlreiche Herden, ältere Sklavinnen haben das ganze Hauswesen unter sich; oft sind sie mit den Inassen des Hauses eng verwachsen, von rührender Treue und Anhänglichkeit gegen die Herrschaft, mit der sie auf familiärstem Fuße leben und die leicht und ungezwungen in ihrer Mitte verkehrt. Ähnliche Zustände gab es in der spätern Zeit nur noch in abgeschlossenen Hirtenländern wie Arkadien, wo auch in der historischen Zeit noch die Sklaven beinahe wie Mitglieder der Familie gehalten wurden, mit der Herrschaft an einem Tische aßen und ihre Arbeiten wie ihre Erholung teilten. Sonst galten die Dorier für strenge Herren ihren Sklaven gegenüber, während die Athener mild und nachsichtig waren; ja man warf sogar den Athenern vor, daß sie ihre Milde zur Schwäche werden ließen, daß die Sklaven nirgends so frech wären, wie in Athen: sie führten freie Reden, wichen auf der Straße nicht einmal einem freien Bürger aus, tranken, veranstalteten gemeinschaftliche Mahlzeiten, hätten Lieb-

schaften u. s. w., ganz wie Freie. Daß diese Vorwürfe keineswegs ganz übertrieben sind, zeigen uns die im neueren attischen Lustspiel so häufig eine wichtige Rolle spielenden Sklaven, meist freche, verschmitzte Burschen, welche sich aus einer gelegentlichen Tracht Prügel nicht viel machen und stets dazu aufgelegt sind, ihrer Herrschaft einen Pöffen zu spielen oder mit dem lieberlichen Herrn Sohn gegen den strengen Papa zu intriguierten; und wenn trotzdem auch in Attika es sehr gewöhnlich war, daß Sklaven entliefen, und die Sklavenbesitzer deshalb oft durch strenge Beaufsichtigung, ja selbst durch Fesselung und Brandmarkung dies zu verhindern suchten, so hängt das damit zusammen, daß entsprechend dem so schnell von Extrem zu Extrem überspringenden Charakter der Athener nur wenige in ihrer Behandlung die richtige Mitte zwischen Strenge und Milde zu finden wußten, und sich daher, bei den oft unvermittelten Übergängen von weitgehendster Nachsicht zu grausamster Härte, ein wirklich auf Anhänglichkeit begründetes Verhältnis der Sklaven zu ihrer Herrschaft nur selten ausbildet, wenn es auch an Beispielen von hingebender Treue der Sklaven nicht fehlt und noch manche uns erhaltene Inschrift von solcher bis zum Tode dauernden Ergebenheit berichtet.

Fig. 58.



Sklave.

Die Rechte, welche das Gesetz dem Herrn über seinen Sklaven zusprach, gehen sehr weit. Er durfte ihn fesseln, in den Block schließen, zu strengster Arbeit, z. B. in den Mühlen,

verurteilen, ihn hungern lassen, brandmarken, durch Schläge, oft bis zum Äußersten des Ertragbaren, züchtigen, nur ihn direkt zu töten war ihm, wenigstens in Athen, verboten. Indessen hob man die schweren Strafen doch meistens nur für ganz besonders schwere Fälle von Widerseßlichkeit, Diebstahl u. dgl. auf; für gewöhnlich aber wurden die Sklaven ungefähr ebenso, ja vielfach vielleicht besser behandelt, als bei uns die Dienstboten. Sie erhielten von ihrem Herrn die gewöhnliche Kleidung der Handwerker und Arbeiter, die Exomis oder ein kurzes Armelegewand (vergleiche die Terrakottafigur Fig. 58), bekamen eine zwar einfache, aber nahrhafte Kost, vornehmlich Gerstenbrei und Hülsenfrüchte, zeitweilig Fleisch, als Getränk den billigen Landwein; sie hatten ihre besonderen Schlafgemächer, meist die der männlichen Sklaven von denen der Sklavinnen getrennt, ausgenommen wenn der Herr einem Sklaven es erlaubt hatte, sich eine Familie zu gründen und mit einer Mitsklavin gemeinschaftlich zu hausen. Freilich konnte das niemals zu einer gesetzmäßigen Ehe führen, denn der Sklave war ohne persönliche Rechte; der Besitzer war jeden Augenblick berechtigt, die Sklavenfamilie wieder zu trennen resp. einzelne Glieder derselben zu verkaufen. Dagegen durften sich die Sklaven oft, wenn sie sonst in der Lage waren, etwas zu verdienen, eigenen Besitz erwerben; sie arbeiteten dann für ihre eigene Rechnung und zahlten bloß eine bestimmte Abgabe an ihren Eigentümer, während sie die Überschüsse für sich behielten und, wenn dieselben die nötige Höhe erreicht hatten, sich damit die Freiheit erkaufte, falls der Besitzer bereit war, darauf einzugehen, wozu er freilich nicht gezwungen werden konnte. Noch günstiger war im allgemeinen die Lage der Staatsklaven. Für manche Berrichtung nämlich, welche ein Freier nicht gern übernahm, verwandte der Staat Sklaven: so waren z. B. in Athen der Henker, die Folterknechte, die Gefangenwärter, die Polizisten sämtlich Sklaven; dieselben hatten ihre eigenen, ihnen vom Staate angewiesenen Wohnungen, besaßen Eigentum und erhielten eine kleine Besoldung vom Staat, für

welche sie sich selbst zu beköstigen und zu kleiden hatten; sie durften sich auch durch anderweitige Arbeit Geld verdienen und konnten daher selbst zu einem gewissen Wohlstande gelangen. Da manche darunter, wie die athenischen Stadtpolizisten, eine Stellung hatten, die ihnen sogar gegenüber den Bürgern gewisse Rechte einräumte, so muß die Lage dieser Staatsflaven eine ziemlich unabhängige gewesen sein, wie auch die zahlreichen Tempelflaven die Härte der Knechtschaft weniger empfunden haben werden, als die im Besitz von Privatpersonen befindlichen.

Der Schutz, welchen der Staat den Sklaven angeheißen ließ, war freilich sehr gering, obgleich es damit nicht in allen Ländern gleich bestellt war. Namentlich in das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven mischte sich der Staat nur im äußersten Notfalle. In der älteren Zeit war der Eigentümer sogar Herr über Leben und Tod seines Sklaven, aber die spätere Gesetzgebung milderte diese Härte, und in Athen speziell durfte der Herr seinen Sklaven sogar dann nicht töten, wenn er ihn bei einem toteswürdigen Verbrechen ertappte, selbstverständlich Fälle der Nothwehr oder wo die Verhinderung des Verbrechens nur durch Tötung des Sklaven möglich war, ausgeschlossen. Hatte ein Herr, ohne sich darüber rechtfertigen zu können, einen Sklaven getötet, so wurde er dafür bestraft, aber allerdings nicht ebenso, wie wenn er einen Mord an einem Freien begangen hatte, sondern nur wie bei unvorsätzlichem Totschlage. Gegen zu arge Mißhandlung seitens des Herrn schützte einigermassen das Asylrecht, welches dem Sklaven gestattete, sich, wenn es ihm möglich wurde, zum Altare einer Gottheit zu flüchten, bei dem er wenigstens vorübergehenden Schutz fand; ja der Sklave hatte das Recht, wenn er von seinem Herrn zu arg geplagt wurde, zu verlangen, daß er an einen andern verkauft würde, und es scheint in der That, als ob der Herr sogar durch gerichtliches Verfahren dazu gezwungen werden konnte. Sonst kümmerte sich der Staat nur insofern noch um die Sklaven, als er denselben bestimmte Dinge, wie Teilnahme an gymnischen Übungen, Liebschaften mit freien



Knaben, Beteiligung an einzelnen Festen und Opfern und dergl. verbot. Besonders eigentümlich aber und bezeichnend für die Auffassung des Sklavenwesens ist die Einrichtung, welche bestand, wenn ein Sklave vor Gericht als Zeuge vernommen werden sollte. Da man den sittlichen Charakter des Barbaren, und noch dazu des unfreien, sehr gering anschlug und annahm, daß der Sklave nur unter direktem körperlichem Zwange dazu zu bringen sei, die Wahrheit zu sagen, so ließ man die Sklaven ihre Aussagen auf der Folter thun. Wenn in einem Prozeß die eine Partei die Zeugenschaft eines Sklaven der Gegenpartei verlangte, so konnte diese es allerdings verweigern; aber sie that es auf die Gefahr hin, daß ihr daraus ein Nachteil für den Ausgang des Prozesses erwuchs. Unter Umständen bot auch ein Herr seinen Sklaven freiwillig als Zeugen an. Erlitt dieser durch die Folterung, welche verschiedene Grade hatte und teilweise sehr schwer war, bleibenden Schaden an seinem Körper oder seiner Gesundheit, so durfte der Eigentümer Schadenersatz verlangen, vorausgesetzt, daß er nicht der Verurteilte im Prozeß war.

Was die Verwendung der Sklaven anlangt, so war dieselbe sehr verschieden, je nachdem ein Herr seinen Sklaven in seinem persönlichen Dienste oder Haushalte verwandte oder ihn zu landwirtschaftlichen oder gewerblichen Arbeiten benutzte oder ihn in fremden Diensten arbeiten ließ. Zu den im persönlichen Dienste des Herrn arbeitenden gehören zunächst alle Sklaven, welche mit den Geschäften des Hauses und mit der Bedienung und Wartung des Herrn und seiner Familie beschäftigt waren. Ihre Zahl richtete sich natürlich nach der Größe des Haushaltes; eine arme Familie mußte sich oft mit einem einzigen Sklaven behelfen — so arm war nur selten jemand, daß er gar keinen Sklaven hatte —, während in großen Häusern ein ganzes Heer von Sklaven ernährt wurde, die ihre bestimmten, oft nur geringe Leistungen erfordernden Ämter hatten. Da war der Thürhüter, die den Herrn oder die Familienmitglieder bei Ausgängen

begleitenden Sklaven, der Pädagog, die Zofe, der Koch, der Kutscher, Pferdeknechte, Wasserträger, Wollarbeiterinnen und andere mehr. Diese Menge von Dienern und Dienerinnen stand dann in der Regel wiederum unter besonderer Aufsicht eines Verwalters oder Haushofmeisters, welcher zwar ebenfalls ein Sklave war, aber ein ganz besonders zuverlässiger, welchem der Herr sogar oft soweit sein Vertrauen schenkte, daß er ihm die Schlüssel und seinen Siegelring anvertraute. Von ganz besonderer Wichtigkeit war das Amt eines solchen Verwalters auf den Landgütern, wo er die ganze Menge der für den landwirtschaftlichen Betrieb notwendigen Sklaven unter sich, ihre Beschäftigungen einzuteilen und zu beaufsichtigen hatte, wenn sich der Herr selbst damit nicht befaßte oder für gewöhnlich nicht auf dem Landgute weilte. Für Sklaven, die man auf derartige Vertrauensposten stellen konnte, wurden denn begreiflicherweise sehr hohe Preise gezahlt, und ihre Stellung war auch keineswegs mit der der gewöhnlichen Sklaven zu vergleichen. Dasselbe gilt von solchen Sklaven, die eine gewisse geistige Bildung genossen hatten und ihrem Herrn als Schreiber oder Vorleser Dienste leisteten, ja auch ihn bei wissenschaftlichen Arbeiten durch Anfertigung von Exzerpten u. dgl. unterstützen konnten; doch war das bei den barbarischen Sklaven der Griechen viel seltner, als bei den griechischen Sklaven der Römer. Auch durch technische Fertigkeiten konnten sich Sklaven ihren Herren in unmittelbarer Weise nützlich erweisen; so gab es in einem reichen Haushalt neben dem Koch wohl auch noch einen eigenen Bäcker für Brot und Kuchenwaren, ferner Weber, Walker, Sticker, denen die Herstellung der Kleidung oblag. Und wie auf dem Lande die Sklaven die Besorgung von Acker und Feld, die Pflege der Weingärten und Ölplantagen, die Hütung und Wartung des Viehes zu ihrer Aufgabe hatten, so ließ der Handwerker in seiner Werkstatt Sklaven arbeiten, die er entweder selbst in den nötigen Handgriffen unterrichtete oder die er als bereits in einem bestimmten Berufe ausgebildete gekauft hatte. Selbst Ärzte

hatten, wie früher erwähnt, häufig Sklaven zu Gehilfen in ihrer Praxis, und manche genossen ein solches Vertrauen ihrer Herren, daß sie sogar deren Stelle am Krankenbett vertreten durften.

Sehr gewöhnlich war es aber auch, daß Leute, welche nicht selbst Handwerker waren, eine Menge von Sklaven besaßen, die ein bestimmtes Gewerbe in fabrikmäßiger Weise betrieben. Die Sklaven ersetzten eben den Alten die Maschinen; da sie verhältnismäßig wohlfeil zu erstehen und zu unterhalten waren, so war die Einrichtung einer solchen durch Sklaven betriebenen Fabrik eine gute Kapitalanlage, namentlich wenn entweder der Besitzer selbst soviel vom Geschäft verstand, um die Oberleitung führen zu können, oder wenn er einen tüchtigen Aufseher oder Werkführer hatte. Für einen solchen Fabrikbesitzer fiel auch das Vorurteil, welches sonst den Handwerker traf, fort; Sklaven zu besitzen, welche durch ihrer Hände Arbeit Geld einbrachten, war keineswegs „banaußisch“, wenn man nur selbst seine Hände von Arbeit rein erhielt. So besaß z. B. der Vater des Demosthenes eine Messerfabrik, der des Sokrates eine Flötenfabrik, Uysias und sein Bruder eine Schildfabrik mit 120 Arbeitern u. s. w. Nicht immer freilich waren alle in solcher Fabrik beschäftigte Sklaven auch das Eigentum des Fabrikbesizers. Es kam oft vor, daß der Eigentümer der Sklaven, weil er sich auf den Geschäftsbetrieb nicht verstand, Haus und Hof einem andern verpachtete, der das Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr führte; oder wenn jemand unter seinen Sklaven zufällig einen besaß, der sich auf irgendwelche gewerbliche Fertigkeit verstand, so vermietete er denselben auf bestimmte Zeit und gegen ausbedungenen Lohn, der selbstverständlich nicht in die Tasche des Sklaven, sondern in die des Herrn floß, an einen Handwerker, der ihn gebrauchen konnte, resp. in eine größere Fabrik. Solche Vermietung von Sklaven fand namentlich auch beim Bergwerksbetrieb, der sehr viele Kräfte in Anspruch nahm, statt; wie es denn überhaupt eine ganz allgemeine Einrichtung war, daß man

Sklaven für kürzere oder längere Zeit, selbst auf Tage und halbe Tage mieten konnte, z. B. zu Feldarbeiten, häuslichen Verrichtungen, zur persönlichen Bedienung u. a. m. Auch unter den Hetären und Flötenspielerinnen waren ja sehr viele Sklavinnen der Kuppler und wurden von diesen auf Stunden, Tage oder Monate an irgendwelchen Liebhaber vermietet, ein Verhältnis, welches aus der alten Komödie hinlänglich bekannt ist. Endlich findet sich auch öfters der Fall, daß Sklaven, welche irgend einen Beruf erlernt hatten, mit ihrem Herrn das Abkommen trafen, ihm von ihrem Verdienste einen bestimmten Anteil zu zahlen, das übrige aber für sich zu behalten; solche lebten dann mitunter in eigener Wohnung und bestritten ihren Unterhalt selbst, konnten dabei auch leicht so viel verdienen, daß sie sich damit die Freiheit zu erkaufen imstande waren.

Die Freilassung eines Sklaven erfolgte auf verschiedenem Wege und es gab in den einzelnen Staaten abweichende Formen dafür; auch machte es dabei einen Unterschied, ob ein Sklave Privateigentum oder Eigentum des Staates oder eines Heiligtumes war. Für die Freilassung der Privatklaven gab es aber nicht, wie in Rom, eine bestimmte juristische Form; der Staat mischte sich weiter gar nicht darein, sondern verlangte nur vom Freigelassenen eine bestimmte Abgabe. In der Regel erfolgte der Akt der Freilassung, damit der Freigelassene auch eine gewisse Garantie für die Giltigkeit erhielt, vor Zeugen oder auch öffentlich in größerer Versammlung, im Theater, in Gerichtshöfen u. s. w. Sehr gewöhnlich war es ferner, daß ein Sklavenbesitzer entweder allen oder einem Teil seiner Sklaven testamentarisch die Freiheit schenkte, und zwar entweder unmittelbar mit Eintritt seines Todes oder in der Weise, daß der Sklave erst noch eine bestimmte Zeit im Dienste der Erben bleiben oder daß er für seine Freilassung aus seinem Erworbenen eine Abfindungssumme an den Erben zahlen mußte. Kaufte sich aber ein Sklave noch bei Lebzeiten seines Herrn los, so hatte man eine eigentümliche Form dafür, um diesen Kauf rechtsgiltig

zu machen, da ja eigentlich der Sklave nicht in der Lage war, einen rechtlich giltigen Vertrag abzuschließen. Die Form, deren man sich bediente, kennen wir vornehmlich aus delphischen Urkunden. Es wurde dabei nämlich ein Scheinverkauf vorgenommen; der Herr verkaufte den Sklaven gegen eine im Vertrag bestimmte Summe (die der Sklave selbst erlegte, wenn sie ihm der Herr nicht erließ) an irgend eine Gottheit, in Delphi also an Apollo, und zwar unter der Bedingung, daß er frei sein sollte, sobald er in den Besitz des Gottes übergegangen. Der Sklave wurde damit also nicht etwa Hierodule (Tempelsklave), sondern der Gott ließ ihn, vermutlich gegen eine kleine, an das Heiligtum entrichtete Gebühr, frei. Da diese Verträge in Gegenwart von Zeugen, zumal Priestern der betreffenden Gottheit, abgeschlossen und im Heiligtum deponiert wurden, so lag darin für den Freigelassenen die Sicherheit, daß er nicht etwa später von seinem früheren Herrn oder dessen Erben reklamiert und aufs neue unfrei gemacht werden konnte. Nur waren bei diesen Verträgen häufig noch Klauseln dabei, welche Verpflichtungen gegen den Herrn, so lange er noch am Leben war, oder gegen seine Nachkommen, oder Sorge für Bestattung und Grabmal des ehemaligen Herrn u. dgl. m. enthielten. Denn in den meisten Fällen trat der Freigelassene keineswegs unmittelbar mit seiner Freilassung außer alle Verbindung mit seinem früheren Herrn; da der Freigelassene selbst nicht Bürger war, so blieb der ehemalige Herr sein gesetzmäßiger Vertreter. Ja es kam nicht selten vor, daß bei der Freilassung die ausdrückliche Bestimmung in den Vertrag aufgenommen wurde, daß im Fall der Freigelassene kinderlos starb, die Hinterlassenschaft dem Freilasser resp. dessen Erben zufiel, was sogar mitunter bis auf die Kinder des Freigelassenen ausgedehnt wurde, wenn diese gleichfalls ohne Leibeserben verstarben. Oft genug mag es vorgekommen sein, daß, wie es seiner Zeit ja auch bei den Leibeigenen in Rußland nicht ungewöhnlich war, der Freigelassene reicher war, als sein Herr; und daraus erklären sich derartige Verpflichtungen, wie die erwähnten oder

daß der Freigelassene seinen Herrn bis an dessen Ende in Kost und Pflege nehmen mußte. Nur ganz ausnahmsweise kam es vor, daß ein Sklave zugleich mit der Freilassung auch das Bürgerrecht erhielt, wobei dann natürlich alle solche Verpflichtungen wegfielen. Es geschah das meist, wenn ein Sklave sich in besonderer Weise um das Vaterland verdient gemacht hatte, wie z. B. alle diejenigen Sklaven, welche in der Schlacht bei den Arginusen mitgekämpft hatten, die Freiheit und das Bürgerrecht erhielten. Anders lagen die Verhältnisse in Sparta, wo zwar auch die Heloten häufig von Seiten des Staates die Freiheit erhielten, namentlich auch Helotenkinder, welche zusammen mit Bürgersöhnen erzogen und unterrichtet worden waren, aber keineswegs das spartanische Bürgerrecht mit dieser Freilassung verbunden war. Nur bei Kindern, welche von Spartanern mit Helotenweibern erzeugt worden waren, ist es nicht ungewöhnlich, daß dieselben nicht bloß Freie, sondern auch Bürger wurden; die berühmten spartanischen Feldherrn Lysander, Gylippos, Kallikratidas waren Söhne von Spartiaten und Helotenfrauen.

Die Zahl der Sklaven im alten Griechenland zu berechnen ist nicht möglich. Wir haben eine Menge einzelner Angaben, aber dieselben reichen nicht aus, um auch nur annähernd einen Überschlag zu ermöglichen. Daß die Zahl außerordentlich bedeutend war, ist zweifellos; es war ein Beweis der höchsten Armut, wenn jemand gar keinen Sklaven hatte, und Aeschines konnte es als ein Zeichen von sehr bescheidenen Verhältnissen anführen, daß er bei einem Haushalt von sechs Personen nur sieben Sklaven besaß. Nimmt man zu diesen Hausklaven noch die vielen Tausende der auf dem Lande, in den Fabriken und Bergwerken beschäftigten, der Staats- und Tempelklaven hinzu, so unterliegt keinem Zweifel, daß die Menge der Sklaven die Zahl der freien Einwohner sehr beträchtlich überwogen haben muß. Der nachtheilige Einfluß dieses zum großen Theile barbarischen Theiles der Bevölkerung hat sich in sehr be-

stimmter Weise auf verschiedenen Gebieten geltend gemacht; und wenn auch in Griechenland derselbe nicht so deutlich am Tage liegt, wie in Rom, wo man die verderblichen Folgen der Sklavenwirtschaft klar vor sich hat, darf es doch ohne Bedenken ausgesprochen werden, daß an dem schnellen Herabsinken Griechenlands von seiner politischen und sozialen Höhe, an dem traurigen Bilde, welches Griechenland unter römischer Herrschaft darbietet, neben anderen Faktoren nicht zum wenigsten auch das Sklavenwesen Schuld trägt.

# Register.

- Ackerbau 146 ff.  
Agone 6 ff.  
Agonotheten b. d. Dionysien 75.  
Amphiktynen 22.  
Anker 143.  
Anthesterien 38 ff.  
Apobaten 27.  
Askolien 38.  
Athenische Feste 25 ff.  
Athenisches Kriegswesen 111 ff.  
Bankiers 170 ff.  
Beinschienen 115.  
Bewaffnung 114 ff.  
Blitz- und Donnermaschinen 64 f.  
Bodsoffer 37.  
Bodmerei-Verträge 172.  
Bogen 132.  
Bogenschißen 134.  
Bühnengebäude 57 ff.  
Charonische Treppen 65.  
Chiton der Schauspieler 90 ff.  
— der Soldaten 119.  
Choen 39 ff.  
Chor 67 ff.  
Choregie 73 ff.  
Choreuten 74 f.  
Chorlehrer 74.  
Chytren 41 ff.  
Dekorationen 60 f.  
Delphische Festspiele 19 ff.  
Demeterfeste 31 ff.  
Dionysische Künstler 78.  
Dionysosfeste 36 ff.  
Dionysostheater 52 ff.  
Dithyramben 37 f.  
Dramatische Aufführungen 37, 43.  
Dramen, heilige, bei den Eleusinien 34 f.  
Dreiruderer f. Trieren.  
Ekyktema 63.  
Eleusinien 31 ff.  
Ephedros 14.  
Epidaurien 33.  
Epinikien 17.  
Ergießerei 160.  
Euandria 28.  
Exomis 93.  
Fabrikklaven 184.  
Feste 1 ff.  
Festmahl 16.  
Festungskrieg 136 f.  
Folter der Sklaven 182.  
Frauen im Theater 102 f.  
Freilassung der Sklaven 185 ff.  
Garloch 164.  
Geldgeschäft 170.  
Gewerbe, Werthschätzung derselben 144 ff.  
Großhändler 167.  
Gymnische Kämpfe in Athen 26.  
— in Delphi 21 f.  
— in Olympia 6 f.  
Handel 165 ff.  
Handwerke 153 ff.  
Handwerkerklaven 182.  
Harnische f. Panzer.  
Heeresenteilung in Athen 112.  
— in Sparta 108 f.  
Hellanodiken 11, 15.  
Helme 122 ff.  
Heloten 177 f.  
Hieropoeen 29.  
Hippische Agone 7, 22, 27.  
Hippodrom 8.  
Hopliten 133 f.  
Hypotheken 172.  
Isthmien 4, 23 f.  
Kampfspreise 15, 23 f.  
Kampfrichter 11.  
— im Theater 104 f.  
Kaufleute 166 ff.  
Kerkides 55.  
Keule 131.  
Kleinhandel 168.  
Römische Masken 82 f.  
Komödie 68 f.  
Komödienzenen 96 ff.  
Komos 43.  
Kostüm der Schauspieler 78 ff.  
— der tragischen 78 ff.  
— der Iomischen 90, 93.  
— im Satyrspiele 90, 98.  
Kothurn der Schauspieler 93.  
Kriegsgefangene 175.  
Kriegswesen 105 ff.  
Kykoon 34.  
Lakedämonisches Kriegswesen 108 ff.



- Lampadophorie 28.  
 Landwirtschaft 146 ff.  
 Lanzen s. Speere.  
 Leichtbewaffnete. 134.  
 Lenäen 38.  
 Leinenkoller 122.  
 Lohnarbeiter 164 f.  
 Marken beim Theaterbesuch 103 f.  
 Marktverkehr 169.  
 Maschinen im Theater 63 ff.  
 Masken 79 ff.  
 Maultiere 151.  
 Mechane 63 f.  
 Messe in Olympia 19.  
 Metöken als Handwerker 156.  
 Mitra der Krieger 121.  
 Musik bei den dramatischen Aufführungen 70 f.  
 Musischer Agon 25.  
 Mysterien 31 ff.  
 Nahwaffen 127 ff.  
 Nationalfeste 4 ff.  
 Nemeen 4, 24 f.  
 Nomos, pythischer 20 f.  
 Olivenernte 150.  
 Olympien 4 ff.  
 Onkos 81.  
 Opfer 16, 20, 31, 32.  
 Orchestik im Drama 71 f.  
 Orchestra 48 ff., 56 f.  
 Panathenäen 25 ff.  
 Panzer 115 ff.  
 Parachoregema 77.  
 Parastenien 59.  
 Parodoi 53, 57.  
 Peltasten 134.  
 Periakten 62.  
 Pfeile 131.  
 Pferdezücht 150 f.  
 Pflügen 142 f.  
 Phallus der komischen Schauspieler 94.  
 Pithoigien 35.  
 Plattenpanzer 117.  
 Plemochoen 35.  
 Polemarch 113.  
 Pompe bei den Anthesterien 39 f.  
 — in Delphi 23.  
 — bei den großen Dionysien 42.  
 — bei den Eleusinien 33.  
 — bei den Panathenäen 29 f.  
 Preise im Theater 105.  
 Preisverteilung bei den Festen 15.  
 Prostenion 58, 61.  
 Prozession s. Pompe.  
 Publikum im Theater 100 ff.  
 Pyrrhische 27 f.  
 Pythien 4, 19 ff.  
 Regatten 28.  
 Reiterei 111 f., 134 f.  
 Rhabduchen 98.  
 Rheder 167.  
 Rinderzücht 151 f.  
 Ruderbänke 139 f.  
 Satyrmasken 82.  
 Satyrspiele 69 f., 93 f.  
 Schafzücht 152 f.  
 Schauspieler 67, 75, s. Kostüme u. Masken  
 Schiffe 137 ff.  
 Schilde 125 ff.  
 Schleuder 133.  
 Schleuderer 134.  
 Schmiede 160.  
 Schuppenpanzer 117 f.  
 Schuster 160.  
 Schutzwaffen 115 ff.  
 Schweinezücht 152.  
 Schwerbewaffnete s. Hopliten.  
 Schwerter 130.  
 Seehandel 167.  
 Seewesen 137 ff.  
 Segel 143 f.  
 Sitzplätze im Theater 53.  
 Silphionhandel 170.  
 Skene 58.  
 Skenographie 61.  
 Sklaven 174 ff.  
 — im Theater 103.  
 Söldnerwesen 113 f.  
 Speere 127 f.  
 Sporen 135.  
 Staatsklaven 180.  
 Streitart 131.  
 Streitwagen 107.  
 Stufen des Theaters 52 f.  
 Tetralogien 66.  
 Theaterwesen 45 ff.  
 Thetes 165.  
 Theologeion 64.  
 Theorien 4, 12.  
 Theorikon 101.  
 Thesmophorien 35 ff.  
 Thymele 56 f.  
 Tragische Masken 81 ff.  
 Tragödien 66 f.  
 Trapeziten s. Bankiers.  
 Treppen im Theater 55.  
 Trieren 139 f.  
 Trilogien 65.  
 Tritthenopfer 20.  
 Truhwaffen 127 ff.  
 Vasenmaler 164.  
 Viehzucht 150 f.  
 Vorhang 62.  
 Vorträge, öffentliche 17.  
 Wagen 7 f.  
 Wehrgehänge 130 f.  
 Weinfeste 36 ff.  
 Wettfahren 7.  
 Wettreiten 10.  
 Wurfgeschützen 134.  
 Wurfspieße 131.  
 Zecher-Wettkampf 40.  
 Ziegenzücht 152.  
 Zuschauerraum im Theater 50 ff.